

HANDBOUND
AT THE



UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

405
1
/

Die neue Rundschau

XXIII^{ter} Jahrgang der freien Bühne

1912

Band 2

55



Berlin / C. Fischer / Verlag



AP

30

N5

1912

817

H-4 7-9

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Richard Dehmel, Die Kette	1451
Henriette Feuerbach, Briefe an Frau Emma Dibbeck	937
Henriette Feuerbach, Briefe und Tagebuch	1246
Irene Forbes-Mosse, Die Wölfe	1123
Gedichte von Max Dauthendey, Alfred Henschke, Hans Kysler, Hans Reifiger	1739
Moriz Heimann, Die letzte Ohnmacht	1092
Hermann Hesse, Wandlung	1304
Annette Kolb, Das Exemplar 921, 1064, 1200, 1417, 1563, 1663	
Thomas Mann, Der Tod in Venedig	1368, 1499
Hans Reifiger, Der Vater	971
Jakob Schaffner, Die Geschichte vom Moschus	1275
Oscar H. A. Schmitz, Herr von Pepinster und sein Popanz	1709

Aufsätze:

Hermann Bahr, Selbstinventur	1287
Oskar Vie, Der Weg zum Figaro	1645
Arthur Bonus, Bankrott des Protestantismus?	1527
Otto Brahm, Der junge Kainz	1689
Arthur Eloesser, Frauenmemoiren	1441
Lucia Dora Frost, Strindberg	995
Ola Hansson, Erinnerungen an August Strindberg	1536, 1724
Moriz Heimann, Ein Dichter — ein Seher, Gerhart Haupt- mann zu Ehren	1489
Arthur Holitscher, Zwischen Pacific und Mississippi	954

Arthur Holitscher, Chicago	1098
Arthur Holitscher, Westlich von der Freiheitsstatue	1221
Karl Jentsch, Luther	897
Emil Ludwig, Genialität des Körpers	1589
B. Lawrence Frhr. von Mackay, Psychologische Probleme der chinesischen Revolution	1633
Julius Meier-Graefe, Edouard Manets Anfänge	1407
Franz Oppenheimer, Innere Kolonisation	1185
Karl Scheffler, Deutsches Kunstgewerbe	983
Werner Sombart, Der Luxus im Ancien Regime	1345
Ferdinand Tönnies, Deutscher Adel im neunzehnten Jahr= hundert	1041
J. v. Uexküll, Wie gestaltet das Leben ein Subjekt	1082
J. v. Uexküll, Wirkungen und Gegenwirkungen im Subjekt	1399
Emil Waldmann, Deutschrömische Landschaft vor hundert Jahren	1552
Stefan Zweig, Jakob Wassermann	1131

Rundschau:

Julius Bab, Verhaeren	1020
Oskar Bie, Die Dalcroziene	1162
Oskar Bie, Die Parsifalfrage	1601
Franz Clement, Von der neuen französischen Lyrik	1327
Otto Flake, Elsäffische Fragen	1146
Otto Flake, Fünf Romane	1758
Lucia Dora Frost, Menschen- oder Männerkultur	1743
Wilhelm Hausenstein, Maurice Barrés und der Greco	1755
Robert Hessen, Neues über Stoff und Kraft	1313
Moritz Heimann, Gelegentlich einer neuen Gotthelf-Ausgabe	1468
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch	

1029, 1174, 1332, 1473, 1619, 1765

Alfred Kerr, Lauchstädt	1167
Oskar Loerke, Die letzten Bücher Jakob Schaffners	1612
Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Suffragetten	1593
Carl Oppenheimer, Fleisch	1464
Felix Poppenberg, Bücher der Liebe	1320
Felix Poppenberg, Der Beobachter in der Modengalerie	1605
Daniel Ricardo, Thyffens Lebenswerk	1005
Daniel Ricardo, Der Milliardär	1460
Paul Rohrbach, Yuan Shi Kai	1306
Max Koloff, Die Genussi	1010
Samuel Saenger, Politik als Erlebnis	1452
Samuel Saenger, Viscount Haldane von Eloan	1016
Jakob Schaffner, Neue Epik	1156
Erwin Steiniger, Der Emanzipationskampf der Angestellten	1749

Anmerkungen:

Julius Bab, Der Strom	1484
Martin Beheim, Frankfurter Zeitung	1033
Alexander Besmertny, Die kleine Lüge	1181
Oskar Die, Ariadne auf Naxos	1774
Ernst Blas, Jüdinnen	1181
Arthur Bonus, Physisches als Merkmal für Geistiges	1774
Felix Braun, Ein Roman des Blutes	1037
Max Brod, Panorama	1342
Max Brod, Oskar Baum	1782
Fritz Burschell, Novellen von Paul Ernst	1780
Arthur Eloesser, Die Götter dürsten	1629
Otto Flake, Der deutsche Gedanke in der Welt	1479
Otto Flake, Wilhelm Ostwald	1632
Friedrich Glaser, Season in London	1039
Hermann Gottschalk, Das Recht des Schwächeren	1182
Willi Handl, Gefühlvolle Briefe	1482
Anselma Heine, Ein Meister der Beschränkung	1035

Arthur Holitschky, General Booth †	1486
Monty Jacobs, Paisiwers Studienbuch	1776
Robert Jacques, Briefe vom Land	1034
Carl Jentsch, Was ob	1337
Christian Morgenstern, Belegentliches	1783
Ditto Pick, Das letzte Weinen	1340
Felix Poppenberg, Vom Wehstuhl der Lagerlöf	1481
S. Saenger, Anthropometrische Pädagogik	1631
S. Saenger, Ferdinand Lassalle	1339
S. Saenger, Wilhelm Wundt	1179
Jakob Schaffner, Jakob Burckhardts Briefe an einen Architekten	1777
Kurt Singer, Shakespeare und der deutsche Geist	1627
Friedrich Stieve, Ein Buch über Peter Altenberg	1341
Felix Stöpingen, Der Weltfreund	1778
Emil Waldmann, Pilgerfahrten in Italien	1180

Luther von Karl Gentsch

Die mündig gewordenen Nordländer bedurften einer Gestaltung der Religion und des Kirchenwesens, die ihrer Volksart angemessener war als die ihrer romanischen Erzieher, und die Verflechtung der weltlichen in die Kirchenverwaltung mußte gelöst werden, besonders in Deutschland, wo die naturalwirtschaftliche Besoldung des Klerus ein paar hundert geistliche Fürstentümer geschaffen hatte. Es hat im frühen Mittelalter und auch noch im achtzehnten Jahrhundert einzelne vortreffliche geistliche Fürsten gegeben, aber wie nicht zum weltlichen Regiment berufen, so sind die Geistlichen dafür auch im allgemeinen nicht geeignet. Diese beiden Notwendigkeiten würden sich eingestellt haben, auch wenn nicht die Laster des Klerus, die Verschüttung des Christentums unter abergläubisches Zeremonienwesen und die finanzielle Ausbeutung der Völker durch die römische Kurie unerträglich geworden wären. Diese „Mißbräuche“ waren es, die seit 1400 eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern fordern ließen, um die man sich mit Konzilien und diplomatischen Verhandlungen bemühte — in Deutschland bei der Lahmheit des Reichsregiments vergebens. Nur ein Abfall des Volkes von Rom konnte helfen. Da lohnte Luthers unauslöschlicher Haß gegen Rom in den aufgehäuften Zündstoff hinein, und die Flammen des Brandes, der ganz Deutschland ergriff, verzehrten im Nu das morsche Gebäude römischer Herrschaft auf deutschem Boden. Und sein mit Titanenkraft ausgerüsteter eisenharter niedersächsischer Bauernschädel war stark genug, gegen den Widerstand der Großmächte wie der Schwarmgeister einen nicht sehr imposanten, aber zweckentsprechenden Neubau durchzusetzen. „Große historische Menschen sind solche, deren eigene Sonderzwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist.“ (Hegel.) Als Verkörperung des Weltwillens ist Luther jeder kleinlichen Kritik entrückt. Aber wer ihn nicht von dieser Höhe aus zu sehen vermag, dem bietet freilich seine massige Person nicht weniger breite Angriffsflächen dar als seine Lehre.

Irascibilitas haben die Scholastiker sehr gut den Trieb zur Überwindung

von Widerständen genannt. Den Lutherzorn erreicht kein anderer Zorn. Un orage est un argument comme un autre; un beau courroux sert à cacher un vilain tort. (Frau Emile de Girardin.) Bei Luther hatte er nur — dies aber sehr oft — Ratlosigkeit zu verhüllen und Zweifel an der Güte seiner Sache zu betäuben. Auch protestantische Theologen vermuten Psychose, und ein Wunder wäre es nicht gewesen, wenn er, immer aus einer unmöglichen Situation in die andre gestossen, den Verstand verloren hätte. Nicht bloß Feuer, sondern auch schmutzigen Schlamm hat dieser Vulkan in Strömen ergossen. Den einen der Körperteile, deren Namen verpönt sind, und seine ekelhaften Funktionen hat Luther so oft genannt, daß ihm darin nur Martial gleichkommt, in dessen Epigrammenbüchlein freilich diese Stinkblüten nahe beisammenstehn, während sie sich bei Luther über eine Reihe von Folianten verteilen. Und, was schlimmer ist, noch öfter wird der Teufel zitiert, der ihm bis an sein Ende zu schaffen machte. Diese Vorliebe für das böseartigste aller Sputzgebilde, die von den lutherischen Predigern übernommen wurde, trägt die Hauptschuld daran, daß sich von da ab der Hexenwahn zum Paroxysmus steigerte. Kaum hatte man den lieben Heiligen den Laufpaß gegeben, bemerkt Wolfgang Menzel einmal, so waren alle Teufel los.

Und nun seine Lehre, die Motivierung seines Hasses gegen den Papst! Nicht aus den Mißbräuchen war dieser Haß erwachsen, obwohl sie ihn schürten und Luther sie tapfer bekämpft hat, sondern aus seiner Gewissensangst, die zu erzeugen verdüsternde Jugendeindrücke und theologische Grübeleien zusammenwirkten, und die zu stillen er seine Rechtfertigungslehre erfand, sein „Evangelium“, das, meinte er, der Papst ihm grausamerweise vorenthalten habe. Die katholische Kirche lehrt: Adam hat durch seinen Ungehorsam die Gnade Gottes und mit dieser seine Heiligkeit und Gerechtigkeit für sich und alle seine Nachkommen verloren; das ganze Menschengeschlecht wäre ewiger Verdammnis verfallen, wenn nicht der Gottsohn durch seinen Opfertod die Schuld gesühnt hätte. Der einzelne Mensch aber wird nicht ohne eignes Zutun der Frucht dieses Opfertodes teilhaft. Die natürlichen geistigen Anlagen des Menschen sind durch den Sündenfall nicht verloren gegangen, sondern nur geschwächt worden. Er bleibt fähig, die Wahrheit zu erkennen und das Gesetz der Natur, seine Pflichten, zu erfüllen. Darum erkennt er, wenn ihm die frohe Botschaft verkündigt wird, seine Sündhaftigkeit und Gottes Vollkommenheit, sehnt sich, von der helfenden Gnade unterstützt, reumütig nach der Versöhnung mit Gott, und wenn er nun gläubig die Taufe empfängt, so wird ihm mit der heiligmachenden Gnade die Liebe samt allen Tugenden eingegossen. Er ist nun wiedergeboren, ein neuer Mensch, der, von Gottes helfender Gnade weiter gefördert, seinen Glauben durch die Liebe und gute Werke bewährt, wofür er den Himmel

zu erwarten hat. Doch ist ihm die Seligkeit nicht sicher; er kann in die Sünde zurückfallen. Zwar steht ihm dann, als zweite Rettungsplanke, das Bußsakrament zur Verfügung, aber wenn er nun noch öfter rückfällig wird, so ist es ungewiß, ob ihm grade in der Sterbestunde ein Priester nahe sein wird, der ihm die Absolution spendet. Die böse Begierlichkeit (Konkupiszenz) bleibt im Gerechtfertigten zurück, als Anlaß zu Kampf und Bewährung, ist aber an sich, wenn der Wille dem Gelüst nicht zustimmt, keine Sünde. Die Rechtfertigung ist also ein Prozeß, in welchem Gott und die Seele zusammen wirken.

Luther fand die heiligmachende Gnade weder in sich noch in der verwilderten Christenheit. Wir Heutigen mit unsrer erweiterten Völker- und Seelenkenntnis finden sie erst recht nicht. Wir sehen nicht übernatürliche Heiligkeit ausstrahlende Getaufte, und Ungetaufte, von denen es einige zu natürlicher Gerechtigkeit bringen, die meisten in Laster versunken sind, sondern wir sehen bei Getauften wie bei Ungetauften gute, mittelgute, schlechte und böse Menschen. Das höhere geistig-sittliche Niveau der christlichen Völker ist das Produkt einer edlen Rassenanlage und einer nicht mit Magie, sondern mit psychologischen Mitteln arbeitenden christlichen Erziehung. Diese Einsicht nötigt nicht, den Christenglauben preiszugeben. Geseit gegen den Vorwurf der Halbheit durch die Erfahrung, daß das Vernünftige immer in der Mitte zwischen zwei Extremen liegt, sage ich: die religiöse Bewegung, in deren Mittelpunkt Christus steht, hat die Kulturentwicklung entscheidend und zwar im großen und ganzen heilsam beeinflusst, in ununterbrochener Kontinuität von Jesaja im achten Jahrhundert vor Christus bis auf den heutigen Tag fortwirkend. Man denke nur zum Beispiel an die englischen Christlichsozialen, welche die erfolgreiche Agitation gegen die Fabrik- und Grubenkindergreuel eingeleitet haben, an die Verdienste, welche sich die Pfarrer beider Konfessionen in Deutschland um das für die Volksernährung hochwichtige bäuerliche Genossenschaftswesen erwerben, und an die in Bosnien beliebten Franziskanermönche, die der österreichische Politiker bei der dort zu leistenden Kulturarbeit nicht entbehren zu können glaubt. Dasselbe gilt ja wohl auch von der Mission in unsern Kolonien. Darum darf ich diese Religion eine Veranstaltung Gottes zum Heile der Menschheit nennen, ja auch eine Erlösung; denn sie hat die Kulturvölker allmählich vom polytheistischen Aberglauben erlöst und dadurch unter anderem den Grund zu den exakten Wissenschaften gelegt, indem der Begriff des Naturgesetzes den Glauben an die Einheit des Weltwillens voraussetzt — im polytheistischen Altertum sah sich die Denkarbeit vereinzelter Genies zur Unfruchtbarkeit verurteilt —; und diese Religion hilft jedem, der guten Willens ist, sich selbst aus der Sklaverei der Naturtriebe befreien, sein Leben nach der Vernunft einrichten und dadurch auch eine vernünftige Ord-

nung des Gesellschaftslebens anbahnen. Damit ist zugleich fürs Jenseits etwas gewonnen, da ja das jenseitige Leben nur die Fortsetzung des diesseitigen sein kann. Auf das Jenseits mußte Paulus, der von einer zukünftigen Kulturentwicklung keine Ahnung hatte, das Hauptgewicht legen. Die Erlösung, die geglaubt werden mußte, wenn sie eintreten sollte, dachte er sich zunächst als Befreiung von der Knechtschaft der Sünde und dann als Errettung der Gläubigen von der Verdammnis beim bevorstehenden Weltgericht. Aus diesen Voraussetzungen konstruierte er sein Erbsünd- und Erlösungsdogma. Dieses hat als Symbol biologischer und historischer Tatsächlichkeiten pädagogischen Wert, ist aber, wörtlich verstanden, die gräßlichste Gotteslästerung, weil es Gott zum wahnwitzigsten und grausamsten Tyrannen macht, in den Teufel verwandelt. Allerdings erst in der Ausgestaltung durch die späteren Theologen, welche die Hölle ewig dauern und ihr die ungeheure Mehrheit der Menschen verfallen lassen, während Paulus (1. Korinther 15, 26—28), wie auch noch Origenes, an die Wiederbringung aller Dinge glaubt. Was die Theologie Konkupiszenz nennt, ist weiter nichts als der Selbsterhaltungstrieb in seinen mancherlei Gestalten, dessen Befriedigung beim Menschen nicht, wie beim Tier, durch den Naturhaushalt geregelt wird, sondern von der Vernunft zu leiten ist.

Luther konnte so nicht sprechen. Ungläubige „Epikureer“ gab es seit dem ersten Aufdämmern der Renaissance genug (schon Dante findet ihrer tausend um den gottlosen Hohenstaufen herum im sechsten Höllenkreis eingefahrt); aber was gläubig war, das blieb im paulinischen Dogma befangen. Und Luther war der gläubigste und religiöseste aller Menschen. So gläubig, daß er, obwohl seinem schlichten Bauernverstande die Unvernunft des Apfelbißdogmas einleuchtete, daraus nicht dessen Falschheit folgerte, sondern die Pflicht, der Teufelsbure Vernunft den Hals umzudrehn. So religiös, daß selbst sein pecca fortiter! den Libertinern kein Unrecht auf ihn verleiht, denn er setzt hinzu: sed hinc, was besagen will, er lade zur Sünde nur ein, um Christo, dessen Gerechtigkeit die fehlende des Sünders ersetzt, die höchste Verherrlichung zu bereiten. Daß die päpstliche Lehre durch die Mitwirkung, die sie dem Menschen zumutet, und durch das Verdienst der guten Werke, das sie ihm zubilligt. Von und Christo die ihnen allein gebührende Ehre sämälern, war das, was seine Entrüstung, seinen Zorn zur Siedehitze entflammete. Weil er also daran verzweifelte, mit mönchischen Frömmigkeitsübungen und sonstiger Pflichterfüllung Gottes Wohlgefallen erringen zu können, erklärte er die Menschenmatur für grundverderbt, für unfähig, irgend etwas Gott Wohlgefälliges denken, wollen und tun zu können, die Konkupiszenz für Sünde, woraus folgt, daß die Sünde auch im Gerechtfertigten fort-dauert, und daß das, was an diesem Gott wohlgefällt, nicht des Menschen Gerechtigkeit ist, sondern allein die Gerechtigkeit Christi, die

des Menschen Ungerechtigkeit verdeckt und ihm zugerechnet wird. Daher auch sein Eifern gegen die Werke. Es sind damit nicht bloß die sogenannten guten Werke gemeint: Beten, Fasten, Almosengeben, Verzicht auf die Ehe, mönchischer Gehorsam, freiwillige Armut, sondern alle pflichtgemäßen Handlungen, sofern der Mensch sich einbildet, damit Gottes Wohlgefallen und den Himmel verdienen zu können. Ursprünglich meinte Luther nichts anderes als was die katholische Kirche lehrt; er glaubte jedoch, diese habe die richtige Lehre aufgegeben, und die herrschende schlechte Praxis sei offizielle Kirchenlehre geworden. Man erkennt das aus den deutschen Schriften seiner ersten Zeit, in denen er zum Volke sprach, wie es das Herz ihm eingab, besonders aus den Thesen und dem Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen. An diesem kann der Katholik höchstens auszufehen haben, daß die Liebe nicht gebührend hervorgehoben und dem eigenen Tun des Menschen auch nicht ein klein wenig Verdienst zugestanden wird. Erst im Streit mit den Gegnern nahm die Doktrin jene schroffe Form an, die auf reformiertem Boden, im Heidelberger Katechismus, ihren klassischen Ausdruck gefunden hat. „Frage 60: Wie bist du gerecht vor Gott? Antwort: Allein durch den wahren Glauben an Jesum Christum, also daß, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt und derselben keines nie gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohne all mein Verdienst, aus lauter Gnade, mir die vollkommene Vergebung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenkt und zurechnet, als hätte ich nie keine Sünde begangen noch gehabt, und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich nur solche Wohlthat mit gläubigem Herzen annehme.“ Auf die absolute Passivität des Menschen, im Gegensatz zu der eigne sittliche Anstrengungen fordernden Kirchenlehre, legte Luther in der Polemik das Hauptgewicht: gleich einem Gelähmten, der weder Hand noch Fuß rühren kann, soll der Mensch das göttliche Geschenk der Rechtfertigung empfangen. Jede selbständige Regung, jeder Versuch mitzuwirken, schien ihm das Heil zu gefährden, schien ihm Verbrechen; nur wenn er den erbarmenden Gott ganz allein wirken ließ, fühlte er sich geborgen, vor Verzweiflung geschützt, getröstet. Fiducialglaube ward zuletzt aus seinem Glauben; der Glaube: mich hat Christus gerettet, mich hat Gott um Christi willen gerechtfertigt, ich gehöre zu den Auserwählten, nicht zu den Verdammten. Übrigens sind die unzähligen Abhandlungen über den Gegenstand voller Widersprüche und schwanken zwischen der katholischen Lehre und der radikalen Ausgestaltung der seinigen. Bald tobt er gegen die guten Werke, gegen Moses, den ärgsten aller Henker, und gegen dessen Dekalog, bald lehrt er, Christus erlöse nur vom Fluch des Gesetzes, nicht von der Pflicht, ihm zu gehorchen, und aus dem Glauben des Gerechtfertigten

gingen, wie gute Früchte aus einem guten Baume, die Liebe und alle andern Tugenden nebst ihrer Betätigung in guten Werken von selbst hervor. Daß die Freiheit vom Gesetze ganz allgemein mißverstanden werde, daß der große Haufe über das „Evangelium“ herfalle wie eine Herde unreiner Tiere, darüber klagt und schilt er mit der ihm eignen Kraft des Ausdrucks. Als man den angerichteten Schaden besah, da wurde in Kursachsen die große Visitation durchgeführt mit Anweisungen für die Prediger, in denen Luthers Doktrin so gut wie aufgehoben erschien. Georg Ellinger hat das in seinem „Melanchthon“ ehrlich eingeräumt. Von der Doktrin selbst meint der genannte protestantische Literaturhistoriker: „Luther strebte danach, der Volksseele das zu geben, dessen sie bedarf (?), nämlich die aus dem Bewußtsein des eigenen Unvermögens fließende unbedingte Hingabe an Gott. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit, daß der Nation erst diese Weltanschauung eingeprägt wurde; sie allein gab Tausenden Kraft, die bevorstehenden furchtbaren Leiden zu überstehen und sich aus ihnen in unerhört kurzer Zeit wieder zu einer Höhe der Bildung emporzuarbeiten, welche dann auch die von Erasmus vertretene Geisteswelt aufzunehmen imstande war“. Daß Luthers Glaube Tausenden Stärke im Leiden verliehen hat, ist unbestreitbar, aber die Geistesblüte des achtzehnten Jahrhunderts ward durch den Bruch mit seinem Dogma ermöglicht.

Erasmus mit seiner Überzeugung von der Güte der Menschennatur und seiner Vorliebe für die alten Heiden war Luthern in der Seele verhaßt. Die Katholiken waren nicht bloß in der Theorie menschlicher als das Luthertum, sondern auch in deren Anwendung auf praktische Fragen. Auf dem vom Kaiser 1546 zu Regensburg veranstalteten Religionsgespräch behauptete der Karmelitermönch Eberhard Billik, jeder Mensch, der Gott nach dem Gesetze der Natur diene, könne selig werden. Darauf erwiderten die protestantischen Kollokutoren: sie hörten mit Verwunderung, daß die Katholischen Heiden wären, von Christo und christlicher Lehre nichts wüßten und hielten; wenn das ihr Glaube wäre, daß jemand ohne Erkenntnis Christi selig werden könne, so wäre dieses Disputierens nicht vonnöten und hinreichende Ursache, von dem Kolloquio aufzustehen. Sechs Jahre später kündigten auf dem Tridenter Konzil die Abgesandten der Protestanten ihre bevorstehende Abreise an mit der Motivierung, ein Franziskaner habe in einer Vorlesung gelehrt, auch Heiden könnten selig werden, und habe außerdem auch noch Luthern geschmäht.

Als das Anstößigste in Luthers Lehre erschien den Gegnern die Leugnung der Willensfreiheit. Darin hat er sich nun freilich als der tiefere Denker bewährt. Sein Beweis für die Notwendigkeit alles Geschehens ist grade vom theistischen Standpunkte aus wirklich nicht zu widerlegen. Wenn Gott allwissend ist, schreibt er in dem an Erasmus gerichteten Buche

De servo arbitrio, dann weiß er auch alles, was in Zukunft geschehen wird. Ist es erlaubt, anzunehmen, daß je etwas gegen Gottes Willen geschehen könne? Ebenso undenkbar, wie daß etwas geschieht, was er nicht vorhergesehen hätte, ist auch, daß das Vorhergesehene gegen seinen Willen geschehe. Geschieht demnach alles, als von Gott gewollt, mit Notwendigkeit, dann ist der Mensch lediglich ein Werkzeug in der Hand Gottes, wie die Säge in der Hand des Zimmermanns, der Stecken in der Hand des Vieh-treibers. Heutige psychologische Einsicht schlichtet den Streit dahin, daß der Wille weder indeterminiert noch blind determiniert, sondern durch Motive determiniert handelt. Anfangs sind des Menschen Willensentschliefungen das Produkt innerer Anlage und äußerer Beeinflussung; wenn Erziehung ihm einen Charakter anbildet, dann bekommt er den Motivierungsprozeß einigermaßen in seine Gewalt; seine Vernunft kann durch Selbsterziehung seinen Charakter vollenden und den edleren Motiven ein für allemal das Übergewicht über die unedleren sichern, welchen Zustand wir dann den der sittlichen Freiheit nennen. Auch Luther will nicht bloß in weltlichen Verrichtungen dem Menschen die Fähigkeit freier Entschliefung einräumen, sondern meint, sogar in Sachen der Heilswirkung dürfe man den Willen insofern frei nennen, als er, ohne äußern Zwang, immer seiner Natur gemäß handle, möge er nun, sich selbst überlassen, seiner bösen Natur gemäß Böses, oder von Gott gelenkt Gutes tun: er handle frei aus Notwendigkeit. Nur beschreibt er dann wieder diese innere Notwendigkeit mit so rohen Ausdrücken, daß sie in äußern Zwang umschlägt. Sic humana voluntas in medio posita est ceu jumentum; si insederit Deus, vult et vadit quo vult Deus; si insederit Satan, vult et vadit quo vult Satan, nec est in ejus arbitrio, ad utrum sessorem currere aut eum quaerere, sed ipsi sessores certant ob ipsum obtinendum et possidendum. In Wirklichkeit wird der Mensch weder von Gott noch vom Teufel geritten noch von beiden umstritten, sondern, solange er seiner selbst noch nicht mächtig ist, von entgegengesetzten Leidenschaften und Interessen sowie von den Meinungen, Lockungen und Drohungen seiner Umwelt hin und her gezerrt. Im tiefsten Grunde ist freilich Gott der Urheber alles menschlichen Handelns, wie er denn nicht bloß alle Gedankengänge der einzelnen und alle Völkerströmungen, sondern auch alle organischen Prozesse und alle Bewegungen des physikalischen Universums lenkt (Naturkausalität ist bloß eine tote Abstraktion von der Idee des lebendigen Gottes). Aber er hat dem Menschen relative Selbständigkeit verliehen, läßt ihn an der langen Leine schwimmen. Der Fehler aller Theologen und auch Luthers besteht darin, daß sie sich einbilden, die Art dieser Leitung beschreiben zu können. Das Geheimnis der Verknüpfung von Freiheit und Notwendigkeit ist gleich allen übrigen Welt-rätseln für den irdischen Menschen unlösbar. Zugänglich sind uns alle

Erkenntnisse, die wir brauchen. Wie Gott die Welt regiert, brauchen wir nicht zu wissen, denn wir kommen niemals in die Lage, ihn vertreten zu müssen; wir haben nur in der Welt unsere Pflicht zu erfüllen, ein jeder seine spezielle Aufgabe zu lösen, und die vermögen wir zu erkennen. Erkennbar — am deutlichsten bei historischen Personen — ist auch, wie die Gottheit durch äußere Umstände und Begebenheiten den einzelnen in die ihren Zwecken gemäße Lebensbahn je nachdem führt oder zwingt (*ducunt volentem fata, nolentem trahunt*) und dadurch auch seinen Seelenhabitus, sein Denken, Fühlen und Wollen beeinflusst.

Die Katholiken halten deswegen mit solcher Entschiedenheit an der Wahlfreiheit fest, weil deren Zeugnung Gott zum Urheber aller Handlungen, auch der bösen, macht. Ein Motiv, von dem sich schon Plato lebhaft bewegt gefühlt hat. (*Politie 379 B und C, 617 E.*) Luther glaubte der fatalen Konsequenz dadurch zu entgehen, daß er sagte, Gott wirke das Böse nicht unmittelbar in der Menschenseele, sondern durch den Teufel und durch andre, vom Teufel verführte Menschen. Aber der Teufel würde, wenn er existierte, doch eben auch Gottes Geschöpf und von ihm gewollt sein. Andremale gibt er zu, daß Gott das Böse unmittelbar wirke, um am Bösen, durch dessen Verdammnis, seine Gerechtigkeit zu offenbaren, was später Calvin mit noch unerschrockenerer Härte ausgeführt hat. Doch geht auch Luther so weit, zu fordern, der zur Verdammnis Prädestinierte solle sich darein finden, daß er ohne persönliches Verschulden, weil willenlos, verdammt werde. Kein Mensch dürfe mit Gott rechten wegen all des Harten und Schrecklichen, das in der Bibel offenbart werde; man dürfe das nicht hinwegdeuten, wie Erasmus tue, der von der Schrift nur gelten lasse, was dem Menscheninn gefällt, ihm nützlich oder wenigstens erträglich erscheint. Unerträglich wird der Gedanke, daß Gott auch das wolle, was der Mensch böse zu nennen pflegt, erst durch das Dogma von der Bestrafung des Sünders durch ewige Höllepein; der Anstoß schwindet, wenn die physischen und die moralischen Uebel als vorübergehende Entwicklungskrankheiten des Menschengeschlechts und als Erziehungsmittel angesehen werden.

Für den modernen Menschen existiert die Frage der Rechtfertigung nicht mehr; er zittert nicht vor der Hölle, sondern die Empfindung, die ihn, falls er an ein Jenseits glaubt, beim Nahen des Todes beherrscht, ist Neugier: Neugier, wie dieses Jenseits, von dem wir keine Vorstellung haben, gestaltet sein möge, und wie die Gerechtigkeit Gottes die Millionen entschädigen werde, die hienieden unverschuldet Qualen erduldet haben. Aber wer noch an das paulinische Dogma glaubt, der zieht selbstverständlich die humanere und Antriebe zum ethischen Fortschritt enthaltende katholische Fassung der ganz unerträglichen und gefährlichen der Reformatoren vor. Luthers Verdienst um die Rechtfertigungslehre beschränkt sich darauf, daß er den Prozeß

— ins Innere verlegt, wäre schon zu viel gesagt, da er sich ja auch für den Katholiken im Innern vollzieht, aber wenigstens — von priesterlicher Vermittelung unabhängig machte, von der Absolution im Bußsakrament. Wenn er die Taufe noch für notwendig erklärt, so ist das deswegen nur eine halbe Inkonsequenz, weil nach der alten Kirchenlehre auch Laien gültig taufen können. Immerhin bleibt es eine Inkonsequenz, wie die „Schwärmgeister“ richtig erkannt haben. Von aller menschlichen Vermittelung können allerdings nur Schwärmgeister die Erlösung unabhängig machen wollen, denn ohne menschliche Vermittelungen gibts überhaupt kein menschliches Leben; soll einer dem Evangelium glauben, so muß es ihm entweder gepredigt oder zum Lesen gegeben werden. Mit diesem Abstreifen der priesterlichen Vermittelung, die nicht beim Beichtstuhl stehen blieb, war nun allerdings sehr viel gewonnen: eine Befreiung, eine große Reduktion war vollzogen. Die christliche Religion war aus ihren Umhüllungen herausgewickelt, „aus einem weitwichtigen System von Leistungen, Büssen, Tröstungen, von strengen Sägungen und unsichern Lehrstücken, aus Magie und blindem Gehorsam“ gegen Menschensägungen (Harnack).

Damit kommen wir auf das Formalprinzip der Reformation. War das Materialprinzip, die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, reine Theologensache, so nötigte das Formalprinzip die Juristen und die Fürsten, ins Kirchenwesen einzugreifen. Luther wagte die kirchliche Lehrautorität zu stürzen, weil er der naiven Überzeugung lebte, die vom Papismus befreiten Seelen würden, innerlich vom Heiligen Geiste belehrt, allesamt den richtigen Sinn der Schrift gläubig erfassen; den richtigen, damit meinte er den Sinn, den er selbst gefunden hatte. Die Schwärmgeister, die, einen ganz andern Sinn findend, in Kirche und Gesellschaft das Unterste zu oberst kehrten, die Zwinglianer, welche die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl leugneten, zuletzt einige Antitrinitarier und „Epikureer“, nötigten ihn, die gestürzte Lehrautorität wiederaufzurichten und, da die bischöfliche Jurisdiktion vernichtet war, die Fürsten und die Stadtmagistrate damit zu betrauen. Ganz entschieden bekämpfte er, nachdem sein ursprüngliches Gemeindeideal: Gemeinden von Christen, die der Heilige Geist mit demselben Glauben und einerlei Gesinnung erfüllt habe, die Pfarrwahl durch die Stadtgemeinden: nicht „der Pöfel“, sondern der aristokratische Rat sollte entscheiden. In protestantischen Kreisen pflegt man, wie voriges Jahr wieder im Rathostreit geschehen ist, diesen Abfall Luthers von seinem Prinzip der freien Forschung zu beklagen; aber diesem Prinzip hat er niemals gehuldigt, konnte also auch nicht von ihm abfallen. Nicht den Abfall vom Prinzip hat das Jahr 1522 angebahnt und das Jahr des Bauernkrieges vollender, sondern beide Jahre klärten Luthern nur über seinen Irrtum auf, denselben Irrtum, in welchem Paulus befangen war, dem „der Geist“ seine geistvollste

Gemeinde beinahe (1. Korinther 14, 23) in ein Narrenhaus verwandelt hätte. Die Erkenntnis des Irrtums der apostolischen Zeit hatte die Umbildung der „charismatischen“ Verfassungslosigkeit in die hierarchische Verfassung zur Folge. Auch Harnack erkennt an, daß die moderne Gewissens- und Forschungsfreiheit Luthern fremd war. Ein Autokrat wie er schafft, absichtlich wenigstens, keine Freiheitsphäre um sich; wie Bismarck hat sich Luther sein Lebtag nur mit solchen Leuten vertragen, die ihm nicht widersprachen und seine Wege nicht kreuzten. Nicht das Freiheitsprinzip, sondern mystische Schwärmerei war es, was ihm sein Gemeindeideal eingab, dem er, weil bei ihm der praktische Verstand die Mystik überwog, sofort entsagte, als er sah, daß es Unheil anrichtete. Er verkoppelte demnach sein Formalprinzip, nach welchem nicht die Tradition, sondern das Schriftwort über den Glauben zu entscheiden hat, mit dem alten Glaubensbegriff: der Glaube ein Fürwahrhalten von Dogmen. Diesen hatte er nicht etwa aufgegeben, wie sich moderne Schwarmgeister einbilden, sondern nur hinter den Fiduzialglauben zurückgestellt, der die drei Dogmen vom persönlichen Gott, vom Gottmenschen und von der durch diesen vollbrachten Erlösung involviert und ein halbes Duzend neue Dogmen, die oben angegeben worden sind, hinzufügt. Jetzt also betonte er nachdrücklich, daß der Glaube an die in den ersten vier Jahrhunderten definierten Dogmen und sogar auch an das erst später formulierte von der realen Gegenwart Christi in der Eucharistie zur Seligkeit notwendig sei. Daß ein jeder in der Bibel finden dürfe, was ihm beliebt, war ihm niemals eingefallen zuzugestehen, jetzt aber, wo sich das „Evangelium“ in einen blutigen Fasching aufzulösen drohte, forderte er, daß die Obrigkeit ihr Schwert gebrauche und die Ketzer wie die Papisten entweder aus dem Lande jage oder ausrotte. Wie die germanische Bürgerfreiheit ihre Wiedergeburt nicht dem Protestantismus, sondern dem Bankerott des Absolutismus verdankt, (im Lande der großen Revolution war ja der Protestantismus ausgerottet) so ist auch die religiöse Forschungsfreiheit nicht aus dem Geiste Luthers geboren, sondern aus der Anarchie, zu der die Vielheit der lutherischen und der calvinischen Päpstein führte. Wo aber die täuferische Idee, die nach Troeltsch in dieser Befreiung wieder auflebte, sich durchsetzt, da hat alles Kirchtum ein Ende. Subjekte, von denen jedes etwas anderes glaubt, ja ein und dasselbe seinen Glauben oder Unglauben von Jahr zu Jahr ändert, können keine kirchliche Gemeinschaft, keine Glaubensgemeinschaft bilden. Gleichgestimmte religiöse Gemüter mögen örtliche Logen zu gemeinsamer Erbauung oder auch zu philanthropischen Zwecken gründen, aber an eine Landeskirche, an eine theologische Fakultät zur Ausbildung von Predigern, die doch nur vom Staat oder von einer Landeskirche erhalten werden kann, ist nicht mehr zu denken. Will eine solche Loge erbauliche Ansprachen haben, so müssen ihre nicht theologisch

gebildeten Mitglieder solche halten. Daß es ihnen ergehen werde wie den Quäkern, die manchmal vergebens warten, daß „der Geist“ einen aus ihrer Mitte zum Reden treibe, und nach mehrstündigem stillschweigendem Dasthen mit ungesättigter Seele in ihr Heim zurückkehren, ist bei der heut allgemein verbreiteten Redelust und Redefertigkeit wohl nicht zu befürchten. In der katholischen Kirche verursachten bisher religiöse Meinungsverschiedenheiten der Geistlichen untereinander, der Gemeindemitglieder untereinander sowie zwischen Pfarrer und Gemeinde schon deswegen weniger Schwierigkeiten, weil nicht die Predigt, sondern ein symbolisches Musikdrama den Hauptbestandteil des Gottesdienstes bildet, bei dem sich ein jeder denken darf, was er kann oder will. Diesen Vorzug der katholischen Kirche hat der gegenwärtige Papst vernichtet, der in vollem Ernste den Katholiken zumutet, allen Unsinn zu glauben, den verschrobene Theologengehirne, von Aberglauben und hierarchischem Interesse inspiriert, im Laufe der Jahrhunderte ausgeheckt haben, und der — zunächst allerdings nur den Geistlichen — mit einem inquisitorischen Folterapparat die eidliche Beteuerung abpreßt, daß sie diesen Unsinn nicht allein äußerlich bekennen, sondern auch innerlich glauben; so daß jetzt nur die Wahl bleibt zwischen einer Glaubensspaltung und jenem allgemeinen völligen Verzicht auf das Denken, der den geistigen Tod bedeutet. Um zu den Zuständen der evangelischen Kirche zurückzukehren: Sobald der Jugendunterricht in Frage kommt, versagt die beschriebene Logenfreiheit, denn irgendwer, eine Obrigkeit oder eine Gemeindemehrheit, muß bestimmen, welche Weltanschauung in den Schulen gelehrt werden soll. Bestünde der Staatszwang nicht, dann könnten wenigstens die Reichen in ihrem persönlichen Glauben ihre Kinder erziehen. Hätten wir das parlamentarische Regiment, und erlangten die Monisten die Mehrheit, dann würden sie die Unterweisung der Jugend in der päpstlichen Religion verbieten. Daß die Anderslehrenden verbrannt, geköpft oder landesverwiesen werden, kann allerdings heute wohl nicht mehr vorkommen, aber daß eine Kirchengemeinschaft durch ihre Organe, welche diese auch sein mögen, die Bedingungen der Mitgliedschaft bestimmt, das gehört zum Wesen jeder solchen Gemeinschaft. In Logen Gesinnungsverwandter können sich Christen auch mit Juden, Islamiten und Buddhisten vereinigen, aber eine solche Loge eine christliche Kirchengemeinde zu nennen, das wäre nicht einmal eine Unwahrheit, weil die Absurdität so offen auf der Hand liegt, daß die Lüge nirgends Glauben finden könnte.

Wenn Luthers Materialprinzip dem rohen Haufen Sprengung aller sittlichen Bande bedeutete, dem tieferen Gemüte mehr schrecklich als tröstlich klang, war das Formalprinzip — Verlegenheit. Natürlich ist ihm alles dieses bei Lebzeiten von seinen Gegnern reichlich gesagt worden, und es wird ihm wieder gesagt, seitdem im neunzehnten Jahrhundert das katholische Bewußt-

sein, das im achtzehnten eingeschlafen war, zu neuem Leben erwacht ist. Im Jahre 1832 erschien Adam Möhlers Symbolik, die in edler Sprache und mit tiefem philosophischem Verständnis den unannehmbaren Dogmen der drei großen Kirchengründer und der kleinen Sektierer die vernunftgemäseren, tröstlicheren und praktisch wirksameren katholischen gegenüberstellte. Das Recht des Protestantismus mögen Möhlers Kritiker (Baur, Marheineke und Nitzsch) erwiesen haben, von der Vernunft- und Schriftgemäßheit der reformatorischen Dogmen vermochten sie keinen Unbefangenen zu überzeugen. Daß das sola fide-Dogma heute noch Verteidiger findet, ist um so wunderlicher, weil die gesamte protestantische Welt vom Glauben überhaupt nichts mehr wissen will und vom Neuen Testament nur noch die zu guten Werken anregenden Moralsvorschriften gelten läßt, ja sehr geneigt ist, von allem Guten, was geschieht, dem Menschen alles, Gott gar kein Verdienst zu vergönnen. Dann veröffentlichte Döllinger von 1845 bis 1848 sein Werk „Die Reformation“, ein 2000 Seiten starkes Mosaik von Aussprüchen Luthers, seiner Jünger und Anhänger, sowie freundlich und feindlich gesinnter Zeitgenossen, denen sich noch Zeugnisse von Männern der folgenden beiden Generationen bis 1620 anreihen. Das so entstandene Bild ist nicht grau in grau sondern schwarz in schwarz zu nennen: die reformatorische Lehre unvernünftig, widerspruchsvoll, entsetzlich, ihre Wirkung allgemeine Verwilderung, Aufruhr, Gewalt Herrschaft, Verfall der Sitten, der Schulen und des um 1500 so fröhlich blühenden Geisteslebens. Den Glanzpunkt des Gemäldes — wenn man den schwärzesten Punkt so nennen darf — finde ich in dem Kapitel des zweiten Bandes, das „Andreas Musculus und die Satanspredigten“ überschrieben ist. Darin wird erzählt, wie die lutherischen Prediger die allgemeine Sittenverderbnis auf den Teufel zurückführten, das ganze Menschengeschlecht und speziell die Christenheit als völlig durchteufelt malkten. „Das ganze protestantische System drängte dazu“, schreibt der Verfasser nach der Anführung einiger Predigtproben, „daß die Einmischung des Satans in alle Verhältnisse, der Umfang, seine Macht in der Vorstellung der Menschen ins Unermeßliche erweikert und vergrößert wurde. Alles in diesem System mußte zusammenwirken, von frühesten Jugend an die Einbildungskraft und das Gedächtnis der Menschen mit Vorstellungen von der schrankenlosen Macht und dem unwiderstehlichen Andränge des Satans und seiner Geister zu erfüllen. Das ganze Leben und Bewußtsein der Menschen war jetzt mit einem dichten Neze dämonischer Vorstellungen umspinnen; bei jedem Schritt wähte man auf ein Werk oder einen verborgenen Kunstgriff des Teufels zu stoßen.“ Döllinger vergißt nur anzuführen, daß vor Luthers Auftreten die Organisation der Hexenprozesse durch die Hexenbulle und den Hexenhammer die Luft Germaniens mit dem furchtbaren Infektionsstoff des Teufelswahns verpestet hatte. Im Jahre 1861

hat er Luther „den gewaltigsten Volksmann, den populärsten Charakter, den Deutschland je befaßen“ genannt, und nach 1870 noch wärmere Töne zu des großen Reformators Lob gefunden, aber da war er ein Keger geworden und sein Lob Luthers galt den deutschen Katholiken nur als ein neuer Beweis dafür, wie tief er von seiner Höhe gesunken sei.

Dann kam (1876) Johannes Janssen. Ein Charakterbild Luthers hat er sich gespart; er überläßt es dem Leser, sich aus dem Material, das er ihm liefert, selbst eins zu formen. Auch ist es nicht die Darstellung der Geschichte des Reformationszeitalters, wodurch sein Werk so mächtig gewirkt hat, sondern die Schilderung der Zustände des deutschen Volkes vor dem großen Umsturz und nachher. Vorher ein Volk kräftiger, in behaglichem Wohlstande lebender, in humorvoller Laune sich ihres Lebens freuender, von Lebenslust überschäumender Bürger und Bauern, eine Wirtschaftsordnung, die (wie neuerdings Werner Sombart wieder einmal hervorgehoben hat) jedem den gebührenden Lohn seiner Arbeit zusichert, dafür sorgt, daß er seiner Arbeit froh und vor Ausbeutung geschützt werde, ein patriotischer Stolz auf die alle Nationen überragende Macht und Herrlichkeit des Deutschen Reiches, der vom Kaiser bis zum Handwerksgefallen alle Herzen schwellt; nachher sittliche Verwilderung, soziale Unordnung, Armut, Druck des fürstlichen Absolutismus, Verfall des von fremden Mächten verwüsteten Reiches. Als die Krone des früheren Glücks erscheinen die landständischen Verfassungen. „Sie sicherten dem Volke bis zum Ausgange des Mittelalters eine so ausgedehnte persönliche und bürgerliche Freiheit, wie man sie kaum in einer Republik des Altertums oder der Neuzeit antrifft. Dank diesen Verfassungen besaß die landesherrliche Gewalt damals noch keines jener Rechte, welche man später als Souveränitätsrechte zu bezeichnen gewohnt wurde: kein Gesetzgebungsrecht, welches sich willkürlich über wohl-erworbene Rechte hätte hinwegsetzen können; keinen Einfluß auf die Gerichtsbarkeit; kein Besteuerungsrecht; keine unter dem Namen der hohen Polizei versteckte willkürliche Staatsverwaltung; kein Recht, jemanden zum Eintritt in den Soldatenstand zu zwingen. Auch die Entscheidung über Krieg und Frieden lag rechtlich noch nirgendwo in der Hand eines einzelnen.“ Janssens Haupttrumpf sind die Aussprüche Luthers und Melanchthons, welche die Obrigkeiten auffordern, weltlichen Aufruhr und keßerische Schwarmgeistererei schonungslos mit dem Schwerte zu unterdrücken, den Untertanen aber jedes Recht bestreiten, tyrannische Maßregeln der Fürsten auch nur zu kritisieren — in ihrer Gesamtheit eine religiös motivierte Magna charta des Absolutismus. Was der Schüler des protestantischen Verfassers der Kaiserregesten (Johann Friedrich Böhmers) schilderte, war in der Hauptsache, von interessanten Einzelheiten abgesehen, nicht neu. Jakob Grimm, Giesebrecht, Ludwig von Maurer, Karl Wilhelm Nitzsch

hatten das Mittelalter richtig gezeichnet; Karl Lamprecht tat daselbe gleichzeitig mit Janssen, und zur selben Zeit beschrieben Georg Knapp und seine Schüler die Verschlechterung seiner Lage, die der Bauernstand vom sechzehnten Jahrhundert an erlitt. Aber diese Werke waren nur von Gelehrten studiert, und die beiden Menzel, die im selben Sinne (Wolfgang feuilletonistisch, Karl Adolf gründlich und mit philosophischem Tiefinn) für einen größeren Kreis schrieben, fast nur von Katholiken gelesen worden. Gewiß ist Janssen einseitig. Die tiefen Schatten, die dem glänzenden Bilde in der Wirklichkeit nicht gefehlt haben, zeichnet er viel zu schwach; er erweckt den Schein, als ob all dieser Glanz von der Kirche ausstrahle, während der größere Teil des Verdienstes der deutschen Volksart gebührt, und er verschweigt die Tatsache, daß die römische Kurie seit Jahrhunderten das wirtschaftliche, sittliche und Geistesleben der Völker mehr gestört, gehemmt und verdorben als gefördert hatte. Was das Wirtschaftsleben betrifft, so ist dessen Umwälzung zwar gleichzeitig und in Wechselwirkung mit der Reformation, aber unabhängig von ihr eingetreten (Marxisten sehen in der neuen Glaubenslehre den ideologischen Überbau der neuen Produktionsverhältnisse), und damit die Neugestaltung in geordneten Bahnen verlaufe, mußte der Absolutismus der unbrauchbar gewordenen Formen der alten Selbstregierung ein Ende und für den späteren Aufbau einer neuen Tabula rasa machen. Das also erfährt der katholische Leser nicht von Janssen, aber er bekommt immerhin ein ziemlich richtiges Bild vom späteren Mittelalter, während den Protestanten von ihren Popularisierern ein unwahres Zerrbild dargeboten oder aus den bekannten Phrasen vom finstern und gebundenen Mittelalter ein Nebelbild zusammengebraut wird. Bis auf den heutigen Tag werden die drei Charakteristika des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts: Justizgreuel, Versklavung des Bauernstandes und Absolutismus, mit Vorliebe „mittelalterlich“ genannt; zur Not, daß, seitdem unser Volk wieder politisch geworden ist, die Politiker wenigstens dem Absolutismus seine richtige Stelle in der Chronologie anweisen. Das Bewußtsein, von den zwei längsten Perioden der vaterländischen Geschichte die richtigere Vorstellung zu haben und die Gegner ob ihrer Unwissenheit auslachen zu können, gab den Katholiken Sicherheit und ein Gefühl geistiger Überlegenheit, das nicht wenig dazu beigetragen hat, die Zentrumsparthei zu kräftigen und zu festigen, an deren Sprengung jetzt der allzumilde Pius und die Fanatiker der Berlin-Trierer Richtung arbeiten.

Seitdem das Zentrum als eine reichstreue und staaterhaltende Partei anerkannt ist, mit der die Regierung zu rechnen hat und auf deren Bundesgenossenschaft die Konservativen angewiesen sind, bemühen sich seine Führer eifrig um einen modus vivendi mit dem gläubigen Teile der protestantischen Mehrheit und unterlassen Äußerungen, die deren religiöses

Gefühl oder die konfessionelle Empfindlichkeit verletzen könnten. Als der politische Schwäger Majunke das Märlein von Luthers Selbstmord wieder aufwärmt, wies ihn die Zentrums Presse zurück, und Herders Konversationslexikon behandelt Luthers Leben und Wirken in sehr gemäßigtem Tone; die Charakteristik des Reformators schließt mit den Worten: „In gewissem Sinne ist er allerdings ein Mensch von gewaltigen Dimensionen und Kräften, in dessen Brust zwei Welten miteinander ringen, ja, wenn man will, eine dämonische Größe; aber der Schluß ist doch nicht berechtigt, daß deshalb die Geschichte ihm, wie der Protestant Seeberg will, auch Untugenden von heroischem Charakter nachzusehen habe.“ Den ironisch gestimmten Zentrumspolitiker slog nun 1904 unversehens Denistles dicke Stinkbombe an die Köpfe. Dieser Dominikanermönch und päpstliche Archivar ist ein Gelehrter von Weltruf gewesen. Als er nach der Veröffentlichung des ersten Bandes seines „Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung“ starb, war soeben das Diplom fertig geworden, durch das ihn die Universität Cambridge zum Ehrendoktor zu promovieren gedachte; sein letztes Werk wurde darin mit den Worten: Martinum Luther, ab eodem ad fidem monumentorum depictum, erwähnt; und die protestantische Kritik mußte zugestehen, daß er die Kenntnis Luthers erweitert und vertieft habe. Doch auch die immensfeste Gelehrsamkeit vermag den historischen Sinn nicht zu ersetzen, und dieser fehlt dem ebenso gelehrten wie fanatischen Mönche. Seine Ansicht ist die in katholischen Kreisen hergebrachte. Luther war nur einer von den Tausenden, die damals aus selbstverschuldeter sittlicher Schwäche die Anforderungen des Ordenslebens nicht bloß überschwer, sondern unerfüllbar fanden. Er war nicht ohne gute Regungen und gehörte anfangs der Reformpartei an. Aber Hochmut, Rechthaberei und Eigensinn hielten ihn ab, das richtige Mittel zur Überwindung von Versuchungen: demütiges Gebet, zu gebrauchen; er unterlag seinen starken Begierden und so glitt er denn allmählich abwärts in die Strömung der Verkommenen hinein. Er machte die Erfahrung aller schlechten Mönche und Priester und zog wie sie den falschen Schluß: weil mir Enthaltensamkeit unmöglich ist, ist sie überhaupt unmöglich. Von dieser seiner persönlichen Erfahrung aus konstruierte er seine Theologie. Es sträube sich oft die Feder, Luthers Worte niederzuschreiben, aber es helfe nichts. Die Protestanten, ruft Denistle, sollen endlich einmal ihren Luther kennen lernen! „Ich meinerseits will mir von ihnen nicht den Vorwurf machen lassen, den sie gegen uns Katholiken fortwährend erheben, wir verschwiegen etwas. Nein, nein, ich sage alles!“ Und er sagt alles, nur einmal, auf S. 788, setzt er Punkte. Was aber den Vorwurf des Verschweigens betrifft, so ist doch damit gemeint, daß die Katholiken (wie übrigens jede andre Partei) die Schandflecken ihrer eignen Gemeinschaft zu verbergen pflegen. Wollte Denistle der ehrliche offenerzige Deutsche sein,

als den er sich geberdete, dann mußte er die Unsitlichkeit des Klerus schildern, die eine Hauptursache der Opposition gegen die Kirche war, und u. a. eine Blütenlese aus der pornographischen Literatur darbieten, die am Hofe der Renaissancepäpste wucherte. Luther ist oft unflätig, aber niemals lüstern, eher abstoßend als verführerisch. Sehr ausführlich zeigt der Dominikaner, daß Luther die großen Scholastiker, die er beschimpft, nicht gekannt, und daß er die katholischen Lehren von der Rechtfertigung, von den guten Werken, von den Klostergelübden teils nicht verstanden teils für seine Zwecke absichtlich entstellt habe. Was die Nichtkenntnis der Scholastik betrifft, so wäre es übel bestellt um das Heil der Seele, wenn sie erst 50 Jahre lang Folianten durchpauken müßte, ehe sie den richtigen Weg einzuschlagen vermöchte (nicht Fachgelehrte sondern Dilettanten machen Weltgeschichte, sagt Sam. Saenger sehr schön im Vorwort zu seinem John Ruskin), und Denifle verfährt nicht ehrlich, indem er den Gegensatz verschweigt, der zwischen der ursprünglichen gesunden Auffassung Luthers, wie sie sich in den Thesen und in den großen deutschen Reformschriften kundgibt, und der spätern theologischen Fassung seines Dogmas besteht. Das Mißlingen dieser Fassung läßt sich begreifen und verzeihen. Luther und Melancthon konnten, in wütenden Streit verwickelt und mit Arbeit überlastet, nicht eine so elegante, vorsichtig abgewogene Fassung zustande bringen, wie die in aller Bequemlichkeit arbeitenden Väter zu Trident. Und um die richtige Fassung, die damals überhaupt noch nicht gefunden werden konnte, handelte es sich gar nicht, sondern darum, den oben angegebenen großen Irrtum der katholischen Theologie aufzudecken und mit dem Wust aufzuräumen, der das, was ihre Lehre Gutes und Wahres enthielt, den Augen des Volkes verbarg. Möchte die Lehre von den Mönchsgelübden noch so heilsam und richtig gewesen sein — die ganze damalige Möncherei taugte nichts; sie mußte abgeschafft, die Hierarchie mußte gestürzt oder mit Gewalt reformiert werden. Die reformierte katholische Kirche hat dann auch wieder ein Ordensleben erzeugt, das sich bis heute manchen neuen Kulturaufgaben gewachsen zeigt.

Die Bestürzung und Verlegenheit im katholischen Lager war groß; man beilte sich zu beteuern, daß Denifles Auffassung keineswegs die schlechthin katholische sei. Nach Denifles Tode veranstaltete sein Ordensgenosse Albert Maria Weiß eine zweite Auflage des rasch vergriffenen ersten Bandes und gab den zweiten heraus, vorher eine Ergänzung: „Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende, kritische Nachprüfung der Untersuchungen Denifles.“ Für die gehässige Sprache Denifles macht er drei Entschuldigungsgründe geltend: erstens durch Krankheit verursachte Reizbarkeit; zweitens die Los-von-Rom-Bewegung, in der er eine ernstliche Gefahr für die Kirche sah, drittens die eigentümliche Polemik der Protestanten. Diese ist allerdings geeignet, einen

ehrlichen Katholiken rasend zu machen, indem zum Beispiel aus dem Schoße derselben Kirche, die mit dem Gottmenschen, mit dem Menschen Jesus und mit Gott aufräumt, den Katholiken, die alle Wände und Wege mit Kruzifixen tapezieren, vorgeworfen wird, sie entzögen Gott und Christo die gebührende Ehre und wendeten sie Menschen, der Maria und den Heiligen zu. Es sind ja wohl nicht ganz dieselben Personen, die das eine und die das andre tun, aber sie gehören doch vorläufig trotz Sachprozeß noch derselben Kirche an. Ein viertes, das Weiß zwar anführt, aber nicht als Entschuldigungsgrund, darf für den Hauptgrund der Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit der Polemik Denisles angesehen werden. Er hat einmal bekannt: „Ich kann Gott nicht genug dafür danken, daß er mit dem Glauben bewahrt hat; denn wäre ich nur ein wenig über die Grenze hinausgekommen, ich wäre bei meiner Natur nicht bloß liberal, sondern ein ganz verzweifelter Glaubensfeind geworden.“ Denisle, ein richtiger Tiroler Bauer, hat eben mit dem sächsischen Bauer Luther (einen harten Sachsen und einen Bauer nennt dieser sich selbst im Gegensatz zu dem weichen und feinen Melancthon) große Ähnlichkeit. Übrigens ist dieses „alles oder nichts“ bei Katholiken sehr häufig. Weil sie fürchten, radikale Atheisten zu werden, wenn sie auch nur ein Tüpfelchen vom römischen Credo aufgeben, flüchten sie sich vor sich selbst in den entgegengesetzten Radikalismus und werden fanatische Papisten. Dem Vater Weiß fehlt es zwar auch nicht an Fanatismus, hat er doch dadurch im vorigen Jahre die Verlegenheiten der Zentrumspartei nicht wenig vermehrt, aber er gewinnt es trotzdem über sich, von Luther ein Charakterbild zu zeichnen, das vom Denisleschen wohlthuend absticht. Es wird darin Luthers Gemütsreichtum anerkannt und unter anderem gesagt: „Luther war einer von jenen Charakteren, halb gutmütig, halb zornmütig, die von Zeit zu Zeit mit dem Dreschflegel auf andre los schlagen müssen, bald um ihre Weichheit zu verbergen, bald weil sie sich nicht anders der Gefahr der Ausbeutung durch andere erwehren können, oder weil sie keinen andern Weg finden, den sinkenden Respekt vor sich selbst zu retten, bald um ihrer üblen Laune Lust zu machen.“

Und jetzt kommt dem Dominikaner ein kluger Jesuit (Luther von Hartmann Grisar, S. J. Professor an der K. K. Universität Innsbruck; Freiburg im Breisgau, bei Herder, 1911) als Beschwichtigungsrat zu Hilfe. Womit nicht gesagt sein soll, daß er zu diesem Zwecke geschrieben habe. Ein grundgelehrtes Werk von 656 + 819 Seiten — ein dritter Band folgt nach — kostet viele Jahre Arbeit; es ist also sicherlich lange vor dem Erscheinen von Denisles Buch begonnen worden. Dem Verfasser, heißt es im Vorwort, „blieb unentwegter Grundsatz, daß bei geschichtlichen Studien niemals die religiöse Überzeugung des Schriftstellers irgendwie den Einfluß haben darf, die unbeugsamen Tatsachen der Vergangenheit zu verschieben, den Quellen nicht vollauf gerecht zu werden oder wirkliche historische Folgerungen klein-

herzig zu verleugnen. Aber darum durfte er es sich doch nicht auflegen, seine religiöse Anschauung zu verleugnen.“ Doch will er sie offenbaren, ohne die Gegner zu verletzen, und hofft, daß es die Konfessionen einander näher bringen werde, wenn beider Geschichtsschreiber sich ungeschminkter Objektivität befleißigen. „Ich weiß recht gut, und die langen Jahre, die ich in meiner konfessionell gemischten Heimat (im Rheingau) zugebracht habe, haben es mir lebhaft vor Augen geführt, wieviele höchst ehrenwerte Kreise innerhalb des Protestantismus eine ehrlich gemeinte Religiosität pflegen. Schon allein angesichts des Charakters dieser zahllosen Personen, wenn nicht angesichts der hochernsten Sache, mußte alles, was irgendwie einer Herausforderung oder Beleidigung ähnlich sehen konnte, als ein widerwärtiger Fehlgriff vermieden werden.“ Und in der Tat wird er Luther soweit gerecht, als es einem orthodoxen Katholiken möglich ist. Er zeigt, daß Luther nicht der verkommene Mensch gewesen ist, als den ihn Denifle geschildert hat: ein Mann, der so unglaubliche Arbeitslasten bewältigte, könne unmöglich ein Trunkenbold gewesen sein; geschlechtliche Ausschweifungen ließen sich nicht nachweisen. Lange kritische Exkurse werden der Beseitigung der Lutherlegenden gewidmet, nicht bloß der von den Verehrern gedichteten, sondern auch der katholischen. Aussprüche Luthers und Berichte über ihn, die ihn zu belasten scheinen, werden als harmlos erwiesen oder wenigstens harmlos gedeutet, Abweichungen Luthers von der Wahrheit nicht zu bewußten Lügen gestempelt, sondern als Illusionen oder Autosuggestionen entschuldigt. Sittlich lax allerdings sei er in Theorie und Praxis gewesen, weit entfernt von jener Heiligkeit, die man von einem Kirchenreformer fordern mußte. (Luthers weltgeschichtliche Aufgabe war nicht Kirchenreform, obwohl ihm auch eine solche verdankt wird, sondern er hatte den alten Staats- und Kirchenbau abzubrechen, um für Neubauten Raum zu schaffen. Grisar schließt die weltgeschichtlichen Folgen der Reformation von seiner Darstellung aus. Begrenzung der Aufgabe war sein Recht; aber wenn die weltgeschichtlichen Folgen nicht wenigstens kurz erwähnt werden, dann ist der in einen viel zu engen Rahmen gepreßte Luther nicht der ganze und darum auch nicht der wahre Luther. Unter den katholischen Heiligen gibt es übrigens sehr wunderliche, die wir uns als Vorbilder nicht gefallen lassen dürfen, und auch den liebenswürdigsten und verdientesten lassen sich in Menge weltgeschichtliche Werkzeuge Gottes an die Seite stellen, die, ohne Heilige im katholischen Sinne zu sein, nicht weniger verdient und verehrungswürdig sind.) Die erfreulichen Züge von Luthers Charakter und Leben: seine Familiengemütlichkeit, seine Wohltätigkeit, seine väterliche Fürsorge für die Studenten, sein Eifer für die Schulen, seine herzliche und die Herzen gewinnende Freundlichkeit werden gebührend hervorgehoben. Grisar erzählt vom Zauber seiner Persönlichkeit, seiner fesselnden Unterhaltung, von der gewaltigen Kraft und dem einschmeichelnden

Tone seiner Sprache, der religiösen Innigkeit, welche die besten seiner deutschen Schriften atmen, den guten und erhabenen Gedanken seiner amtlichen Kundgebungen; ja er meint, von einer Hochzeitspredigt, die Luther im Jahre 1531 gehalten, hätten auch katholische Prediger mit Ehren und mit Nutzen Gebrauch machen können, und es wäre ihnen dabei nur die Wucht von Luthers Sprache zu wünschen gewesen. In allen praktischen Dingen habe er, soweit sein „Evangelium“ nicht in Frage kam, ein gesundes Urtheil bewährt. Daß er seiner Kirche den Schatz der christlichen Grunddogmen übermittelt hat, wird ihm hoch angerechnet.

Aber natürlich: ein Gefallener, ein Abtrünniger, ein Keger bleibt er für den orthodoxen Katholiken. Indes läßt sich grade an einigen Ausführungen Grisars die Unhaltbarkeit des orthodoxen Standpunkts leicht nachweisen. Grisar glaubt, nur Hochmut und Eigensinn sei es gewesen, was Luthern die katholische Rechtfertigungslehre trostlos erscheinen, was ihn den darin liegender Trost verschmähen ließ. Aber Luther ist auch darin tiefer als seine Gegner: der katholische Trost bleibt ein Scheintrost, solange die katholische Kirche an der Ewigkeit der Höllestrafe festhält; und an dieser ist ihr viel gelegen, denn die Höllenfurcht ist ja, die den Gläubigen in den Weichstuhl jagt, wo er beim Priester kniefällig um die Absolution bittet; so wird der Priester unentbehrlich, und der Laie sein demütiger Untertan. Es nützt nichts, daß die Kirche lehrt, die Absolution könne durch eine vollkommene Reue ersetzt werden, solche Reue oder ein sündenloser Wandel erschließe nicht bloß den Irrgläubigen, sondern auch den ungetauften Juden oder Heiden die Himmelstür. Jene Reue, welche die vollkommene, jedes egoistische Motiv ausschließende Gottesliebe voraussetzt, ist ein psychologisch so schwieriger Willensakt (für alle, die nicht von Kindheit auf in die Gedankengänge christlicher Mystik eingeweiht sind, einfach unverständlich), daß man sie praktisch unmöglich nennen darf; nicht weniger unmöglich ist der sündenlose Wandel eines erwachsenen gesunden Menschen. Woraus folgt, daß von all den Milliarden Ungetauften und Akatholiken, die schon gestorben sind und noch sterben werden, höchstens ein paar Duzend Jugendmonstra selig werden können. Und da es doch auch unter den Katholiken genug Bösewichte und Lasterhafte gibt, von denen nicht wenige ohne Absolution sterben, so folgt weiter daraus, daß die Geretteten nur eine winzige Minderheit des Menschengeschlechts ausmachen, was ja auch die Kirchenväter (und Calvin) offen eingestanden haben. Wen aber vor dieser Erlösung, die für die ungeheure Mehrheit des Menschengeschlechts in eine ewige Folterkammer mündet, nicht Entsetzen ergreift, wer durch den Glauben daran (falls er nicht als Calvinist sich für einen Auserwählten hält) nicht wahnsinnig wird, der ist ein stumpfsinniger Klotz, oder — das ist das Gewöhnliche bei den Katholiken — er schließt die Augen und die Herzklappe und vertieft sich

nicht in das Dogma. Das ist ja ein Glück für die seelische Gesundheit des katholischen Volkes; die kalvinistischen Schotten fielen, allsonntäglich durch fünf- bis siebenstündige Höllenpredigten verängstigt, krankhafter Verdüsterung anheim. Luther war kein Oberflächlicher, sondern ging den Dingen auf den Grund und mußte aus der in diesem Winkel des Dogmengebäudes lauern- den Verzweiflung einen Ausweg suchen. Was er fand, war keiner: bis an sein Ende ist er aus Ängsten und Zweifeln nicht herausgekommen; aber er hat wenigstens die Nichtigkeit aller bisherigen Tröstungen aufgedeckt und an die gefährliche Stelle eine Warnungstafel gesetzt. Die Brutalität, mit der nach ihm Kalvin die sogenannte Erlösung in ihrer ganzen Entseßlichkeit verkündigte, hat dann, nachdem sie eine Zeitlang einen politischen Zwecken dienenden Fanatismus entzündet hatte, die Reaktion des gesunden Gefühls gegen die theologische Verschrobenheit eingeleitet.

Grisar meint, Luther habe das Zeug zum Reformator im katholischen Sinne gehabt; leider hätten ihn sein Eigensinn und seine ungezügelte Leidenschaftlichkeit zum Zerstörer gemacht. Grisar irrt da in einem wesentlichen Punkte. Als Reformator im katholischen Sinne hätte Luther gegen die in Grund und Boden verderbte Hierarchie und gegen die Wucht des historisch Gewordenen gar nichts ausgerichtet. Nur ihm war es zu danken, daß auch in der katholischen Kirche die seit Jahrhunderten vergebens angestrebte Sittenreform zustande kam. Karl Borromäus und Ignaz von Loyola hätten pro nihilo gearbeitet, wenn sich nicht die weltlichen Fürsten und das durch den großen Abfall zum kräftigen Einschreiten gezwungene Papsttum dieser Reformatoren bedient, deren Bemühungen, den verlotterten Klerus zunächst wenigstens äußerlich zu disziplinieren, mit ihren materiellen Machtmitteln zu Hilfe gekommen wären. Zum tridentinischen Reformkonzil mußte der Papst vom Kaiser gezwungen werden. Janssen und Grisar erwähnen, was Luthers Todfeind, der um eine katholische Reform eifrig bemühte Herzog Georg von Sachsen, oft gesagt hat: die Grundursache aller Übel sei der unkirchliche Eingang der Prälaten, womit er meinte, daß die hohen Kirchenämter nicht durch Wahl der Berechtigten oder durch eine weise und rechtschaffene Oberbehörde an die Befähigten und Würdigsten kämen, sondern vom Adel und den Fürsten zur Versorgung ihrer jüngeren Söhne benützt würden. Eine der Grundursachen war das in der Tat. Aber daß auf die Bußpredigt eines kirchlichen Reformators hin die Fürsten und der Adel freiwillig auf ihren Besitzstand, zu dem sie die Kirchenpründen rechneten, hätten verzichtet, die lebenslustigen vornehmen Kanoniker, Äbte, Bischöfe, Kardinäle sich in asketische Heilige und pflichtgetreue Seelsorger verwandeln sollen — welcher lebenserfahrene Mensch wird ein solches Wunder für möglich halten? Der Erzbischof von Salzburg, Cardinal Matthäus Lang, äußerte einmal: „Was wollt ihr denn an uns Pfaffen reformieren? Wir Pfaffen haben nie etwas

getaugt.“ Es blieb nichts übrig, als den zum Teil falsch konstruierten, zum Teil nicht mehr zeitgemäßen Bau allmählich abzubrechen; und Luther hat den Abbruch eingeleitet. Weil er hierzu berufen war, mußte er sich seines Berufes auch bewußt, mußte er von seiner göttlichen Sendung überzeugt sein. Darum hat Grisar unrecht, wenn er es Luther sehr übel nimmt, daß er sich für einen gottgesandten Propheten hielt.

Grisar klagt mit den anderen katholischen Autoren über die Gewalttätigkeiten, die bei der Einführung der neuen Lehre in den Städten vorfielen. Er hätte ihnen aber die weit ärgeren Gewalttaten gegenüberstellen sollen — Ranke erzählt sie ausführlich —, mit denen Fürsten und Bischöfe die Ausbreitung der neuen Lehre zu hemmen suchten. Jene Gewalttaten protestantischer Obrigkeiten steigerten sich nicht zu grausamen Hinrichtungen, und es litten nur einzelne darunter. (Die Leiden der Charitas Pirkheimer und ihrer Klarissinnen in Nürnberg hat Janssen gar rühlsam erzählt; der Leser bedauert zwar diese guten frommen Nonnen, sagt sich jedoch, wenn er verständig ist: *à la guerre comme à la guerre.*) Wie es gekommen ist, daß Luthern das Gros der städtischen Bevölkerung sofort zufiel, hat K. A. Menzel schon vor 90 Jahren sehr schön gezeigt. Er erzählt, daß Frankfurt a. O. im Jahre 1326 wegen Mißhandlung des Bischofs von Lebus mit dem Interdikt belegt wurde, die Bürger aber des so wenig achteten, daß sie 20 Jahre lang den Gottesdienst und die Sakramente mit Gleichmut entbehrten, und als nach Aufhebung des Bannes die Priester zurückkehrten, deren Amtshandlungen als Pöffen verlachten. Daran knüpft er die Bemerkung: „Die deutsche Sinnesart in ihrer natürlichen Entwicklung, wie sie sich im Bürgertum offenbart, war schon im Mittelalter protestantisch, insofern dieses Wort den Widerstand gegen das Streben bezeichnet, Religion und Kirche als Mittel und Form weltlicher Machtübung zu gebrauchen.“ Die gotischen Dome sind Schöpfungen mehr der Volkskraft und des Bürgerstolzes als des religiösen Sinns, der gotische Stil aber ist nach dem eminent sachverständigen Ruskin (bei Saenger S. 55) nicht „eine religiöse Sprache, etwa Mönchslatein in Steinen“, sondern der aus technischen Motiven entstandene profane und natürlich auch Kirchenbaustil der Zeit.

Daß Luther ganz unverblümt und nichts weniger als rigoros von sexualibus redet, findet Grisar sehr anstößig. Glückliche homerische Kinderwelt (das gesunde Knabenalter der europäischen Menschheit hat Herbart sie genannt), wo unschuldige Jünglinge zu Männern reiften, die in treuer Gattenliebe höchstes Erdenglück fanden! Wenn Zeus der Hera beizwohnte, erbebe die Erde in Wonnen und bedeckte sich — dem Paare zum Lager, mit duftenden Blumen (Ilias XIV, 347). Reichtum und Müßiggang erzeugten das Bedürfnis variierten und raffinierten Genusses, wilde Kriege lieferten Sklavenherden als Material dafür, das Wohl der Gesellschaft nötigte zur

Eindämmung der Zügellosigkeit durch asketische Theorien und gesetzliche Maßregeln. Den Ordnenden kamen orientalischer Tief Sinn und griechischer Scharfsinn zu Hilfe, jener den Leib entwertend, dieser ihn von der Seele scheidend. Man beginnt, ihn als den Ketzer der Seele zu hassen, nicht bloß seiner ekelhaften Verrichtungen, sondern des Leibes selbst sich zu schämen. Die Kirche hat sich redlich bemüht, den gnostischen Spiritualismus mit einer optimistischen Bewertung des Leibeslebens, die sie nicht dem Homer, sondern dem Alten Testamente entnahm, in Harmonie zusammenklingen zu lassen. Daß es ihr nur sehr unvollkommen gelang, wer darf sich darüber wundern? Auch der Neuhumanismus des achtzehnten Jahrhunderts hat die Harmonie nicht zustande gebracht („Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“), und die Moderne des neunzehnten hinterläßt auch auf diesem Gebiete nur ein Johwabohu. Darum aber darf man auch Luther keinen Vorwurf daraus machen, daß er, dem unerträglichem Widerspruch zwischen einer übermenschlichen Theorie und einem untermenschlichen Sittenzustande gegenübergestellt, für die Lösung der Schwierigkeit keine befriedigende Formel fand. Seine höchst unzarte Redeweise lag in seinem Naturell, und daß sie damals weniger Anstoß erregte als heut, daran war die Kirche nicht so ganz unschuldig. Man erinnere sich, daß Homers Sprache zart und züchtig ist, ebenso Platos und Ciceros (dieser hat sich die *verecundia Platonis* zum Muster genommen), und später in der christlichen Zeit wiederum die der ritterlichen Sängerkunst weltlicher Liebe, wenigstens die der besten. Dagegen hat schon Augustin von geschlechtlichen Dingen ausführlicher und deutlicher geredet, als seine theologischen Themen es forderten, und wie es später die Kasuisten getrieben haben, das ist bekannt. Daß die Literatursprache in dem Maße roh wurde, als derbe Bürger sie den feinen Rittern abnahmen (die selbst, aller „Hofezucht“ vergessend, im fünfzehnten Jahrhundert zu rohen Trunkenbolden entartet waren) hat die Kirche nicht gehindert, und ihre Diener, die berufenen Prediger der Keuschheit, forderten durch ihren Wandel jenen frechen Spott heraus, der die damalige Literatursprache färbte. Grisar behauptet, Luther habe die Sittenlosigkeit des Welt- und Ordensklerus übertrieben. Gewiß hat er das, ohne Übertreibung konnte er überhaupt nicht sprechen; die rühmlichen Ausnahmen hat er ignoriert. Aber wenn uns Grisar überreden will, diese Ausnahmen seien die Regel gewesen, und erst durch Luthers Umsturz sei die Sittenlosigkeit wirklich arg geworden, so unternimmt er eine ganz aussichtslose Mohrenwäsche; gegen die Berge von Zeugnissen, welche die Kulturgeschichte gehäuft hat, ist nicht aufzukommen. Aus den Akten eines rheinischen Archidiaconats, schreibt Grisar, ergebe sich, daß unter 450 bis 600 Geistlichen durchschnittlich nur fünf im Jahre wegen Vergehungen zur Verantwortung gezogen worden seien; würden solche Spezialuntersuchungen fortgesetzt, so würden sich die

allgemeinen Anklagen der Chronisten, der Sittenprediger und der Satiriker als Übertreibungen erweisen. Die Zahl der Anklagen und Prozesse jedoch hängt davon ab, wie die Disziplin gehandhabt wird. In einer Zeit, wo in manchen Gegenden die Gemeinden, um ihre Frauen und Töchter vor geistlichen Attentaten zu schützen, Pfarren nicht mochten, die keine Konkubine hatten, verbot sich Strenge in puncto sexti von selbst. Der Jesuit Duhr verzeichnet in seiner „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ folgende Äußerung des Pater Faber: „Es ist zu verwundern, daß es nicht zweimal und dreimal so viel Häretiker gibt, und zwar deshalb, weil schlechtes Leben notwendig zum Unglauben führt. Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht; die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen.“ Sein mönchisches Vorurteil verleitet den Pater Grisar zu der Torheit, es höchst anstößig zu finden, daß sich Luther gerühmt hat, durch Aufhebung des Zölibats und der Klostergelübde gleich Abraham ein Vater ganzer Völker geworden zu sein. Ranke schreibt: „Der Stand der verheirateten Pfarrer wurde eine Pflanzschule für Gelehrsamkeit und Staatsbeamte, der Kern für einen gebildeten Mittelstand; durch die sorgfältigere Erziehung, welche die Ruhe des Landlebens möglich macht, und zu der die geistliche Würde noch besonders auffordert (wo gäbe es überhaupt ein glücklicheres Milieu für Kinder als das ländliche Pfarrhaus?), ist es geschehen, daß die ausgezeichnetsten Männer aus seiner Mitte hervorgingen. Daß die Klöster verfielen und ihre Bewohner dem bürgerlichen Leben zurückgegeben wurden, führte allmählich zu einem sehr bemerkbaren Steigen der Bevölkerung. Justus Möser hat im Jahre 1750 berechnet, daß 10 bis 15 Millionen Menschen in allen Ländern und Erdteilen Luther und seinem Beispiele das Dasein verdanken: man sollte ihm eine Statue setzen als dem Erhalter des menschlichen Geschlechts.“ Und heute wird erkannt, daß die Rückständigkeit der Katholiken vom Zölibat herrührt, der so viele edle Geister zum nachkommenlosen Tode verurteilt. Die höheren Stände verzüngen sich durch Zuwachs aus den niederen, und deren Talente steigen zu einem großen Teile durch den geistlichen Stand empor. (Erst in neuerer Zeit, seit der Hebung des Standes der Volksschullehrer, ist dieser als zweiter Kanal hinzugekommen.) Im katholischen Klerus versiegt dieser Zufluß, durch den evangelischen wird er zum Strom, der in die anderen akademischen Stände einmündet und beständig wächst.

Eine zukünftige Lutherbiographie, die allen Anforderungen genügt, wird Denifle und Grisar viel zu verdanken haben. Besonders wertvoll ist die subtile Darstellung der allmählichen Entwicklung von Luthers theologischen Ansichten aus teils bisher wenig beachteten teils erst jetzt vollständig bekannte

gewordenen Quellen. Obwohl Grisar in einem anderen Tone als Denifle geschrieben hat, ist doch auch sein Werk keine Biographie geworden, kein getreues Bild der Persönlichkeit und ihres Lebens. Für ein solches enthalten diese Bände zu viel — lange kritische Untersuchungen — und zu wenig. In der Biographie eines wortgewaltigen Mannes muß dieser selbst zu Worte kommen in umfangreichen Beispielen seiner rednerischen und schriftstellerischen Leistungen. Soll der Leser die Wirkung verstehen, die Luther ausgeübt hat, dann dürfen die prachtvollen Thesen im Wortlaut, dürfen einige Duzend zusammenhängende Seiten aus den großen Reformschriften des Jahres 1520, aus seinen Predigten, Schrifterklärungen und Tischgesprächen nicht fehlen. Auch in diesen, gesteht Grisar, könne man hie und da mehrere Seiten hintereinander lesen, in denen sich nichts Anstößiges, wohl aber mancher gute und schöne Gedanke finde. Wenn nun anstatt solcher Seiten bloß Sammlungen von Anstößigkeiten geboten werden, so ist das nicht einmal ehrlich, und jedenfalls nicht die Lösung der Aufgabe des Biographen, der allerdings auch nicht den feiffierten Luther zu malen haben wird, wie ihn pietistische Seebränzchen und erbauungsbedürftige Gemeinden schlichter Leute brauchen. Aber wer Luthers Größe mit einem Blick auffangen will, der lese den Brief, den der geächtete Mönch von der Wartburg an den Kardinal von Mainz geschrieben hat, den er wie einen ungezogenen Schulbuben schilt, und die demütige Antwort dieses brandenburgischen Prinzen und vornehmsten der Reichsfürsten; dieser Briefwechsel malt die Gestalt Luthers deutlicher, als 2000 Seiten gelehrter Dissertationen es vermögen. Und in dem humorvollen Bescheid vom Jahre 1540 auf die Beschwerde des Propstes Buchholzer über die Beibehaltung papistischer Zeremonien in der neuen brandenburgischen Gottesdienstordnung offenbart sich schön und klar seine gesunde Religiosität, die in der Polemik und in gelehrten Abhandlungen unter einem Wust theologischer Absurditäten verborgen bleibt. Der Wortlaut dieser drei Briefe — ich kenne sie aus K. U. Menzel — darf in keiner Lutherbiographie fehlen; Janssen und Grisar erwähnen nur den ersten, erwähnen ihn eben nur.

Trotz allem, was man an Grisars Werke auszusagen finden mag, muß wenigstens dieses eine zugestanden werden: wenn der Streit über Luther aus der Arena haßerfüllter Kämpfe mit Knüppeln und Giftpfeilen allmählich ins Laboratorium leidenschaftsloser wissenschaftlicher Analyse übergeführt wird, so hat dieser Jesuit einen bedeutenden Teil des Verdienstes an dem erfreulichen Wandel zu beanspruchen.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolb

Erstes Kapitel

Zwei Monate aus Mariclée's seltsamem Leben seien hier preisgegeben und der Vorhang weit davon zurückgeschlagen; dann falle er wieder zu, und sie mag wieder ihres Weges ziehen. Man nannte sie Mariclée. Niemand wußte, wer sie zuerst so nannte, aber keiner nannte sie anders. Und es war bezeichnend, denn sie hatte etwas Namenloses, Unzuständiges, wie es auch stets ihr Loos war mit gesellschaftlich denkbar verschiedensten Leuten in Kontakt zu kommen, und selbst keinem einzigen Kreis anzugehören. Dies führte so weit zurück, als sie sich erinnern konnte und fügte sich so allerorts, als müßte es so sein.

Denn in unserem Leben stehen wir wie inmitten einer Landschaft, und mögen unsere Schicksale noch so bereichert wiederkehren, sie weisen doch einen höchst gleichartigen Charakter auf; wie etwa ein Gletscher nicht auf einer Düne steht: diese Art von Uniformität, meine ich, trägt unser Leben zur Schau.

Und das ihre glich einer Bergstraße. Wo nur ein Ausblick lag, da würde sie stehen; da zog sich ihr Weg hin, doch lenkte er nie bis ins gelobte Land hinein. Nur eines auszuführen: Mariclée kam leicht in Palästen zu wohnen, wie die Steinmelke gern an steilen Anhängen wächst, aber sie hatte kein Geld.

An ihr war alles wie hingeflogen und wieder abgerissen: ihr Verhältnis zum Leben, zur Natur, zu den Menschen, zu sich selbst. Sie stand sich nicht sehr nahe. Und darum gehörte sie zu jenen heute nicht mehr seltenen Menschen, von denen man behauptet, daß sie nicht lieben können. Mariclée hatte viele Freunde und dachte sie diese zu einer Garbe zusammengestellt, so hielt sie eine Probe der verschiedensten, seltensten Blumen, die's heute gibt. Denn auch dies war ihr Geschick, daß sie spät oder früh, dauernd oder flüchtig auf ihrem Wege blühten. Darum stand sie zu ihnen wie ein Kunstsammler zu seinen Racitäten: daher ihr Spleen, vielleicht auch ihre Blasiertheit. Denn wer die Menschen ihrem Wert nach liebt, der schätzt den einen gegen den anderen ab, und das schrankenlose Aufgehen in einem einzigen vermag er nicht mehr.

Auch die besten Auktionen haben ihre Glanznummern. Und plötzlich war es über sie gekommen, daß sie im August des Jahres 1909 nach London fuhr, um nach Jahren ein Wunderexemplar ihrer Sammlung wieder vorzunehmen. Allein es fing gleich damit an, daß sie einander verfehlten. Das „Exemplar“ — es soll nicht anders heißen in dieser halb leidenschaftlichen, halb kuriosen Geschichte — hatte sich eingefunden, aber Mariclée hatte sich

unbegreiflich im Datum geirrt und traf erst am folgenden Morgen ein. Jetzt mußte sie zehn Tage bleiben, wenn sie ihn erwarten wollte.

Es war ihr erster Abend. Wie mit einem gelben, weißen Schleier umwob die Hitze den Himmel und den träumerischen Park von St. James. Über die Brücke gebeugt, hingen ihre Blicke an den Wasserflächen und tauchten unter wie gebannt. Die Schwäne glitten, nie emporblickend, dahin, und so schwermütig und weit vibrierte da die müde Stunde, so riesig waren ihre Schauer, daß Maricléé sich hastig losriß und zur Ablenkung, und weil sie London überblicken wollte, das Dach des ersten Motorwagens bestieg, der ihr entgegenfuhr.

Allein er trug sie unversehens in eine entsetzliche Welt. Denn jene selbe Gleichförmigkeit, die ihr an den glatten, großfenstrigen Häusern der Reichen so würdig, stilvoll und motiviert erschien, wie schmachvoll ist sie in den Slums! Und Sklaven waren das, die hier mit gemordeter Phantastie, ja, wie Geblendete in solch unerhörten Häusern zu wohnen einwilligten, an denen nicht ein Fenster, nicht eine Tür von der des Nachbarn sich unterschied, sondern die in ihrer schmählichen Gleichförmigkeit wie Sträflinge dastanden, ihre meilenlangen, niedrigen Reihen verzweifelt ausgestreckt, Hände ringende, Lebendig-Begrabene, Bilder der Hölle!

In dieser Woche sollten viele Leute an Hitze sterben, ihr aber war am nächsten Morgen, als sei London eine riesengroße gelbe Schlange, die sie unbarmherzig immer fester an sich drücken und ersticken wollte. Aber es war etwas anderes: es hatte sie so hart und unvorbereitet getroffen das Exemplar verfehlt zu haben, daß sie, um den Schlag aufzuhalten, sich sagte, sie spüre ihn nicht, die Verzögerung passe ihr sogar. Nun rächte sich die Lüge. Was wollte sie in London und was nützte ihr jetzt die zierliche, nahe an Westminster gelegene Wohnung, die ihr von Freunden überlassen worden war? Selbst die Sonne konnte es ihr nicht mehr recht machen, ob sie grell schien oder wie durch Alabaster: Spleen, Neurasthenie sind ja nichts anderes als ein Erkranken unserer Eindrücke, und jeder ist da sein eigener Arzt, und weiß allein, ob er dem Leiden gebieten kann, oder ob es über ihn hinschlägt und wie eine Sturzwelle ihn hinabreißt. Maricléé hatte einen Brief an eine irische Dame in Hampstead — einem Vororte — ganz zu unterst in ihrem Koffer liegen, denn sie hatte nie beabsichtigt sich seiner zu entledigen. Statt dessen gab sie ihn nun auf der Stelle auf. Sonst war — im August — von allen ihren Bekannten nur der deutsche Botschaftsrat in London und ihm hatte sie ihr Hiersein erst recht zu kaschieren gedacht, statt dessen stürzte sie ans Telephon und es fiel ihr ein Stein vom Herzen, als sie die wohlbekannte Stimme hörte und er sie für denselben Abend zu sich lud. Sie nahm sogleich einen Hansom und blickte mit fiebernden, wie erweiterten Augen in den gelb verzglühenden Tag.

Bei ihm sah es übrigens auch recht verlassen aus: sein Hausstand unterwegs und alle Möbel in Überzügen. Aber die rationelle Art, mit der Maricléé ihm jetzt eine Menge Eindrücke, von denen sie nichts zu wissen glaubte, Beobachtungen und Vergleiche mitzuteilen hatte, frappierte sie. Sie hatte doch geglaubt, sie sei krank! Und jetzt ging sie so munter das weite Zimmer auf und nieder, blieb wieder stehen, rauchte Zigaretten vor dem Kamine, warf sich in einen Armstuhl, sprang wieder auf, und war ganz Bewegtheit und Bewegung, wie der vom Windstoß gekräufelte See.

„Ich finde London verändert wieder,“ rief sie. „Wie individuell, wie wesenhaft ist doch die Seele einer Stadt. Diese hier gleicht einer Blume, die sich jetzt voll entfaltet, einem vollen Kelche, einer fast überreifen Frucht. Neu ist auch in dem alten Zauber, der alten Glut, die über London ausgegossen liegt, der nachsommerliche Puls. Aber die Worte wie überschrittener Höhepunkt, absteigende Linie sind hier viel zu bequem! Der Maßstab des Altertums ist an unsere Ära nicht zu applizieren, in uns liegt ein zu großer Vorrat treibender Kräfte der Umwandlung und der Verjüngung. Auch unsere gefährlichsten Phasen führen nicht mehr zum Verfall.“ Und dabei erhob sie sich, denn gewagte Dinge pflegte sie immer sehr bestimmt zu sagen; hier lag ihre ganze Sicherheit.

„Ein Etwas auf diesem Boden,“ fuhr sie fort, „heimelt mich immer so unsäglich an. Man ist hier viel weniger intellektuell, aber wie viel vergeistigter ist dennoch das Tierische. Auserlesene Organismen dürfen sich gewiß am glücklichsten potenzieren, wo das äußerliche Leben den abligsten Zuschnitt findet, als hätten die Engländer nicht nur mehr ästhetischen Sinn, sondern ästhetischere Sinne. Auge, Nerv und Sensibilität des Gebildeten erfahren so im vornherein mehr Würdigung und Schonung, weil die Zivilisation in ihrer untersten Stufe — der dienenden Klasse — um einige Schichten höher fundiert. Ich ließ mir heute von einer housemaid eine Adresse aufschreiben und war von ihrer schönen, ja eleganten Schrift gerührt.“

„Dafür ist bei uns die Mittelklasse entschieden schmucker geraten,“ sagte der Botschaftsrat. „Hier nennt man ja auch middle-class,“ sagte Maricléé, „was wir auf deutsch untergeordnet heißen würden. Wie anders bei uns. Insofern ist es zutreffend, dies überfüllte London leer zu nennen, wenn die vornehmen Leute nicht zugegen sind. Ich habe noch keine schönen Menschen gesehen.“

Und immer lebhaft, immer von neuem angeregt, fuhr sie zu plaudern fort. Wie ein Feuer, das zusammensank, und dann plötzlich wieder zu knistern, zu prasseln und zu lodern anfängt, so war sie jetzt mächtig in Schwung geraten, die Dinge nahmen wieder ihre echten Verhältnisse an, und ihr Spleen, und alles was sie selber betraf, schrumpfte zu einem so unwichtigen Punkte ein, daß sie ihn nicht mehr wahrte. Die beiden aßen dann allein

in dem großen Speisesaal am verkleinerten Tisch und im Raum verloren wie auf einer Bühne. Der Faden ging ihnen nie aus, und sie waren einander zugetan und vertraut. Allein sie waren zu jung, um nicht zu fühlen, daß der Rahmen etwas zu romantisch war für die Situation, weil sie nie aneinander dachten.

Dies war Mariclées zweiter Abend in London.

Tags darauf gedachte sie einer Freundin, auf welche sie sich bisher nicht hatte bestimmen wollen. Denn ihre Wege lagen so abseits. König Eduard verbrachte alljährlich eine Woche bei ihr; sie hielt auf einem der schönsten Schlösser Englands großen Staat, und Mariclée scheute aus vielen Gründen das Drum und Dran eines solchen Besuches. Und nun schrieb sie ihr doch. „Wie gerne würde ich kommen,“ schrieb sie ihr, „sofern es sich in einem Tage machen läßt, denn leider ist es mir ganz unmöglich zu übernachten.“ Nachträglich riß sie den Brief noch einmal auf, um die Worte „ganz unmöglich“ zweimal zu unterstreichen.

Diese, wenn auch noch fiktive Unterbrechung ihrer Tage mußte sie sich jetzt schaffen, denn der Spleen saß ihr immer tiefer im Nacken. Wem er nie widerfuhr, wie könnte der begreifen, daß eine ledigliche Stimmung in dem Maße unsere Energie lähmen darf? Ein paar vor uns liegende Tage nehmen da die bedrohliche unübersehbare Längen finsterner Jahreszeiten an, und man entschließt sich nicht eine Straße hinabzugehen, weil einem vor der weiten Reise graut. In Westminster Abbey hatte Mariclée die Flucht ergriffen, weil in dem grasigen Hofe das Sonnenlicht so qualvoll stille auf dem Gemäuer lag und die etwas rudimentäre englische Gotik (sie feiert keine heimlichen Minnesänger in lustigen Balustraden, tröstlichen Pfeilern und Koloraturen) ihr das Herz zermalmte. Ihre Fenster sahen auf einen grünen Hof, einer gotischen Kirche, und ein paar Bäume. Und auch hier steigerte sich der helle Tageschein, der darüber leuchtete, zu einem so krankem, unerträglich wehen Licht, daß sie die schweren Vorhänge gesenkt hielt, um es auszuschließen. Mariclée lag im Dunkeln auf dem Divan ihres geborgten Salons, als plötzlich ein Pfiff ihre stillen Räume durchdrang. Sie stürzte an die Türe. Der Bistjunge meldete einen Besuch und fragte an, ob sie empfing.

Es war die Dame aus Hampstead, die als Antwort des eingesandten Empfehlungsbriefes erschien und ehe Mariclée die Vorhänge zurückschlagen konnte, stand sie schon an der Schwelle. Sie war sehr provinzierisch, hatte Zähne, vor denen man sehr erschrak, und auf ihrem Hute schwankten rote, lächerliche Blumen. Sie hatte lange, lockere Zähne, — das gab den Eindruck, und dazu sah man sogleich eine anheimelnde Begrenztheit, die Mariclée unverweilt zu Herzen ging. Denn sie war die Gutherzigkeit in Person, hielt sich nicht lange auf, und lud Mariclée ein, den Sonntag, morgen, nach Hamp-

stead zu fahren und den Nachmittag und Abend mit ihrer Familie zu verbringen. Gewiß, natürlich, mit Vergnügen würde sie kommen. Es war ein kurzer Besuch und weil ihr bange, so schnell wieder allein zu bleiben, und sie ihren Brief aufgeben wollte, gab sie dem Gast zur naheliegenden Victoria-Station das Geleite. Erst auf der Straße im Sonnenlicht sah sie deren erhitztes und ermüdetes Gesicht. Sie hatte die Mühe nicht gescheut, in dieser Glut so weit zu ihr herauszufahren und Marielée hatte nicht einmal daran gedacht, ihr eine Tasse Tee anzubieten. Dies war unverzeihlich. Allein es stand geschrieben, daß sie sich mit dieser Familie stets schlecht benehmen würde.

Und der Sonntag kam: auf heißen, bleiernen Sonnenrädern kreiste er über die Stadt. Marielée mußte an Münchener Freunde denken, die ein junges Krokodil in einem Glaskasten aufgezogen hatten: an einem schönen Frühlingmorgen stellten sie den Kasten auf die Veranda, und vergaßen ihn dort; die Sonne prallte gegen das Glas, und nach Verlauf von ein paar Stunden lag hier, verdurstet und verdorrt, ein in dem kalten Deutschland vor Hitze verendetes Krokodil. Und so ward ihr die Einsamkeit, der sie sich zur Unzeit in die Arme geworfen hatte, zum erstickenden Glaskasten.

Sie wohnte in einem sogenannten Mansion; das heißt, es fehlte die persönliche Bedienung, aber läutete man, oder blies in die Tube, so meldete sich ein Stubenmädchen oder ein Liftboy oder ein Kellner, und wer nicht ausgehen mochte, konnte zu Hause essen, vorausgesetzt, daß er auf den Sonntag nicht vergaß. Als sie da um zwei Uhr klingelte, hieß es, die Küche sei gesperrt und sie hätte nichts bestellt. Sich aber in den heißen Häuserozean zu stürzen, und nach einem Hotel zu fahnden, dazu fehlte ihr ganz und gar die Kraft. Zur Teezeit würde sie ja in Hampstead sein, und so lange hielt sie es schon aus. Später beim Umkleiden fror sie, woraus sie schloß, daß es kühler geworden sei, und sie zog sich herbstlicher an.

Aber draußen wehte keine Luft, nur heißer Benzinhauch, und die Häuser begannen zu schwanke und zu brausen, und wie Wellen sich zu häufen, unbarmherzig und uferlos. Die Dächer glitzerten, die Fenster blendeten . . . so kam sie nach Hampstead. Das Haus der irischen Familie aber war lustig und groß, der kühle Salon fast ein Saal. Er überblickte einen flachen, reizenden Garten, und schweres Silber schimmerte vom Teetisch. Marielée warf einen raschen Blick auf die hot-cakes und nahm sich vor, eine hübsche Anzahl davon zu essen, aber sie brachte, so vorzüglich sie waren, kaum das erste hinunter und zerbröckelte es mit etwas zitterigen Fingern.

Die Familie war sehr zahlreich und bestand aus alten Eltern und gereiften Söhnen und Töchtern. Nach dem Tee wurde gefragt, ob sie lieber zur Hampsteader Heide oder zum Tennisklub ginge. Ach! sie schielte nach dem

Garten! aber der Tennis, sie merkte es gleich, stand auf dem Vergnügungsprogramm des Tages und so zog sie denn mit und in der Sonne, auf einem unbequemen Klappstuhl placiert, sah sie den Spielenden zu. Was sie da vor Augen hatte, war gute Bourgeoisie, abseits des Snobismus, wie der Eleganz. Wer immer zu ihr sprach, sprach ihr mit einer herzhaften Breitspurigkeit, die wir fast schamlos fänden, ausschließlich vom Wetter. Aber Wetter, Politik und Sport sind eben die drei brennenden Themen in England. Und dann war von diesen spielenden Männern keiner von des Gedankens Blässe angekränkelt, sie fanden im Ballwerfen nicht Erholung, sondern Beschäftigung, und selbst die schon Ergrauten hatten etwas von sympathischen Kindern an sich. Nur für den Schneider machte es einen Unterschied.

Maricléé saß in ihrem heißen Kleide in der Sonne, unbeweglich mit aufgespanntem Schirm und von den Wettergesprächen grenzenlos ermattet, als plötzlich ein neues Klubmitglied in Gestalt eines Franzosen auf dem Plage erschien. Darob entstand nun — der Entente cordiale zum Troß — allgemeine Verwirrung und Konsternation. Ein Ring des Schweigens zog sich um ihn; verstoßene Blicke gingen hin und her, zögernde Mienen umgaben ihn: er war wie unter die Wilden geraten. Mit einer Geste selbstloser Entschlossenheit legte endlich eine Spielerin ihr Racket hin und begann mit dem neuen Ankömmling ein wundervolles Gespräch. Der Franzose, der sehr höflich, aber aus Bordeaux war, gab sich erst alle Mühe zu verstehen, dann aber zu vertuschen, wie wenig er von dem entlegenen Französisch dieser Engländerin erriet, und statt ihr beizuspringen, hielt Maricléé ihren Schirm etwas tiefer und horchte so ergötzt, daß sie alle ihre Leiden darüber vergaß.

Als es endlich kühl und angenehm im Freien wurde, brach alles auf, um sich für den Abend umzuziehen. Sie indessen blieb wieder in dem lustigen Salon, bald von diesen, bald von jenen Mitgliedern der Familie unterhalten. Und jetzt sprach man nicht mehr vom Wetter zu ihr, sondern von den Kriegsplänen der Deutschen gegen England. Sie raffte sich auf, sie abzuleugnen, und voll Eifer zu versichern, daß wir die Engländer liebten. Dann fragte alles, ja wozu wir dann in so wütendem Tempo unsere Kriegsschiffe bauten?

„Weil es nichts Rückständigeres gibt, als die Gegenwart“, sagte sie plötzlich. Der Satz gehörte nur weisläufig hierher, aber sie hatte ihn irgendwo einmal mit Erfolg geäußert, und half sich schnell damit aus. Die Worte fingen nämlich jetzt an denselben Tanz aufzuführen, wie vordem die Dächer und Häuser. Mein Gott! dachte sie, wann essen diese Menschen zu Abend? Jetzt wollte gar der Hausherr den Gedanken näher erörtert haben, und seine Tochter setzte hinzu: o, sie hätte schon vernommen, was für eine geistreiche und interessante Person sie sei. Maricléé wollte etwas darauf erwidern, aber statt dessen streckte sie die Hand aus, und fiel zurück.

Es war jedoch keine Ohnmacht. Denn sie sah genau, wie die alte Mutter

dieser gereiften Söhne und Töchter ihrem Manne und ihren Kindern ein Zeichen gab, daß sie das Zimmer verlassen sollten; und sie blieb allein mit ihr zurück. Mariclée sprach eine Zeitlang nichts, dann sagte sie, es sei die Hitze, die ihr solche Kopfschmerzen gebe. Aber die Alte wollte nicht dulden, daß sie sich aufrichtete, sondern hieß sie schweigen, und ergriff ihre Hand. Dabei murmelte sie Worte wie zu sich selbst, mit einer leisen, veränderten Stimme. Mariclée betrachtete sie mit einem Male voll Neugier. Ihre Schlichtheit hatte etwas so Edles — wem in aller Welt glich nur diese Frau? an wen erinnerte das gebleichte Haupt und diese unbewegte und versteinerte Gestalt? Ja wahrhaftig, jetzt hatte sie's, sie hatte etwas rein Antikes, sie gemahnte an die alte Schaffnerin der Odyssee.

Mariclée sank wieder zurück und ließ sie gewähren, ihre Hände streicheln und ihre Worte murmeln. Denn ihre Gedanken wanderten jetzt weit von hier. Ach wie ferne stand ihr dieses Haus, und diese gütige Alte! und sofern das Leben ein Wandern ist, hatte sie nicht Jahre winterlichen Bodens überschritten, und war sie nicht traurig und fremd wie Demeter unter diesem Dache eingekehrt? Sie weinte nicht, ihre Züge verhielten sich ja unbeweglich: es war nur als quoll ein heißer Saft tropfenweise aus ihren geschlossenen Augen. Warum hatte sie ein falsches Datum angegeben? welcher unerfreulicher Stern hatte es so gewollt? und was hatte sie vermocht, sich selber vorzuzügel, daß es nicht sie beträfe? Nichts fällt ja so schwer auf unsere Schultern zurück, als wie ein abgeworfenes Kreuz.

Dies war ihr vierter Tag in London. Jedoch der Wein und der Schinken, den es an diesem Abend gab, blieben ihr unvergesslich.

Zweites Kapitel

Bis jetzt war Mariclées Reise ein fortwährendes Fiasko gewesen, und zwar gleich von der Überfahrt an. Sie hatte sich nicht vorgesehn, und alle Einzelkabinen besetzt gefunden. Im Ankleideraum aber boten — wie auf Order hier eingeschiffte — die häßlichsten Damen des Kontinents ein wahrhaft tückisches Bild. Und die Abscheulichste, mit hornharten, zielsicheren Augen, seifte und striegelte ihre Arme, die Sünderin, als wären sie schön. Mariclée wich vor ihrem Anblick erschrocken zurück und floh an Deck. Denn lieber als mit den häßlichen Frauen verbrachte sie die kalte Nacht (das schöne Wetter setzte erst am folgenden Tage ein) ohne Mantel auf einer harten Bank. Dort hatten sie gegen Morgen recht trübselige Träume heimgesucht — — — aber das war ja vorüber.

Am Montag zog die Sonne wieder am wolkenlosen, gelb umdunsteten Himmel, wie inmitten eines Strahlenkranzes, und drückte wie eine feurige Krone auf London hernieder. Auf den Simslen der Fenster lag überall ein feiner Ruß, doch standen am Vormittag ihre Zimmer im angenehmsten

Licht, und ganz erfüllt von Londons penetrantem und rauchigem, jedoch so stimulierendem Geruch. Freilich durfte man jetzt nicht denken: ein paar Stunden von hier, da frohlockte eine beschauliche Lust, da summen Bienen, da atmen Wälder und das glückliche Meer — — — — — und wie sie eben dennoch daran dachte, pfiß und klingelte es wieder in ihrer Wohnung, und ein kleiner Telegraphenjunge stand mit einer Depesche vor ihrer Thür. Jene Freundin, auf die sie sich nicht hatte besinnen wollen, von der sie sich vergessen glaubte, und der sie dann doch geschrieben hatte, lud sie dringend bis zum Samstag zu sich ein. Mariclées Herz stockte vor Freude. Vor Sonntag hatte sie keine Aussicht das Exemplar in London zu sehen. Wie sich das traf! Auch zauderte sie keinen Augenblick, schrieb eine Zusage und reichte sie dem Boten. Erst als er mit ihrer Antwort abgezogen war, fiel ihr das dickunterstrichene „ganz unmöglich“ aus ihrem Briefe ein.

Den Abend verbrachte sie mit dem Botschaftsrat. „Eigentlich wollte ich morgen nach Glenford,“ teilte sie ihm mit.

„Wie amüßant!“ sagte er.

„O nein!“ seufzte Mariclée. „Wenn viele Gäste dort sind, sehen sie des Abends ihre Tiaren auf, und meine Situation ist dann einfach unhaltbar. Fürs erste wäre ich natürlich die einzige, die nicht ihre eigene Jungfer brächte. Wie stehe ich dann da?“

„Ich versichere Sie, wegen Ihrer Pretiosen ladet Sie niemand ein.“

„Wie herzlos Sie oft reden!“ sagte sie. Aber er ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Ich bin auf Ihre Eindrücke gespannt,“ gab er zurück.

„Aber ich kenne den Schauplatz, und weiß, was ich riskiere.“

„Ich meine, daß Sie es dennoch riskieren sollten,“ sagte er.

Und sie sprachen von etwas anderem.

Von allen gedankenlosen Ansprüchen ist der gedankenloseste: „Les extrêmes se touchent“. Zum mindesten bei Individuen. Wo Kontraste sich berühren, geschieht es immer durch irgendwelche geheime Ähnlichkeiten. So bestand zwischen den beiden infolge ihrer Kontraste eine Kluft, aber die Gleichheit ihrer Interessen war ein starkes Band.

Mariclée war vorhin einem sehr komischen Herrn begegnet, der mit fliegenden Frackschößen seiner Mahlzeit entgegeneilte. Von ihm erzählte sie nun. Er schien so ohne jeglichen Vorbehalt und auf so groteske Weise mit dem Leben einverstanden und eine so froshafte Befriedigung machte sich auf seinem alten Gesichte breit, daß zu ihm gehalten selbst der dümmste Deutsche denkerisch verlanlagt schien. Und sie vertieften sich wieder in ihr übliches Gespräch. Er meinte, selbst die gescheiten Engländer dächten sehr oft nicht. „Aber,“ rief sie, „wie haben es dafür die paar Nachdenklichen hier schön! Und wie früh gelangen sie zur Macht. Sie haben nicht wie bei

uns wider die überhitze Intellektualität jener Legion von Halbgescheiten anzukämpfen."

Von draussen wogte und brauste die mächtige Stadt wie von der Ferne herein. Maricléé hatte sich behaglich in eine Sophaecke zusammengerollt und starrte vor sich hin. „Ich habe eine große Entdeckung gemacht," hub sie an, „aber es ist so hart, daß ich für meine Entdeckungen nie etwas bekomme!"

„Was denn für eine Entdeckung?" forschte er.

„Ich entdeckte etwas, indem ich etwas wissen wollte," sagte sie.

„Ich wollte wissen warum die deutsche Dummheit sich so gar nicht zur englischen Borniertheit verhielt, da der englische und der deutsche Geist einander doch so zugänglich, so verwandt, ja in mancher Hinsicht fast identisch sind. Während der französische und der deutsche Geist solche Not haben einander zu durchdringen, und zwar am fühlbarsten wohl in der Politik, wo Ihr beim besten Willen vor Reibereien zwischen der Gloriole Française und dem deutschen Starrsinn nicht vom Flecke kommt. Dies Kompliment muß ich euch en passant schon machen."

„Aber die Entdeckung?"

„Ferner wollte ich wissen," fuhr sie fort, „warum dagegen bei so großer Divergenz des Geistes die sottise française und die bêtise allemande so stammverwandt sind, und so ausgezeichnet harmonieren, daß sie die reine Terz abgeben! Dies ist meine Entdeckung. Was geben Sie mir dafür?" und sie streckte lachend die Hand aus. Denn Maricléé wurde stets sehr aufgeräumt, wenn man auf ihre Worte achtete. Vor leidlich klugen Leuten konnte sie nicht bestehen. Es bedurfte wirklichen Scharfsinns, denn sie war allzu elektrisch: wer nicht fest auf die Klinge drückte, vernahm keinen Ton.

Als sie nach Hause kam, lag schon ein Brief ihrer Freundin vor, der genaue Angaben betreffs ihres Juges enthielt, und ebensowenig wie das Telegramm auf das bewußte „ganz unmöglich" einging. Sie las ihn noch unten in der Halle. „Es wird, wie's wird," dachte sie, „zum Absagen ist es zu spät." Und sie betrat den Fahrstuhl, vor dessen Tür ein Junge wartete. Den Dienst besorgten zwei Liftboys, von welchen der eine häßlich war und unterseht, der andere einen eleganten Kopf auf einem hochgewachsenen Körper trug. O Macht der Schönheit! Immer zog sich ihr Herz zusammen, wenn sie der Häßliche hinaufzog.

Drittes Kapitel

Früh am nächsten nachmittag fuhr sie statt in einer Autodroschke aus Liebhäberei in einem Hansom zur Bahn, weil es sie jedesmal optimistisch stimmte, wenn sie in diesem so geschmackvollen und würdigen Vehikel einherzog. Der Londoner Himmel sah aus, als ob er überhaupt nie wieder zu

regnen, noch je ein Wölkchen aufzubringen gedächte. Ihr Hansom fuhr recht gemächlich, so daß sie Zeit hatte, eine Revision ihres Geldbestandes vorzunehmen. Denn Mariclée notierte nie eine Ausgabe, weil es sie deprimierte, und ihre Rechenkünste beschränkten sich darauf, daß sie hin und wieder zusammenzählte, was ihr noch blieb. Der Botschaftsrat hatte ihr sehr mit Recht versichert, in England sei es akzeptiert dritter Klasse zu fahren, selbst für die reichsten Leute; sie fand das zwar im höchsten Grade merkwürdig von diesen reichen Leuten, allein die Fahrt war teuer, sie trug sich noch mit ungewissen Plänen, und mußte in petto die sehr bedächtige Ameise spielen, wollte sie auf ein Weilchen den Schein der zirpenden Grille vertreten. Sie lief also erst auf den Perron, sah mit Späherblicken umher, und musterte alle Reisenden. Es war ein denkbar philiströses Publikum, und sie löste beruhigt eine Karte; kaum schritt sie aber wieder den Zug entlang, als eine Dame vor ihr stand, die genau aussah, als führe sie nach Glenford. Ihr Haar war wundervoll aufgebaut, in der Hand hielt sie ein Safrantäschchen (ihre Ziara?) und nicht nur eine Jungfer, es summte auch, halb Hosprediger, halb Monsignore, der distinguirteste aller Kammerdiener um sie her. Mariclée wollte an das andere Ende des Zuges gehen, aber der Schaffner beschied sie, daß nur ein einziger Wagen bis nach Merton lief. Es war derselbe, den die Dame bestieg. Ihre Reisegefährten! ein borstiger alter Britte und seine unschöne ältliche Tochter waren vielleicht sehr reich, elegant waren sie nicht. Sie sahen aus als bewohnten sie in irgendeinem geiststötenden Nest ein phantasieloses Cottage. Und so war es auch. Als der Zug vor einem öden, roten Städtchen hielt, befanden sich die beiden offenbar zu Hause. Statt ihrer zog jetzt eine große Hutschachtel in das sehr schäbige und schmußige Koupee, gefolgt von einem Fräulein in Filosellhalbhandschuhen und mit zerstochnen Fingern. Aber vielleicht war sie sehr reich und nähete nur zu ihrem Vergnügen. Die Dame mit der Ziara tasche fuhr noch immer mit. Schon wurde Leicester ausgerufen. Da — o unverhoffte Freude! Wahrhaftig sie entstieg dem Zuge, auf Nimmerwiedersehen überschritt sie die Plattform, von ihrer Jungfer, ihrem päpstlichen Legaten und Mariclées Segenswünschen gefolgt. Bald darauf kam ein Fluß und ein Hügel, der sich ganz für sich allein am Ufer hinzog und hier stieg auch das Fräulein mit der Hutschachtel aus und Mariclée war allein. Wie eine schimmernde Schale breitete sich das Land vor ihren Blicken aus, und der Tag schien in seinem eigenen Glanze versunken. Die Sonne goß jetzt ermattete Ströme silbernen Lichtes über die umfriedeten Äcker und die in biblischer Ruhe gelagerten Schafe. Und die umflitterten Bäume, das wellige Land, die schwimmenden Fernen, sie alle schienen zum Meere hinzuwallen oder zu rufen: „Als eine Insel liegen wir im Meereschoß!“

In den leeren Wagen drang bald darauf der Abend mit köstlicher Frische herein; niemand störte sie mehr. Der Zug fuhr durch das versonnene Land

wie im Traume dahin und erfüllte die stille Luft mit seinem Geräusch. Wälder tauchten empor, Dörfer, verlorene Städtchen richteten sich auf, doch unaufhaltsam eilte er jetzt an ihnen vorbei. Über den schlicht gepolsterten Sitzen hing ein Spiegel. Mariclée band sich einen neuen Schleier um, und fing an sich zu richten. Ihr halb gejagter, halb dulddender Blick machte ihr nichts weis. Sie wußte, das Wesen, das sie da mit so ernster Miene ansah, war jetzt doch in seinem Element und liebte es halb als Heldin, halb als Abenteuerin sich zu fühlen. Bald kam es jetzt, das prunkende, ewig umdüsterte Haus, Englands berühmtes Geisterschloß mit seinen trauernden Fenstern. Würde man ihr wieder daselbe Zimmer geben? sie erschrock bei dem Gedanken. Weiß Gott! der Gespenster hatte sie vergessen.

Der Zug näherte sich wieder einer kleinen Station, aber statt durchzufahren hielt er diesmal an. Ein Lakai im langen weißen Mantel lief hin und her, während ein großer Herr in hellem Überrock auf jemanden zu warten schien. Es stieg aber niemand aus.

Da riß ein Schaffner an ihrer Lüre, rief heftig: „Ollerton“ und im Nu sprang Mariclée heraus. Die Station war erweitert worden, sie hatte sie nicht wieder erkannt. Geschwind war sie beim Gepäckwagen und zeigte dem weißen Lakaien ihren Koffer, der mit großer Eile ausgeladen wurde. Schmerzlich fielen ihr dabei alle Gegenstände ein, die in ihrem Kupee für die nächste Millionärin, die dort einsteigen würde, zurückblieben: ein Sonnenschirm, ein Täschchen, Handschuhe und ein Buch. Sie hatte noch Zeit. Sollte sie sie schnell aus der bekannten Dichterklasse hervorholen? Nein, gewiß nicht. Dazu war sie viel zu feig. Stand der Herr noch hinter ihr? hatte er sie gesehen, oder hatte er sie nicht gesehen? Aber natürlich hatte er sie gesehen. Sie war ja das einzige, was auf dieser Plattform zu sehen war. Nicht nur, daß er sie gesehen hatte, er sah sie an.

Mit einem halben Lächeln nähertretend, zog er den Hut und sie erwiderte seinen Gruß.

Wenige Schritte vor ihnen stand ein Auto, der weiße Lakai hatte sich schon zum Chauffeur geschwungen und sie stiegen ein.

„Ein heißer Tag,“ begann er. „Ich war über Land und kam von einer anderen Seite.“

Das Auto fuhr, leise schwirrend wie ein Pfeil.

Plötzlich rief Mariclée: „Ich hoffe nur, mein Gepäck ist nicht zurückgeblieben!“

Er drückte an den Knopf, ließ sofort halten, versicherte sich, daß alles in Ordnung war und sie fuhren wieder zu. Er hatte es so angelegentlich getan, daß sie ihm hätte danken sollen, und es lag ihr auf der Zunge. Aber etwas hielt sie zurück und sie schwieg; denn es war ihr nicht gegeben, zwei Dinge auf einmal zu tun und die Art, wie er sich einer so geringfügigen Sache

als wäre sie von großer Wichtigkeit, annahm, hatte sie zu sehr frappiert. Denn die „Manier“ war unverkennbar die des Don Juan.

Sie flogen im hellen Abendlicht die weite Schloßallee entlang, perlmutterfarbene Wolken schwammen am sonnenlosen Himmel über die Wälder hin. Und wie damals ging ein Rufen, Schlagen, Wehen, wie von Tieresstolz über Boden und Gezweig. Wie damals tauchte wieder aus einer Mulde, und keinem unbefugten Auge sichtbar, ein riesengroßer, schweigsamer und strenger Bau empor, der auf finsternen Gedanken, wie auf Pfeilern gegründet schien; — hinter einer breiten kurzen Brücke zuerst der niedere Teil des ehemaligen Konvents, und unter steinernen, wappentragenden Löwen, der offene Eingang in der gedämpften, gemüthlichen Pracht seiner kostbar ausgeschlagenen Wände.

„Sind viele Gäste hier?“ fragte Mariclée mit verhaltenem Atem.

Sie hatte im Park helle Silhouetten und wallende Hüte bemerkt.

„Für den Augenblick fast niemand.“

„Aber wer ist das Mädchen?“ Und sie deutete auf eine hohe Gestalt mit einem behänderten Schleierhut, die ruhigen Schrittes dem Portale zuing.

„Das ist Ihre Freundin,“ sagte er.

Einen Augenblick später begrüßten sie sich. „Und daselbe Zimmer sollst du wieder haben,“ verkündete sie ihr. Mariclée nickte wie jemand, dem man etwas mittheilt, was er schon weiß. Denn vom Moment an, wo sie wieder über diese Schwelle gezogen war, hatte sie dies gewußt.

Viertes Kapitel

Don Juan zeigte sich bei Tisch, wo er Mariclées Nachbar war, als ein ungewöhnlich begabter und vielseitiger Mann und wie einer selbstgefällig seine Hand ausstreckend, geschliffenes Glas im Lichte dreht und wendet, so drehte und wendete er ihr alle Facetten seines Geistes zu und ließ sie funkeln und gefiel sich mit viel Natürlichkeit und noch mehr Geschick an seinem eigenen Feuer. Es trug niemand eine Tiara und sie waren nur zu sechs: Don Juan und Mariclée, ihre Freundin, deren Gatte Lord S., seine Mutter und seine Schwester. Mariclée hatte nicht gedacht je wieder hier zu sein, und wie fühlte sie sich doch wieder mit ihren innersten Fiebern an dies prunkvolle und interessante Haus gewöhnt, als sei etwas von ihrem Geiste all die Weil in diesen Mauern zurückgeblieben. Wie hatten sie selbst die Schauer der oberen Zimmer wieder angeheimelt, da sie die alten Eindrücke so unverändert wiederfand. Die Pracht der Möbel, der Gobelins und Kamine war es nicht allein, denn in Museen sieht man vereinzelt, wie ausgestopft, solche Stücke. Sondern überall das Zusammenfließen und -leben dieser stillen Truhen, dieser alten Teppiche, dieser seidnen Draperien und

Quasten, mit den schlanken Fachkästen und Stühlen und dem kunstvoll so rein und naïv gewundenen oder skulptierten Holz. Wo an den niedern Wänden der Raum nicht von den Wappen mit den ausgehauenen Löwen ausgefüllt, oder köstliche Schreine eingelassen waren, zogen sich durch jene oberen Zimmer hindurch früh mittelalterliche Gobelins. Lange Prozessionen schritten da einher, Könige, Bischöfe und Heilige; edle Jungfrauen blickten rührend und ernst, und hinter dem Stuartbett heute wie damals eine geheimnisvolle schöne, eine große, weinende Gestalt. Alles dies hatte sie schon erlebt und ihr stilles Wiedererkennen war ein inneres Grüßen. Ob es die Gespenster schon wußten, daß sie wieder gekommen war?

Man hatte sich nach Tische in den großen Saal verfügt, und Maricléé war mit ihrer Kaffeetasse an das äußerste Ende gegangen, und staunte wie die Beauvais, die alten Möbel und Bilder, die ausgeschüttete Pracht kostbarer Dinge hier wie zu leuchtender Musik zusammenflossen, als sie plötzlich merkte, daß Don Juans schwerer Blick auf ihr ruhte. Aber sie hielt ihn aus und lächelte ein wenig, ein Lächeln, das ihn intrigirierte, weil er es nicht verstand.

Und dann saßen sie alle beisammen und man sprach für den Rest des Abends von nichts anderem mehr, als von Politik. Es war der Sommer, in dem es in ganz England nur ein einziges Thema gab: Das Budget.

Maricléé dachte für den Rest des Abends nur mehr an das Budget, das sie nichts anging. Es war schon vorgeschrittene Nacht, als sie auf ihr Zimmer kam. Der weiche Glanz der mächtigen Hängelaternen vermochte so wenig wie die Morgenstrahlen die Dürsterkeit dieser Gänge zu verscheuchen, als könnten Jahrhunderte nichts daran rücken. Sie dachte an den jungen Mann, der damals ihr gegenüber wohnte. Was mochte wohl aus ihm geworden sein? Da öffnete sich dieselbe Türe und Leporello glitt mit einer Wassertanne aus dem Zimmer seines Herrn: sie sah im Fluge schimmernde Spiegel, anheimelndes Kerzenlicht, und wohl an die zwanzig Schuhe am Boden hingereicht. Ach, morgen früh würde er Glenford schon verlassen! sollte sie denn wieder wie damals diesen Flügel ganz allein bewohnen? Aber gottlob, neue Gäste waren ja erwartet! mochten sie drei Diademe übereinander tragen!

Und sie betrat ihr Zimmer; blickte auf ihr Bett, auf die maskierte Türe. Wie illusorisch war die Zeit! es gibt vergangene Dinge, die nicht vorüber sind, ob wir sie auch vergaßen. Und eine Nacht von ihren damaligen Nächten war geblieben. Denselben Ton, dieselbe Stimmung nahm sie wieder mit innerem Erblassen wahr. Aber sie traf ihre Maßregeln, drehte das Licht nicht ab, sondern umflorte es mit einer rosa seidenen Schärpe. So verbrachte sie eine recht leidliche Nacht.

Am nächsten Morgen hörte sie die Stimme ihrer Freundin, die vom Garten aus nach ihr rief. Sie folgt ihr und beide gingen plaudernd die

Terrassen auf und nieder, als Don Juan aus dem Hause trat und sich zu ihnen gesellte; es hatte sich ein Irrtum mit seinem Zuge herausgestellt und vor Nachmittag konnte er nicht fahren. Haltet ihn ihr Götter, flehte im stillen Maricléé, bis die neuen Gäste gekommen sind!

Die Sonne stieg höher und sie setzte sich mit den beiden unter einen Baum, dessen mächtiges Gezweige einen weiten Schattenring am Rasen zog. Sie gerieten bald sehr eifrig ins Gespräch. Das intellektuelle Prestige der Deutschen ist in England ebenso enorm, wie ihre Unbeliebtheit; so viel wußte Maricléé schon heraus. „Daß die Engländer die Deutschen nicht kennen,“ sagte sie, „ist nämlich gar nicht wahr: Deutsche und Franzosen kennen einander nicht, aber zwischen uns und England besteht nichts anderes, als ein durch das Lantengetratsch der Zeitungen immerwährend hin- und hergetragener Bruderhaß. Wenn wir einmal zu einer Verständigung kommen, gibt es eine Familienfeier, wie sie kolossalischer nie dagewesen ist.“

„Und inzwischen das Tempo, mit dem ihr eure Dreadnoughts beschleunigt!“ warf ihre Freundin ein.

„Und inzwischen euer Argwohn!“ seufzte Maricléé.

„Unser sehr berechtigter Argwohn“, schloß Don Juan.

Und wohin sie in England kam, es hallte ihr über die Deutschen nirgends ein anderer Ton entgegen!

Zum Schluß natürlich — wie wäre es anders möglich gewesen? — sprachen sie von Liebe.

Es war zuvor von Politik die Rede gewesen, und es reizte Maricléé, Don Juan gegenüber die These zu verfechten, die Politik sei eine passionelle Ueber und ein großer Staatsmann könne nicht zugleich eine Laufbahn als *homme à bonnes fortunes* verfolgen; sie zitierte dabei Bismarck, Beaconsfield und Gladstone.

Don Juan, der wie so viel andere Konservative, bei den letzten Wahlen seinen Sitz im Parlament verloren hatte, wollte dies nicht gelten lassen. Er nannte Goethe und Napoleon; allein sie ließ den einen ebensowenig als einen wirklichen *Homme à femmes* gelten (Napoleon nämlich) wie den andern als eigentlichen Staatsmann. Er sammelte flugs andere Leute und schickte englische Politiker ins Treffen, deren Biographie sie nicht genügend kannte. Übrigens war er bezaubernd. Es ist hart zu sagen, aber nicht die Liebe, die man hegt, sondern etwas so Abhängiges, wie die Liebe, die man einflößte, diese ist die abtönende und feilende Kraft, die so wenig für unseren Wert, aber so einzig für unsere Geltung entscheidet. Was ihn trug, war nicht sein eigenes Feuer, noch die Gefühle, die er etwa empfand, sondern es war die Gewalt, welche ihm die Frauen zugestanden, und der Reflex ihr es Blutes, nicht das Spiel seines eigenen, hing ihm wie Purpur an. So war es nur natürlich, daß er die Liebe als etwas so Unentrinnbares hinstellte. „Unentrinnbar?“ wiederholte

fragend Mariclée und ließ ihre Blicke in die Ferne schweifen. „Ist sie so einfach? Unser Hang in eure Arme zu sinken ist doch ebenso elementar wie unsere Scheu euch zu verfallen. Ihr glaubt nicht recht daran, weil es ein Zug ist, der euch fehlt. Denn ihr seid uns zwar untreu, jedoch nicht abgeneigt.“

Es amüsierte sie so, ihm das zu sagen.

Und diesmal widersprach er nicht, nur wollte er diesen „Zug“ sehr einfach auf einen Instinkt der Selbsterhaltung zurückleiten; die Liebe griffe so ungleich mächtiger in unsere Organismen ein, daß die Natur selbst in größerer Zurückhaltung Schutz suche. Aber dies war den Freundinnen doch nicht subtil genug. Freilich destillierten sich die höchsten Dinge aus den primitivsten, aber wie ein Grundstein die erste Bedingung zu schwebenden Pfeilern sei. Man brauche ihn nicht zu sehen und für das Bild des Ganzen sei er unbeträchtlich.

Und so disputierten sie hin und her, um sich dann wieder auf irgendeinen Scherz des Don Juan hin zu einigen, bis sie die Luncheon-Glocke unterbrach.

Bei diesen Luncheons fand Mariclée vor allem zwei Dinge nach Wunsch: daß man seinen Hut aufbehielt (man zog meist bis gegen Abend damit herum) und daß man sich selbst bediente. Der Butler und sein Generalstab erschienen nur zu Anfang, reichten einiges herum und zogen dann wieder ab. Auf den mächtigen Seitentischen brannten Flämmchen unter den silbernen langstieligen Kasserolen und warfen Aselere auf die farbigen Teller, das Gold und Silber der Bestecke, die feierlichen Platten, die da warteten. Nichts aber von allen Speisen schien ihr so prächtig zu einem Stilleben geeignet, wie zerlegte Grouse. Die Zeile schichteten sich mit satter Kompaktheit auf, der Ton des Fleisches, mit seiner, wie in sich ruhenden Fülle, war so souverän, daß zu ihm gehalten solch alltägliche Dinge wie Indiane oder Fasane jede künstlerische Berechtigung verloren. Es war das Ideal. —

Mariclée ging eben mit ihrem Teller spazieren, als eine junge und sehr elastische Gestalt, die ganz mit Schleiern und hellen Tüchern bedeckt schien, zur Thür hereinwehte. Es war die Herzogin von N. . . Sie sah aus, als käme sie von einem Ritt durch die Wüste und sei soeben vom Höcker ihres Kamels herabgeglitten; es stand aber nur ihr Auto draußen auf dem Kies und sie war gekommen, um den Don Juan darin mitzunehmen. Erst als sie den Schleier von ihrem Gesichte zurückschlug, sah Mariclée, daß die Jugend von ihr entwichen war. Wenn aber eine junge Schönheit uns entzückt, so haben die Reize einer schön gebliebenen Frau etwas, das uns begeistert. Ist die Zeit etwas so Niedriges, dachte sie bei ihrem Anblick, daß alles, was ihr widersteht, so edel wirkt?

Es kam auf der Stelle und unter großem Wehklagen die politische

Vage zur Sprache. Daß Tags zuvor ein englischer Pair im Parlament übel bestanden hatte und die Liberalen die besseren Führer aufwiesen, war ein Grund mehr, gegen sie erbittert zu sein. Der Name Churchill, der in Deutschland so bereitwillige Erwähnung findet, war in diesen Kreisen geächtet. Er hatte soeben in einer glänzenden und insolenten Rede die Herzöge arg zerzaust, und diese immer reichen Herren, die Roseberry those poor but honest dukes zu nennen gewagt hatte, ironisirt. „And we are so poor!“ klagte die Herzogin.

Man war von Tisch aufgestanden und hatte sich in die Halle verfügt, denn es war dort am kühlsten. Maricléé schlich indes in die Bibliothek, um diese Rede, die ihr entgangen war, nachzulesen. Sie brauchte eine ganze Weile, um sie herauszufinden, vergrub sich dann mit ihrer Zeitung in einen tiefen Lehstuhl und machte sich gewissenhaft darüber. Da ging plötzlich die Türe auf, und Don Juan trat herein.

„Ich komme mich zu verabschieden“, sagte er. Und wie er vortrat und lächelnd auf sie zukam, und ihre Hand faßte, und sie hielt und die Hoffnung aussprach ihr wieder zu begegnen, so daß unwillkürlich ihre Haltung der seinigen entsprach, und sie ihn ansehen und ein wenig lachen mußte, — das Ganze war ein Meisterstück. Weiß doch ein Frauenkünstler so geschickt mit ihnen umzugehen, wie ein Virtuos mit seiner Geige. Zwar kannte sie ja die Art und das Prinzip war überall dasselbe: selbst nach flüchtiger Begegnung leichthin den Schein anzunehmen, als sei ein Eindruck hingenommen worden, einzig zu dem Zwecke, daß ein Eindruck hinterbliebe.

Aber aber — — — zufällig war ihr schon der Don Juan Deutschlands und Frankreichs, Don Juan d'Ustria, ja sogar der Süditaliens begegnet. Und nichts sieht einem Erleben so ähnlich wie ein Erkennen.

(Fortsetzung folgt)

Henriette Feuerbach

Aus Briefen an Frau Emma Ribbeck*

Liebe theure Frau Ribbeck! Nürnberg 3 Aug 76 Rosenau Nr. 17.

Seit ich hier bin ist es mein täglicher Gedanke Ihnen zu schreiben, und nicht minder mein nächtlicher — denn ich habe viel Zeit Nachts zu denken — und dennoch haben Sie außer meiner Ankunfts Karte noch kein Lebenszeichen von mir erhalten, was mich ängstigte und quälte ohne daß ich muthig genug war die Angstlichkeit von mir zu thun, indem ich sie durch eine herzliche Bitte um Verzeihung und Einsicht oder Nachsicht überflüssig machte.

Mein spätes Schreiben hat zwei Gründe, einen innerlichen und einen äußerlichen. Der Letztere ist, daß ich viele Heidelberger Briefe zu beantworten anstatt frei zu schreiben hatte, wozu meine Schreibfähigkeit ganz in Anspruch genommen wurde. Der Erstere ist tieferer Natur und ich habe mich selbst besinnen müssen, weshalb es mir schwer wurde, an Sie ehrlich ausführlich zu schreiben. Es kommt, denke ich, daher, weil mir Ihr liebes Haus ein Asyl war, in welchem ich immer ungerne Sorgen und Kummernisse austramte und viel lieber geistigen Muthvorrath sammelte um sie zu Hause zu verwinden. So war es mir nicht lieb in einem Zustand schriftlich zu Ihnen zu kommen, in welchem ich gar keiner Ermuthigung und Aufrihtung fähig war. Nun aber — da ich etwas besser bin, will ich nicht mehr zögern, und um ruhige stille Zeit zu haben, bin ich um 5 Uhr aufgestanden, um Ihnen Rechenenschaft und Einblick zu geben in das zerstückte, wunderliche Leben, in dem ich mich zurecht zu finden habe.

Meine Übersiedlung war ein großes, aber nicht das schwerste Stück Arbeit dieses Sommers. Umzug und Einrichtung ging ziemlich rasch von Statten und ich hatte so viel zu thun, daß ich die ersten 14 Tage gar nichts von mir selber wußte. Die Wohnung ist heiter, nett und zierlich, mitten im Gerriebe der städtischen Vergnügungen doch ländlich gelegen, nicht weit von der Stadt, an der belebtesten Strecke der Promenade, während man rückwärts in lauter Baumwipfel und ein Stück Teich oder Fluß sieht. Nur Eines wird mir hierbei schwer, das ist die Kleinheit und Niedrigkeit der Zimmer; Es kommt mir vor, als ob ich mich nie daran gewöhnen würde, dies nebenbei gesagt und mit großem Schämen, denn ich habe keinen vernünftigen Grund zur Unzufriedenheit. Im Gegenteil, mein kleines Heim wird von Jedermann reizend und freundlich gefunden und auch von mir selbst. Ich passe nur noch nicht hinein und muß nur erst etwas kleiner werden, wenn es gehen soll. — 8 Tage nach meinem Einzug kam Anselm von Ansbach herüber, wo er mit

* Gattin des bekannten Philologen in Heidelberg, später in Leipzig.

Ungeduld gewartet hatte. — Leider etwas unwohl an Magenathar, auch ein wenig Husten stellte sich wieder ein und ich war recht sorglich, da auch sein Aussehen wieder schlechter war als die letzte Zeit in Heidelberg. In- dessen ging es bald besser und seit ungefähr 3 Wochen scheint er mir wirk- lich in einen beruhigenden Zug der Genesung getreten zu sein. Bei mir aber hatte sich inzwischen eine andere schlimme Krankheit eingestellt, periodisch wie ein Fieber und unüberwindlich, unerreichbar für alle vernünftigen Be- strebungen, das Heimweh. Noch bin ich nicht damit fertig, aber es ist doch etwas milder, und nun lassen Sie mich schnell darüber hinweggehen. Nur wer es an sich selber erfahren, kennt das unvernünftige Leid im ganzen Um- fange. Ich hatte es hier zum zweitenmal zu empfinden und schlimmer als im Leben.

Was die hiesigen Verhältnisse betrifft, so habe ich noch kein Urtheil. Meine Verwandten sind sehr lieb mit mir und ich fühle mich auch besser, wenn ich mit den Schwestern zusammen bin, gegen die ich aufrichtig sein kann und die mein Heimweh begeifen und nicht übel nehmen. Der alte Arzt Geh. Rth. Diez mit seiner Frau, meine Cousine und Jugendfreundin, ist seit ich hier bin, abwesend, Ich hoffe in dem lebensreichen Hause mit der Zeit etwas heimisch zu werden. Zehn Kinder, von denen 8 verheiratet sind mit einigen 30 Enkeln und die kleine alte Frau mit dem vollen Jugendhumor, der überall an den äußeren Dingen mit aller Gutmüthigkeit, zuerst das Drol- lige und Lustige herausfindet unbeschadet der Gemüthstiefe, die darunter liegt!

Meine zweite Cousine ist die Frau eines schrecklich reichen Kaufmanns, ich glaube des zweit-reichsten hier, (der erste ist der Eisenbahnkönig Kramer- Klett.) Es geht in dem Bachmannischen Hause kleinbürgerlich nach der strengsten Sitte zu, so wie man es etwa in einer Schilderung des Bürger- lebens aus dem vorigen Jahrhundert lesen mag. —

Anselm hat von früher her einige Bekannte, darunter den hiesigen Bürgermeister, Hr. v. Stromer, und einen italienischen Großhändler, deren Familien ich noch nicht kenne. Ich glaube, daß für Anselm die Übersiedlung wirklich ein Glück zu nennen ist. Trotz seiner Zurückhaltung und Zurückziehung hat er hier in 4 Wochen bereits ohne sein Zuthun, mehr künstlerischen Boden gefunden als in Heidelberg in 20 Jahren. Und dies ist schließlic doch der beste und einzige Ersatz für Alles was ich persönlich verloren habe, wenn der erste Schmerz nur erst verwunden ist. Ob ich ein Stückchen Nürnberger Leben finden kann, in das ich mich zu fügen vermag ohne mir selber Schaden zu thun, weiß ich nicht; wenn ich aber auch ganz allein bleibe, so habe ich in dem Bewußtsein recht getan zu haben doch eine feste Stütze und mit all dem Vorrath von gutem Willen den ich aufgesammelt habe, werde ich ja leidlich zurecht kommen.

Wir gehen nun einige Tage nach der fränkischen Schweiz, nach Streitberg und in der 2t. Hälfte des Monats wird mein Sohn nach der Schweiz oder Tirol gehen, dann an den Gardasee und schließlich nach Rom. Man hat in Wien sein Entlassungsgesuch mit einem Urlaub bis Ostern 77 beantwortet. Die Steuergeschichte ist Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung geworden. Es scheint ein großer Betrug darunter zu stecken.

Ich komme jedenfalls in diesem Jahre noch nach Heidelberg, aber erst im Spätherbst, wenn ich mich ein klein wenig eingelebt habe. Und nun haben Sie Tausend Dank für Ihre Liebe und Treue und grüßen Sie von ganzem Herzen Ihren lieben Mann.

In herzlichster Freundschaft Ihre treue

Henriette Feuerbach.

Liebste Frau Ribbeck!

Nürnberg 8 Aug.

..... Indessen hat das kleine Streitberg in den wenigen Tagen so merkwürdig gut auf meinen Sohn gewirkt, daß ich geneigt bin an die Wunderkuren, welche von ihm erzählt werden, zu glauben. So haben wir uns entschlossen den Rest des Monats dort zuzubringen und sind nur hieher zurückgekehrt um das Nöthige für den längeren Aufenthalt zu holen. Die Gegend ist so recht klein romantisch und sieht auf die erste Umschau fast komisch aus; das was groß und imposant in ihr ist, steckt unter der Erde, und, was mich betrifft, so verzicht ich von Herzen auf das Plaisir in den Tropfsteinhöhlen herumzukriechen. Ich bin zufrieden mit Luft und Wasser, was Beides köstlich, denn sie scheinen meinem Patienten neue Lebenskraft einzugießen. Das Kurhaus liegt auf einer Anhöhe und man hat die Rundschau in das freundliche Thal, die Reinlichkeit und Verpflegung ist sorgfältig und gut, aller Nöthige und Bequeme ist vorhanden, jeder Luxus fehlt. Langerweile kann derjenige, welcher sich amüsieren will, außerordentlicher Weise genießen. Die Gesellschaft ist nicht sehr zahlreich und scheint auch nicht interessant. Die Herren sehen elend aus und husten, die Damen sind behäbig und pußen sich. Ich sah letzten Sonntag eine Dame mit seidenen Volants und kostbarem Spitzenüberwurf von einer Herde Gänse grimmig verfolgt.

So weit kam ich gestern von zwei Gartenmusiken und einem Feuerwerk beim Schreiben accompagnirt. Ich füge nur noch die herzlichsten Grüße und Wünsche bei. Hoffentlich wird es Ihnen in Ihrer lieben Schweiz bald leichter werden und Herr Hofrath seine kollegialischen Misereu vergessen können. Sollte Sie aber Ihr Weg dennoch nach Norden führen, dann vergessen Sie unterwegs das ehrwürdige Nürnberg und gel. auch das Nerven- und Athmungsstärkende Streitberg und zuallererst nicht

Ihre getreue

H. Feuerbach.

..... Einerseits thut mir die absolute Stille und Ruhe, in der ich hier lebe, wohl, anderseits scheint sie mir etwas gefährlich zu sein. Seit ich hier bin, war ich einen Abend außer Hause, und der war nicht sehr ersprießlich. Die langen langen Winterabende wollen ausgefüllt sein! Man geht hier nur Nachmittags aus und ich wohne doch so weit vor der Stadt, daß das Heimgehen — wollte ich die hiesige Gewohnheit überschreiten — Schwierigkeiten bereiten würde. Hätte ich viel Geld um mir ein gutes Instrument zu kaufen und ein gastfreies Haus zu halten, so ließe sich demungeachtet Manches anders gestalten, so aber beschränke ich mich darauf meine Zeit vernünftig anzuwenden und mir in meiner kleinen reizenden Wohnung eine eigene kleine Welt zu schaffen, so weit dies ohne Zuschuß von außen angeht.

..... Mit Arbeiten ist es gar nichts. Es liegt eine dicke Nebeldecke auf dem See, aus dem ich Gedanken holen könnte. Eine Bitte habe ich an Ihren lieben Mann, den ich herzlich grüßen lasse. Ich möchte, daß er mir eine kleine Liste von neueren Büchern aufschriebe, von welchen er glaubt, daß sie mir erquicklich und nützlich sein könnten. Ich kann nicht in die Bibliotheken gehen, ohne zu wissen, nach was ich fragen soll, und weiß auch sonst Niemand, den ich um Rath fragen könnte. Zwei geschulte Herrn habe ich hier kennen gelernt, Hr. Heerwagen, Lyceumsdirektor, der zugleich ein grundgelehrter Musiker ist, und den Direktor des germanischen Museums, Hr. Essenwein. Ich glaube, daß es ersprießlich sein würde, sie hie und da zu sehen, und sie sind auch beide freundlich gegen mich, aber den Muth voranzugehen finde ich im Leben nicht.

Sollte meine schmerzliche Sehnsucht nach Geistesheile vielleicht ein schwaches Zeichen der Besserung sein? — Musik treibe ich viel und gründlich. Es ist fast eine Schande im 65 Jahre noch Fortschritte zu machen u. doch passiert es mir jetzt. Seien Sie beide von ganzem Herzen gegrüßt und halten Sie mir ein freundliches Andenken warm — Ihre

H. Feuerbach.

Ich lege hier eine kleine Liste von Nürnberger Wirtshausnamen bei, die mich, ihrer wunderlichen Charakteristik willen des Sammelns werth dünkten.

„Wurstglöcklein, Ziegenglöcklein, blaue Flasche, Nürnberger Trichter, Bärtleinhuter, Baumwolle, Glasgarten, Contumazgarten, zum Plärrer, zum Schrepfer, zum Aug, zur Füll, Mondschein, Frühlingsgarten, charmante Gärtnerei, Bach Kidron, St. Peter, Himmelsleiter, Jammerthal, Wolfshöhle, Ofenloch, zum Wehrfritz, Hopfenstöckle, gläserner Himmel, bretternes Meer, geharnischter Mann, Lürk, Deutscher Mann, weiße Taube, schwarze Amfel, grauer Kater, gelber Hecht, goldene Gans, in Gossenhof, neue Welt am Rieselfach.“

Ist das nicht guter Volkshumor? Die Leute hier sind nicht dumm, nicht oberflächlich, nicht unfein im Gemüth und nicht poesielos in der Phantasie, sondern nur grenzenlos schwerfällig und ungeschickt in der Form.

Meine liebe Theute Freundin!

..... Wenn man nicht glücklich sein kann durch ein heiteres Leben nach außen und durch Ausbildung und Ausbreitung dessen was man innerlich ist und hat, dann, finde ich, ist das Sicherste, reinen Tisch zu machen, und die Befriedigung anstatt durch Einnahme durch Aus — oder vielmehr Aufgabe seiner selbst zu suchen, und das Glück ist dann, wenn man weiß für welchen Zweck, und daß es der Mühe werth ist. Dieses nun habe ich, und wenn ich an ein leidliches Ziel komme, ehe ich sterbe, so soll Alles gut und recht sein.

Eine Zeit lang mag auch die Ruhe gut sein, die ich hier im Überfluß habe und allzu lange wird der Aufenthalt auch nicht dauern.

In Liebe und steter Erinnerung

18/10 78 Nürnberg.

Ihre H. Feuerbach.

Meine liebe Freundin!

Nbg 14/4 80.

Anstatt eines Briefes komme ich selbst durch Leipzig und zwar auf einer Reise nach Berlin zum Besuch der Ausstellung in der Nationalgalerie, die das Höchste und Theuerste was ich noch auf Erden besitze enthalten wird.

Ich möchte wohl gerne auf dem Rückwege einige Stunden bei Ihnen sein und — nicht viel zu sagen, nur Sie und Herrn Ribbeck begrüßen zum Zeichen ungetrübter treuer Freundschaft nach dem tödlichen Verhängniß das mich betroffen hat und an dem ich doch nicht gestorben bin, wenn gleich mein Leben nicht viel besser ist als der Tod nach dem ich mich sehne.

Ich bin gesund geblieben und habe im alten Jahrvasser für den Nachruhm meines lieben Sohnes gesorgt. Wie es weiter werden soll weiß ich noch nicht.

In treuem Andenken

Ihre H. Feuerbach.

Meine liebe Freundin!

Nürnberg 10/7 80.

Halten Sie es nicht für Theilnahmlosigkeit daß ich so spät Ihren lieben Brief beantworte. Das Schreiben wird mir so schrecklich schwer. Was ich sagen kann will ich nicht und was ich sagen will kann oder darf ich nicht. Ich wäre auf der Rückreise von Berlin so gerne zu ihnen gekommen, aber es wäre nicht das Rechte gewesen. Ich war angegriffen und im Innersten aufgewühlt, ich habe zu Hause Tage gebraucht um mich mühsam zu fassen, was hätten ein paar Stunden geholfen!

Ich hoffe wirklich und sehne mich nach einem Wiedersehen. Es giebt

Vieles was ich Ihnen und Herrn Hofrat sagen kann mit Leichtigkeit, was sonst Niemand aufs Erstmal versteht. Ob ich im August ganz zu Hause bin, weiß ich nicht, ich will Ihnen aber genaue Nachricht geben; sicherlich hoffe ich im Winter oder Frühjahr ein paar Tage zu Ihnen zu kommen und es wird ein eigentümliches Wiedersehen sein — nun eben ein Wiedersehen nach dem Tode, denn mir ist doch auch das Leben ganz abhanden gekommen und ob ich je die zerrissenen Fäden wieder zusammenknüpfen kann, das bezweifle ich sehr. Es war schrecklich und ist schrecklich was ich durchlebt habe und durchlebe; einen Trost giebt es nicht, als den des menschlich gemeinsamen Looses und der will mir auch nicht passen.

In Berlin ist die Ausstellung geschlossen. Materiell war der Erfolg ziemlich gering, doch reicht er um meine Verpflichtungen zu lösen, damit bin ich schon zufrieden und in künstlerischem Sinne glaube ich wohl, daß Niemand die Ausstellung vergessen wird, der mit offenen Augen und Herzen drinnen war. Von den großen Bildern ist nichts verkauft, die müssen aufs Neue wandern; das Urtheil nach Breslau, die Amazonen nach Amerika, die andern nach Wien und Stuttgart. In den Zeitungen standen hohe Summen, die erzielt wurden; kein wahres Wort. — 30000 Mark ist die ganze Summe, von welcher ich 20000 den Erben auszuzahlen habe, dabei schon 15000 bei der Übernahme vorgeschossen. Es macht aber nichts, darüber bin ich ganz ruhig. Vor der Hand verlasse ich Nürnberg in diesem Herbst und vergrabe mich in meiner alten kleinen Jugendheimat Ansbach, wo es viel wohlfeiler und mir auch heimlicher ist wie hier. Es ist wie eine ländliche Vorstadt v. Nürnberg, 50 Minuten Eisenbahn.

Anselm hat schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, und ich möchte in tiefster Stille versuchen ob sie nicht der Welt zugänglich gemacht werden könnten. Dafür brauche ich vielen und guten Rat und schon deshalb muß ich früher oder später kommen und ihn bei Ihrem Manne holen, der mir, glaube ich, allein helfen kann. Die Art und Weise ist so eigentümlich, daß sie gar nichts anderes in der Nähe duldet und doch ist das Ganze so sehr lückenhaft. Vorerst will ich die Briefe lesen aus dreißig Jahren! Es ist eine ganz entsetzliche Aufgabe, muß aber sein. Ich werde mit all meinen Kräften um Kraft ringen. —

Ihr Brief liebe Frau Ribbeck, lautet auch ein wenig gedrückt, was ich wohl begreife, denn Sie sind leidend. — Ich mein Gott, könnte ich Ihnen meine Dauerhaftigkeit geben! — ich bin von Stahl und Eisen und würde es gerne tun, denn ich freue mich der langen trübseligen Aussicht gar nicht. Ohne Lebensinhalt weiter leben und von Zeit zu Zeit die Verwüstung in sich selber beleuchten, ist sehr sehr traurig.

Doch ich will nicht so schließen — Vernunft und guter Wille sind ja

doch noch vorhanden und des Andenkens will ich wert bleiben. Seien Sie herzlichst gegrüßt
v. Ihrer treuen H. Feuerbach.

Meine liebe verehrte Freundin!

Ans. 4 5 81.

Ich war seit der letzten Zeit so mutlos und gedankenschwach, daß ich mich nicht entschließen konnte das Manuskript an Sie abzusenden. Da aber das Zögern weder der Sache noch mir hilft, so will ich mein albernes Widerstreben gewaltsam zum Schweigen bringen und vorwärts gehen. Ich sende die Papiere zugleich mit diesem Brief, erstere durch die fahrende Post, heute ab.

Was das Manuskript und seine Geschichte betrifft, so habe ich folgendes anzugeben.

Unter Anselms Papieren befand sich eine Mappe, mit der Aufschrift „Aus meinem Leben von Anselm Feuerbach“. Es ist dieselbe Mappe in welcher ich Ihnen das Manuskript übersende. Sie enthielt Aufzeichnungen über die verschiedenen Perioden der künstlerischen Entwicklung Anselms, wie überhaupt der Zweck dieser Gedenkblätter fast ausschließlich nach jener Richtung geht. Nur hie und da ist der Zug durch eine humoristische oder gemüthliche Episode durchbrochen, doch immer nur vorübergehend, selten.

Die Aufzeichnungen überhaupt waren in der Ausführung verschiedenartig, bald eingehender, bald flüchtig behandelt. Das Ganze war in zwei Theile geteilt unter dem Titel: „Aus meinem Leben,“ Anhang. Unvollständig und druckunfähig war alles, obschon die Absicht einer späteren Benützung für die Öffentlichkeit sicher zugrunde lag, denn es fanden sich unter den Papieren mehrere kleine Entwürfe zu Vorreden.

Nach langer Überlegung schien mir das einzige Mittel zur Vervollständigung, Briefauszüge aus den betreffenden Perioden beizugeben, wie es Anselm auch schon in seinen Aufzeichnungen versucht hatte.

Meine Briefe vom Jahr 1845 bis 79 sind alle vorhanden. Ich habe durch einzelne Stellen daraus zuweilen die Aufzeichnungen erweitert, oder aber periodenweise die Auszüge beigefügt.

Die sorgsam getroffene Auswahl beschränkt sich eben auch vorzugsweise auf die künstlerische Entwicklung. Was hier gesammelt ist, gehört dem Geschiedenen allein an. Meine Arbeit hat sich auf Streichen, Zusammensetzen, Verbinden beschränkt. Ich habe mit großer Gewissenhaftigkeit alles Fremde fern gehalten. Es ist die wahrhaftige künstlerische Persönlichkeit, die sich vor dem Leser entwickelt, mit allem Schönen und auch mit den hemmenden Eigenschaften, die nicht im mindesten versteckt wurden. Sie haben in diesen Blättern die volle individuelle Wahrheit.

Was die Veröffentlichung betrifft, so soll sie nur in dem Fall stattfinden, wenn die Schrift geeignet sein würde, das Verständnis und Interesse für

den Künstler zu erhöhen, wenn sie seiner würdig sein würde, außerdem mag das Manuskript für Material zu einer späteren Biographie liegen bleiben. Dies zu entscheiden in strengster Weise, ohne alle persönliche Rücksicht, bitte ich Herrn Ribbeck in vollstem Vertrauen auf sein Urtheil und seine Wahrhaftigkeit: Je strenger er zu Werke geht, desto mehr handelt er in meinem Sinne, desto mehr ehrt er das Gedächtnis des Verstorbenen.

Ich schicke das Manuskript bis an das Jahr 1870 und einen bedeutenden Theil des Anhangs. Der schwere Rest von 1870—79 ist noch in der Arbeit.

Herr Gerold in Wien wünscht die Schrift zu verlegen, falls sie zum Druck kommen sollte. Ich weiß aber nicht ob Wien der rechte Ort ist, mir kommt es vor, daß in Deutschland doch vielleicht auf bessere Aufnahme zu hoffen wäre. Doch darüber zu sprechen ist noch Zeit, wenn es wirklich zu dem kühnen Entschlus kommt. Während ich an der Arbeit war, hatte ich bis jetzt ziemlichen Mut, nun bin ich über ein paar abfällige Urtheile selbst abfällig geworden. Es ist so natürlich daß ich mich in der schmerzlichen Aufregung täuschen konnte.

Wenn es Ihnen recht ist kann ich Ende Mai für ein paar Tage kommen, Ich glaube es wird für das erste Mal besser sein. Ich war noch nirgend. Nur wiedersehen möchte ich Sie für diesmal und mir das Herz erleichtern, die Kluft überbrücken — noch nicht länger bleiben.

Die innigsten Grüße von Ihrer

H. Feuerbach.

Verehrter Freund!

Der Buchhändler Hr. Gerold war heute mit seiner Frau in Nürnberg wohin sie mich zu einer Zusammenkunft gebeten haben. Es scheint ihm ziemlich viel an dem Verlag der kleinen Schrift zu liegen und er will selbst zu Ihnen gehen, da er morgen nach Leipzig kommt.

Ich wollte Ihnen dies melden, und Sie bitten ihm kurzweg die Wahrheit zu sagen, wenn Sie die Schrift nicht zweifellos druckwürdig halten. Sie darf nicht veröffentlicht werden, wenn sie Anselms Andenken nicht zur Ehre gereicht. Herr Gerold hat vernünftig darüber gesprochen, aber es reicht nicht aus.

Seine Anerbieten sind, glaube ich, reichlich, 20—30 Gulden östr. für den Bogen bei 1000 Exemplaren und schöner Ausstattung.

Es ist spät am Abend ich kann nichts mehr hinzufügen als die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre liebe Frau

Ihre ergebene H. Feuerbach.

13. Mai 81. Ansb.

Meine theure Freundin!

Ansbach 21. Mai 81.

Ich war eben im Begriff Ihnen zu schreiben, daß ich nicht kommen kann, als Ihr lieber Brief ankam. Bei Ihnen ein großes ernstes Leid,

bei mir Widerwärtigkeiten, die ich Ihnen lieber einmal mündlich im Vorübergehen berichten, als jetzt schreiben will! So treffen wir zwar im Schlimmen, aber doch genau zusammen.

Mein größter Trost und einziger erquicklicher Gedanke ist die Ansicht Herrn Ribbeck's über meine Sammelarbeit. Als der Brief neulich eingetroffen war, mußte ich den ganzen Morgen weinen und Gott danken, daß ich die Kraft fand, diese Sache gut zu machen.

Ich hatte vergessen Ihren Mann zu bitten mit Hr. Gerold abzuschließen. Er wird, so sagte er, nach seiner Rückkehr schreiben, und ich werde Ihnen dann meine Meinung und seine Vorschläge brieflich oder telegraphisch mitteilen. Porträt jedenfalls; schöne Ausstattung. Was für etwaige Auflagen üblich ist, weiß ich auch nicht. Ich glaube aber hoffen zu dürfen, daß Herr Gerold mich nicht schlecht behandeln wird.

Ich gehe jetzt so Gott will, mit neu gesammelten Kräften an die Fortsetzung und will, so gut es geht, alle störenden Gedanken in Dämmerung begraben. Das was bleibt und was vorübergeht richtig scheiden zu können, ist eine schwierige aber segensreiche Kunst, die gelernt und geübt sein will.

Möge der Kampf, in dem Sie mit leiden nicht allzuhart sein, und soll es einmal so sein, rasch vorübergehen.

In treuer Liebe, mit herzlichsten Grüßen an Sie Beide.

Ihre H. Feuerbach.

Meine liebe Freundin!

23. Juli 81.

. . . Ich bin auf eine harte Bekämpfung gefaßt, denn ich greife ja eigentlich ganz Deutschland an. Da aber Anselm sich nicht mehr darüber ärgert, so werde ich es auch nicht thun, sondern ruhig und still zuwarten. In der letzten Aufzeichnung heißt es: „Die Gerechtigkeit wohnt in der Geschichte, nicht im einzelnen Menschenleben.“

Besser weiß ich nicht zu schließen.

Ihre getreue H. F.

Meine liebe Freundin!

16/2 82.

. . . Herr Dr. Speidel und der Bildhauer Reinhold Vegas sind die zwei Menschen, welchen ich in meiner Todesstunde Etwas nicht verzeihe, und ich habe es auch beiden ehrlieh zu wissen gethan. Speidel, den Anselm liebte, hat zwei Monate nach dessen Tod mit vornehmen Mitleid und nachlässiger Grazie die letzten Steine auf das Grab geworfen indem er Anselms Talentmangel in Farbe und dramatischer Composition, — die alte Geschichte — neu aufgewärmt —, Vegas hat das Relief nicht gemacht unter dem Vorgeben, er könne es nicht, ohne das Leben vor Augen zu haben. Es war auch ein Freund! — Ich entpuppe mich als unversöhnlich. Das haben Sie mir wohl nicht zugetraut?

Unselm war immer sehr vergnügt, wenn ich über Jemand ärgerlich war, es gefiel ihm absonderlich wohl, weil ich gewöhnlich zu begütigen suchte. . . .
Ihr getreue H. F.

Meine lieben theueren Freunde!

Unsb. 30. Juli 82.

. Was spätere Arbeit betrifft, so glaube ich das Einzige was ich leisten könnte, wäre eine einfache Umarbeitung veralteter Kinderschriften, Unterhaltungsbücher oder geschichtliche Schul- oder Privatbücher. Ich würde auch wohl gerne derlei Einiges versuchen und es schwebt mir dabei der Titel vor, „Geschichten aus der Geschichte“, aber ich fürchte es ist zu schwer und zu weitaussehend. Neulich habe ich unter meinen alten Sachen eine kleine Abhandlung über die alte Gesangschule in St. Gallen gefunden, die ganz amüfiant ist. Ich weiß, daß ich damals, vor Jahren, ein ganzes Jahr brauchte um das Material zusammenzubringen. Ich hatte große Pläne in solchen einzelnen Essays vorwärts zu gehen. Es ist eben jetzt auch unmöglich.

Meine liebe Freundin!

25. Aug. 82.

Es ist mir unheimlich, daß ich gar nicht weiß wo Sie sind und wie es Ihnen geht. Hoffentlich ruhen Sie Beide wohlthätig im Grün aus. Ich bitte nur um 2 Worte auf einer Karte, dann bin ich schon zufrieden.

Was mich betrifft, so habe ich einige Hoffnung zu Hause bleiben zu dürfen, was mir Frieden ins Herz gießt. Ich habe inzwischen eine große That gethan und den Parcival gehört, da ich ohnehin mit meinem Neffen zu reden hatte, und 2 Freibillets erhielt. Es ist eine wunderfame Sache über die ich heute nicht ausführlich genug schreiben kann. Zuerst muß ich sagen, daß Levi's Orchester Wagner zu Wagner macht. Bei einer solchen fast überirdischen Schönheit der Wiedergabe ist die Wirkung kein Wunder. Der zweite Act ist häßlich trotz einer meisterlichen Composition und der über Lob erhabenen Interpretation, aber im dritten Act ist eine Scene, über die man nicht hinauskommt und die man nicht vergessen kann, wenn man sie gehört und mehr noch, gesehen hat. Es ist die in der Kritik am meisten getadelte Fußwaschung. Ich denke mir die Wirkung ähnlich, wenn auch verfeinert, wie in Oberammergau. Die Musik besteht von Anfang bis Ende aus Motiven, die so ineinandergearbeitet sind, daß sie den Gedankengang nicht nur musikalisch, sondern erzählend vergegenwärtigen. Man hört durch die ganze Oper stets dieselben Klänge, einzeln, verbunden, ganz, halb, tactweise, in andern Tonarten, dur, moll: unsere Klassiker hätten dies nicht thun können, denn sie wären sonst an ihrem Reichthum erstickt, aber in dieser halb menschlich gedachten halb künstlerisch verarbeiteten Darstellungsweise, liegt, glaube ich, der Zauber, welcher diejenigen unterjocht, die ihm verfallen. Was

mich betrifft, so glaube ich das Werk besser als manche Andere verstanden zu haben, weil der Kapellmeister es mir den Tag zuvor aus der Partitur vorgespielt hat, so wie es eben nur ein Kapellmeister wie Levi kann. Dann habe ich selbst den Clavierauszug vorgenommen. Dies Alles hat mich sehr aufgeregt. Die Aufführung aber habe ich ganz in Frieden angehört, wie ein Bekanntes, das erste mal ganz, das zweite Mal den 3t. Act. Dann kam ich nachhause, bereichert und mit doppelter Liebe zu meinen alten Göttern, weil ich das Große und Schöne was mir außerhalb begegnete mit Verständnis und Dankbarkeit zu ihnen heimbringe und das Störende ver-
gesse.

Der Parcival ist ein würdiger Abschluß. Wenn W. noch eine Oper schreibt, so wird sie abwärts gehen. Es ist eine religiöse That, eine Sünder-
erlösung, die er für sich selber gebraucht hat, und sie ist so ernst ge-
meint, daß man nicht an Theater und Entweihung denkt. Nun genug.
Herzlichen Gruß v. Ihrer
H. Feuerbach.

Meine liebe theure Freundin!

23. Oct. 82.

..... Ich denke manchmal, daß jedes Menschenleben seine
bestimmte Tonart hat, die aus dem Charakter wächst und daß es, nach so
vielen Abweichungen wieder dahin zurück muß und darin endigt. Wunder-
lich genug, daß meine Ruhelosigkeit eigentlich aus einem ruhigen Untergrund
aufwächst.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ich bedarf der Nachsicht,
ich weiß es, aber Sie sind gut und haben Geduld — Sie Beide.

Ich freue mich nachträglich Ihrer schönen Reise, die Ihnen den Winter
recht erhellen wird. Wie oft denke ich an den lieben Aufenthalt bei Ihnen
— das ist mein Venedig und Genua.

In treuer Liebe Ihre

H. F.

Meine liebe theure Freundin!

..... Ich lebe in der Stille, einsam in mich selbst verwickelt
und verstrickt und muß mich jeden Morgen von neuem bestimmen, daß ich
Niemanden mehr habe, der mir von Gott und Rechtswegen angehört.

Wie sehr ich mich freue, daß es Ihnen wenigstens leidlich geht, brauche
ich Ihnen nicht zu versichern. Es weht eine heilsame Luft in Ihrem Hause,
die den Geist stärkt und dem Herzen wohl thut. Auch über Musik mag ich
gerne von Ihnen hören. Auf Rubinstein habe ich immer viel gehalten. Der
Parcival ist, nachdem ich den Clavierauszug in die Hand bekommen, seines
sinnlichen Zaubers beraubt, vor meinen Augen in einen Abgrund versunken,
aus dem ich ihn nicht herausziehen will für mich. Sondern ich gebe ihm
eine Grabinschrift die heißt „musikalische Armuth“ und so wird es recht sein.

Wie man die Einleitung als Concertstück spielen kann, ist kaum zu begreifen, denn sie ist eben nichts; drei „Leitmotive“ und dazwischen gebrochene Accorde in derselben Tonart auf und ab. Das einzige interessante alte Motiv ist aus einer alten Messe die man in Dresden beim Abendmahl in der Kirche singt. Wagner ist alt und sollte nicht mehr schreiben.

Da ist Brahms ein anderer Mann im Reichthum der Bearbeitung und harmonischen Erfindung. Ich habe in diesem Jahre etwas Brahms studirt und so viel gelernt, daß ich sehr dankbar bin. Demohngeachtet faßte mich plötzlich nach monatelangem Lernen plötzlich die Sehnsucht nach der E moll Fantasie von Mozart und ich habe in ihr meine arme Seele reingewaschen von allem Raffinement der neuen Zeit.

Tausend herzliche Grüße Ihnen Beiden.

Bleiben Sie gut Ihrer

H. Feuerbach.

Meine theure Freundin!

1. April Ansbach.

..... Ich will jetzt einen Weg suchen um an die Grootische Kunsthandlung in Berlin zu gelangen, von der Ihr lieber Mann gesagt hat, und von welcher mir schöne Probeblätter zu Gesicht gekommen sind, zwar auch in kleinem Format, aber wirklich künstlerisch, während die Kunst für alle ordinäre Bilderbogen unter vornehmen Namen bringt. Mit gutem Willen und Geduld werde ich wohl auch ans Ziel gelangen. Leicht ist es nicht, dies habe ich in Berlin recht sehr gefühlt, besonders weil ich eigensinnig bin und schwer Vertrauen fasse. Letzteres aus viel Erfahrung und getäuschter Hoffnung . . .

1. April 86.

H. F.

Mein lieber hochverehrter Freund!

19. Nov. 84.

..... Der neue Chef fühlte sich ohne schriftliche Abmachung nicht gebunden, obwohl ich alle Briefe einschickte, und ließ mir die Wahl ob das Buch 5.80 M. kosten sollte mit Honorar oder ob ich verzichten wollte zu Gunsten von 4.40. Da man mir sagte, daß der erste Preis den Absatz stören würde, so that ich das letzte. Die ganze Verhandlung aber, hat mir innerlich wehe gethan, so daß ich keine Zuversicht habe und ganz muthlos bin.

Mit Hr. v. Lüchow habe ich Correspondenz geführt und ihm die Sache vorgelegt mit allen Beweisen. Eine öffentliche Streitführung widerstrebte mir, weil ich Herrn von Eitelberger und Minister v. Stremeier oben an hätte stellen müssen. So habe ich einen Strich gemacht, und Herrn v. L. geschrieben, weshalb ich es that. Er wird nun wahrscheinlich laut triumphieren weil er weiß, daß ich nicht antworte. Lieber aber trage ich den Vorwurf, als daß ich jetzt nach 2 Jahren die Männer kränke, welche es allein

gut mit Anselm gemeint haben und sie in einen häßlichen Streit verwickle. Selbst wenn ich mich geirrt hätte, würde ich mich dabei beruhigen, wie viel mehr, da ich weiß, daß diejenigen, welchen ich Dank schuldig bin und an deren Meinung mir allein gelegen ist, ganz genau wissen, wie die Sache sich verhält.
Ihre H. Feuerbach.

Meine liebe theure Freundin!

Unsb. 28. 4. 86.

. Die Amoll Schubertsonate N. 1 sitzt bereits im Kopfe, wenn auch noch nicht in den Fingern. Es ist eine fast raffinirt feine Vortragsstudie, ein sorgfältig gebundener Blumenstrauß, jede Blume am rechten Ort, voller Duft, d. h. Wohlklang, die Zwischengruppen sind etwas derber, poltriger Art, wie dicke große Blätter zwischen feinen Blüten. Darin unterscheiden sie sich von dem goldenen Strom der Beethoven'schen Sonaten, in welchen An- und Absätze immer harmonisch untertauchen. Aber ich liebe die Amoll sehr und denke dabei immer an Rubinsteine und wie er es machen würde. Das ist doch nur den großen wirklichen Künstlern eigen, daß man von ihrer Kunst nicht verblüfft, sondern freudig und fruchtreich erhoben wird.

Neulich habe ich einen Brief von einem der Berliner Nationalgalerieherrn erhalten . . . Dieser Herr also schrieb mir, daß er und sein Freund, der Geh. Rath Jordan fänden, daß das Vermächtnis einer Ergänzung bedürfe und daß er — oder sie zusammen (ich weiß nicht) eine Biographie schreiben wollten, wozu ich das Material liefern sollte; alle Briefe Anselms an mich und Andere, und auch meine Briefe (die Gott sei Dank alle verbrannt sind) und was sonst noch für diesen Zweck zu brauchen ist. Die beiden Herren kannten Anselm nicht persönlich . . . Ich habe natürlich freundlich und höflich geantwortet, getröste mich aber des guten alten Sprüchwortes, „die Suppe wird nicht so heiß gegessen als gekocht“.

Die herzlichsten Grüße und Wünsche von Ihrer dankbaren H. F.

Meine liebe theure Freundin!

23 Sept. 86.

. Während der Festtage in Heidelberg sind Sie gewiß mit Ihrem lieben Manne dagewesen; ich habe hier getreulich mitgefiebert mit Bildern sehen und Drucksachen lesen, nur die Rede von Herrn Runo Fischer habe ich nicht fertig gebracht, sie hat mich fürchterlich gelangweilt. Die Pfälzer Geschichte liest man doch viel lieber in Häuffer.

Wo wird Sie dieser Brief treffen — wohl im Süden? Diesmal aber ist der Süden auch zu uns gekommen. Es war heiß bis zu 26 Gd. Seit der letzten Heidelberger Reise im Mai bin ich ganz zu Hause gewesen und in tiefer Arbeit. Die Herren in Berlin haben nicht nachgelassen und ohne offene Unfreundlichkeit konnte ich nicht loskommen. Ich habe also bis jetzt

das biographische Material von Jahrgang zu Jahrgang sorgfältig geordnet und bin nun bis zum Jahre 1864 gediehen. Ebenso soll mir das Manuscript vor dem Druck vorgelegt werden, so weit bin ich versichert, dann will mir die Nationalgalerie für Gebrauchserlaubnis und Vorarbeit ein großes Honorar — 3000 M. und auf meinen Wunsch, Anselms Bildern besseren Platz geben. Die Schackchen werden wohl auch bald nach Berlin kommen, denn Graf S. ist schwer krank, was mir leid thut. (Ich möchte ihm so gerne noch etwas Liebes erzeigen und weiß nicht wie ich es anstellen soll.) Anselms Bilder aber sollen dann, wenn immer möglich in einen Saal zusammengelassen werden. Das ist für mich etwas so Großes, daß Alles andere daneben gut und recht wird, wenn es auch nicht so fein sollte.

Tausend Grüße Ihnen Beiden. Zürnen Sie mir nicht, zweifeln Sie nicht an Ihrer treuen
H. Feuerbach.

Meine liebe theure Freundin!

. Da ich noch ein wenig von Zeit zu Zeit lesen kann, so habe ich mir eine für meine Jahre und Umstände passende Lecture zu verschaffen gewußt, ich meine die Essays von Wundt, von denen ich Manches nicht verstehe, was mir zu sehr in die philosophische Terminologie einschlägt, im Ganzen aber doch die Hauptsachen begreife. Ich kann ein ganz gutes Stück mitgehen theils durch Denken, theils auch durch Erfahrung und selbstliche Einführung, dann aber komme ich an eine Schranke, die mich nicht weiter läßt. Sie wissen ja wohl, daß ich kein „ichsüchtiges“ Geschöpf bin, dem ungeachtet kann ich das kleine „Ich“ nicht völlig aufgeben. Ein Rest bleibt mir immer stehen, das ist das Gesamtbewußtsein, vielleicht dürfte ich es auch in meinem Sinne Intelligenz nennen, und der Urwille — das Gewissen. Dies bleibt mein „Ich“, ich mag machen was ich will, und Herr Wundt mag sagen was er will, das kleine Ich das im großen Du aufgeht. Wenn man bald 75 ist, kommen einem solche Gedanken selbstverständlich häufig in den Sinn; daß es bei mir ohne Angst und Furcht abgeht ist mein Glück. Ich bin im Gegentheil ganz vergnügt dabei und das Leben liegt um mich her wie eine weite Landschaft von Abendsonnenschein erhellt.

Ich bin fest überzeugt, daß ich das nächste Jahrzehnt nicht zu erreichen brauche und das ist mir recht und mein lebhafter Wunsch. Dreiviertels bin ich fertig, und zum letzten Viertel wird Rath zu schaffen sein.

Seien Sie von ganzer Seele begrüßt und gedenken Sie freundlich
3/1. 87. Ihrer alten treuen H. Feuerbach.

Meine theure Freundin!

Gestern kam Ihr lieber Brief nebst der herrlichen Einlage an und ich danke Ihnen für Beides von ganzem Herzen. Ihr Gemahl besitzt die

feltene Gabe in jedem augenblicklichen Begebnis den richtigen Gedankengang zu finden — nein, unmittelbar zu fühlen —, denn zu suchen braucht er nichts — und dann weiter für den Gedanken das musikalisch bezeichnende Wort, die rechte Tonart, den Klang, den Accord, das Tempo, den passenden Character der Sprache. So etwas nennt die moderne Welt „zündend“; Erhebend ist aber ein besserer Ausdruck, begeisternd wie es die Jugend braucht, und erfreuend. Die Kunst ist im tiefsten Grund immer freudig auch in der Trauer. Nicht wahr?

Ich habe in voller Kunst- und Trostlosigkeit die letzten Monate über die Kaisergeschichte mehr gelitten als es für eine alte hilflose Frau nöthig und vernünftig war. Ich bin in all dem Jammer völlig untergetaucht und habe meinen Kummer fest verschlossen, weil ihn eben auch Jedermann unvernünftig fand, doch ist mir ein Gutes dabei geblieben. Durch das Mitempfinden des großen Leides bin ich gegen kleinere Kümmernisse gleichgiltiger geworden, was in den letzten Monaten vorteilhaft für mich war. . . .

Mit wärmsten Gruß in treuer Liebe

22. 6. 88.

Ihre Henriette F.

Meine liebe Freundin!

. Und nun will ich auch ein klein wenig meinen Idealismus wie Sie das Ding nennen, vertheidigen. Glauben Sie wirklich, daß ich, wenn ich engherzig meinen Vortheil im Auge hätte, so weit gekommen wäre, wie ich jetzt wirklich gekommen bin? Die Rettung des Nachlasses, die Ausstellung in Berlin, meine Pension, die Veröffentlichung der Handzeichnungen, das Alles ist doch durch meine gesegnete Gabe gelungen Großes groß aufzufassen. Was die Amazonen betrifft, so muß ich jetzt eigentlich meinen Verwandten Dank wissen, daß sie mir hart entgegengetreten sind. Das Bild war, wie ich nachträglich erfuhr, so übel zugerichtet, daß 4 Monate zur Reparatur nöthig war und viel Geld. Hätte ich für mich Vortheil ziehen wollen, wer weiß ob sie es dann in Nürnberg nur angenommen haben würden.

15, 12, 89.

Ihre allzeit getreue

H. Feuerbach.

Mein lieber verehrter Freund!

. Da ich nichts zu erzählen habe, als das, was meinen lieben Verstorbenen betrifft, so sollen Sie wissen, daß sich in Karlsruhe eine wunderbare Sühne vollzieht, neben den bisherigen Anschaffungen soll im nächsten Jahre ein Feuerbachsaal in der Gallerie eingesezt werden, und eine 1 $\frac{1}{4}$ große Marmorbüste das Andenken des Künstlers verewigen; von diesem kleinen Stück Geschichte läßt sich manches Große lernen, nur muß man viel Geduld haben um es zu erleben.

Meine liebe teure Freundin!

14. Dez. 91.

. Meine zweite Bitte ist mir nichts zu Weihnacht zu schenken und mir die große Freude zu lassen Ihnen etwas senden zu dürfen was Ihnen doch vielleicht auch eine ungetrübte Freude macht. Ich bin glücklich darüber, daß ich es kann und darf. Das schöne Kleid vom vorigen Jahre hängt im Schranke und ist noch kein einziges mal herausgekommen. Wenn aber der dritte Band fertig ist, dann bitte ich von ganzem Herzen darum.

Sie werden ein schönes freundliches Familienweihnachtsfest feiern und ich werde den ganzen Abend an Ihre schön erleuchteten Zimmer denken und an den Kinderjubiläum der zu Weihnacht gehört. Ich denke mir, daß die Bescheerung bei Ihnen sein wird. Ich werde allein zu Hause sein, und es ist mir auch recht so. Wer Alles verloren hat wie ich, der bringt die Selbstvergeffenheit doch nicht so weit, daß er völlig in der Freude der Andern aufgeht. Die Mitfreude in Gedanken ist dann besser und natürlicher. Auch thut mir unverhülltes Licht empfindlich wehe und so ist der dunkle Abend mit reichem Gedankenvorrath in Liebe und Treue auch schön.

15. Dez.

. Ich möchte allmählig meine irdischen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Namentlich die Anselm betreffenden Dinge. Die Bestimmung über das Vermächtnis und noch einige Berliner Hacken und Häckchen. Wegen des Ersteren will ich Ihnen später ausführlich schreiben. Man pflegt von Anselm jetzt wohl zu sagen „der große Meister“, aber doch hat sein Andenken noch keine rechte Heimath. Es ist halb rührend und halb Ironie, daß Karlsruhe der einzige Punkt ist wo er ganz und voll anerkannt wird. Es soll ein Feuerbachsaal eingerichtet werden und das Möglichste gethan werden um die noch verkäuflichen Sachen aus der besten Zeit zu sammeln. Das erste Gastmahl ist der Mittelpunkt. Die Regierung hat das Bild für 46000 M. der Fräulein Köhrs in Hannover abgekauft. Es ist jetzt zum erstenmal gefirnisset worden und soll von einer überwältigenden Wirkung sein. Der Großherzog beruhigt sich mit dem wunderbaren Gedanken, daß er Anselm auf den idealen Weg geführt und erhalten habe. Nun — es war wohlfeiler Weg! Ich soll mich natürlich unendlich freuen, und in gewissem Sinne, d. h. über alles Persönliche hinausdenkend, könnte ich es vielleicht. Bis jetzt brennt mich das Wort „zu spät“ noch in der tiefsten Seele. . . .

Ihre stets treu ergebene

H. Feuerbach.

Liebste Freundin!

30. 3. 92.

. Es geht mir jetzt wieder viel besser und deshalb habe ich auch den Muth und die Freundigkeit Ihnen zu schreiben und ich übergehe alles Überflüssige und lege es bei Seite. Ich lebe in tiefer Stille und erwarte eben so

ruhig wann und wie die kommende Zeit ihr Recht ausüben will. Mit Reisen wird wohl nicht viel mehr bei mir herauskommen. Ich habe auch von dem lieben Baden geträumt, aber es geht nicht meine Alters- und Blindenhilflosigkeit erschwert jeden Plan, sei er noch so klein, verdoppelte Reise, verdoppelter Aufenthalt, dann im Paradies sein und nichts sehen — Einmal — ja — noch zu Ihnen ganz in der Stille, und einmal nach Karlsruhe wenn der neue Feuerbachsaal eingerichtet, der dort geplant und die Marmorbüste fertig ist, welche als Denkmal bestellt ist, um darinnen aufgestellt zu werden. Ich habe viel darüber nachzudenken, wie eigentümlich das Schicksal waltet, das jetzt denselben Ort, an welchem vor 30 Jahren Anselms Verhängniß besiegelt wurde ein Asyl für die ächte Kunst vermittelt seiner Werke geschaffen werden soll. Ich muß fortwährend daran denken, wie er einst bei einer Freundeströstung auf die Nachwelt, sagte: „Was hab ich davon!“

Und doch ist es mir jetzt eine Befriedigung und Beruhigung, daß während Scheffel auf dem Ehrenposten am Heidelberger Schloß, der Andere, Größere still unter seinen Werken unter sicherem Verschlus seinen Platz findet und nicht vergessen wird.

Ich will viel lieber noch 1 oder 2 Jahre die alte halbblinde Frau Feuerbach sein, als einen Tag in Glanz und Pracht der Kaiser von Deutschland, der Alles wissen, Alles verstehen, Alles thun will, Alles anfängt und nichts zu Ende führen wird. Wie muß es ihm bei seinem guten Willen nur zu Muthe sein? Die Unzulänglichkeit ist so grausam hell, die deutsche Intelligenz, Gott sei Dank übermächtig, und das Vertrauen erschüttert.

Ihre treue H. F.

Zwischen Pacific und Mississippi. I.

von Arthur Holitscher

Die Stadt der Erdbeben

Schon auf dem Lloyd-Schiff hab ich dieses Wort vernommen: a muck-raker, einer der Schmutz harkt. Im Gespräch mit meinem Amerikaner, dem Sportsman und Neu-England-Aristokraten, hatte ich ein paar Namen genannt, die ich verehere: Robert Hunter, John Spargo, Charles Edward Russell. Mein Amerikaner blies nach jedem dieser Namen, wie ein Rauchkringel aus seiner Zigarre, das Wort in die Luft. Ich hatte es nie gehört und ließ es mir von ihm auf den Rand der Schiffszeitung aufschreiben.

Jetzt finde ich es in einigen Einführungsschreiben, die mir kanadische Freunde an Leute in den Staaten mitgegeben haben, als ein Epitheton ornans wieder, auf das ich eigentlich stolz sein müßte: „he is a good muck-raker!“ heißt es in diesen Briefen von mir.

Notabene bin ichs gar nicht. Ich muß mir für die Leute, denen ich meine Briefe überreichen werde, einen Kommentar herrichten. Auf dem Weg von Viktoria nach San Franzisko hinunter gelobe ich mirs, niemals Parallelen ziehen zu wollen, zwischen dem Kontinent, aus dem ich kam, und dem, auf dem ich bin; den eigenen privaten Standard von Gut und Böse auf die Einrichtungen dieses großen Landes anzuwenden; meinen Eindrücken, wenns geht, liebevoll zu mißtrauen, und das Morgige, Klare und Reine zu suchen hinter den Dunstwänden der Alltagsmiasmen, vor denen so viele, sich die Nasen zuhaltend, aus den Staaten fliehen.

Das Mistharken kann der fremde, wiß- und wahrheitsbegierige Zuschauer getrost den Einheimischen, den Amerikanos überlassen, die sich dieser ehren- und dornenvollen Aufgabe gewidmet haben. —

Vier Monate lang hab ich nun Zeitungen und Zeitschriften hier herüber gelesen und bin erstaunt von der Summe sozialer Arbeit, die die Schmutzharker leisten. Schlag welche Nummer der großen, in Auflagen von 100—500,000, von einer Million bis zu 1,750,000 Exemplaren monatlich oder wöchentlich erscheinenden Zeitschriften auf, von „Everybody's“, „Munsey“, „Colliers“, der „Saturday Evening Post“, und du gehst sicher in ihr einen Muckraker an der Arbeit zu finden. Du wirst einen in den stärksten, mutigsten und dezidiertesten Worten verfaßten Aufsatz lesen können, in dem einem der großen sozialen Schäden des modernen Amerikas zu Leibe gegangen wird. Revolte gepredigt, der Sinn für das Gute, für das Ideal Lincolns, das amerikanische Prinzip der Achtung vor dem Individuum gestärkt und unterstrichen wird.

Zwei große Augiasställe werden gepußt und gepußt, die Trusts und die politische Korruption in Washington und in den Staaten. Der Trustmagnat und der Grafter, auf diese zielt die Mistgabel des Muckrakers; und da der letztere die Kreatur des ersteren ist, so bekommt er selbstredend zuerst die Zinken in den Leib. Aber der Schmutz, den sein zerplagender Organismus umherspricht, besudelt den immer noch irdischen, aber aus haltbarerem Material geschaffenen Götzen dahinten dermaßen, daß heute schon jeder von diesen Rockefellers, Goulbs, Carnegies und Morgans in einem Kleid von Blut und Schmutz von oben bis unten angetan vor dem empörten Rechtsgefühl des Amerikanos dasteht.

Jeder von den Millionen, die hier die Zeitschriften lesen, weiß heute Bescheid über die großen Raubtrusts, die Milch-, Wolle-, Eis-, Stahl-, Öl-, Eisenbahn-, Fleisch- und sogar Bordelltrusts. Jeder kennt die Einrichtungen der „Lobby“, des Vorzimmers, in dem der Politiker mit dem Bestecher verkehrt; auf den Boß, der die städtischen Konzessionen gegen tüchtige Trinkgelber an seine Günstlinge verteilt, zeigt heute jedes Kind mit dem Finger zwischen dem Pacific und dem Atlantischen Meere.

Der Reihe nach wird die Schande des Landes, die Korruption der großen Städte und ihrer lokalen Machthaber, vor den Augen des großen Amerikas durch die Zeitschriften, die jeder liest, aufgedeckt.

Neben der Anklageliteratur der Zeitschriften hat sich eine Anklageliteratur in den Romanen, der dramatischen Produktion Amerikas entwickelt. Man darf getrost sagen, jeder bedeutendere Schriftsteller des heutigen Amerikas ist Sozialist. Kämpft, mit der Waffe der Begeisterung oder dem Handwerkzeug der Tendenz, für die Befreiung seines Landes aus der Sklaverei eines Systems, das mechanisch und automatisch die Masse verelendet und einzelne in schwindelnde Höhen des Wohlstands emportreibt.

Beneidenswerte gibt es unter ihnen, die direkten Einfluß auf die Reorganisation wertvoller Institutionen ausgeübt haben, oder wenigstens eine Reorganisation in die Wege geleitet haben. Ihren Namen nennt jeder rechtlich Gesinnte mit Sympathie, zwischen den beiden Meeren. Da ist der jung gestorbene Frank Norris, der diese selbe Bahn, auf der ich jetzt von Norden nach Süden fahre, die Southern Pacific, in seinem Meisterwerk „The Octopus“ bloßgestellt hat. Da ist der Verfasser des „Jungle“, Upton Sinclair. Da ist der genialische Jack London, ein als Abenteurersucher verkleideter Prophet und Revolutionsstifter. —

Ganz deutlich nehme ich den Klimawechsel auf dem Weg von Kanada nach dem westlichen Staat der Union wahr. Ganz anders reagiert meine empfindliche Epidermis auf die überstürzte Daseinsfreudigkeit des jungen Kanada und auf das männliche Sichselbstbesinnen der Stadt hier unten in Kalifornien.

Gerade wie ich ankomme, gehen wichtige Dinge im politischen Leben des Staates vor. Die Frauen gewinnen das Wahlrecht. In Los Angeles bereiten sich die Dinge des Mac Namara Dynamit-Prozesses vor — noch wenige Tage und die angeklagten Brüder, Sekretäre der Stahl- und Brückenarbeiter-Union, werden sich offen zur Propaganda der direkten Aktion bekannt haben. Einstweilen kämpft die Reaktion, mit dem verrotteten alten „General“ Harrison Otis an der Spitze, gegen den jungen aufsteigenden Gouverneur Hiram Johnson, von dem die Welt noch hören wird.

Es ist nicht schwer vorauszusagen, wer gewinnen wird: der faule Kapitalist, der gegen den sicher herankommenden Mob geifert, oder dieser sympathische Idealist, von dem das Wort stammt:

„When you create a class to govern in this country, just that instant you violate a fundamental principle, on which we founded this government, and you strike a blow to liberty itself. It's a survival of the old worship of power. The rabble and the mob! We're all the rabble and the mob in this Country, and the present design of the government of this State is, that you shall all participate in it.“

(Aus einer Rede des Gouverneurs Johnson vor Richtern und Anwälten.)

In Kanada, dem Lande, in dem die Unterschiede noch nicht so betont sind, in dem sich die Klassen, die Kasten, die Bezeichnungen noch in einem halbflüssigen Zustand befinden, durcheinander gehen und ineinander überfließen, klingt ein Satz wie dieser oben unterstrichene hochmütig und anmaßend. Hier unten darf er einen schon begeistern. Weiter im Osten wird man ihn belächeln und sagen: von dem ersten Mann eines westlichen Staates sei doch weiter nichts zu erwarten als eine hoch tönende Phrase. Das Volk des Westens gilt dem im Osten als showy people, als lautes, vordringliches, seine Gesinnung in greller Weise ausposaumendes Volk. Der Westen revanchiert sich und schimpft die Leute des Ostens Jingos und erkaltete Hyperboräer mit zugeknöpften Taschen und Herzen. Recht haben sie beide. Tatsächlich kommt man auf der Fahrt von Westen nach Osten Europa rapid näher. In Chicago friert's einen schon beträchtlich, in Newyork vollends ist die Atmosphäre schon ganz geladen mit Europa. Mag der Westerner noch so grell und laut sein, naiv und gutmütig, begeisterungsfähig und gottfreundlich, leichtlebig und rasch gerührt ist er. Er baut rasch und sitzt nicht lange trauernd auf den Ruinen herum. Er hat länger im Jahr und eine heißere Sonne über dem Kopf wie der Bruder am Atlantic und wenn eine Phrase nur genügend lange von der Sonne bebrütet wird, so kann aus ihr eine lebendige Wahrheit herausfrieschen.

Zu der Stadt am Goldnen Tor, zu der wunderherrlichen Märchenstadt, in der ich aus einem hohen tropischen Garten zum erstenmal dem

Stillen Ozean in seiner erschütternden Pracht, den Sonnenuntergang im unbegrenzten flutenden Westen gesehen habe, wird mein Gedächtnis zurückwandern manches Jahr.

San Franzisko hat sein Schicksal erlebt und überstanden. Hier gehe ich durch eine neugeborene Stadt, in der das Atmen der tätigen Kraft förmlich wie ein Windstrom durch die Gassen, die Hügel hinab und hinauf zu spüren ist. San Franzisko hat sich aber zu dem fatalen noch ein selbst gewolltes Erdbeben hinzudiktirt, und wie sich das Gemeinwesen San Franzisko aus seinem politischen Schutthaufen emporgehoben hat, das ist ebenso wunderbar, wie die neue marmorweiße Stadt es ist, inmitten ihrer Trümmersfelder.

Gegenüber meinen Fenstern stehen einzelne, hohe, weiße Häuser, allein, schmal anzusehen, sicher. Sie sind umgeben von Gräben, Ruinen, von Unkraut mannhoch überwuchertem Stein, Ziegel und Glasgeländen. Schaut man genauer hin, so kann man sehen, wie eine kleine Steinschwelle vom Pflaster zu einem Haus hinaufführt, das nicht mehr da ist, die Schwelle führt zu Grauen und Unglück hinauf, nicht zu einem Heim, rechts und links von der Schwelle aber stehen drei, vier verrostete Lanzen, Überreste des Bitters, von der furchtbaren Last des einstürzenden Gemäuers nach außen, gegen die Straße zu umgebogen . . .

Viele dieser Trümmerstätten sind jetzt von Zäunen umgeben und verdeckt, diese Zäune sind aber von oben bis unten mit Wahlaufrufen, Porträts, allerhand Plakaten vollgeklebt, deren Wortlaut das Gemeingefühl stimulieren und den Passanten in eine gehobene Stimmung versetzen soll.

Ehrlich gesagt wars mir die ganze Zeit lang ein bißchen schlecht und übel von all den Gesichtern, die mich von all den Zäunen und Laternenpfählen angestarrt haben.

Der Bürgermeister war schon gewählt. Unter den stockhohen Plakaten: „Wählt F. N. zum Bürgermeister!“ klebten ebenso umfangreiche mit der Aufschrift:

„We did it!“

— „wir habens getan!“ Jetzt kam der Distrikt Attorney und die schier endlose Reihe der Kontrolleure an die Reihe. —

Ihren letzten Bürgermeister, Eugen E. Schmitz und den großen Boss, d. h. Bürgermeistermacher, Unternehmer und Manager, der hinter ihm stand und in dessen Händen das Stadtoberhaupt bloß eine Puppe und Tasager zu nennen war, hat San Franzisko auf eine radikale und vorbildliche Weise abgeschüttelt. Dies private Erdbeben San Franziskos hat Amerika ebenso aufhorchen machen, wie sein offizielles die Welt. San Franziskos letzter Boss, ein elsässischer Jude mit Namen Abraham Ruef, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, hat am Goldenen Tor zehn Jahre lang eine

wahre Schreckensherrschaft geführt. Wer in der Stadt etwas bauen, unternehmen, wer ein anständiges oder ein verruchtes Gewerbe ausüben wollte, dessen Weg führte durch Boss Ruefs Tasche. Als im April 1906 das Erdbeben und das drei Tage anhaltende Feuer die Stadt zerstörten, in vollem Sinne des Wortes alles dem Erdboden gleichgemacht und neu aufzubauen war, da nahm die Gewalt Ruefs phantastische Proportionen an. Telephon, Wasserleitung, Straßenbahnen waren neu zu errichten und Bestechungsgelder, Millionen fingen an in die Taschen der Beteiligten, die die Arbeiten zu vergeben hatten, hineinzulaufen.

Die staunenswerte Energie, mit der die Leute, die diese Stadt regierten, ihren Wiederaufbau in die Wege leiteten, lenkte auf einmal das Interesse des ganzen riesigen Weltteils auf Schmiß, Ruef und die um sie hin. Allmählich fing das Mitgefühl für Frisko an, sich in Enthusiasmus für Schmiß zu verwandeln, und es gab Stimmen, die Schmiß als Kandidaten für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten ausriefen!

Da stand William Randolph Hearst auf, der Befehlshaber der kolossalsten Zeitungsmacht des heutigen Amerika, Herausgeber des New York American, San Francisco Examiner und eines Duzends anderer, insgesamt von täglich fünf Millionen Menschen gelesener Blätter, und gegenwärtig die enormste und ungezügeltste Ambition Amerikas. Mit ihm verbündete sich einer der reichsten Männer des Kontinents, Klaus Spreckels, der Konkurrent Patrick Calhouns, des Präsidenten der United Railways, der für die Straßenbahnkonzession eine Bestechung von 200000 Dollars für Ruef und die anderen aufgewandt hatte — Hearst und Spreckels leiteten eine Riesenkampagne gegen Ruef und Schmiß ein, die mit der Aufdeckung der ganzen Boss-Wirtschaft und dem Sturz der Gewaltigen endete.

Nachdem der öffentliche Ankläger Heney, einer der tüchtigsten Advokaten Amerikas, im Gerichtssaal niedergeschossen worden war, übernahm ein junger Rechtsanwalt, Hiram Johnson, die Anklage. Schmiß haben sie laufen lassen. Ruef ist zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit verurteilt worden. Hiram Johnson ist heute Gouverneur von Kalifornien, derselbe, der das populäre Wort vom Mob geprägt hat und ernsthafter Kandidat für die Präsidentschaft im Jahre 1916. Als solcher wird er vielleicht noch ein Hühnchen mit dem ewigen Doutsider Hearst zu pflücken haben. Spreckels aber hat die Trambahnen des neuen San Franzisko gebaut. —

Das Erdbeben muß furchtbar gewesen sein. Um so wunderbarer sind die neuen Straßenzüge der Stadt.

In Palo Alto drüben, in der Stanford Veland-Universität ist bloß das innere Gebäude-Biereck, zu Lebzeiten der Stifter gebaut, stehen geblieben. Die Gebäude ringsum, Museum, Laboratorien, Bibliothek liegen heute noch in

Trümmern. Als ich mich nach der Ursache dieser zwiespaltigen Wirkung eines und desselben Erdbebens erkundige, erwidert man mir: Graß! Das große amerikanische politische Wort: Bestechung, Betrug. Die um das intakte innere Viereck in Trümmern herumliegenden Häuser wurden aus dem elendsten Material erbaut von Unternehmern, die zu ihren Baukonzessionen in der üblichen elenden Weise gelangt waren.

Ich hatte in meiner europäischen Naivetät vor, mich beim Stadtbau-meister Mr. Coffey von San Franzisko nach den ästhetischen Prinzipien zu erkundigen, die ihn beim Wiederaufbau der Stadt leiten. (Vor dem Erdbeben hatte Rues und Schmitz und den ihren ein groß angelegter Verschönerungsplan vorgelegen.) Meine Freunde lachen mich aus: ästhetische Prinzipien? Besseres Material! Stadtanlage? Reinforced concrete, d. h. Eisenbeton!

Im Grund ist's ja wirklich einerlei. Ästhetik hin oder her! Mögen die Westerner das grelle Volk bleiben, das sie sind, wenn sie ihre Prinzipien nur aus härterem Material wiederaufbauen, wenn das erneuerte Amerika die Erschütterungen nur ebensogut aushält wie das von den Stiftern erbaute „innere Viereck“ des großen Landes!

Nach bin nach dem Gefängnis St. Quentin in der Sausalito-Bucht bei San Franzisko mit der geheimen Hoffnung gefahren, ich könnte dort Abe Rues sprechen. Er ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, hat im Gefängnis ein Drama verfaßt, das nächstens in ganz Amerika aufgeführt wird, und eine Denkschrift über eine Reform des Gefängniswesens, die von Staatswegen gedruckt und an alle Gefängnisdirektoren Amerikas geschickt worden ist.

Ich habe Pech. Genau an dem Tage, an dem ich in St. Quentin bin, macht Gouverneur Johnson hier seinen ersten Besuch. Eine Viertelstunde nach ihm passiere ich auf meinem Rundgang die Jute-Spinnerei, in der Rues, gelb und verfallen im gestreiften Sträflingskleid, den Webstuhl bedient. Den Mann anzureden, der vor einer Viertelstunde seinen siegreichen Vernichter von Angesicht geschaut hat, habe ich nicht den Mut. Vermutlich dürfte ich es auch gar nicht, aus Gründen, die im Reglement stehen. —

St. Quentin ist ein Gefängnis, in dem man sich's wünschte eingesperrt zu sein. (Die treugebliebenen Freunde der Mac Namaras freuen sich darüber, daß diese in St. Quentin eingesperrt sind.) Es liegt in der Bay von San Franzisko wie Sorrent in der Bay von Neapel. Es hat seine eigene, vorzügliche Musikkapelle, seine Baseball- und Tennismannschaften, seine Klubs und sozialen Vereine. Alle aus Sträflingen gebildet.

Im großen Hof, hinter einem tropischen Blumenbeet ist noch die Bühne zu sehen, auf der vorgestern eine Truppe von ausgezeichneten englischen

Schauspielern, die jetzt drüben in Frisco gastiert, das durchaus nicht moralische Einbrecher- und Detektiv-Stück: „Alias Jimmy Valentine“ aufgeführt hat. Der Direktor von St. Quentin, Hoyle, ist ein Mann, in dessen Seele die Unruhe lebt, die Unruhe der Wissenden um die Quellen von Recht und Unrecht, Gut, und Böse. Er versucht seine Pflicht gegen die Menschheit zu erfüllen, wo andere es sich leicht machen, indem sie ihre Pflicht gegen den Staat erfüllen.

In einem Saal sehe ich zu, wie ein (eingesperrter) Lehrer etwa fünfzig Sträflingen Unterricht in der Naturgeschichte erteilt. Mancher erwachsene Mann lernt hier, hier, in der Muße, die das Gefängnis bietet, erst schreiben und lesen . . . hier erst . . .

Die Zellen, die Baderäume, die Mittagskost bekomme ich zu sehen und zu kosten. Natürlich auch das Bertillon-Zimmer. Den stärksten Eindruck aber erhalte ich vom Raum, in dem die Hinrichtungen vollführt werden.

Kalifornien hat den elektrischen Stuhl nicht eingeführt, sondern henkt seine Verurteilten. Drei große Stricke baumeln herab in einem turmartigen Gehäuse, zwei von ihnen haben eine mit Eisenfarbe angestrichene Holzkugel an ihrem Ende, die dritte eine eiserne Kugel. Oben, über dem Turm ist ein kleiner, verschlossener Holzverschlag. Ein Tisch befindet sich in ihm und drei Stühle hinter dem Tisch. Über den Tisch laufen drei dünne Schnüre. An jeden ist unter dem Boden des Verschlages einer der drei Stricke befestigt. Drei Wächter sitzen im entscheidenden Augenblick mit scharfen Messern oben an dem Tisch. Auf ein Zeichen schneidet jeder eine Schnur auf dem Tisch entzwei. (Ich sehe die Kerben auf der Tischplatte.) Keiner weiß, ob seine Schnur das Eisengewicht zum Herunterfallen gebracht hat, oder ob es nur das unschuldige Holzgewicht war, das am Ende seiner Schnur hing.

Es ist eine humane Einrichtung, human gegen die Wächter, denn auf diese Weise weiß es keiner, ob er oder sein Nachbar das Blut jenes Einen dort unten, dem das schon egal ist, auf seinem Gewissen hat?

Mein uniformierter Begleiter sagt: „Ich hab mich trotzdem niemals zu diesem Dienst gemeldet. Ich bin trotzdem niemals mit den anderen beiden im Turm oben gefessen.“

Wie ich wieder ins Freie komme, sag ich mir: endlich hab ich das Geheimnis unserer heutigen Gesellschaft mit eigenen Augen gesehen. Die Dreie oben belauert, die den Einen unten umbringen. Die Dreie, von denen es doch keiner gewesen ist. Die Dreie, von denen keinen die Schuld noch die Verantwortlichkeit trifft. Die Gesamtheit, die oben sitzt, und den Einzelnen, der unten darweil sicher geht und bar bezahlt. Den Holzverschlag und die Kerben auf dem Tisch will ich mir merken!

In diesem heißen Spätherbstnachmittag sitzt unsere Pullmanwelt auf dem Verandadach des Aussichtswagens. Wir fahren durch den lebendigen Wüstenstaub Neu-Mexikos, der hinter dem Zug, mit der Sonne tief im Westen, wie ein goldroter Vorhang in die Höhe steigt. Da man sich seit dem Canyon kennt und wahrscheinlich bis Chicago beisammenbleiben wird, so ist ein flottes und allgemeines Gespräch im Gange, das für mich lehrreich und amüſant ist zu gleicher Zeit.

Rücklings nach Osten geschoben, mit dem Gesicht nach dem im goldenen Abend versinkenden Westen gewandt, das Navajoland zur Rechten und das Apachenland zur Linken, spricht alles durcheinander: vom Frauenstimmrecht, von der Revolution in China, von der Politik in den westlichen Staaten, von den Fortschritten der Kultur östlich vom Mississippi, vom nächsten Präsidenten. Eben hat ein sonderbarer Schwärmer das Wort, der den Gipfel der amerikanischen Zivilisation mit einigen perfekt organisierten jüdischen Wohltätigkeitsanstalten in der Union verwechseln möchte — da kommt jemand aus dem Zug da vorne zu uns und macht uns aufmerksam: in paar Minuten kommen wir an dem Indianer-Pueblo Laguna vorüber!

Viele sind in unserem Zuge, die kennen schon die sonderbaren Felsenfestungen Neu-Mexikos und Manitous, bei den Colorado Springs. Auch, ich habe sie gesehen und ihr Anblick ist wie ein Traumbild in mir wach geblieben seither. Aus einer schroff aufsteigenden Felsenwand sind große wagerechte Steinschichten herausgebrochen, so daß nur der Boden, die Rückwand und das Dach von der Natur geschaffen übrig geblieben ist. Zwischen diesen Boden und dieses Dach haben nun die Indianer ihre Festung hineingebaut. Nur ein paar Fenster und ausladende Türme mit Zinnen und Schießluken verraten es, daß hinter der Felsenwand Menschen wohnen. In Friedenszeiten ragen ein paar Holzbalken aus dem Felsengemäuer hervor, an denen klettern die Bewohner der Festung wie Affen so behend in die Festung hinauf. Die Festung selbst ist ein Gewirr von kleinen Verliesen, Wohnräumen, Schleichwegen, Fallen und Laufgängen. Unter dem Beobachtungsturm findet sich ein kreisförmiger Raum mit einer bassinartigen Vertiefung, hier wurden sonderbare religiöse Riten ausgeführt. Tief unten im Naturstein hat man Grabkammern gefunden; die Toten des Stammes lebten dort, von den wunderbaren, schwarz und weiß gezeichneten Töpfen der Navajos umringt, ihr eigenes mystisches Leben, nur um einige Zoll tiefer als die lebenden Krieger oben in der Festung.

Durch die flachen Wüsteneien schlichen bei Nacht die heimtückischen blutgierigen Zunis, Apachen, Arapahoes an die Felsenbewohner, die Clif-dwellers, heran, alles ringsum niedermetzend, brandschatzend, bis ihnen die Felsenfestungen mit ihrer natürlichen Rückendeckung Einhalt geboten haben. Aus

Belagerungsnot und Stammesgefühl hat sich bei jenen wilden Troglobyten eine eigene Kultur und Kunstfertigkeit entwickelt.

Viele kleine Dörfer, Pueblos genannt, ahmen in ihrer Bauart, seit die Indianer „zivilisiert“ sind, diese flachen und langgedehnten Felsenhöhlen, aber unterm freien Himmel, nach. Wie breite Schachteln aus Lehm liegen diese Häuser, Adobes, beieinander und übereinander. Heiratet der Sohn des Erdgeschosses, so baut er sich seine Schachtel als ersten Stock über das Elternadobe. Bringt der Stammvater parterre zu Urenkeln, so wird das Adobe ein drei Stock hohes Schachtelhaus. Die Stockwerke sind unregelmäßig, werden je nach Raumbedarf gebaut, alle aber haben einen Streifen des Daches als Terrasse um sich, an den Schachteln lehnen Leitern, buntgekleidete Wesen klimmen zu den lehmgelben Schachteln empor, an deren Wänden rote Tomaten an Schnüren zum Dörren aufgehängt sind. Denkt man diese Farbenflecken weg, so ist die Mimicry des Adobes an den Wüsten sand vollendet, wie die der Festung an die sie umgebende Felsenklippe.

In diesen absonderlichen Pueblos liegen solider gebaute Häuser, aber von derselben Bauart und mit lehmartigem Bewurf, wie die Adobes der Eingeborenen. Es sind die Missionen. Der Missionsstil, einer der wenigen originellen Baustile Amerikas, hat seinen Ursprung aus spanischen und mexikanischen Anklängen ebensosehr wie aus diesen Felsenfestungen. Aus einem kleinen, offenen, geschwungenen Aufbau singt die Glocke in das Abendland hinaus ihr Lügen-Lied, das Lied scheint aber schon ebensosehr aus der Natur ringsum geboren wie die gelben Dörfchen im Wüsten sand.

Ganz langsam fahren wir an dem Pueblo Laguna vorbei, das auf einem breiten flachen Stein daliegt an der Nordseite der Bahn. Die Schienen laufen unsicher über den fliegenden Sand, in dem die Schwellen keinen Halt finden können. Im Weiterfahren rinnen die gelben Schachteln ins Abendgelb hinüber, werden von der Sonne in den Dunst hineingesogen, werden transparent, unwirklich.

Nur ein leuchtender, in eigener Farbe lebender Fleck bleibt noch ein Weile, wie in der Luft dahinten, gegen den Abendhimmel dastehen. Es ist ein alter Navajo, in eine zinnoberrote Decke eingewickelt, an der östlichen Spitze des Pueblohügels steht er da und blickt unserem Zug nach. Riesig groß, wie eine optische Täuschung, wie ein Gespenst aus Abendsonne und Wüstenstaub steht der alte Indianer dorthinten. Wenn ich heute, nach Monaten, die Augen zumache, steht er immer noch, rot vor seinem gelben Pueblo, die Sonne des Westens im Rücken, unbeweglich da. Bald aber wird unsere Aufmerksamkeit von der Gestalt abgelenkt durch das, was in unserer unmittelbaren Nähe vorgeht. An der Trasse arbeiten Leute. Aus unserem langsam dahinfahrenden Wagen sehen wir diese Bahnarbeiter unter uns, rechts und links sind sie zur Seite gewichen, um den Zug passieren zu lassen.

Es sind braune kurzbeinige Kerle, Indianer, mit den charakteristischen Zügen und Gestalten der Zunis, der Apachen, der Arapahoes hier herum. Es sind Nachkommen der kriegerischen Stämme, der Cliff-dwellers, des großen roten Alten dort hinten auf dem Hügel von Laguna. Sie haben schlechte neumodische, beim Kleiderjuden erstandene Anzüge aus groben dunklen Stoffen an und alte zerknüllte Filzhüte auf ihren schwitzenden, blauschwarz bezottelten Schädeln sitzen. Wie wir vorüber sind, spucken sie sich in die Fäuste und bauen unter der Aussicht des weißen Bosß weiter an dem Schienenweg der Santa Fé-Eisenbahn.

Niemand spricht mehr von Politik, von Zivilisation, von Wohltätigkeitsorganisationen auf unserer Aussichtsterrasse. Zur Seite der Terrasse stehen ein paar austrangierte Güterwaggon. Leichter Rauch steigt aus einem in die Höhe. Ein altes Indianerweib kocht dort das Abendessen für die Bahnarbeiter, denen diese elenden austrangierten Güterwaggon als Wohnort dienen.

Zwei Freunde der Kinder in Denver. — Der Eine.

Was fang ich mit dir an, Paul? Ich denke, das Beste für dich ist, ich schicke dich nach Golden."

„Ich geh nicht nach Golden. Ich will nicht nach Golden; ich will nach Hause, dort gehör ich hin!"

„Aber Paul, wenn du zu Hause bist, vergeht keine Woche und du fängst wieder mit denselben Streichen an. Treibst dich tagüber herum, schwänzt die Schule, bleibst nachts aus. Du bist kein schlechter Junge, Paul, ich kenne dich ja, aber du bist ein schwacher Junge, das Beste für dich ist, glaub mir, du gehst für eine Zeit nach Golden."

„Schicken Sie mich nicht nach Golden. Ich mag nicht nach Golden!"

„Paul, wische dir die Augen und gib mir die Hand . . . so. Jetzt sage mir: hab ich dich nicht anständig behandelt (gave you a fair deal), damals, wie du mit den anderen Jungen die Overalls gestohlen hast? Damals versprachst du mir, du wolltest ein braver Junge sein fortan, und heut bist du wieder hier! Was fang ich bloß mit dir an?"

„Give me another chance! Ich mag nicht nach Golden!"

Eine kalte, harte Frau sitzt in der ersten Bank und ihre grauen Augen sind wie zwei scharfe Messer auf den Jungen gerichtet, der ihr Kind ist. Sie nickt spöttisch zu jedem Wort, das er spricht. Dem Mann neben mir entgeht das nicht. Er streichelt leise die Hand des weinenden Knaben: „Du bist ein weicher Junge, Paul, du wirst es gut haben in Golden!"

„Ich will nicht. Ich will nach Hause."

Die Frau auf der Bank lacht spöttisch. Der Mann neben mir sagt: „Paul, sieh mich an. Hab ich dir damals nicht fair play gegeben? Wie hast du mir vergolten?"

„Probieren Sie's nochmal mit mir. Ich geh nicht nach Golden!“

Der Mann neben mir seufzt, faltet die Hände, sieht die höhnisch und schadenfroh lächelnde Frau auf der Bank an, denkt nach, sieht von der Frau zum Jungen, sieht auf seine gefalteten Hände nieder. . .

Die Szene ist ein amerikanischer Gerichtshof, der Kindergerichtshof zu Denver, Kolorado, und der Mann neben mir, der Mann, der mich eingeladen hat, einer Sitzung seines Gerichtshofs beizuwohnen, ist Richter Ben Lindsey, „honest Ben“, der Abgott der Kinder Amerikas und einer der edelsten und darum populärsten Männer des großen Landes.

Es ist eine öffentliche Sitzung; etwa 60 Menschen sind da; auf der Anklagebank sitzen 10 Kinder, alle zwischen 10 und 14 Jahren.

Der Probation-officer, ein Funktionär, dessen Beruf es ist, die Kinder zu beaufsichtigen, die schon einmal hier vor Gericht gestanden haben, aber durch die Milde und gerechten Richterspruch des Richters mit Ermahnung und Handschlag zu ihren Eltern zurückgehen durften, — der Probation-officer steht auf und ruft einen Namen in den Saal.

Drei kleine Wesen erheben sich zugleich und kommen zum Tisch des Richters heran. Es sind zwei kleine Kinder, ein Knabe von 14, ein Mädchen von 10 Jahren, zwischen ihnen humpelt ein altes, verhärmtes Mütterlein in schwarzer Mantille daher, nicht größer als ihre Kinder.

Lindsey winkt das Mädel heran und macht ihr den Mund auf. Der Saal lacht.

„Brav!“ sagt Lindsey. „Brav, Filistes! (Felicitas.) Ich sehe, du hast die Zahnbürste benutzt, seit dem letzten Mal. Aber, Filistes, dein Gesicht ist schmutzig. I am sorry, du hast heute morgen dein Gesicht nicht gewaschen. Zeig deine Hände her! O weh!“ „Judge, you bet, ich hab mein Gesicht heute gewaschen; es ist nur wieder schmutzig geworden.“

Das Kind ist die Schwester des vierzehnjährigen Jungen, der der böse Geist des Knaben Paul ist; der ihn zu allerhand kleinen Diebstählen, nächtlichen Trinkereien, Kinematographenbesuchen und Ärgerem verlockt. Filistes ist nur als Dolmetscherin erschienen. Das Mütterlein, eine verschrumpelte kleine Wiener Jüdin, hat in den siebzehn Jahren, seit die Familie hier herüber ist, die Sprache des Landes nicht erlernt, ist zudem stocktaub. Der Junge ist der Typus des degenerierten Juden. Eine dicke Brillantenadel in seiner Kravatte verkündet seine Weltanschauung.

Der Richter sagt Filistes, was er von ihrem Bruder Gary hält. Filistes schreit der Mutter in die Ohren: „Er sagt, Gary muß gehn nine o'clock ins Bett und wenn er noch amol wird gekätscht playing cards, wird er gehn nach Golden für e Jahr!“

Die Mutter winselt etwas auf deutschjüdisch, Filistes übersetzt es in

fließendes Englisch. Im Slang natürlich, dem Jargon der Ärmsten, aber Richter Lindsen versteht den Jargon, spricht sogar in seinem Richterstuhl selber im Gassenbubenjargon mit den Gassenbuben, als ihr Freund und Berater, der von ihnen verstanden sein will.

„He's no bad Kid, she says; she will go round an' look for a job for Gary, so dont you send him to Golden, says she.“

Dann übersetzt Filistes wieder:

„Er sagt, er weiß, wir sein arme Leit und Gary muß treien (to try, versuchen) gut zu machen, (to make good) so er will Gary geben ä Tschänz bis first vom Dezember, wenn er sich nix gut aufführt, muß er nach Golden.“

Die Mutter legt für Gary die Hand ins Feuer, Gary hat bei der Western Union als Messenger schon zehn Dollars die Woche verdient.

Lindsen: „The trouble is, Filistes, you know Gary, he cant stick to a job, (nicht an einer Beschäftigung kleben, bei ihr ausharren) when he's got some.“

Filistes zur Mutter: „Er sagt, Gary kenn nicht sticken zu ä Dschab, das ist die Matter wis ihm!“ (Exempel von Amerikanerdeutsch.)

Es sind arme Leute. Der Probation-officer hat im Haus kaum eine Brotkruste zu essen gefunden. Der Junge muß die Familie erhalten, denn die Älteste, die ihr Brot auf ihre Weise verdient, hat die Familie im Stiche gelassen. Was ist zu tun? Der amerikanische Richter neben mir, honest Ben, der Freund der Kinder, erlebt mehr Katastrophen, als sein zarter Körper und die große Seele, die in ihm wohnt, aushalten kann. —

Wenn er sich erhebt, so ist er nicht größer, als ein vierzehnjähriges Kind. Vielleicht verschafft ihm auch dieser Umstand solche Gewalt, solche innere Gewalt über die Kinder. — Gerade, ohne sich zu bücken, kann er ihnen in die Augen schauen. Er nimmt ein Kind bei den Schultern und seine Arme liegen wagerecht zwischen ihm und dem Kind. In seinem feinen Gesicht ist derselbe junge Zug, wie in dem William R. Georges, auf den er große Stücke hält. Aber die Kinder Kolorados nennen ihn nicht daddy, wie jene von Freeville ihren Freund, sondern: „our little Ben“.

Oft vergessen sie ganz wo sie sind, und ein Geschwätz und Geficher entsteht wie in einer Schule, wenn der Lehrer zur Tür hinaus ist. Da schlägt der Richter mit der Handfläche auf den Tisch:

„Hello, Kids!“

Die Kinder lachen und machen dem Richter Zeichen, daß sie schon ruhig sind; die Verhandlung geht weiter.

Lindsen spricht mit den Kindern wie ein Erwachsener zu Erwachsenen. Das ist ein weiterer Grund, weshalb die Kinder ihn lieben. Wie lernt man in Amerika, wo das Kind schon als Mensch, nicht als Spielzeug und nicht

als kleines Tier behandelt wird, über all die Fißebugereien lachen, die in Deutschland Unſitte geworden ſind. Was bekommt einem Kind und was will es im Grunde? Daß man es als ein vernünftiges Weſen anerkenne. Einem, der einem Kinde mit vielen geheimtueriſchen Geberden ein Märchen erzählen oder aufbinden will, mißtraut das Kind — fühlt ſich beleidigt und wird im Verkehr mit ihm zum Lügner werden. Der amerikaniſche Lehrer, Richter, iſt ein Freund und Kamerad des Kindes, und oft kommt es vor, daß die Mutter oder der Vater des Kindes im Gerichtsſaal erregt aufſpringt und ruft: „Das iſt eine Lüge! Jetzt lügt er!“

Und dabei ſpricht das Kind, verlaß dich drauf, jetzt ſicherlich die Wahrheit. Nicht weil es in einem Gerichtshof ſteht und eingechüchert iſt, ſondern im Gegenteil: weil es an dem Menſchen, dem es gegenüberſteht, das Menſchliche, die ſchöne Gerechtigkeit, das von Gott in die guten Menſchen gepflanzte Gebot der Gleichheit gefühlt hat in ſeinem Kinderherzen.

Wie viele Kinder an Körper und Seele ruiniert worden ſind dadurch, daß man ſie kleiner Verbrechen halber in die elenden, überfüllten und unſauberen Kreisgefängniſſe mit alten und verhärteten Sträflingen zuſammengespart hat, das weiß der Himmel allein. Lindſey hat ſich ein unvergängliches Verdienſt geſchaffen durch die Ausrottung dieſer Barbarei und die Staaten haben es nun faſt alle Kolorado nachgemacht. In Golden iſt eine Induſtrieuſchule, und die Kinder, die (in der Regel für acht bis zwölf Monate) hingeschickt worden, haben es dort beſſer als in den üblichen „Reformatories“. Ihre Erziehung beginnt zudem ſchon auf dem Wege nach Golden. Das Kind wird allein, ohne Begleitung, nach Golden geſchickt. Mag es, ſo kann es unterwegs ausreißen. Von den Hunderten Kindern aber, die Lindſey nach Golden ſchickte, ſind nur ſechs ausgeriſſen biſher.

Seit zehn Jahren verſieht Benjamin Lindſey ſein ſchweres Amt, das mit vollem Gewicht auf dem zarten, überbürdeten Mann laſtet. Er hat es durchgeſekt, daß er von ſeiner Macht den Gebrauch machen konnte, den ihm ſein Gewiſſen vorſchrieb. Leicht hat mans ihm wahrlich nicht gemacht. Ein Mann, der das Verbrechen nicht als Verbrechen betrachtet, ſondern ihm in ſeine Urſprungsquellen nachſolgt, wird bald eingesehen haben, daß dieſe ſich in den vornehmen Quartieren der Finanz und Politik befinden. In ſeinem Privatbureau zeigt mir Lindſey eine Karte der Elendsquartiere von Denver. Wie die Tuberkuloſe, iſt in dieſen überbevölkerten Diſtrikten das Laſter und das Verbrechen daheim. Die richtigen Schlupfwinkel, in denen ſich dieſe verborgen haben, ſind aber in den Kneipen der im Dienſte der Politiker arbeitenden Volksvergifter zu ſuchen. In den Hinterzimmern dieſer Kneipen tut Alkohol und Dame Syphilis das Ihre, um Kindesſeelen und Herzen zu vergiften. Wenn irgendwo, ſo iſt hier im „wilden

und wolligen Westen“ der Saloonbesitzer der einflußreiche Helfershelfer des Politikers, des Grasters. Der Fuselduft riecht der amerikanischen Politik übel aus dem Braxton heraus, mit der (besonders vor den Wahlen) die Ideale verkündet werden. Die Winkelbordelle dort in den Hinterzimmern sind nur eine von den kleinen Vergünstigungen, die der einflußreiche Herr in Washington seinem getreuen Spießgesellen vergibt, für gut geleistete Dienste. Der Bobby, der Polizist, hält daweil vorne Wacht, damit das Geschäft nicht beeinträchtigt werde. —

Die überfüllten Quartiere des Glends und der kleinen und großen Korruption hat nun dieser einzige Mann, der interessanter ist als alle Berge und Minen Kolorados, mit eingelegter Lanze angerannt. Die Feinde, die Mächtigen des Landes haben natürlich alles getan, um ihm sein Handwerk zu legen, ihn zu beseitigen. Nun aber haben die Frauen in Kolorado das Wahlrecht. Und zudem sind ja die Kinder Amerikas eben — Amerikaner! Von großen Kämpfen hörte ich in Denver sprechen. Kämpfen, die damals ausgefochten wurden, als keine der Parteien, weder die demokratische noch die republikanische diesen unbequemen Mann, der, wenn es heut einen in der Welt gibt, ein Sozialist ist, auf ihre Wahlliste setzen wollte.

Die Frauen und die Kinder hatten aber den Namen Lindsey auf ihrer Wahlliste stehen und so wurde Lindsey gewählt und in sein Amt gesetzt, das er im Namen der großen Partei der Menschlichkeit getreu verwaltet. Damals als es Ernst war, zogen die Kinder durch die Straßen Denvers, so habe ich es in Denver erzählen hören. Aus allen Stadtteilen, den reichen und den armen, den vornehmen und den überfüllten, kamen kleine Kinder, Knaben und Mädchen, in Scharen auf die Spielplätze herausgelaufen und berieten sich, was zu tun sei. Dann formten sie sich zu Zügen, zu einer Armee, und diese Armee marschierte durch die Straßen der erstaunten, verblüfften und beängstigten Stadt. Die Armee hielt vor den Fenstern der politischen Klubs und schrie sich heiser, um denen dort hinter den Scheiben zu zeigen, wie sie gesinnt sei. Hinter den Scheiben aber war es ganz still geworden, und keiner von den Männern, die die Geschicke des Landes verwalteten, traute sich an die Fenster heran, aus Furcht, er könnte das zornige Antlitz seines eigenen Kindes dort unten auf der Straße erblicken. Eine Dame, die ich im Gerichtssaal kennen lernte, erzählte mir von diesem Kreuzzug der Kinder Kolorados. Sie hatten eine kleine Marschweise, einen kleinen Vers gemacht, den sie mit ihren Tausenden von hellen Stimmen sangen. Dieser Vers, kunstvoll und echt wie jener, den die Kinder Nürnbergs dichteten, als der Zeppelin an der Tagesordnung war, lautete:

„Who? Where? When?

We wish, we were Men!

So we could vote for our Little Ben!“

Den Leuten hinter den Fenstern blieb darauf weiter nichts übrig, als zu kapitulieren.

Nach Golden geht ein Junge erst, wenn in der Freiheit mit ihm gar nichts mehr anzufangen ist. Wenn er keine Eltern hat oder solche, die diesen Namen nicht verdienen. Die große Mehrzahl wird aber auf „Probation“ freigelassen und ihre Aufführung in ihren Heimen von eigens beauftragten Männern und Frauen (Officers) überwacht. Viele Frauen übernehmen solche Ämter freiwillig, alleinstehende verwitwete Frauen, die sich auf solche Art einen schönen Lebensinhalt schaffen. In Newyork hörte ich, daß dort in Verbindung mit dem Kindergerichtshof eine Institution besteht, die Institution des Big Brother, des „großen Bruders“. Freiwillig melden sich junge Leute, Studenten, Studentinnen, jeder, jede beaufsichtigt ein einziges Kind, ist sein Freund, sein Berater, wird auf Jahre hinaus sein täglicher Genosse und Beschützer.

Jeden Samstagmorgen ist report-day. Da kommen die Kinder, die auf Probation freigelassen wurden, vor dem Richter zusammen und zeigen die Zettel vor, auf denen die Lehrerin ihr Betragen während der Woche vermerkt hat. Lindsay hält eine Rede. In dieser Rede kommt Christus vor und das Übel, dem der Mensch Widerstand leisten soll

Dann folgt ein kleines weltliches Frag- und Antwortspiel.

„Ich brauche starke Jungen. Wer ist ein starker Junge?“

„Der zehn Stunden Veloziped fahren kann!“

„Der zwölf Dollars die Woche verdient!“

„He who resists — der widersteht!“ „Richtig! Resists — what?“

Aus einer Ecke kommts: „Stehlen.“ Aus einer anderen: „Rauchen.“

Einer ruft: „Temptation!“ Und der hats erraten.

Einzeln kommen die Kinder an den Tisch des Richters heran. Lindsay kennt jeden, erinnert sich genau an seinen vorwöchigen Zettel. Wer diesmal einen besseren hat, wird belobt. Er wird mit dem Gesicht nach dem Saal herumgedreht und Lindsay verkündet: „Dies hier ist Mike oder Jack Soundso, ein Muster und Exempel für euch dahinten, hört ihrs?“

Einer hat einen zweifelhaften Bericht mitgebracht.

„Was ist das mit uns beiden, Johnny? Willst du mich zum Lügner machen? Was denkt deine Lehrerin von mir? Daß ich ein Mensch bin, dem man allerhand weismachen kann, sonst säßest du ja längst in Golden.“

Das Kind hat seinen Kopf auf den Tisch gelegt. Nachher sind zwei große nasse Flecken auf einem staatlichen Löschpapier. „Well, be a square kid. Cheer up. Dont make again a liar of me.“ Und es ist zehn gegen eins zu wetten, der nächste Report wird sich sehen lassen können.

Und sie defilieren vorbei, die Kleinen, die Kleinsten, Diebe, Mörder, gefährliche Einbrecher, jeder wird mit gutem Blick belohnt, mit einem ängst-

lichen und traurigen verwirrt und gebessert. Hier und da verschwindet einer oder der andere der Jungen im Privatbureau dort hinten und dann geht durch die Reihen das Flüstern: Golden! Golden! Aber das steht noch gar nicht so fest. Ein Wort, ein Blick des Kindes kann diesen Menschenrichter umstimmen, und das ist sicher, der einmal durchs Fegfeuer des Privatbureaus ging, kommt als ein Geläuterter hinunter auf den Platz vor dem Gerichtshaus, wo die anderen Kinder auf ihn warten, in Gespräche über ihren little Ben vertieft.

Der Andere

Bemerkenswerte Aufregung vor der Redaktion der „Denver Post“. Auf der Straße stehen Tausende und schauen zu einem Brett im ersten Stock hinauf, wo ein Baseballfeld abgebildet ist. Hinter dem Brett tickt in der Stube der Telegraph und eine Minute nach dem Wurf in Philadelphia erscheint ein Glühlichtzeichen auf dem Brett den Wurf anzeigend.

Ein Megaphonmann brüllt Worte in die Menge hinunter, jedes Wort wird mit einem Tumult von wütendem Geschrei oder gellenden, entzückten Pfiffen begrüßt. Heute spielen die „Giants“ und die „Athletics“ in Philadelphia um die nationale Meisterschaft.

Auf einmal, während alles atemlos auf das nächste Glühlichtzeichen wartet, hört die Menge von der 17. Straße her ein Geschrei von hellen Kinderstimmen herbeikommen. Ich gehe zur Ecke und sehe einen fetten lachenden Mann inmitten sämtlicher newsies, der Zeitungsjungen der Stadt die Straße entlang ziehen. Das ist der „König der Zeitungsjungen“, Noodles Fagan, der populärste Komiker Amerikas, er ist auf seiner Gastreise heute durch Denver durchgekommen.

Am Abend sitze ich und mit mir ganz Denver im Parkett des Variétés, in dem Noodles auftritt. Sämtliche Zeitungsjungen Denvers sind seine Gäste, zwei große Tagesblätter, die Post und der Daily, haben die Galerieplätze aufgekauft und da sitzen oben die newsies und rufen nach Noodles.

Noodles kennt die Sippe und das Gewerbe genau. Eh er seine jetzige Stelle in der Welt ansehnlich ausfüllte, war er einer der ihren gewesen. Heute hat er viele Preise gestiftet, der Kampf um diese Preise ist die Glanznummer des Programms.

Da stehen sie auf der Bühne, die zwanzig Tüchtigsten des Standes und korrespondieren durch Zeichen und Pfiffe mit den Gefährten auf der Galerie. Noodles hat heute früh auf der Straße eine Rede gehalten, die Abendausgaben bringen sie unter dem Porträt Noodles, der eine veritable Krone von Zeitungspapier auf dem Haupt trägt.

„Vor allem“, sprach Noodles Fagan, „muß ein Zeitungsjunge sich die Hände waschen. Welcher Gentleman mag eine Zeitung aus einer unge-

waschenen Praxe entgegennehmen. Ebenso wichtig ist es, daß die Finger des Zeitungsjungen keine Spuren von Tabak aufweisen, denn erstens ist's gegen das Gesetz, zweitens verdirbt es die Gesundheit und drittens hat ein ehrlicher Junge sein ehrlich erworbenes Geld seiner alten Lady daheim mitzubringen und es nicht in Zigaretten, Candy, Kaugummi und ähnlichen Delikatessen anzulegen, die sich heute nur noch Pierpont Morgan erlauben darf."

Noodles ist in ganz Amerika bei den Gassenjungen so populär wie der beste Baseballspieler, und das will was sagen.

Auf der Bühne geht der Kampf vor sich. In einer Reihe stehen sie da, die Erwählten des Zeitungsjungenstandes. Vorne steht Noodles, er hat eben das Thema des Kampfes angegeben.

Heute soll also ein Eisenbahnunglück passiert sein und die Zeitungen bringen soeben die erste Nachricht an die Öffentlichkeit. Wer diese Nachricht in kürzester und prägnantester Form, in der sensationellsten Weise ins Parkett hinunterbrüllt, erhält den Preis, einen Dollar.

Nacheinander brüllen die Jungen. Hinter jedem einzelnen Gebrüll ertönt das Gesamtgebrüll der Galerie und das Unifono des lachenden Parketts.

„All about the big railway disaster!“

„All 'bout big 'way 'saster!“

„All bout this aster!“

Einer leistet sich die Extra-Sensation und ruft den Namen des Eisenbahnpräsidenten aus, der angeblich bei diesem Unglück ums Leben gekommen sein soll. Dieser wird unter ohrenzerreißendem Gebrüll abgetan.

Ein zeretztes Kerichen steckt den Dollar ein für die Lösung: „Rio Grande!“ (Das ist die Bahn.) „xti deads!“ (kann =zehn und auch =zig heißen).

Allerhand andere Wettbewerbe folgen. Boxerkämpfe, sehr wichtig für den Fall, daß einer unberechtigt einem andern, der ältere Rechte hat, seinen Platz an der Ecke wegnehmen wollte. Ein sehr amüsantes Wettessen von Soda-Kafes, mit der Aufgabe, sofort nach dem Hinunterschlingen des pappigen Zeugs den traditionellen Zeitungsjungenpiff hören zu lassen. Wo bei es denen, die in der ersten Reihe des Parketts sitzen, schlimm ergeht.

Die Zeitungsjungen-Blechcapelle auf der Galerie spielt alle patriotischen Märsche, die sie kann. Noodles verneigt sich strahlend vor dem Publikum, das immer wieder nach ihm verlangt. Hinter dem Vorhang gruppieren sich die newsies um ihren König zu einer wohlgelungenen Apotheose, die begeistert beklatscht wird, als der Vorhang in die Höhe geht.

Honest Ben, der Richter, und Noodles Fagan, der Liebling der Zeitungsjungen, beide sind Freunde der Kinder; beide helfen ihnen, die Last des Lebens tragen; der eine auf seinen gebrechlichen Schultern, der andere auf seinen guten, fetten, runden. Beide helfen den Armen ihr Los tragen, jeder auf seine Weise. Honest Ben und Noodles Fagan, alle beide sind das große Amerika.

Der Vater

Novelle von Hans Reisiger

Das Schloß des alten George Nelson war ein rechtes Sommerhaus. Im Winter stand es verschlossen und tot auf dem Hügel, dem geämlichen Vorüberfauchen der Schneewolken preisgegeben, vom nackten Gewirr der Äste umklammert. Kein Räuchlein stieg daraus empor, nichts Lebendiges rumorte darin.

Aber wenn es wärmer wurde und das Grün langsam wuchs, so fiel mit einem Male aller Trubel, Glanz und Lust in das alte Haus. Aus den farbenglühenden Ländern der Erde, fern aus Indien, Japan, Hindostan und allen Paradiesen der Sonne kam, gleichsam mit Buntheit bestäubt, die lebendige Schloßherrschaft zurückgefahren.

Aus schnaubendem, rotleuchtendem Kraftwagen quoll man hervor, voran die irländischen Hunde, kläffend, springend, unbändig freudevoll über die Bewegung um sie her und über ihr eigenes tumultuöses Dasein. Kleine goldene Glocken klangen und gellten an ihren Halsen.

Dahinter kam der bräunliche Reisediener und der blaue Schloßdiener mit Mänteln und Taschen, der eine sportsmännisch grob, mannhaft-staubig, der andere schief, gravitätisch mit wackelnden Schößen, seinerseits gefolgt von dem mit vier riesigen Damenhutstschachteln beladenen Doktor Kaldaun, dem gewaltigen Doktor Kaldaun, der mit seinem hypnotischen Auge die Hasenbanditen in Port Said versteinert und die Räuber von Tibet auf die Knie gezwungen hatte. Von gewölbten Brillengläsern geschützt, quollen diese Augen nun über der würfelförmigen Bagage hervor, die seinen Leib umdrängte.

Im Zentrum folgte alsdann, von seinem mächtigen, orangefarbenen Reisemantel umhüllt, mit leuchtendem weißen Backenbart und auf dem Bauche hängendem Frierbinokel, Herr George Nelson.

Und neben ihm, etwa einen halben Schritt zurück, erschien Fräulein Jory. Sie leuchtete von zarten, hellen Farben, denen der Staub nicht viel anhatte. Eine Vornette mit langem, silbernem Stil baumelte an ihr, und irgendwo aus Schleiern quäkte unter ihrem Arm ein winziges, vampyräugiges Hündchen hervor.

Ganz zuletzt aber kam Herr Wachsmuth, dünn, schmal, mit leicht gebeugtem Rücken und erhobnem Kopfe, den ein kleines Hütchen schmückte. Er trug Blumensträuße, Schirme, Stöcke und all den leichteren Beirat der Kompanie. Seine Augen waren sehr groß und blau und schienen eigentlich geschaffen, um nach fernen, glänzenden Horizonten auszuschauen, verweilten jedoch wie in freiwilliger Gefangenschaft stets in nächster Nähe der vorausschreitenden Gebieterin.

Wenn George Nelson Herrn Wachsmuth anredete oder anlachte und Fräulein Jory etwa ihre goldfarbenen Augen auf ihn richtete, so war es, als werde ein Mücklein hilflos in Sonne und Sturm umhergetrieben.

Oftmals begleitete ein Schwarm von Gästen die Ankunft der Reisefrohen. Zuweilen brauste und knallte ein ganze Motor Kavalkade die breite, weiße Chaussee herauf, blaue, grüne oder gelbe, und eine quiekende und heulende Gewaltsmusik erfüllte die Landschaft.

Noch niemals aber war in all dem Trubel ein Ritter mit herbeigeführt worden, der zu mehr als nur vorübergehendem Verweilen in dem Hause und Kreise des orangefarbenen Schlossherrn geladen wurde. Vielerlei Helden, blonde und braune, mit Schnurr- und Spighärten oder glattem Kinn waren erschienen und hatten mit mehr oder weniger Feuer dem schönen Fräulein Jory gehuldigt, obschon jeder wohl sah, daß es kein Kinderspiel wäre, sich mit seinen Wünschen in die eheliche Nähe solcher goldenen Unrast und lachenden Jugend zu wagen.

Keiner von all den Minnedienern hatte sich den erhofften Sold zu eringen vermocht, und wenn George Nelson ein alter Märchenwaver gewesen wäre, so hätte er sich ohne Schwierigkeit den ganzen Garten und Hof mit den Schädeln geköpfter Prinzen ausschmücken können.

In der That schien etwas von solchem eifersüchtig-grausamen Vatergeist in dem Motorlenker und Weltfahrer zu wohnen. Da die, die Fräulein Jory das Leben gegeben hatte, tot war, so schien alles Mütterliche, männlich umgewandelt, sich in das Wesen des Herrn Nelson vermischt zu haben, und in seinem gewaltigen Lachen und Gebahren lag etwas wie das Ausbreiten von Flügeln über dem Kücklein oder das drohende Sich-Auffsträuben zum Schutze des Jungen.

Oft erschien er auch wie ein verwandelter Zeus, der mit seiner Lieblings Tochter eine kleine Erdenpromenade vollführte und jeden Augenblick bereit wäre, das leuchtende Kind mit allem, was darum lebte und webte, in den Falten seines Mantels zu bergen und davonzuführen.

Fräulein Jory fügte sich diesem Schutze mit Anmut und Bereitwilligkeit, scheinbar ohne sonderlich darauf zu achten. Sie bewegte sich in solchem Banne mit dem Gebahren völliger Selbständigkeit. Doch schien in ihrem sicheren, frohen und freien Wesen eine seltsame, dunkle Möglichkeit zu wohnen, auf alles Eigene zu verzichten, vor etwas Fremdem hinzuschwinden, unter etwas Stärkerem zu leiden und zu vergehen. Es war etwas wunderbarlich Poetisches in dieser Möglichkeit, gleich als hätte Fräulein Jory in allen Ländern der Erde Freude und Lieblichkeit aller Dinge in sich zu Gaste aufgenommen, und als sei nun all solcher Märchenzauber jener unbestimmten Gefahr mitausgesetzt.

Den ganzen Sommer über vergnügte man sich aufs beste in dem alten

Hause, dem die Wärme wohligh durch die Mauern zu strömen schien, wie durch die Glieder eines Rheumatikers. Vielerlei Farbenpracht entfaltete sich drinnen; seltsame Dinge und Geräte kamen zum Vorschein; fremde Tiere, tot oder lebendig, wurden installiert; das Geschrei von großen, grellen Papageien und das Geflöt unbekannter Singvögel erschallte; wissenschaftliche Kabinetts wurden etabliert, darin George Nelson und Doktor Kalbaum oft die ganze Nacht forschten und diskutierten und mit Tiergeripp und Totenbein hantierten, indessen die warmen Sterne glänzten.

Herr Wachsmuth, zart, dünn und unendlich sauber und wohlgepflegt, widmete sich mit Leidenschaft der Kunst des Photographierens und breitete emsig und korrekt eine unübersehbare Menge seiner Lichtblättchen an allen verfügbaren Stellen aus, und das langsam wiedererstehende Wesen der fernen Erscheinungen erfüllte ihn mit innigster Freude.

Fügte es sich, daß auf dem einen oder andern der lieblichen Schattenbilder die Gestalt des Fräuleins Jory sich zeigte, so kam etwas beinahe Mütterliches oder auch mönchisch Scheues in die eifrigen Finger Herrn Wachsmuths, und er handhabte die zauberkräftigen Tinkturen und das empfindliche Papier, wie das Zubehör einer beglückenden, zartesten Kabbalistik.

Fräulein Jory selbst vertrieb sich die Zeit auf mannigfache Art. Der Hauch ihres Wesens schien alle zwölf Stunden des Tages zu erfüllen, und auch in der Nacht war es, als seien ihre leichten, jungen Atemzüge das eigentliche Leben dieses Bereiches. Aus all dem Spiel und Vergnügen, daran sie lachend und beherrschend teilnahm, schien sie immer in eine thronende, delikate Ruhe zurückzukehren, gleichsam in die unsichtbare Pose einer indischen, goldelfenbeinernen Göttin, die mit über der Brust gekreuzten Händen zart und starr in ihrem eigenen Geheimnis wohnt.

Fräulein Jory liebte es sehr, sich auf alle mögliche Manier zu schmücken und versuchsweise herauszuputzen. Sie schien dann ihre äußere Person gleichsam als Objekt zu behandeln, etwas, worüber sie auch in leiser Disharmonie mit ihrem eigentlichen Wesen verfügen könnte. So scheute sie sich nicht im mindesten, sich bei etwaigen Gelegenheiten als Bild in freier Verkleidung zu zeigen und darzustellen; niemals aber mit der lieblich-frivolen Fröhlichkeit blühenden Schäfertreibens, in hold lockender Bewußtheit ihrer Reize: sondern voll heidnischer Gelassenheit, gleichsam unsichtbar leuchtend von unnahbarem Glanz, in achtloser, goldäugiger Ruhe. Es gab dann Augenblicke, wo alle ihre lebendige Umgebung in ihrer Nähe und Macht nur wie das mannigfache Hirsch- und Rehgetier im Brustgürtel der ephesischen Diana zu haufen schien.

In dieser olympisch-amerikanischen Hauswirtschaft versing sich ein neuer Gast.

Eines Sommers geschah es bei der geräuschvollen Heimkehr der Reise-

familie, daß dem feuerroten Automobil, das an der Zete fuhr, ein junger, schlanker Mann mitentstieg. Nachdem der Doktor Kalbaum, hutschachtelbeladen, sich in Bewegung gesetzt und Raum gegeben hatte, kam der dunkle Neuling sehr zurückhaltend und scheu zum Vorschein und ließ sich mehr von Herrn George Nelson aus dem Wagen hinausdrängen, als daß er aus eigenem Antrieb abgesprungen wäre. Er war sehr elegant gekleidet, in leichter südländischem Geschmack, und hatte ein mattfarbenes Gesicht mit großen, schwarzen Augen. In seinen Bewegungen zeigte er große Ähnlichkeit mit Herrn Nelson. Aber auf seinen Zügen lag ein unveränderlicher, trauriger Ernst und ein verachtender Ausdruck. Auch auf die Fröhlichkeit der übrigen Gesellschaft schien sich diesmal ein leichter Schatten gelegt zu haben, insbesondere drückte sich in der Haltung und Miene des Herrn Nelson eine fremde Härte und Herbheit aus. Fräulein Jory war sehr liebenswürdig, aber in einer ein wenig verlegenen und unfreien Art. Herr Wachsmuth erschien hilflos und von fast beängstigender Dienstreue, gleich als gälte es, irgend etwas gut zu machen, soweit es in seinen schwachen Kräften stünde, obwohl er gar nicht dafür verantwortlich wäre. Sein kleines Hütchen schien fester und ernster auf seinem Kopfe zu sitzen. Er blickte verstohlener und inniger denn je auf Fräulein Jory, und die leichte Unbehaglichkeit und Scheu ihres Wesens übte auf sein Herz einen schmerzlich-süßen Druck aus, von dem er am liebsten durch Tränen sich erlöst gefühlt hätte.

Man hatte sich in diesem Jahre ein wenig verspätet, und das Schloß lag bereits in Sommerfülle, von warmen Himbeerdüften umhaucht. Goldgrüne Schatten spiegelten an seinen Fenstern und spielten in seine Räume. Es war, als ob hier Märchenworte — verwünschende oder erlösende — zu walten Macht hätten.

Der Schwarm von Gästen, der diesmal die Heimkehrenden begleitete, verdrängte und verlärmte für einige Zeit die Nähe und Bedeutsamkeit der Dinge. Man tafelte und pokulierte, trieb Sport und Spiele, kostümierte sich, tanzte, deklamierte und musizierte. Die Hunde bellten, die Papageien schrien und die Vögel fangen, und die Menschen liefen durcheinander, saßen hier und da in bequemen Stühlen oder im Grase und hielten einander nicht weiter auf.

Wenn die Nacht kam und dunkle Ruhe gewaltig allenthalben aufstieg und der Nachgeruch der Sonnenwürze sich lebendig in die Finsternis mischte, ging Fräulein Jory oft, auf einer kleinen Altane zu sitzen, von der aus die Weite des Landes dämmerig zu sehen war. Ihr Hündchen begleitete sie treulich in solche kleine Einsamkeit und verharrete, mit großen, runden Lampyraugen die Nacht anblickend, zu ihren Füßen, in den Falten ihres Kleides oder auf ihrem Schoß.

Die Gedanken des Fräuleins Jory glitten alsdann leise und dunkel über

vielelei Dinge hin und führten die Schatten von Bildern und Erlebnissen in den lichtlosen Raum. Was sie gelernt und erfahren hatte, entfaltete und fügte sich in ihrem Innern, und ein verhaltener Rhythmus der Liebe strömte kräftig und sicher durch all ihr Empfinden: das dunkle Gefühl von einer Liebe, die leuchtend, bunt und mannigfaltig wäre, wie die Welt; deren wechselvolle Gegenwart eindringlich und überraschend zu ihr spräche, wie das Erscheinen neuer Inseln, fremder Küsten, niegesehener Landschaften; die zu ihr sänge, wie der Wind und das Meer, sie umgäbe wie Sonnenlicht, sie umfinge wie märchenhafte Gewänder, oder sie anrührte, wie die dunkle, geschmeidige Hand eines hirschäugigen Hinduknaben; und die mit der Gewalt innigst überwältigenden Heimwehs, lachender Heimatfreude in ihr Herz einzöge: solcher Liebe träumendes Gefühl regte sich und schwoh lautlos in ihrer Brust. „Opfere mir!“ sprach sie zu dem unsichtbaren Liebenden. „Opfere mir die Erstlinge deines Lebens. Bringe mir die Frische und Kraft aller deiner Wünsche und Begierden dar. Opfere mir deine Gedanken, deine Unruhe und deine Freude; laß mich das Herz deines Herzens in meinen Händen halten, wie eine Göttin“. Und der Drang und die Fülle romantischer Musik kam in sie, und neigte sich im Allerheiligsten ihrer Seele dem Anbetenden zu. „Ich küsse dich auf deine Stirn“, sang sie, „ich öffne deine Hände und fülle sie mit Glück; ich nehme die Kraft und Vielfältigkeit deines Lebens in das meine auf, ich ergreife Besitz von den unbekanntem Schätzen deiner Seele!“

Und ein unerkanntes Begehren war in ihr, sich, wenn solche Liebe nicht zu ihr käme, dem Leben abzuwenden, ihrer eigenen Schönheit und Jugend Feind zu werden, sinnlos das Sinnlose zu schänden, zu zerstören, gleich jener Heiligen, die ihre Blüte aller Pest und Qual preisgab.

Auf dieser Altane hatte Fräulein Jory auch ein kleines häusliches Abenteuer erlebt, dessen Held unerwarteterweise Herr Wachsmuth gewesen war.

Un einem mondhellern Abend war der fühlende Lichtkünstler mit seinem schwärzlichen Apparat hier erschienen, um den Versuch einer Aufnahme im Scheine Lunas zu wagen.

Fräulein Jory saß im Schatten der Mauer, und eine ganze Weile bemerkte er sie nicht, indes er an seiner Maschine herumhantierte. Plötzlich aber, während er inne hielt, um die ganze Fülle des Mondlichts zu erproben, erschien ihm wie ein Spuß der tiefen Stille der Schatten seiner schönen Gebieterin, ähnlich wie ein Bild, das leise aus der Schwärze feiner photographischen Platten zum Vorschein kam.

Fräulein Jory erhob sich, kam quer durch das Silberlicht zu ihm und fragte ihn freundlich nach seinen Kunstwerken.

Aber Herr Wachsmuth wurde plötzlich von einer fremden, poetischen

Kraft durchströmt; ein gewaltiges Etwas stieg in seiner Seele empor und zwang ihn um Leben und Tod, in dieser Minute wenigstens ein Proßchen seiner Liebeskraft zum besten zu geben, wenn es auch nur eine winzige Bewegung oder ein einziges Wort wäre.

Fräulein Jory fühlte, daß er ihr Kleid anrührte. Sie spürte einen Augenblick die Lust, ihn zu etwas ganz Verrücktem zu verlocken. Aber sie lachte nur, gab ihm einen Klaps auf die Schulter, sagte: „Viel Glück!“ und wandte sich der Treppe zu, die in den Park und zum Hause führte.

Herr Wachsmuth jedoch ertrug solche lachende Nähe nicht. Er fiel auf ein Knie nieder an der Brüstung der Altane und schluchzte wie ein Held. Er suchte jeden Laut zu unterdrücken, aber ein komisches, leises Winseln entfuhr ihm bei dieser Bemühung.

Fräulein Jory hörte es und fühlte plötzlich eine Art schamlosen Zornes in sich aufsteigen, ein Verlangen, diesen traurigen Ritter peitschen, spießen und braten zu lassen, ihn am nächsten Baume aufknüpfen zu lassen, oder sonst etwas Liebenswürdigen mit ihm anzustellen. Sie hatte einen Augenblick das Gefühl, als sei er ein Etwas in ihrem eigenen Ich, irgendeine verrückte Begier, ein heidnisch-brutaler Wiß in der Tiefe ihres Wesens. Sie legte sich an diesem Abend in die Fülle des Mondlichtes zur Ruhe und bettete ihre Wange auf die zarte Fläche ihrer Hand.

Ein anderer Mondscheinkamerad aber gesellte sich in diesem Sommer zu ihr, oder richtiger gesagt, usurpierte die Herrschaft auf der Altane. Dies war der schweigsame, dunkeläugige Ankömmling, der tagsüber meistens unsichtbar war und den Trubel der Gäste mied. Er kam in diesen warmen leuchtenden Nächten ruhig und still hier heraus, setzte sich in einen der tiefen bequemen Korbstühle, eine Zigarette rauchend, und stand nur ein wenig scheu und lebhaft auf, wenn Fräulein Jory kam.

Sie gaben sich beide stets die Hand, wenn sie einander hier trafen, gleich als wäre es etwas Besonderes oder Unerwartetes. Danach saßen sie oft lange schweigend, der Nacht lauschend. Aber immer war es das Wesen und Dasein des jungen Mannes und die Angelegenheiten seines Lebens, die stillschweigend alles Interesse beherrschten; und wenn er irgendwelche unvermittelten Worte sagte, voller Leidenschaft, so schien sogleich die Weite der Erde und die Ferne und Bedeutung alles Existierens sich aufzutun, obwohl er fast immer nur von sich selbst sprach.

Fräulein Jory hatte wohl nicht weniger von der Welt gesehen, als er. Aber die Bilder, die vor ihr in schöner Szenerie vorübergezogen waren, hatten sich vor ihm gleichsam geöffnet und ihn eingelassen in das dunkle Wirrsal ihrer Tiefe. Wenn er sprach, wurde das Wesen der Dinge lebendig. Die Begierden und Ängste, die unter dem Äußeren walteten, zeigten sich,

unheimlich entblößt, und der gewaltige Magnetismus alles lebendigen Treibens zum Vorschein.

Er war Tieren wie Menschen ganz nahe gekommen, obwohl er selbst von unsichtbarer Besonderheit umschlossen schien. Er hatte hundert verrückte Streiche vollführt. In Südafrika hatte er, als ihm das letzte Geld ausgegangen war, ein altes dickes Schwein auf Kredit erworben und gegen ein „Entree“ ein allgemeine Heße auf dieses Tier unter den Minenarbeitern veranstaltet; ein Spektakel, das ihm den dreifachen Wert der Sau einbrachte. Oder er war als Heizer an Bord eines Dzeandampfers gefahren und hatte sich auf Leben und Tod in dem heißen dunkeln Bauche des Schiffes mit den chinesischen Kollegen herumgeschlagen; oder er war wilden Tieren begegnet, oder hatte in den Hafenspelunken teilgenommen an den Anschlägen gegen dollargespickte Kaffeepaschas und Petroleumbäuche.

Wenn er derlei Streiche erzählte, so erschienen sie nicht bloß ergötzlich und spaßhaft, sondern das Ruhelose und Sinnlose blickte daraus hervor, und die schöne, im Schatten geborgene Zuhörerin wußte wohl, wie diesem Erzähler eine Heimat, nicht nur für seinen Leib, sondern für Glauben und Arbeit fehlte. Sie wußte, daß er ein Mann war, der es wohl verstand, in ungerügten, wilden Verhältnissen sich zurechtzufinden und sich Geltung zu verschaffen, dem es aber versagt war, bei den Machthabern und Verwaltern bürgerlicher Zucht und Ordnung, Achtung und Ehre zu erringen; und sie fühlte, wie tief er, trotz seiner zur Schau getragenen Verächtlichkeit, durch solche über ihn verhängte Feme litt.

Sie kannte die großen Linien seines Lebens. Sie wußte, daß er ein Sohn von George Nelson war, geboren von einer jungen Havanesin, die inmitten ihres leidvollen Mutterglückes gestorben war; sie wußte, daß George Nelson mit aller Mühe versucht hatte, etwas Tüchtiges aus seinem Liebespröfiling zu machen, um so vielleicht am besten eine Schuld abzutragen, die er etwa glauben mochte, am Gedächtnis der so früh verstorbenen Frau Klara Nelson begangen zu haben.

Aber der aus Zartheit und herrischer Gewalttätigkeit gebildete Wildling hatte sich bald auf die dunkle Bahn der Unrast und Unzufriedenheit, der Sehnsucht und des Leichtsinns begeben, und alle die frohe Kraft, die ein Teil des Wesens seines Erzeugers war, blieb in ihm nur als Waghalsigkeit und Lust am Wechsel lebendig.

Fräulein Jory ahnte wohl, wie tief Herr Nelson das Wesen seines Sohnes verstand und wie deutlich er in ihm Möglichkeiten seines eigenen Innern verleibt sah. Und sie fühlte, wie deshalb sein Wille zur Ordnung und Ehre sich um so drohender und rücksichtsloser gegen das Gebaren des trüben Welkläufers erhob, so sehr er sich auch äußerlich bezwang. Zugleich aber begriff sie die Furcht, die ihn in seinen Wändigungsversuchen hinderte: die

Furcht, den leidenschaftlichen Herzenserben zum Äußersten zu treiben. Denn dieser hatte oft genug gezeigt, daß er lieber, wie der Fuchs im Eisen, sich selbst an Leib und Leben ging, als daß er sich hätte fangen lassen. Zugleich war der junge Verächter mit großem Scharfsinn und dialektischer Redegabe ausgestattet, die er jedoch wie ein beliebiges Instrument je nach Laune gebrauchte, um bald diese, bald jene Lebensanschauung zu rechtfertigen oder zu verhöhnen.

Fräulein Jory liebte es, ihm zuzuhören. Sie horchte mit weiblichem Sinn mehr auf den Rhythmus seiner Rede und Erregung und die fremde Melodie seiner Worte, als auf den Inhalt seiner Demonstrationen, und sie genoss so nur den leisen Schauer des Hineinträumens in eine dunkel umgestaltete Welt.

Er tat bei seinen Historien niemals eines weiblichen Wesens Erwähnung; vielmehr schien es, als habe er sich immer nur wie ein trotziger Junge und spröder Abenteurer durch die Welt geschlagen, und Fräulein Jory empfand trotz all seiner Verfahrenheit etwas Frisches und Reines an ihm. Wie wohl eine jede Tochter Evas tut, tastete auch sie an die Frage, auf welche Art Frauen er wohl Einfluß hätte und welchen sich wohl sein Herz zuwenden würde. Sie fühlte sich ihm gegenüber Iphigenien gleich, die den ruhelosen verfolgten Bruder in der Sicherheit ihres eigensten Bereiches aufnimmt und seinem Wesen glücklich lauscht, ohne Schuld und Unschuld zu wägen.

An einem Nachmittage war es geschehen, daß Herr George Nelson mit Fräulein Jory über seinen Liebessohn sprach. Er tat es lachend, heftig und in einer Art, die Fräulein Jory fast etwas wie Mitleid empfinden machte.

Das Zimmer war voll grüner Sonnenschatten, eine helle mächtige Marmorfigur stand an der einen Wand und die göttlich-blinden, griechisch-hochmütigen Züge ihres Anlitzes waren vom Spiel dieses Sommerlichtes überflogen.

„Ich möchte nicht als Räubervater in der Welt herumlaufen,“ sagte Herr Nelson. „Ich habe vielleicht die Schuld. Ich habe vielleicht unrecht an Klärchen getan. Aber ich will meinen Fehler nicht als leibhaftige Narrenfigur durch die Welt streichen sehen.“

Fräulein Jory vernahm in derlei Gewaltssprüchen eine andere, tiefere, Unruhe ihres Vaters. Sie hörte auch das, was er über ihr eigenes Verhältnis zu ihrem Halbbruder sagte, nur mit einem kritischen, sinnenden Gefühl an, gleich als wäre sie selbst einer tieferen Wahrheit Hüterin.

„Ich bin gewiß,“ sagte Herr Nelson, „daß du einen günstigen Einfluß auf meinen Sohn ausübst. Aber ich wünsche trotzdem nicht, daß ihr jeden Abend stundenlang zusammenhockt und du seinem abenteuerlichen Wesen und seinem jämmerlichen Pessimismus Raum gibst.“

Herr Nelson sprach englisch weiter, gleichwie um seinen Worten einen objektivern Klang zu geben. Das Wort „recklessness“ kam wiederholt vor.

Und Fräulein Jory sah mit leicht zusammengekniffenem Blick und ruhiger Miene das Bild dieses Vaters hier vor sich, der zwei Kinder von zwei verschiedenen Frauen sein eigen nannte und der von solcher leibhaftigen Zwiespältigkeit sich selbst zerrissen fühlte, da er die fremden Gewalten ahnen mußte, die, unabhängig von seinem Vaterwillen, sich hier regten.

Fräulein Jory lachte, als er seine Rede beendet hatte, und sagte, sie begriffe eigentlich ganz gut, daß ihr Bruder dem großen Geldes- und Arbeits-erbe seines Vaters auswiche. Denn etwas schon Vollendetes nur zu übernehmen und zu erhalten, könne ein Wesen wie das seine nicht reizen.

Indes sie das sagte, fühlte Herr Nelson eine dunkle, betäubende Erregung in sich aufsteigen, die er selbst mit zorniger Kraft innerlich zur Ruhe kommandierte.

„Ich werde den Kerl noch einmal auf die Tabakplantagen schicken!“ sagte er schließlich, damit war die Unterhaltung beendet.

Die abendlichen Zusammenkünfte der beiden Vaterskinder blieben trotzdem bestehen. Etwas von der Rücksichtslosigkeit lag über ihrem Verhältnis, die immer zwei sich innig Verstehende gegen die andere Welt abzufondern scheint. Dabei blieben Fräulein Jory alle Reform- und Erziehungsgedanken aus dem Sinn, oder verschwanden in der Gegenwart des jungen Mannes. Ein seltsames Verweilen in dem Bestehenden war ihnen beiden der tiefste Reiz dieser Freundschaft.

Einmal nur hatte Fräulein Jory mit ungewohnter Lebhaftigkeit von einer Änderung des Lebens ihres Freundes zu sprechen begonnen und war in nie zuvor empfundener, frauenhafter Wärme und Innigkeit, ja fast mit der zarten Leidenschaftlichkeit einer Liebenden ihm nahe gekommen, für seine Ehre und seinen Frieden besorgt und bittend. Dunkel und brennend waren in der Tiefe ihres Wesens alte, verlangende Worte aufgestiegen, Frauenworte, mütterliche Worte: „Laß mich Besitz ergreifen von den unbekanntem Schätzen deiner Seele! Nimm aus mir die Kraft, die eine Welt zu gründen.“ Und einen Augenblick hatte wohl der unruhige Verächter sich beugen und bergen lassen in solche Wärme und Übermacht, und das Wesen seines ihm fremden Vaters war zum erstenmal hier in der Tochter ihm blutsverwandt geworden.

Aber solches Geschehen war vereinzelt geblieben. Fräulein Jory hatte ihm auch gesprochen von der Abneigung ihres Vaters gegen ihrer beider häufiges Zusammensein. Ein kaum beschreibliches Gefühl durchdrang beide, wenn sie von ihrem gemeinsamen Vater sprachen, was fast nie geschah. Eine dunkle, traumhafte Annäherung ihres körperlichen Seins in vergangenen Tiefen schien sich dann fühlbar zu machen.

Auf jene Mitteilung Fräulein Jorys hatte ihr Kamerad nicht geantwortet, sondern nur kurz lachend seine Zigarette weggeworfen und sich eine neue angezündet. Später aber, als er einen Augenblick neben ihr an der Brüstung

der Altane gestanden, hatte er sie von der Seite mit einem ungewohnten, dunkeln Blick betrachtet.

Die Gäste des Hauses verloren sich mittlerweile, und die Stille und Wärme des Sommers nahm überhand. Zugleich schienen sich die Wesenheiten der Zurückbleibenden näher zu rücken und deutlicher einander anzublicken und zu verstehen.

Der Mond hatte zum zweiten Male gewechselt und ging wieder in silberner Fülle zu Beginn der Nacht auf. Sein lautloses Licht legte sich tastend und zögernd über die noch von Sonne duftende Dunkelheit. Durch alle Sträucher und Büsche schien es witternd zu schweben.

Die schöne Reisesprinzessin kam mit ihrem Freunde in den Park. Klavierspiel klang aus den unteren Räumen des Schlosses. Sie hatte ein helles, leichtes Kleid an und trug einen Schal über den bloßen Schultern. Ihr Haar war nach der Mode der Amerikanerinnen aufgesteckt und von einem grünen Band eng gehalten. Das Vampyrhündchen lief ihnen voraus, auch die irischen Kläffer stürzten um sie herum, und der dunkle, unruhige Begleiter fühlte an diesem Abend das seltsam Große, Herrschende und Göttinnenhafte, das zuweilen so stark in dieser jungen Dame zu walten schien.

Indes er so neben ihr schritt, erschien ihm plötzlich sein Abenteuerum und seine Verächterrolle als eine unerhörte Unmaßung und Geschmacklosigkeit. Er ging steif und still an ihrer Seite. Es war ihm, als sei nichts in aller Welt von irgendwelcher Bedeutung, was fern von diesem entrücktleidenschaftlichen Mädchen existierte und vorging. Sein eigenes voriges Leben erschien ihm als eine schattenhafte Reihe närrischer Spielereien, sinnloser Verzerrungen.

Die Nacht wurde voller und mächtiger um sie. Die Finsternis vertiefte sich, und die Helligkeit schien sich in sich selbst zu verdoppeln. Der ewige Gesang der Erdenruhe schwoh ringsum an.

Ein rundes, glattes Bassin lag im Mondlicht. Wasserrosen ruhten mit stillem Glanz in seiner Mitte. Der leise Duft des Wassers und sein vertieftes, melancholisches Leben weitete diesen Platz. Die Hunde schlichen und tappten leise umher.

Fräulein Jory warf den Schal ab, den sie über den Schultern trug; er blieb über der steinernen Einfassung des Bassins liegen. Dann bückte sie sich und tauchte ihre Hand in den ruhigen Spiegel, darunter sie bleich verschwand. Der dunkle Freund sah die Schönheit ihres Armes und den blassen Glanz ihrer Schultern. Alles Weibliche, das er je geliebt oder erträumt, schien erloschen, und etwas wie der Schauder höchsten Seins durchzitterte ihn.

Die dianenhafte Wasserspielerin rührte die Ruhe des Silberdunkels

plätschernd auf, senkte dann beide Hände darein, hob sie heraus und spritzte sie plötzlich lachend ab.

Der unstäte Halbbruder stand ihr schräg gegenüber an der Brüstung des Bassins. Seine Augen waren unverwandt, ohne sich zu schließen, dem schönen Bilde zugewandt. Dann machte er eine harte, jähe Bewegung zum Gehen. Fräulein Jory sah es, richtete sich auf, stand still und sah ihn an. Sie standen so und wußten nicht wie lange. Sie wußten auch kaum, ob Lächeln oder Trauer oder sinnlose Leidenschaft von einem zum andern strömte.

Dann schien eine seltsame Schwäche in das Mädchen zu kommen. Sie bückte sich hastig nach dem Schleier, zog ihn an sich und wandte sich schnell ab, dem Park zu.

Raum war sie entschwunden, so hob sich ein gewaltiger Schatten aus dem Dunkel gegen den Alleingeblienen. Dieser fühlte das Drohende, Gewitterhafte, das ihm nahte; die Fülle Jorns, die nicht mehr an sich halten konnte; das ihm bluts gleiche und doch so fremde Vaterswesen, das, mit Macht und Geld und Willen ausgerüstet, hier Gericht über ihn halten wollte. Alles in ihm spannte sich mit wölfischer Gehässigkeit gegen diesen Feind, diesen Millionärsturm, diesen tumultuösen Elephanten, diesen Tochtergott, diesen Dampfessel von Erzeuger!

Aber der Erwartete blieb stehen, und nur wenige kurze, verachtende Worte trafen den stumm Verharrenden. Er erstarrte unter ihnen, vermochte nichts zu sagen. „Geh ins Haus,“ schloß die herrschende Stimme. „Du kommst morgen früh zu mir, um die Bestimmungen für deine Abreise zu hören.“

Der Angeredete wandte sich ohne ein Wort zum Gehen. Als er an dem Vater vorbeikam, fühlte er sich hart an der Schulter gegriffen und ein Stück fortgestoßen, so daß er fast gefallen wäre. „Ich schlage ihn tot,“ schrie es in ihm. In demselben Augenblick klang eine helle, klare Stimme, gegen den väterlichen Deus ex machina gewandt, die sagte: „Geh fort von hier! Was haben wir mit dir zu schaffen!“ Eine lautlose Stille folgte. Dann sah der eben noch Weggestoßene den großen Schatten seines Vaters sich fortbewegen und eine helle Gestalt hinter ihm erscheinen, die sich nicht rührte, bis jener ganz verschwand.

Die Zurückgebliebenen kamen einander nicht nahe. Ungeduld mit solcher Mondscheinsituation, Hohn und Spott und Freiheitslust brannte dem Bruder im Herzen. Ungeduld mit diesem ziellosen, willenlosen Bagabunden, heiße Liebe zu seinem sehnächtigen, lebensgierigen Herzen schlug der jungen Frau in ihrer Seele. Sie trennten sich kalt, ohne ein Wort.

Herr George Nelson, der fortgeschickte Vater, war langsam auf dem graden, dunkeln Wege ins Haus gegangen und hatte sich dann in das anatomische Kabinett des Doktors Kaldaum begeben, wo er ruhig mit dem

brillenäugigen Hypnotiseur und Naturforscher etwa zwei Stunden lang arbeitete und diskutierte. Am Ende dieser Konferenz war Herr Kaldaun in wissenschaftlichem Eifer und in Verfolgung einer von ihm besonders geliebten Idee und These seinem Gönner und Freunde bis an die Schwelle der Tür und in den Korridor hinaus gefolgt, heftig redend und gestikulierend. Aber George Nelson hatte nicht mehr geantwortet und war achlos und stumm weggegangen, so daß der beleibte Jünger der Erkenntnis mit all seinem Feuer plötzlich sich allein befunden hatte.

Als George Nelson in sein Schlafzimmer kam und den Diener weggeschickt hatte, drehte er alle elektrischen Lampen an, die da waren, so daß ein gedämpfter, doch intensiver Glanz das Zimmer erfüllte. Dann trat er in seinem mächtigen, dunkeln Rock ans Fenster.

Dies stand ihm vor Augen: Dieser mein Sohn, der Sohn dieses schönen, fremden, toten Mädchens, ist nun durch seine Gefühle für meine Tochter für immer aus der Bahn gebracht, wo ihn mein Wille noch erreichen konnte. — Meine Tochter ist nun nie mehr das reisefrohe, zukunftsfrohe Kind, sondern ein Teil ihres Wesens geht nun umstet mit jenem umher. —

Dies hielt ihn lange angesichts der Nacht fest. Aber etwas Kraftvolles und Lachendes schwoh in ihm und stieg in seine Brust. — „Ich habe sie hier bei mir!“ sagte er zu sich. — „Ich bin es, der sie hört und sieht, ich berühre sie und rede mit ihr. Ich vollende diese Erdenreise zusammen mit ihr und führe sie mit mir in den Tod!“

Und indes er seinen Kopf mit dem weißen Backenbart ein wenig zurückbog, war es ihm, als schlüge er einen schützenden Mantel um den leuchtenden Schatten seines Kindes und trüge es davon. Und die ganze Welt schien ihm von seiner leidenschaftlichen Empfindung erfüllt.

Deutsches Kunstgewerbe

von Karl Scheffler

Es sind kaum fünfzehn Jahre, daß wir von einem modernen Kunstgewerbe sprechen, und doch scheint es, als lebten wir schon seit manchem Jahrzehnt in der merkwürdigen Bewegung, die eine Erneuerung des Kunstgewerbes auf ihr Reformprogramm gestellt hat. Der Grund ist, daß uns diese leidenschaftliche Zeitbewegung zu einem sehr intensiven und wechselvollen Erlebnis geworden ist und daß sie in ihrer kurzen Lebenszeit schon so viele Phasen durchgemacht hat, als sei eine lange historische Entwicklung unnatürlich auf wenige Jahre zusammengedrängt. Der tieferen Betrachtung zeigt es sich freilich, daß die Bewegung noch am Anfange steht und daß das bereits Geleistete wenig mehr als Vorbereitung ist. Daß es aber anders aussieht, daß diese moderne Kulturfrucht hier und da sogar schon zu faulen beginnt, bevor der Reifeprozess noch begonnen hat, ist sehr bezeichnend. Man begreift es diesen widerspruchsvollen Zuständen gegenüber, was unter der Allerweltsphrasen zu verstehen ist: „wir leben zu schnell“. In der Tat leben wir im gewissen Sinne schneller als man früher lebte. Die wesentlichen Entwicklungen der Geschichte werden davon freilich nicht betroffen; die gehen nicht schneller noch langsamer vor sich als in anderen Epochen. Neben ihnen aber laufen heute, viel mehr als früher, Scheinentwicklungen einher. Mehr als früher, weil größere Volksteile nun unmittelbaren Einfluß dadurch gewonnen haben, daß sie reflektierend leben, weil diese im Übereifer des jungen demokratischen Weltgefühls für entscheidend und wichtig nur halten, was sich in ihrem Bewußtsein vollzieht und weil sie darum ihrer Einsicht mehr vertrauen als ihrem Instinkt. Wenn dieses logisch argumentierende Bewußtsein es nun aber unternimmt, in geschichtliche Entwicklungen tendenzvoll einzugreifen, so sind Überstürzung und Hastlosigkeit eine notwendige Folge. Es will jede Generation heute vor allem für sich sorgen, es möchte jedes Geschlecht alle Lebensmöglichkeiten immer auskosten: das ist eine natürliche Folge der allgemeinen Reflexion. Darum meinen die, die die neue kunstgewerbliche Bewegung leidenschaftlichen Sinnes begonnen haben, sie müsse jung sein, solange sie selbst jung sind, und sie müsse mit ihnen Schritt vor Schritt auch altern. Es wird dieses bedeutende Gesamtheitswollen am Zeitmaß des Individuums gemessen und dieses sucht es aus dem Gesichtspunkte seiner Endlichkeit zu beeinflussen. Früher wurden solche Zeitbewegungen mehr als überpersönliche Schicksale genommen, der Mensch lebte absoluter im Absoluten; seit ihm aber alle Dinge relativ erscheinen, vermindert sich seine Ehrfurcht vor den inneren historischen Notwendigkeiten und die Folge sind eben diese

aus der Tendenz geborenen Scheinentwicklungen, die uns veranschaulichen, in welcher Weise das Kulturbewußtsein vom Kulturinstinkt zwar den Anstoß empfängt, in welcher Weise beide sich dann aber auch in Widerspruch setzen.

Man muß es erlebt haben, mit welcher Gewalt vor etwa fünfzehn Jahren der neue Wille aus vielen zugleich hervorbrach, um die Resignation, die sich heute schon wieder bemerkbar macht, ernst genug zu beurteilen; man muß Einsicht in die Summe des in so kurzer Zeit Geleisteten haben, um von den Gefahren gewisser Entwicklungssymptome erschreckt zu werden; und man muß viel Sinn für die nationale Bedeutung dieser Bewegung haben, um es mit aller Schärfe zu empfinden, vor welche wichtige Entscheidungen das deutsche Kunstgewerbe in diesen Jahren gestellt wird. Die Lage ist so, daß man unwillkürlich zu einer Bilanz gedrängt wird.

Dem inneren Wesen nach ist der mit einer Reform des Kunstgewerbes verbundene Kulturkampf als eine entschiedene Handlung moderner Selbstbestimmung zu bezeichnen. Mit ihm ist praktisch der erste umfassende Versuch gemacht worden, die neue Zeit auch kulturell zu legitimieren und das sozialökonomisch Notwendige als sittliche Freiheit erscheinen zu lassen. Es spricht sich in ihm ein allgemeiner Wille nach einer demokratisch gefärbten Großbürgerkultur aus, die nicht länger auf die erstarrten Traditionen aristokratischer Formen angewiesen ist. Es hat mit dieser Bewegung etwas wahrhaft Bedeutendes begonnen und es haben sich die wollenden Kräfte schneller und vollständiger zur Tat zusammengefunden, als es sonst in der Geschichte der Fall zu sein pflegt. Man bezeichnet immer nur die Hälfte des schon Vollbrachten, wenn man daran erinnert, in welcher erfolgreicher Weise der Kampf gegen die emporkömmlingshaft freche Travestierung historischer Baustile durchgeführt worden ist, wie konsequent alle Erzeugnisse der schönen Handwerke modernen Zwecken und Bedürfnissen wieder angenähert worden sind, wie der Surrogatwirtschaft gesteuert, jede Technik ihrem besonderen Charakter gemäß erneuert und auf den ursprünglichen Sinn zurückgeführt und wie die Entwicklung vom Kunsthandwerk zur Kunstindustrie, von der Handarbeit zur Maschinenarbeit geistig anerkannt worden ist, mit welcher Leidenschaft die Maler und Bildhauer zu Ornamentzeichnern, dann zu Handwerkern und in der Folge zu Architekten geworden sind, um als Autodidakten mit Laienkraft zu tun, wozu die Professionellen sich unfähig zeigten, mit welcher Konsequenz das gewerbliche Kunstschulwesen reorganisiert und in welcher erfolgreichen Weise in der so reformierten Schule, in den Werkstätten, in den Fabriksälen und auf dem Bauplatz um neue Schmuck- und Gebrauchsformen, um moderne bürgerliche Interieurgedanken, um Architekturpläne und um Ideen neuer Gartengestaltung, kurz um das Einzelne und das Ganze, um eine voll-

ständig neue architektonische Klein- und Großkunst gerungen worden ist. Es wäre schon außerordentlich, wenn die Bewegung nichts anderes getan hätte als einen neuen Möbelstil vorzubereiten, als wieder gute Tapeten, Teppiche, Metallarbeiten, Keramiken, Möbelstoffe, Glaswaren, Bijouterien usw. herzustellen, die gesamte Buchkunst umzugestalten und neue, edlere Dekorationsprinzipien einzuführen, alle Werkstätten mit neuer Tätigkeit zu erfüllen und der gesamten Kunstindustrie neue Wege und Ziele zu weisen. Aber hinter dieser ungeheuren Summe praktischer Arbeit tauchen Zeitideale auf, die über dieses schon Geleistete dann weit noch hinausweisen. Es setzt die Summe dieser Arbeit einen neuen Typ des modernen Menschen voraus; es ist diese Reform erziehender Natur und wird erst lebendig, wenn sie getragen wird von einer Nation, die den Willen der Selbsterneuerung hat, die sich charaktervoll auf sich selbst besinnt und entschlossen ist, mit freierer Selbstbeschränkung genau so zu wollen, wie sie ihren geschichtlichen Schicksalen nach muß. Es will diese Bewegung den Berufsgeist des ganzen Kunsthandwerkes, der ganzen Industrie auf neue Grundlagen stellen, dergestalt, daß das alte disziplinierende Kunstgesetz in einem neuen monumentalen Sinn wieder aufersteht und daß in den Arbeitsstätten der Zeit nicht nur das nackte Geldinteresse wohnt, sondern auch die Arbeitslehre. Es will diese große Zeitbewegung, die in der Werkstatt des Handwerkers begann und sich den Bauplatz des Architekten ebenso wie die internationalen Industriemärkte zu erobern anschickt, die Produktion der künstlerisch irgendwie geadelten Dinge zu einer stetig fließenden Quelle nationalen Wohlstandes machen und will die schöpferische und Unsehen verschaffende Nationalarbeit zum Mittel einer großen inneren Einigung dann werden lassen, die im Wettkampf der Nationen Sieg verbürgt. Es ist das Ziel dieser Zeitreform den deutschen Arbeiter von der Sklaverei des Mechanismus zu erlösen, ihm die Freude an der Arbeit und damit an sich selbst zurückzugeben, ihn in den Grenzen der Möglichkeit produktiv, verantwortlich und frei und dadurch dann zu einer erhaltenen Kraft zu machen.

Man sieht: der auf praktische kunstgewerbliche Reformarbeit Bedachte kann nicht einen Schritt tun, wenn seine ganze Zeit, wenn seine soziale Umwelt diesen Schritt nicht auch tut. Darum wird ihm der Versuch einer neuen Berufssynthese so sehr auch zum Versuch einer Kultursynthese; darum kommt das starke Pathos in die Bewegung. Ein oft verspotteteres Pathos, das sich in einzelnen Fällen ja auch seltsam genug ausnimmt, das aber doch tiefe Berechtigung hat. Man hat dem neuen Kunstgewerbe das Recht der ethischen Argumentation bestreiten wollen und gesagt, es handle sich einzig um praktische Arbeit und um Fragen wirtschaftlicher Natur; damit hätte das Ethos nichts zu tun und es sei sogar verwerflich, im Namen der Moral eine kunstgewerbliche Richtung zu propagieren, von deren Resultaten die Propa-

gierenden schließlich leben wollten und müßten. Das wäre wie eine Nötigung, wäre beinahe wie Erpressung. Diese Beweisführung ist falsch. Denn wenn auch die Künstler, Handwerker, Fabrikanten, Unternehmer usw., die mit sittlicher Überzeugungskraft für die Idee der Bewegung eintreten, zugleich von ihr leben und sich oft sogar durch sie bereichern, so ist bei ihnen fast immer doch ein Überschuß wollender Kraft vorhanden, der beim durchschnittlichen Geschäftsmann nicht zu finden ist; sie haben sich als opferwillig und als unter einem selbstgeschaffenen Gesetz sozialer Verantwortlichkeit stehend erwiesen und haben mehr oder weniger das Recht, sich als Pioniere zu fühlen. Zu Agitatoren und Führern in ihren Kreisen sind sie wie von selbst geworden. Und dabei bietet sich ihnen die sittliche Argumentation dann wie von selbst dar. Eine Menge ist niemals und unter keinen Umständen ästhetisch zu überzeugen, denn sie will den einleuchtenden Beweis und ihr kann das Schöne und richtig Empfundene nicht logisch bewiesen werden; beizukommen ist ihr nur mit Beweismitteln sozialer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder nationaler Ethik, also mit Argumenten, die durchräsonniert werden können. Das führt aber folgerichtig zur Verkündung eines Kulturprogramms. Es ist unmöglich ohne dieses die Masse zu bewegen. Sie braucht Schlagworte, um sich daran zu klammern, um mit ihrer Hilfe den neuen Zielen entgegenzuwandern zu können.

Nicht der Nation ist dieses Pathos, sind die Programme des neuen Kunstgewerbes schädlich; aber sie können den Reformern selbst gefährlich werden — und damit mittelbar dann der Nation —, wenn diese blind unter die Herrschaft ihrer eigenen Tendenzen geraten und vergessen, daß das Pathos nur der Ausfluß eines erregten Gestaltungsvermögens sein darf, nicht aber etwas sich selbst Bezweckendes. Das Primäre muß stets die produktive Tat sein; die Tendenz wird gleich gefährlich, wenn die, die sie haben, nicht darüber stehen. Wie dem Staatsmann nicht die Verwirklichung eines Zeitideals gelingt, wenn er sich diesem leidenschaftlich schwärmend hingibt, wie ein einflussreicher Sozialistenführer viel mehr Feldherr und Tyrann sein muß als ein tendenzvoll überzeugter Sozialist, und wie ein regierungsfähiger Priester unter keinen Umständen ein ekstatisch sich hingebender Uchrist sein könnte, so müssen auch die Akteure der neuen Kunstgewerbebewegung in gewisser Weise von der ethischen Tendenz ihrer Reformarbeit schon wieder frei sein, wenn sie schöpferisch als Führer Erfolg haben wollen. Oder vielmehr: es muß ihnen die neue Kultur tendenz so selbstverständlich geworden sein, daß sie nur von ihr aus überhaupt noch denken und handeln können, daß sie auf dem von anderen erst erträumten höheren Kultur niveau schon leben, wie die Masse inmitten ihrer materiellen Wirklichkeiten, und daß ihnen Alltagsvernunft ist, was der Menge wie Pathos klingt. Nicht Knechte ihres Programms dürfen sie sein, sondern sie müssen sich zu Herren machen, so daß sie im entscheidenden Moment nicht fragen:

was ist grundsätzlich zu tun, sondern was ist nützlich und fruchtbar zu tun. Es müßte die so stolz begonnene Bewegung ins Schwanken kommen und endlich in sich zusammenfallen, wenn die „Idee“ darin mehr bedeuten sollte als die schöpferische Arbeit, wenn die produktive Fähigkeit hinter der sittlich fordernden dauernd zurückbliebe.

Wenn heute schon von einer Krisis innerhalb der elementarisch eingeleiteten Bewegung gesprochen werden muß, so ist es nur, weil diese Gefahr in der Tat besteht.

Im ersten Ansturm ist Außerordentliches geleistet worden, eine Gesamtarbeit, worauf das deutsche Volk sehr stolz sein kann; der riesigen Idee der Bewegung gegenüber ist aber auf keinem Punkte schon Erschöpfendes getan worden. Es lag in der Natur der Sache, daß im Anfange jedes Beginnen im gewissen Sinne schöpferisch wirken mußte, ob es sich nun um die Verneinung toter Konventionen, um die Festlegung neuer Grundnormen oder um die ersten Versuche einer neuen architektonischen Formensprache handelte. Schwierig wurde die Lage, als der erste Rausch vorüber und den fundamentalen Grundsätzen eine gewisse Anerkennung erstritten war, als es galt, das von hohen Forderungen nun Umschriebene Schritt um Schritt auszubauen. Die Fähigkeiten für Kunst und Gewerbe vernünftig ideale Forderungen aufzustellen und das Ganze und jede Einzelheit formal charaktervoll durchzubilden, sind durchaus zweierlei. Die Fähigkeit, das Gute und das Bessere zu wollen, ruht auf Sehnsucht und kritischen Fähigkeiten, also auf Kräften nicht schöpferischer Art; die Fähigkeit aber, das Vorbildliche zu können, setzt das formende Talent und starken Kraftüberschuß, kurz, schöpferische Eigenschaften voraus. Diese letzten, diese entscheidenden Eigenschaften waren anfangs auch vorhanden, verkörpert in einer relativ kleinen Anzahl starker und selbständiger Begabungen. Und diese hatten zuerst auch die Führung, kraft ihrer natürlichen Überlegenheit. Sie haben tatsächlich die Keime einer neuen Formenwelt gepflanzt; einer Formenwelt, in der gewiß noch viel Willkür und Unbeholfenheit war, aus der aber auch der lebendige Rhythmus unseres Lebensgefühls leidenschaftlich hervortritt. Diese bis zur Stunde stärksten Individualitäten der Bewegung — man denke an Namen wie Henry van de Velde, Peter Behrens, Bernhard Pankof, Hermann Obrist, August Endell usw., soweit die künstlerische Seite der Bewegung in Frage kommt, — sind in der Folge aber langsam zurückgedrängt worden, nachdem ihre Anregungen im „Jugendstil“ aufs schlimmste vorläufig mißverstanden worden waren. Es hieß, die Entwicklung wäre über sie hinweggegangen. Doch erleben wir es neuerdings nun, daß diese rassistigen Persönlichkeiten wieder entschiedener in den Vordergrund treten, nachdem ihre Überwinder schon abgewirksamet haben.

In diesem Vorgang schon tritt das Anormale, das in der Bewegung enthalten ist, zutage. Früher haben sich entscheidende Stilreformen immer innerhalb der Baukunst abgespielt und sind ohne weiteres dann aufs Kunstgewerbe übergegangen; heute soll umgekehrt vom Kunstgewerbe aus die Baukunst reformiert werden, als sei es die natürliche Vorschule der Architektur. Die Folge ist, daß die reformierende Persönlichkeit in einer sehr merkwürdigen Weise wichtig wird, und daß leicht jeder als Persönlichkeit erscheint, der auf irgendeinem Arbeitsgebiet reformiert. Nun kann eine kunstgewerbliche Bewegung aber nicht nur von einigen wirklich starken und selbständigen Persönlichkeiten gemacht werden, denn das auf Breite und Fülle angewiesene Arbeitsgebiet der architektonischen Künste bedarf vieler Arbeiter. Und zwar vor allem Arbeiter, die viel vom Künstler haben müssen, die aber auch nicht zu ausschließlich Künstler sein dürfen. Dieser Dualismus stellt sich in fruchtbarer Weise von selbst her, wo das Kunsthandwerk abhängig ist von der hohen Baukunst; er muß aber zur Problematik führen, wenn jeder dieser Dualisten, dieser Künstler-Handwerker ein selbständiger Reformator sein soll, wie es im neuen Kunstgewerbe war. Es ließ sich nicht vermeiden, daß im Wesen der sich zum modernen Kunstgewerbe drängenden, künstlerisch interessierten Handwerker und handwerkerhaft empfindenden Künstler, daß in den recht eigentlich zum freien Dienen Bestimmten das Künstlerische überbetont wurde, daß die Bewegung mehr aus ihnen machte als sie wert waren. Und diese neuen Kunsthandwerker nun — Leute mit einem durchaus guten Willen, aber mit einer Bildungskraft nur dritten oder vierten Grades — haben mit dem Rechte der Mehrheit sehr bald die Herrschaft ergriffen und jene höheren Naturen, jene ersten Erfinder zurückgedrängt. Sie sind es vor allem, die eine Folge von Scheinentwicklungen hervorgerufen und das neue Kunstgewerbe fast schon wieder einer Krisis entgegengeführt haben.

Auch diese Sekundären haben alle sehr ernst und erfolgreich gearbeitet, haben die sozialen und wirtschaftlichen Ideen des neuen Kunstgewerbes nach vielen Seiten ausgebaut und sich fortgesetzt vom Geist der Bewegung erziehen lassen. Aber es ist ihnen das bedeutende Programm über den Kopf gewachsen, ohne daß sie es gespürt haben; sie haben im Grunde nicht die Bewegung gemacht — was man von jenen ersten Anregern und ebenso von Vertretern des reinen Sachlichkeitsgedankens, wie Muthesius zum Beispiel, sehr wohl sagen könnte —, sondern die Bewegung hat sie gemacht. Jene geborenen Führer konnten nicht anders als sie taten, in ihnen ist die Leidenschaft der Überzeugung; diese Nachfolger aber hätten unter anderen Zeitbedingungen sehr wohl auch anders gekonnt. Sie mußten sich darum an die nach Arbeitern unendlich hungrige Reformidee anklammern, mußten sich tragen und sich das Arbeitsprogramm diktieren lassen. Und gaben sich dabei doch dem Glauben

hin, sie seien wahrhafte Führer. Auf Grund von Theorien haben sie die neuen Werte dann schon popularisiert, bevor eine feste Basis da war; sie haben in das ganz Unbedingte der Bewegung das Kompromiß gebracht, wie es in der Natur aller Mittleren liegt. Die eigentlich produktiven Führer wußten und wissen, — trotz vieler Schwankungen und erklärlicher Unsicherheiten — daß sie an einem Anfang stehen; darum suchten und suchen sie mehr die Tiefe als die Breite, um die Wurzeln des Neuen möglichst weit ins Erdreich der Zeit hinabzutreiben. Sie haben niemals die Hoffnung gehabt, fertig zu werden, sondern nur den Ehrgeiz, der neuen Epoche Fundamente zu bereiten und einen Begriff vom Ernst und von der Bedeutung der Aufgaben in den Zeitgenossen unverlöschlich zu erwecken. Ihre den breiteren Weg suchenden Mitarbeiter aber wollen geschwinder fertig werden, wollen Erfolge sehen und es soll die Bewegung gewissermaßen mit ihnen altern. Sie wollen eine schöne architektonische Kunst schon, bevor sie bildend sein konnte, und wollen Harmonie, ohne daß das Elementare gegeben ist. Was jene wahren Erfinder, jene unbedingten Sachlichkeitsmenschen schufen und schafften, das ist nicht ohne viele Züge des Grotesken, weil es naturgemäß mehr charakteristisch als schön ist. Eben auf dieses Charakteristische aber, in dem sich das Wesen der Zeit mit innerer Notwendigkeit ausspricht und aus dem Blumen neuer Schönheit organisch einst hervordachsen könnten, kommt es zumeist an. Um das lebendig Charakteristische aber bilden zu können, dazu bedarf es der ursprünglichen Anschauungskraft; und diese fehlt den Sekundären eben in demselben Maße, und muß ihnen in dem Maße fehlen, wie sie sich programmatisch neuen Kompromissen hingeben.

Nun widerspricht die Bewegung ihrem tiefsten Wesen nach zwar nicht der Tradition — das wäre schlimm —, aber sie widerspricht durchaus dem eklektizistischen Kompromiß. Dennoch sind wir heute schon wieder soweit, daß beide Begriffe fortgesetzt verwechselt werden und daß in einer neuen Weise die alte Stilimitation wieder auflebt. Der neue Eklektizismus sieht dem ersten Blick freilich originell genug aus, weil er in allen seinen Teilen vom modernen Programm und von den neuen Tendenzen gefärbt wird; es ist darum aber nicht weniger Willkür darin, er ist nicht viel weniger weit als früher von jener wahrhaft lebendigen Tradition entfernt, die nur von der unbedingten Selbständigkeit aufgefunden und festgehalten werden kann. Der Unterschied ist, daß bestimmte historische Stile nun in „persönlicher“ Weise variiert werden, daß man sie verquickt mit dem, was die neuen Formbildner an Anregungen schon dargeboten haben und daß sie pathetisch mit Originalitätsanspruch auftreten. Die schwierigen Umstände, unter denen sich das neue Kunstgewerbe zuerst hat behaupten müssen, die Notwendigkeit, sich gegen eine Welt des Widerstandes durchzusetzen, haben von vornherein exzeptionelle und leiden=

schaftliche Persönlichkeiten gefordert. Ja, es sah im Anfang eigentlich jeder Helfer am Werk, wie schon gesagt, ein wenig wie eine markante Persönlichkeit aus. Das ist nun aber in einer schlimmen Weise mißverstanden worden. Die tieferen Naturen, die tüchtigsten Arbeiter der Bewegung, die wahrhaftesten Individualitäten haben ihre Originalitätstriebe in der Folge verinnerlicht, bis sie an irgendeinem Punkte die lebendige Tradition, das heißt zugleich, das Allgemeine berührten, sie haben sich bemüht — und bemühen sich noch jeden Tag — über ihr Persönliches immer mehr jenes Unpersönliche zu setzen, das alles Individuelle in sich begreift und ihr Subjekt zum Gefäß des Objektiven zu machen. Anders aber die von Natur nur relativ Persönlichen, die Sekundären. Diese haben im Gegenteil in der Folge das Originelle ihrer Arbeitsweise überbetont und haben es so der Gefahr der Entartung ausgesetzt; sie haben den Ehrgeiz als lauter Einzelpersönlichkeiten dazustehen, sich voneinander zu unterscheiden und innerhalb des „modernen Stils“ noch Individualstile zu entwickeln. Und da dieses nur mit Hilfe einer besonderen Art von Imitation alter und neuer Werte geschehen kann, so mußte sehr bald wieder das Künstliche entstehen. Ein Künstliches, das sich aber immer mit gutem Recht zugleich auf jenes Programm berufen kann, in dem soviel von Phrasenlosigkeit, Zweckmäßigkeit und Unmittelbarkeit formaler Wirkungen die Rede ist.

Es läßt sich nicht verhehlen, trotzdem das deutsche Kunstgewerbe in Brüssel vor kurzem einen lauten, einen allzulauten Ausstellungserfolg davongetragen hat, daß diese Entwicklung der Dinge sehr gefährlich ist. Es steht unser Kunstgewerbe eben zu sehr, zu ausschließlich im Zeichen der Ausstellungserfolge. Im Zeichen des Dekorativen, des Repräsentativen, der „modernen Stimmung“. Im Namen moderner Kultur wird das Wesen wahrhaft innerer Kultiviertheit verkannt. Die Sachlichkeitsidee geht über in allzu tendenzvollen Purismus, die phrasenlose Einfachheit wird bis zum Snobismus hinaufgetrieben, die Lehre von der Echtheit und Güte des Materials gebietet eine unerträgliche Materialproherei, das richtige Prinzip von der Betonung entschiedener Lokalfarben führt zu schwülen, glühenden Böcklinstimmungen im Interieur, und das modern und großbürgerlich Gedachte nimmt immer mehr die Züge des anmaßend Bourgeoismäßigen an. Dem Worte nach heißt es Zweckmäßigkeit, der Tat nach ist es eine neue Art von Repräsentation; es ist das ganze moderne Kunstgewerbe in Gefahr, seinen Charakter einer dienenden Gebrauchskunst zu verlieren und sich Selbstzweck zu werden. Die künstliche Biedermeierei nimmt, nachdem einige produktive Künstler den Stil vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wirklich modern schöpferisch zu benutzen verstanden haben, allgemach Formen an, daß man es geschmackvollen Leuten nicht verdenken kann, wenn sie echte alte Biedermeiermöbel vorziehen. Es bleibt aber nicht einmal beim

Wiedermeier, sogar die Bastardstile der fünfziger und sechziger Jahre werden schon wieder aufgefrischt. Und doch sind es zum Teil sehr feine, sehr talentvolle und arbeitstüchtige Künstlernaturen, die den neuen Irrtümern zum Opfer fallen, weil sie gar so bald zu etwas absolut Fertigen gelangen wollen. So nähern sich in letzter Zeit Männer wie Bruno Paul, R. U. Schröder, Birkenholz, Trost, Riemerschmid — um einige der talentvollsten zu nennen — in sehr bedenklicher Weise der Grenze, wo das lebendig Moderne aufhört und die Stilblindung, die innere Unsachlichkeit wieder beginnen. Es muß heute gesagt werden, daß ein Künstler wie Schulze-Naumburg, der früher sehr nützlich geworden ist durch seine frische Propaganda und weil er in vernünftiger Weise auf den Unterschied echter und falscher Baukultur hinzuweisen wußte, beinahe schon ein in die Irre Führender ist, weil er es sich in seiner ausgedehnten Bautätigkeit gar zu leicht macht, weil er die bedeutende Zeitidee zu sehr als milchende Kuh benutzt und dabei den allen diesen Autodidakten irgendwie noch anhaftenden Dilettantismus peinlich hervorkehrt. Seine Duzendhäuser in Wiedermeisterstil sind längst nicht mehr Neubearbeitungen der guten Tradition, sondern oft nur noch seelenlose Abklatsche. Man könnte gleich noch zwei Duzend Namen mehr nennen; aber auf Namen kommt es nicht an. Es ist nicht die Absicht, Gewerbekünstler, die alle auch der neuen deutschen Kultur sehr nachdrücklich gedient haben, zu diskreditieren; es soll nur auf die großen Gefahren der Scheinentwicklung hingewiesen werden, wenn ihr selbst solche Männer Vertrauen schenken.

Wir dürfen heute schon sagen, wir hätten ein neues deutsches Kunstgewerbe, das uns vor dem Ausland imponierend genug, wenn auch noch etwas emporkömmlingshaft, repräsentiert und das als Ganzes eine ungeheure Arbeitssumme darstellt; aber es ist leider auch den Deutschen selbst noch wenig mehr als ein Repräsentationsobjekt. Es ist mehr neu als organisches, mehr programmäßig als leistungsfähig. Tatsächlich ist man immer noch bei Neueinrichtungen seiner Wohnung in Verlegenheit, wie man seinen Bedarf decken soll. Ein Künstlerzimmer, das nur für sich selbst da ist, und das den Bewohner vergewaltigt, will man nicht; aber es gibt kaum etwas anderes als Künstlerzimmer, in denen eine „Stimmung“ ist und eine besondere, mit dem Anspruch auf Originalität auftretende Stilmischung. Ein Beispiel von einem Nebengebiet. Unser Buchgewerbe ist von Grund auf reorganisiert und in einem gewissen Sinne auf ein unerwartet hohes künstlerisches Niveau gehoben worden; sieht man sich aber, als Herausgeber eines Buches oder einer Zeitschrift etwa, nach Buchdruckern oder Künstlern um, die einem Buche nicht in programmäßig akademischer, sondern in wahrhaft freier künstlerisch handwerklicher

Art eine höhere, gefällige typographische Einheit geben könnten, so sucht man fast vergebens. Wie von selbst greift man zu einer alten holländischen oder französischen Type, statt zu einer der vielen neuen Künstlerchriften. Gewiß es gibt eine ganze Reihe sehr tüchtiger, geschmackvoller Buchkünstler. Was sie machen, ist sehr ordentlich, oft sogar gut. Sie behandeln das Buch „architektonisch“, nach sehr „richtigen“, aus Meisterbeispielen abgeleiteten Grundsätzen. Aber im Grunde ist das, was sie machen, doch immer etwas anspruchsvoll und langweilig zugleich. Es riecht alles nach dem Programm. Wie das neue Interieur heute seiner selbst wegen da ist und nicht des Bewohners wegen, weil der „Zweck“, das „Bedürfnis“ Leitmotive geworden sind, die sich selbst meinen und den lebendigen Menschen nun vergewaltigen, wie etwa die sozialdemokratische Parteiidee es mit den ihr Unterworfenen macht, so ist auch diese neue Buchkunst zu großen Teilen mehr dogmatisch als lebendig und es werden Bücher gemacht, die mehr zum Ansehen als zum Lesen da zu sein scheinen, obwohl alles angeblich dem Leser zu Nutz und Frommen geschieht. Auf der ganzen Linie herrscht das starre Prinzip. Man hat gefunden, daß der typographische Schmuck durchaus Flächenschmuck sein sollte; fortan gilt als gut nur, was dieser Forderung entspricht, und als falsch, was ihr widerspricht. Und stammte das „richtige“ Flächenornament von einem talentlosen Kerl und das „falsche“ von einem bedeutenden Künstler. Dieses Beispiel ist nur einem einzigen Arbeitsgebiet entnommen; aber ebenso ist es überall, handle es sich nun um den Bau von Landhäusern, um die Konstruktion von Möbeln oder um einen gestickten Türvorhang. Alles ist mehr doktrinär gedacht als ästhetisch empfunden. Der Geschmack sitzt mehr in der Idee als in den Nerven; darum entarten seine Taten so leicht im kalten Raffinement, darum begegnet einem so oft das nur Arrangierte, darum wird der Geschmack so häufig übersteigert, bis das tendenzvoll Überraschende, das snobistisch Originelle hervortritt. Dem Sachlichen fehlt darum das selbstverständlich Einfache und dem Künstlerischen das zwingend Musikalische und Lebendige. Es erfriert das naive Empfinden in der kalten Atmosphäre des dogmatischen Intellektualismus. Oft scheint es, als wäre der natürliche Sinn für gute Verhältnisse, für Maß und Rhythmus, für das Klingende und Melodische ausgestorben und als wäre neben der großen sittlichen Kulturidee nur das kunstkritische Vermögen zurückgeblieben. Es fehlt in erschreckendem Maße das tiefere Qualitätsgefühl für künstlerische Werte, trotzdem von Qualität in der Bewegung soviel die Rede ist und trotzdem auch in der Tat gegen früher das sachliche Qualitätsgefühl unendliche Fortschritte gemacht hat. Auch das Qualitätsgefühl ist doktrinär geworden. Man kontrolliere einmal, was für Bilder der überzeugte „Raumkünstler“ durchweg in seine Interieurs hängt, welche Art von Plastik er bevorzugt. Das ganz Schlechte benutzt er nicht, über

Sichel und Eberlein ist er hinaus, aber er kommt nicht vom Heimatkünstlerischen los, nicht von dem dekorativ Farbigen, tendenzvoll Stilisierten und äußerlich Romantischen, kurz, er sucht instinktiv das immer in der bildenden Kunst auf, was dem Wesen nach ebenfalls kunstgewerbliche Tendenzen hat. Man sollte meinen, daß sich das so kräftig zur Modernität emporstrebende Kunstgewerbe wie von selbst der wahrhaft lebendigen Malerei und Skulptur hätte zugesellen müssen. Das Gegenteil ist der Fall. Wir sehen zwei Lager, in denen man voneinander nichts wissen will. Nur jene primären Talente sind, in gewissen Punkten wenigstens, eine Ausnahme. Im allgemeinen paßt ein Bild von Liebermann in kein modernes Interieur hinein. An Liebermanns Bild kann es nicht liegen, denn das ist eine Welt für sich, abgeschlossen in Rahmen, und ein Meisterwerk. (Man kann auch Manet oder Leibl nennen, oder sonst einen Meister, das gilt gleichviel.) Es liegt also am Interieur. Es ist eine fast vernichtende Kritik der modernen Bestrebungen, wenn das die Resultate sind, wenn moderne Maler sich gezwungen sahen, grundsätzlich alte Rahmen für ihre Bilder zu wählen und wenn man vor den genialischen Illustrationen Slevogts von Prinzipien reitenden Kunstgewerblern hören muß, die Komposition wäre nicht architektonisch ausgeglichen und solch Gekritzelt wäre keine Kunst. Daß ein dekoratives Talent wie Slevogt nicht von den neuen architektonischen Künsten begierig in Anspruch genommen wird, ist ein Armutzeugnis; daß sich unsere Interieurkünstler gemeinhin lieber an Erler wenden als an Hodler ist aufs höchste kompromittierend; daß sie in der Plastik Bestrebungen wie die von Barlach, Gaul, Kolbe, Engelmann, Haller usw. kaum kennen und sich an gleichgültige Dutzendtalente halten, macht ihre Kulturmission zweifelhaft, und daß fast alle diese Sekundären keine Empfindung für die Meisterwerke des Impressionismus haben, ja, daß sie das Wort Impressionismus nur mit Spott aussprechen, beweist, daß sie ihre Stellung außerhalb des Gebietes einnehmen, wo wahres und tiefes Kunstempfinden zu Hause ist. Alles dieses weist auf die Abwesenheit eines eigentlich musikalischen Kunstsinnes und eines tieferen Kunsturteils. Diese Charakteristik gilt auch für viele der Schriftsteller, die der Bewegung als Agitatoren und Kritiker nahe stehen und die in der Regel mehr nach dem Wollen als nach dem Können urteilen. Tatsächlich herrscht innerhalb dieser anspruchsvollen Kulturbewegung viel Unkultur. Und das ist es, was diesem Kunstgewerbe immer noch den Kundenkreis so sehr begrenzt, das verhindert es, daß es aus dem Ausstellungsraum ins Haus dringt. Die Idee hat die Bewegung für sich; aber sie bespiegelt sich gar zu eitel selbst in dieser Idee. Mit Programmen allein macht man nicht bleibende Kunstwerte; niemals ersetzt ein Wollen das Können, niemals reicht ein starkes soziales Empfinden aus, das kleinste Ornament nur wahrhaft originell zu erfinden und das Temperament einer ganzen Zeit darin anklingen zu lassen.

Ihres Wollens kann unsere Zeit nun sicher sein. Das kann nicht wieder ausgelöscht werden. Nun muß die sinnliche Kultur der Erfindungskraft folgen, wenn der Raubbau an dem im ersten Anlauf Erreichten nicht zu neuen Katastrophen führen soll. Dazu brauchen wir fünfzig Jahre ruhiger Arbeit, brauchen dazu ein Geschlecht, dem die Tendenz, die heute noch so verwirrend neu scheint, selbstverständlich geworden ist, ein Geschlecht, das nicht alles Leben immer nur denkt, sondern es unbefangen erlebt. Die Schwierigkeit ist, die kommenden Jahrzehnte durchzuhalten, ohne gar zu verderbliche Rückfälle. Es ist eine Aristokratisierung des modernen Bürgertlichen zu vollziehen. Gerade weil der Wille so weit zielt, weil die Kultursehnsucht so bedeutende Ziele sucht, verpflichtet die Bewegung zu größter Vertiefung. Diese Vertiefung aber ist unendlich erschwert, weil eine bewußte Selbstbeschränkung und Selbstzügelung in dieser Epoche demokratischer Lebensreflektion fast unmöglich wird. Wir müssen den nächsten Generationen vertrauen, die mit geschärfteren Instinkten das Übertriebene und Unehliche hoffentlich ablehnen werden, weil sie schon mit echterer Lebenskultur geboren sind; die es, bei feinerem Empfinden für das ästhetisch Klingende, aber hoffentlich auch nicht an Entschlußkraft und eiserner Konsequenz fehlen lassen werden, nicht an der stillen Weisheit, jedes Ding an seinen rechten Platz zu stellen: das Handwerk dahin, wo es gewerblich dient, und die Kunst dahin, wo sie architektonisch herrscht. Wir brauchen nunmehr ein Geschlecht, das über das Wollen wieder das Können stellt.

Strindberg

von Lucia Dora Frost

Es gibt kaum eine Untat, mit der man Strindberg nicht belastet hätte. Außerste Perfidie, Skandalsucht, leidenseitler und klagesüchtiger Verstellung, Anfälle von Mordlust, Verfolgungswahn und Roheiten werden ihm nachgesagt. Nüchtere, wohlwollende Menschen, deren Urteil Autorität hat, zweifeln nicht an der Wahrheit solcher Beschuldigungen. Und was von seinen Werken vorliegt, enthält so viele Angriffspunkte, Peinlichkeiten, kindische Irrtümer, wilde Behauptungen, posierende Bekenntnisse, innerste Bosheiten und brennende Seufzer, daß man in eine Hölle zu kommen meint und Füße von Porzellan zu haben glaubt, wenn man durch sie geschritten ist. Trotzdem leugnet niemand seine weltgeschichtliche Bedeutung. Am Ende war sein Ruhm unantastbar. Während seiner unheilbaren Krankheit nahm seine Beliebtheit schnell zu; als sein Tod zuverlässig gesichert war, wurde er sogar populär. Acht symbolische Arbeiter trugen seinen Sarg, auf dem ein Lorbeerkranz des Königs lag, und Frauen haben um ihn geweint. Die Welt hat sein ungeheuerliches Selbstbewußtsein ratifizieren müssen.

Seine Größe bestand darin, daß er den Grundriß des Lebens unbeirrbar in sich trug. „Er litt innerlich,“ sagt er oft von sich, „wenn er sah, wie die Gebote der Natur übertreten wurden“; es strengt ihn an, sich in Falsches hineinzuversetzen; seine Auffassung versagt gegenüber dem Unrichtigen; sich dem anzupassen, macht ihn krank; Ausnahmen erschrecken ihn; das Verkehrte wirkt auf ihn wie ein Gift; was keine Wurzeln hat, reizt ihn zur Vernichtung, und wie abgeschliffen fühlt er sich, wenn er aus der Untiefe einer Gesellschaft zu sich zurückkehrt. Gewiß, was recht, stark und naturgemäß ist, fühlen auch andere, aber sie lassen sich bestechen und verführen von Argumenten und von „vollendeten“ Tatsachen; sie billigen ein Ereignis, wenn sie seine Ursächlichkeit eingesehen haben; ihre Humanität läßt als menschlich gelten, was von Menschen ausgeht; sie lieben das kausal Menschliche, nicht das ideal Menschliche. Strindbergs idealische Anlage war dagegen von der Unbeirrbarkeit einer Naturkraft, er war wie ein Instrument, das ein Maß der Dinge in sich trug und mit ungemeiner Empfindlichkeit gegen Abweichungen reagierte; auch mit verzweifelter Härte, mit der Härte des Propheten. Als Abweichungen von der Entwicklung empfand er die Herrschaft einer dürr geistigen Wissenschaftlichkeit, die Emanzipation der Frau, den vorwiegend-ahnungslosen Abbruch alter Abhängigkeitsverhältnisse. Wie Goethe fand er die große Notwendigkeit erhebend, die kleinen Notwendigkeiten erniedrigend. Sich von der hierarchischen Ordnung zu befreien, es aber nicht für beschämend zu halten, Noteinsichten, klein und von gestern, als letzte zwingende

Ursachen anzuerkennen und dankbar zu preisen: diese periphere, willkürliche, profane Gesinnung zu bekämpfen, setzt er Leben, Ehre, Ansehen, Erfolg, Freundschaft und Glück aufs Spiel, ja selbst das Ansehen seiner Vernunft und seines Verstandes; dann verschwinden ihm alle Nuancen, Einwände verblässen, er sieht nur Schwarz und Weiß, nur Ich und Ihr; dann ergießen sich entehrende Schmähungen über die Maskenhaften, Frauen werden geschlagen, mit der Hand, mit dem Stock, übers Gesicht, kreuzweis, und Männer werden durchstochen, um ihre Hohlheit zu zeigen. Viterarische oder gar bürgerliche Maßstäbe reichen deshalb für ihn nicht aus. Man müßte bis auf Luther zurückgehen, um in Deutschland eine Parallele für seine Heftigkeit zu finden. Auch für seine Gewißheit. „Der heilige Geist ist kein Skeptikus, er hat nicht einen ungewissen Wahn in unser Herz geschrieben, sondern eine kräftige, große Gewißheit, die uns nicht wanken läßt und nicht wird uns wanken lassen, sondern so gewiß macht, als wir gewiß sind, daß wir jesund natürlich leben oder daß zwei und drei fünf seien“, schrieb Luther wider Erasmus. In derselben Gewißheit erklärte Strindberg später seine Vorstellungsart als anzestrale Erinnerung an einen vollkommeneren Zustand und meinte mit einer heiligen Vernunft zu denken. Um sich auf diese überweltliche Ebene zu erheben, hat er sich anfangs, als er die Lorenbeichte schrieb, einreden müssen, es schließe danach mit seinem Leben ab. Aber das war nur ein Kunstgriff; alle seine Werke sind geschrieben wie unter der Furcht: das Ende kommt und ich habe nicht alles gesagt.

Aus dieser Anlage allein schon wäre ein unheilvolles und qualenreiches Schicksal zu erklären. Er hatte den schweren Blick, er hatte ein schweres Eigengewicht, er mußte sinken. „Wer vom Bösen weicht, der muß jedermanns Raub sein.“ Die ihn heben und stützen konnten, wichen unter ihm fort, hielten nicht vor, ließen ihn im Stich. Daraus entstanden Anklagen, Verfolgungen; wenn er seine Freunde dann zu seinen Feinden übergehen sah, war er ungeschützt und mußte sich wehren wie ein Verzweifelter gegen eine unübersehbare Übermacht. Aber dieses Schicksal wurde verschärft durch ein Moment, das modern ist, das ihn unerhört und mehr leiden ließ als alle alten Bekenner: er lebte das Dasein eines Propheten, aber bis in sein fünftes Jahrzehnt das eines gottlosen Propheten; so daß er, wenn ihn alles verließ, keinen Rückhalt hatte als seinen Leib, seinen Willen. Er wollte mit seinem Ich alle Verantwortung übernehmen, für seine Tat und für deren Voraussetzung, für sein eigenes Selbstbewußtsein. Aus dieser unnatürlichen Situation ist vielleicht das Übermaß von Wildheit seiner Selbstverteidigung zu verstehen, ist aber auch das Verhalten seiner Freunde und Frauen zu verteidigen und schließlich das Maß seiner Anklagen, unter denen wir ja am meisten zu leiden hatten, auf das Gältige zu reduzieren.

Strindberg hat im Alter den Geist seiner Zeit angeklagt; der ihm den

Schutz eines Glaubens nicht erlaubt habe. Jedenfalls war sein Hochmut ein elementares Verschulden. Niemand darf seine Größe seiner Person zurechnen; denn sie ist nicht ihr Verdienst. Im Schaffen wächst der Mann über sich selbst, denn da hilft die Natur mit, wie Josef Kohler sagt. Jede große, selbst jede gute Tat wird von gesunden Menschen sofort abgewälzt auf eine höhere unpersönliche Macht. Ein großes Verdienst verbrennt den Scheitel und beugt den in die Knie, der es selbst tragen will. Die Entladung des individuellen Selbstbewußtseins geschah immer mit der Notwendigkeit eines Naturvorganges. In den Einzelnen wie in der Gesamtheit. Fast alle Gewitter der Weltgeschichte sind durch die Individualisierung des Verdienstes hervorgerufen, durch die Verkehrung des bescheidenen „von Gottes Gnaden“ in eine anmaßende Auffassung.

Strindbergs Selbstgefühl strahlte in Weißglut. Seine ersten Schriften zeigen eine wahrhaft granitene Eitelkeit. Über seine Bedeutung konnte er allerdings nicht im Zweifel sein. Die Wucht, Sicherheit und Klarheit seiner Sprache, die Leichtigkeit und Strenge im Disponieren fühlte er in seinem Hirn veranlagt. Er war sich früh einer Mission bewußt, und die Elementarkraft seiner Produktion war anerkannt. Er besaß, was sich nicht erwerben läßt, was eine Gnade, ein Geschenk, also unabschätzbar ist. Aber er baute daraus sein Selbstbewußtsein auf; nicht aus seinem Fleiß, aus der Verwertung seiner Gaben. Weil sein Genie inkommensurabel war, hielt er auch seine Person für unvergleichlich. Er galt als Meister, als Führer der schwedischen Literatur, wurde, wohin er kam, gefeiert; er pochte darauf, oft auf kleinliche Weise: er prahlte mit seinem Ministergehalt, mit seiner geräuschvollen Laufbahn, mit seinem siegreichen Prozeß wegen der „Heiraten“, den Ovationen, mit seinem Aufstieg aus dem Nichts. Das war seinem jungen Hochmut nicht genug, er wollte auch wissenschaftliches Ansehen erwerben; Sprachstudien und Naturwissenschaften dienten ihm dazu; er wollte Entdeckungen und Erfindungen machen und bildete sich ein, sie gemacht zu haben. Er hat die Wissenschaften nie um ihrer selbst willen getrieben, sondern nur zur Erhöhung seines Machtgefühls. Den Darwinismus legte er in extremer Weise für sich aus: die ganze Schöpfung war nur ein Piedestal für ihn; der Mensch war „der Höchstenwickelte in der Schöpfungskette“ und unter den Menschen war der Höchstenwickelte Johann August Strindberg: in diesem Gedanken schwelgt er ohne jede Zurückhaltung. Er bekennt, sich als „Ausnahmemensch, als eine neue Kraft, als ein Urbildner“ zu fühlen. Er liebt gesprächsweise ein ganzes Bündel großer Pläne zu äußern; manche von ihnen sind heute ausgeführt, beispielsweise die Verbindung Schwedens mit dem Festlande; manche seiner Vermutungen erwiesen, wie der doppelte Ursprung der Menschen. Aber es kam ihm weniger auf Verwirklichungen an als auf die Genugtuung, durch die Kühnheit seiner Pläne, die Schlagkraft seines

Gedankens, die Universalität seines Wissens allen überlegen zu sein. Daß fremde Leistungen etwas seien, will ihm nicht in den Kopf, und wenn er mit einfachen Schiffen zu tun hat, die ihre Berufserfahrung haben, so muß er beweisen, daß sein nacktes unmittelbares Gehirn, seine Erschlossenheit aus sich selbst vom Segeln in Minuten mehr lernt, als sie in einem Leben, daß ihr Wissen Schlendrian ist, wie das der Gelehrten. Er trägt die Tiara und den Heiligenschein des asketischen und sensiblen Willensmenschen, des urteilenden und zielsehenden Übermenschen; er berauscht sich am Gedanken, der homo deus zu sein. Er trägt schwer daran, aber er trägt es.

Nur die andern ertrugen es nicht. In die Anerkennung mischte sich früh Erbitterung. Die Kollegen fangen bald an, sich von ihm zu entfernen, seine Vorgesetzten lehnen ihn ab. Auf dem Umweg über das Ausland sucht er Anerkennung und wundert sich, daß er sich dadurch verhaßt macht. Ganz Unbeteiligte, die ihn nicht kennen, richten instinktiv ihre Stacheln gegen ihn, sind befremdet, ablehnend. Er versteht nicht, daß jede seiner Mienen und Wendungen andere beleidigt durch ihre immanente Verachtung, daß er sie drückt und nur Gerechtigkeit erfährt. Er lebt schließlich in einer Wolke von Haß, Verfolgungen, Verleumdungen, Demütigungsversuchen; er wird empfindlich dafür bis zum äußersten, weil es sich immer wie ein Verhängnis wiederholt.

Der so Verfolgte sucht Bestätigung in einer Frau. Ganz naiv und rückhaltlos spricht er aus: „Ich will nicht verehren, sondern verehrt werden!“ Den unbedingten unterwürfigen Glauben an sich verlangte er von ihr, aber nicht einen blinden Glauben, sondern eine von innigstem Verständnis für seine Persönlichkeit getriebene Verehrung, nicht einfach weibliche Liebe, sondern eine bewusste, eine begründete Liebe, die ein genaues Korrelat seines Selbstgefühls war. Alles, was er später an Ruhe und Sicherheit aus seinem Gottesglauben, aus seinem theosophischen System, aus seinen mystischen Erhebungen auf die Astralebene, aus seinem Umgang mit allen ihm gleich gearteten Geistern der Weltgeschichte gewann, sollte ihm die liebende Verehrung einer Frau geben. Er errichtet ein ganzes Lehrgebäude auf diesem Bedürfnis. Die Frau ist dem Manne untergeordnet, nicht ebenbürtig: das ist das erste Dogma, das er braucht. Deshalb hat er ein Recht, ein psychologisches und kosmisches Recht auf ihre Verehrung. Damit sie ihn nicht aufs Ungefähr liebt, muß er ihr Selbst auslöschen und sie mit seiner Seele erfüllen. Raffinierte Weiblichkeit beansprucht er, Schönheit und Fluidum; denn sonst reizt sie ihn nicht und fesselt ihn nicht; sie muß die Kraft haben, ihn monogam zu machen. Aber ihre Natur muß auch von so unbeirrbarer Gewißheit sein, daß er sich geborgen fühlt, wie ein Kind bei der Mutter, wie ein Gläubiger bei Gott. Da das Fundament dieser anspruchsvollen Rechnung die Unterlegenheit der Frau

ist, wird er nicht müde, die Frau seine überlegene Männlichkeit fühlen zu lassen, sie zu demütigen, ihr die Nichtigkeit ihrer natürlichen Weiblichkeit, der nicht vom Manne geschaffenen Weiblichkeit, zum Bewußtsein zu bringen. Das hält er für ein geeignetes Mittel die Liebe zu nähren und bemerkt nicht, wie er dahin kommt, Männlichkeit zu posieren und gerade die natürliche Taktik des Weibes herauszufordern.

Natürlich verläuft seine Ehe immer ganz anders als seine Konstruktionen beabsichtigen. Gewiß wird man soviel geliebt wie man sich selbst liebt. Man kann dem andern seine Selbstliebe suggerieren, sich von ihr erlösen, indem man sie auf ihn überträgt. Nur wollen das beide Geschlechter. Im Anfang gelingt es ihm wohl, seine unbegrenzte Selbstliebe der Partnerin zu überweisen, aber dann kommt die Gegenrechnung, die er nicht anerkennen kann, es kommen die Versuche, ihn unsicher zu machen, um ihn zu entwaffnen. Schließlich glaubten alle Frauen, die sein Leben kreuzten, eine ganz andere Aufgabe an ihm lösen zu müssen: ihn zu erschüttern und sein grelles Selbstgefühl zu zerlegen und zu zerstreuen. Das war vielleicht eine ganz egoistische Reaktion und keine Mission, die irgend jemand der Frau zugewiesen hat. Aber da sich dieser Vorgang immer wiederholt, von Evas Zeiten an, da der Mythos uns in Dalila, Judith, Omphale mit dieser Rolle belastet hat, so muß man wohl sagen, daß der Versuch, Simson zu demütigen, eine Aufgabe ist, die daliegt und von allen Frauen auf dieselbe Weise aufgenommen wird. Strindberg schloß, die Frau wolle den Mann nicht männlich. Nein, nur eine verstiegene Männlichkeit will sie nicht. Daß aus dem allzu schwankenden Gösta Berling ein Mann werde, lassen sich in Selma Lagerlöfs Roman alle Frauen angelegen sein, und an Strindberg haben auch alle Frauen auf dieselbe Weise gehandelt. Der Ungewisse wird bestätigt und gefestigt, der allzu Gewisse und Übermütige gebrochen. Man ist aber freigesprochen, wenn man nach der Idee seines Geschlechtes gehandelt hat. Daß er es mit dem ganzen Geschlecht zu tun habe, hat Strindberg stets empfunden; daß er zu Recht gequält worden ist, daß es seine Bestimmung war, an den Frauen zu leiden, daß sie ihn gegen ihren Willen, wie in einem höheren Auftrage, gequält, befehrt haben, hat er später, als er „nach Damaskus“ gegangen war, geglaubt, wenn er auch dieses Eingeständnis, mit Recht, für gefährlich hielt. In seiner Manneszeit aber war er weit davon entfernt und hat unerlöst unter den Niederlagen, die man ihm beibrachte, gelitten; denn es scheint so, als wären die Frauen um so tiefer in ihre Weiblichkeit zurückgegangen, je höher er sein Geschlecht erhob.

Das Schlimmste aber erlitt er, als sie ihm, dem Erneuerer der Männlichkeit und Beginner eines neuen männlichen Zeitalters, den Beruf dazu bestritten. Noch nach fünfundzwanzig Jahren, als er seine erste Frau wiedertraf und sie über ihr und ihrer Kinder Schicksal klagen hörte, erwidert er

nur: „Aber wie konntest du sagen, daß ich kein Mann sei?“ und ist entsetzt, als sie sich dessen kaum erinnert; so wenig ernst hatte sie es gemeint. In ihm aber hatte einst dieses Wort um sich gefressen wie eine Krankheit. Als er in der Lorenbeichte auf diesen Vorwurf kommt, ist er von Sinnen, macht in der Raserei seines Rachedurstes vor Europa Enthüllungen aus der Anatomie seiner Frau und zieht die ungeheuersten Schlüsse: seine Kinder wurden ihm zweifelhaft, und da er nicht zugeben konnte, daß irgend jemand glücklicher sei, so beginnt er überall Analogien zu sehen. Der Vater wird ihm ein groteskes Problem, das ihn zeitlebens nicht losläßt, und das Weib wird zum Urbösen. Vielleicht war mit jener Bezeichnung nur das Paradox gemeint: allzu männlich ist feminin. Wer stark männlich empfindet, braucht es nicht in allem zu sein. Die höchste Form einer Art ist ja nicht einfach eine Steigerung, ein Staatsmann ist kein potenziertes Politiker, ein Feldherr keine erhöhte Summe von Soldatentugenden; Cäsar galt bei allen seinen Freunden in Rom für unkriegerisch, was ihn wohl wenig geirrt hat. Aber für Strindberg war jede geringste Komplizierung seines Selbstgefühls unerträglich, er verlangte eine runde Summe von sich wie von anderen. Er hätte wohl von diesem Vorwurf leicht loskommen können, wenn er ganz unbegründet gewesen wäre. Daß er kleinere Hände und Füße und eine glattere Haut hatte, als ihm zukam, hat er oft mit Stolz erwähnt; er kokettierte mit einem goldenen Armband, und seine Sicherungs- und Verteidigungszustände erinnern oft sehr an die unsern. Er war „der Mann von Erz“; aber das Erz schmolz leicht, und das Erz konnte weinen. Er hatte sein persönliches Schicksal und seine öffentliche Mission auf einen Begriff gestellt. Der war nun in Frage gestellt und wandte sich gegen ihn. Von nun an ist sein Leben eine unaufhörliche Selbstverteidigung. Er war aus der letzten Sicherheit vertrieben und trat „entsetzt von dem bodenlosen Elend des bloßen Lebens“ die metaphysische Wanderung an.

Seine frauenfeindlichen Äußerungen sind also das Ergebnis einer ganz besonderen Lebensbahn. Seine Seele brauchte die Anerkennung wie der Leib eine Haut; und sie brauchte viel davon, weil sie groß war und heiß. Weil ihm in seiner Gottlosigkeit die Elemente fehlten, die Haut aus sich selbst zu bilden, griff er mit Bier nach Fremden. Er hat Anerkennung und Verehrung immer für ernster genommen als sie gemeint waren, und wenn sie dann nicht vorhielten, sich nicht als unbedingt und genau erwiesen, wenn man ihn „verriet“, fühlte er sich wie geschunden; dann verglich er sich mit dem Krebs zu der Zeit, wo er seinen Panzer verloren hat und sich unter einen Stein verkrücht, oder einem Kind, das zu früh geboren ist und sich zurückfehnt. So sollte die Liebe einer Frau ihn ganz umfassen. Das war vielleicht nicht zu viel verlangt; aber er forcierte diese Beziehung; es war seiner Natur nicht möglich, sie ausreifen zu lassen, und seine Ungeduld ver-

fiel in drakonische Forderungen, in richtende Zuckungen, in Mißtrauen und voreilige Zweifel. Er haßte, weil ihn froh und die Liebe seinem Wärmebedürfnis nicht entsprach. Trotzdem ist wahr, was er über die Natur der Frau gesagt hat. Die Wesensfremdheit der Geschlechter hat sich ihm in seinem Karapf um Liebe enthüllt; das verschiedene Gewicht, das sie den Dingen geben, das natürliche Bedürfnis nach Unschuld bei der Frau, ihre Unfähigkeit, das Leben zu fürchten, die Bestimmung des Mannes, ihre Schuld zu tragen, aber auch die Notwendigkeit für unser Geschlecht, sich nach dem andern zu orientieren: darüber findet man nirgends so Tiefes und Treffendes wie bei Strindberg, wenn sich auch das Bild erst später bei ihm rundet. Falsches hat er nie verlangt, und den Grundriß hat er nie verwischt oder verleugnet.

Auch die übrigen Dichtungen des Hasses, die Enthüllungen der gesellschaftlichen Beziehungen, in denen er nur Interesse, Verrat und Treulosigkeit sah, deren schmückenden Schein er nicht gelten ließ und wie Plunder verwarf, ließen sich aus seinem Schicksal erklären, das ihn in Kriegszustand versetzte. Sie sind aber mehr und gleichfalls von unpersönlicher Gültigkeit. Strindberg spricht von „Haß“ wie von einem bewußtseinsfähigen Gefühl, fast wie von einer gesellschaftlich sanktionierten Einrichtung. Er schildert Gesellschaften, die von nichts andern zusammengehalten und belebt werden als vom Haß. Man ist versucht, sich zu erinnern, daß das Christentum in Schweden noch ein paar Jahrhunderte jünger ist als bei uns. Aber Strindbergs Phantasie kreist mit solcher Hartnäckigkeit um die Psychologie und Bedeutung des Hasses, er schafft so intensiv an dessen mythologischen Formen und verteidigt so inbrünstig seine Berechtigung, daß man mehr als einen Rest Barbarei dahinter zu sehen versucht ist. Wer ihn für einen Propheten hält, der mehr von der Bestimmung des Menschen ahnte als andere, müßte annehmen, daß der Haß doch noch eine größere Rolle in der menschlichen Entwicklung spielen soll, als die Trägheit unserer Herzen glauben möchte. Auch der Krieg ging den friedlichen Beziehungen der Völker voraus. Er hat Nerven in den Leib der Menschheit geschlagen; die Heerstraßen wurden seine Blutbahnen, die Schlachten seine Erinnerungen; wie eine heilige Mission wurde er von den großen Kriegsführern empfunden; als Gottesgeißel fühlten sich Attila, Dschengiskhan, Napoleon ebenso wie die alten Perserkönige, die den Krieg keineswegs um des Krieges willen führten oder gar aus Herrschsucht, sondern als Auftrag, um den Begriff der Menschheit zu verwirklichen. Aber die Nerven, die der Krieg schuf, waren nur grob. Die intime Beziehung zwischen den Menschen fehlt noch. Sie könnte sich vorbereiten in der Leibhaftigkeit des Hasses, die eine Vorbedingung wäre für eine Menschenliebe, die mehr ist als eine Forderung, ein Glaube, ein Schein, mehr als eine zärtliche Tyrannei, mehr als eine zudringliche Gebärde.

Der Haß ist eine Beziehung zwischen den Wirklichkeiten der Menschen, während die Liebe von egoistischen Illusionen durchsetzt ist. Strindbergs Beschwörungen des Hasses könnten als Überzeugung gedeutet werden, daß der Haß eine Vorstufe wirklicher Liebe, wirklicher Beziehungen ist, daß die illusionäre, oberflächliche, süßliche, gemütvolle „Liebe“ keiner Entwicklung fähig und ein Abweg, eine sentimentale Entartung ist, daß wir durch die Wirklichkeiten des Hasses gehen müssen, um Ahnungen wahrer Liebe zu fühlen, wie die Völkermenschheit durch Kriege hindurch mußte, um sich der gegenseitigen Existenz zu versichern. Deshalb läßt er nicht ab von den Wahrheiten des Hasses, stellt aber, wie in den „Schwarzen Fahnen“, neben die Entsetzlichkeiten haßdurchränkter Beziehungen, erhabene, geläuterte, doch ebenso wirkliche Verbindungen. Sicher ist: wenn man darüber nachdächte, wie man einem Menschen unerhört weh tun kann, man sich tiefer in den Aufbau seiner Seele versenken müßte, als wenn man ihm eine Wohlthat erweisen will. Strindbergs Lieblingsgedanke war, Menschen durch Worte, durch den Willen, durch Ströme des Gedankens, selbst aus der Entfernung, zu vernichten. Er hielt das bis ans Ende für möglich. Er hat es auch wohl versucht. Und man muß zugeben, daß eine solche Fernkraft ein unerhört intimes Gefühl für den Nächsten voraussetzen würde, die, wenn sie ins Gegenteil umschlüge, eine übermenschliche, vergeistigte Welt erzeugen könnte. Und es ist ja sicher, daß alle edlen Empfindungen aus einem bösen und deshalb vitalen Zustande entstanden sind: die Anerkennungsfreude aus dem Neid, die Schönheitsfreude aus der Begierde, die Ehrfurcht aus der Furcht. Da er aus solchen Ahnungen handelte und schrieb („Ich will heiter und schön schreiben, darf aber nicht, kann nicht. Fasse es als eine schreckliche Pflicht, wahr zu sein, und das Leben ist unbeschreiblich häßlich“), so treffen die Vorwürfe gegen seinen Geschmack und Takt, die seine Schriften und Angriffe als Ergebnisse zügelloser Rachsucht, als höchst überflüssigen Verrat öffentlicher Geheimnisse behandeln, unter seine Bedeutung. Gesteht man ihm die nicht zu, so ist freilich sein Leben von bürgerlichen Verbrechen erfüllt und sein Wert ohne Zukunft.

Am leichtesten ließe sich seine Feindschaft gegen Wissenschaft und Gelehrte, die seiner letzten Lebenszeit Kraft und Farbe gab, aus persönlicher Unzulänglichkeit erklären. Da seine mathematische Fähigkeit bis zur Regula de tri reichte, für die er begeistert war, weil er nicht über sie hinauskam, und da die einfachste Vorstellung im Raum ihm versagt war, so hatte er keinen Zugang zur Astronomie und Physik; und seinem Bedürfnis nach Universalität blieb nichts anderes übrig, als deren Gesetze bis zur Unvernunft zu bezweifeln. Die Gestirne haben nach ihm nicht „das, was wir Entfernung nennen“, der Mond ist selbstleuchtend, ist eine Scheibe, die sich in vierundzwanzig Stunden einmal dreht, die Erde steht fest, ist keine Kugel, das

Gesetz von der Erhaltung der Kraft besteht so wenig wie die Schwerkraft bewiesen werden kann. Wenn ein Fachmann gezwungen wird, Strindbergs wissenschaftliche Vermutungen und Gegenbeweise ernst zu nehmen (und in seinem Weltraum liegt ja eine Veranlassung dazu), so vereist er entweder in unmutiges Schweigen oder erklärt sie wütend für krauses Geschwätz. Wo seine Behauptungen richtig sind, sind sie nicht neu und widersprechen nur veralteten Lehrbüchern oder den ja äußerst groben Extrakten, die in den Schulen gelehrt werden. Strindbergs Wissen ist nicht, wie man oft liest, universal; er leidet an einem universalen Haß gegen die Wissenschaft. Und daß die schwedische Akademie in ihrem Amtsblatt seinen Tod ohne Zusätze unter der Rubrik „Todesfälle“ verzeichnete, läßt sich begreifen. Trotzdem hat er recht in seinem Kampf gegen die Unmaßungen des Fachchauvinismus, gegen die Versuche, aus wissenschaftlichen Voraussetzungen das Schicksal des Menschen zu bestimmen, und gegen die „Entwicklung“, die das geistige Vermögen des Menschen in bedienende Fähigkeiten zerlegt, aufbraucht und seine eigentliche Vitalität erstickt. Da wir unser Schicksal mehr als jede andere Nation auf Wissenschaft, Technik, Ökonomie und Sozialismus, also auf lauter unpersönliche Dinge gestellt haben, empfinden wir wohl deutlicher die Mängel dieser Einseitigkeit, so daß der extreme und unbedingte geistige Subjektivismus Strindbergs etwas Erquickendes für uns hat. Er möchte die Wissenschaft wie alles Unpersönliche auf den zweiten Rang verweisen; er ist ein unbarmherziger Verächter aller wissenschaftlichen „Religion“, deren Begriffe leer und nicht zu fühlen sind und die nur in unserer Peripherie wurzeln. Was ihm vorgeschwebt zu haben scheint, ist wohl der Mensch, dessen Moralisches und Geistiges von derselben Stärke, Lebendigkeit und Sicherheit wie seine Natur ist und das Gewicht und den Wert eines natürlichen Vermögens hat. Das wird aber durch Gelehrsamkeit verhindert; das Wissen macht harthörig für die inneren Gesetze der persönlichen Geistigkeit. Die leiblichen Funktionen haben ihre Sicherheit aus der Vergangenheit, die fast eine Ewigkeit ist; da der Geist keine Vergangenheit hat, was bleibt weiter übrig, als ihm eine Ewigkeit zu projizieren, eine Transzendenz, ihn durch Beschwörung rein geistiger Wesen zu zwingen, ein paar Grundfragen bluternst und kolossal zu nehmen. Wir aber verwirren uns und nehmen das Materielle leicht, umgeben uns mit Formen, die willkürlich und geistlos sind, vergiften uns durch Farben und Worte, wir dulden human, sozial, wissenschaftlich, ökonomisch alles, was ist und gemacht wird. Strindberg erhoffte eine unmittelbare und nicht technische Denkweise, eine mehr mythologische Ordnung der geistigen Begriffe, im Gegensatz zu denen der Wissenschaft, die dazu bestimmt sind, systematisch zu ordnen, kalt überliefert zu werden und Arbeitshypothesen zu liefern; er glaubte, einen Weg zu sehen, die Sinne für Fernwirkungen und Ferneinstichten

zu entwickeln und hielt die Erweiterung des Geistes durch wissenschaftliche Methoden, mit Hilfe von Apparaten und unorganischen Zurüstungen für einen Abweg in der Entwicklung des Menschen, für wertlos und vorübergehend. Deshalb war er von intransigentester Feindschaft gegen diesen pomphaften Rückschritt, der ihm keine Erhöhung des Einzelnen bedeutete. Er hoffte auf die immanente Strenge des Lebens, die damit aufräumen würde. Der Meister des Blaubuchs verteidigt einmal den Meister Swedenborg, der nie ein weiches Wort habe, gegen den Vorwurf der Strenge: „Nein, nicht er ist streng, sondern das Leben ist streng.“ Und er meinte damit noch etwas anderes, als daß man aufpassen müsse, um nicht Glück und Leben zu verlieren: die Strenge, die nicht erlaubt, dem Schicksal um eines flachen und gesicherten Daseins willen aus dem Wege zu gehen.

Er ist deshalb ein Gegenpol in unserm geistigen Leben. Wörtlich darf man ihn nicht lesen, Einzelheiten darf man sich nicht herausfischen. Er kann nicht das Vorbild für irgendeinen Bezirk des bürgerlichen Lebens sein. Man zeigt ja Lust, sein Verhältnis zum Weiblichen aufs Leben zu übertragen: die Liebe als Liebeshäß oder Haßliebe aufzufassen und aus diesem Wechselstrom einen neuen Reiz zu machen. Einen neuen Reiz, ein neues Spiel, eine neue Erhitzung: damit glaubt man den zu bewältigen und sich nutzbar zu machen, dessen Leben ein aufs äußerste gespannter Ernst war. Er ist für uns eine größere Aufgabe.

Immermann macht einmal die Bemerkung, daß Bücher, die Wald und Feld zum Schauplatz haben, alles verlieren, wenn man sie im Freien liest, daß sie sich nicht gegen die Wirklichkeit behaupten können, daß sie gelesen werden müssen, wo sie geschrieben wurden, zwischen vier Wänden. Von Strindbergs Werken könnte man umgekehrt sagen, daß sie zwischen vier Wänden unerträglich zu lesen sind, trotzdem ihr Schauplatz, wie manchmal schon der Titel sagt, Zimmer und Kamin ist; man kann sie eher lesen, wo sie geschrieben sind: im Angesicht der Natur, „am offenen Meer“. Strindberg litt ja an der Angst „nicht genug Raum zu haben“; in seinen Sätzen ist dafür der Raum sehr groß; sie haben den unendlichen Horizont, sie scheinen alle in der reinen Seelust geschrieben zu sein, wenn sich auch oft bisweilen etwas von der Roheit der Hafensstädte in diese Atmosphäre mischt. Leider ist noch nicht alles zugänglich. Manches ist noch nicht veröffentlicht, was veröffentlicht ist, noch nicht übersetzt, aber die Hauptschriften sind (in der gültigen Ausgabe von Georg Müller in München) in anerkannter Weise in deutscher Sprache erschienen.

R u n d s c h a u

Zhyffens Lebenswerk von Daniel Ricardo

Das Organ des Deutschen für Begeisterung ist auf ganz bestimmte Faktoren eingestellt. Wenn Serenissimus oder ein Operettenenor fünfzig Jahre alt wird, glänzt im Auge die Träne der Ergriffenheit und im Feuilleton der Geist des Festredners. Der Jubilar wird kulturhistorisch, psychologisch, sozial behandelt und, wenn es möglich ist, bis in die intimsten Lebensäußerungen verfolgt, um Material zu einem Prunkartikel zu liefern. Das liebe Publikum will es so. Sein Interesse haftet an allem, was sich in unerreichbaren Höhen über ihm bewegt, und die Neugier wird zur Perversität, wenn das Persönliche mit Kulissengeheimnissen umgeben ist. Die Leistung spielt keine Rolle. Nur was bengalisch beleuchtet werden kann, erweckt Aufsehen. Aber der Niederschlag einer Persönlichkeit ist oft nur den Kennern sichtbar; und so hat sich ein seltsames Verhältnis der „Öffentlichen Meinung“ zu den wirklichen Kulturschöpfern und den Talmigrößen herausgebildet. Diese verfehlen ihre Wirkung nie; jene müssen sich mit gelegentlichen Erfolgen begnügen. Jüngst vollendete ein Mann sein siebenzigstes Lebensjahr, der ein Unikum ist. Es gibt nur dieses eine Exemplar, und voraussichtlich wird sein Seltenheitswert durch neue Auflagen nicht gestört werden. Diese einzigartige Persönlichkeit ist im Sinne des Wortes ein Individuum, ein Unteilbares. Aber sie ist nur ein Arbeiter, der wirtschaftliche Werte schafft, entbehrt des kleinsten besonderen Kennzeichens von Orden und Titeln, und hat die üble Gewohnheit, die Menschen nicht zu überschätzen. Also genügte es, den siebenzigsten Geburtstag der einzigen großen wirtschaftlichen Persönlichkeit im Deutschen Reich durch ein paar klischierte Aufsätze oder, wenn es hoch kam, mit dreißig Zeilen im „Bermischten“ zu feiern. Man denke: selbst die Kenner hatten nicht das Bedürfnis, mehr zu sagen, als ein Massenfabrikant ihnen (gegen das übliche Nachdruckshonorar) lieferte. Solche Kränze wurden August Zhyffen als Ausdruck „wohlwollender Anerkennung“ dargeboten. Der Fremde, der Belehrung suchte, erfuhr, daß der Mann klein angefangen hat und allmählich, durch Riesensleiß, zu einem Riesenvermögen gelangt ist. Dann las er die Namen eines Duzends

von Unternehmungen, denen Thyssen angehört, und erfuhr im besten Fall, daß der Stahlkönig von Mülheim an der Ruhr Ähnlichkeit mit dem Schotten Andrew Carnegie habe. Auch daß Mülheim oft das deutsche Pittsburg genannt werde und durch Thyssen zu einiger Bedeutung gelangt sei. Solcher Panegyrikus ist zum Besten eines einfachen Workman fast schon zu üppig. Genügt es doch, daß man weiß, wer Krupp war. August Thyssen aber ist der einzige, der es gewagt und fertig gebracht hat, das amerikanische Wirtschaftsformat auf den deutschen Organismus zu übertragen. Er hat aus deutschem Boden den Trust in Reinkultur gezogen. Er war der erste, der das Ende der Entwicklungslinie im deutschen Montanergewerbe sah, und er hat seine Persönlichkeit für die Idee eingesetzt. Sein Werk ist nicht das einzige Exemplar eines Trusts in Deutschland; aber es ist der einzige wirkliche Trust: die Masse wirtschaftlicher Kräfte, die dem Willen eines Herrschers gehorcht. Das gibt es nicht noch einmal. Die anderen großen Gemeinschaften sind Aktiengesellschaften, deren letztes Willensorgan die Generalversammlung der Aktionäre ist. Die Majorität einer Vielheit gibt den Ausschlag, häufig gelenkt von der Überlegenheit eines Großaktionärs; aber doch eben ein Konglomerat von Stimmen, im Gegensatz zu der einen Stimme des Trustkönigs. August Thyssen ist Schöpfer und Verwalter eigenen Vermögens, während die verantwortlichen Personen einer Aktiengesellschaft über fremdes Gut gesetzt sind. Und die Eigenart des größten deutschen Unternehmergenies wurzelt eben in dem unbedingten Festhalten an der Selbständigkeit.

Will man Thyssen mit einem der amerikanischen Millionenkaiser vergleichen, so könnte es höchstens Rockefeller sein, der auf ihn paßt. Die Parallele mit Carnegie ist eine Schablone, die sich dem Oberflächlichen aufdrängt, weil beide ihr Vermögen in Stahl gemacht haben. Sonst gibt es nichts, was die Analogie rechtfertigt; denn das, was bei Thyssen das Genie ausmacht, die verzehrende Arbeit, fehlt bei Carnegie, der sich, seit der Übernahme seiner Pittsburger Werke durch den Stahltrust, mit Pädagogik, Humanität und Literatur beschäftigt. Thyssen jedoch arbeitet, wie er seit fünfzig Jahren gearbeitet hat, und seine Riesenenergie dient nur seinem Werk. Was am Begrande liegt, kümmert ihn wenig. Bismarcks Wappenspruch „Patriae inserviando consumor“ — im Dienste des Vaterlandes zehre ich mich auf — könnte Thyssens Devise sein, wenn man statt Vaterland Werk setzt. Er ist ohne Zweifel der fleißigste Arbeiter unter den Autoritäten der Industrie. Die gleiche Rastlosigkeit findet man bei John Rockefeller, dem ersten großen Trustmann, den es gegeben hat. Auch er ist beinahe ein Sklave seiner Idee geworden, der er niemals die Gefolgschaft weigerte. Fast zur selben Zeit legte der amerikanische und der deutsche Trustkönig den Grund zur Herrschaft und beide begannen mit proportional gleichen Summen:

in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts entstand die Firma Rockefeller & Andrews mit 72 500 Dollars, aus der sich später der älteste amerikanische Trust, die (durch Gerichtsurteil zertrümmerte) Standard Oil Company, entwickelte; und zur nämlichen Zeit errichtete August Thyssen ein kleines Bandeisenwalzwerk mit 60 Arbeitern und 8000 Talern Betriebskapital. Das sind die Anfänge der größten Vermögen, welche die Wirtschaftsgeschichte kennt. Der letzte Niederschlag ist statistisch kaum noch einzufangen; und man spricht allgemein von der Milliarde, wenn es gilt, den Wert der stärksten kapitalistischen Leistung auszudrücken. Schließlich kommt es wenig darauf an, ob der Teil des Nationalvermögens, den ein einzelner Wille beherrscht, 500 oder 1000 Millionen groß ist; und nur der Steuerfiskus interessiert sich dafür, ob das Jahreseinkommen eines Großkapitalisten 15 oder 20 Millionen beträgt. Genug, daß August Thyssen wohl den bedeutendsten Kapitalfaktor darstellt, den die deutsche Wirtschaft aufzuweisen hat. Nur darf man ihn nicht mit dem Etikett „Großkapitalist“ versehen. Das ist er natürlich auch; aber die schöne Bezeichnung dient lediglich einem Ziffernergebnis, sagt jedoch nichts von der Leistung. Auch der Erbe kann Großkapitalist sein, ohne mehr getan zu haben, als einem reichen Erblasser nahe zu stehen. Thyssen hat eine industrielle Zukunft aufgebaut, nicht um des Reichthums, sondern um der Macht willen. Wäre es anders, so würde er von den Millionen, die er häufte, sichtbaren Gebrauch machen, statt im Verborgenen zu leben. Er treibt Inzucht mit dem Geld; denn, was er gewinnt, wird wieder in das Werk gesteckt, um es zu einem immer vollkommeneren Monomachenreich auszubauen. Der ursprüngliche Bandeisenfabrikant ist heute Herr über ein Riesengebiet von Rohstoffen und Fabrikaten der gesamten Montanindustrie. Erze, Kohlen, Eisen, Stahl, Röhren, Schienen, Eisenbahnmaterial werden gefördert, fabriziert und abgesetzt. Um dem Walzwerk eigenes Halbzeug zu schaffen, wurde ein Hochofen errichtet, dem eine ganze Hüttenanlage folgte. So entstand aus dem Wunsch der Unabhängigkeit von fremden Lieferanten ein Reich von Werkstätten; denn jeder Überschuß an Material erzeugte neue Bedürfnisse, und jedes Bedürfnis gebar neue Verwertungsmöglichkeiten für den Rohstoff. Die Erzgrube zog das Hüttenwerk nach sich, das wiederum Nachbarschaft bei der Kohlenzeche suchte, um den Koks aus eigenen Öfen zu gewinnen. So gehört ein strategisches Genie dazu, um die produktiven Kräfte richtig zu verteilen. Jede Anlage muß sich in das Gesamtwerk einfügen, als Lieferant und Abnehmer. Worauf es ankommt das ist die Verminderung der Produktionskosten. Thyssen hat seiner Politik selbst Worte geliehen. Er sagt: „Alle Kombinationen und Fusionen dienen dem einen großen Zweck, die Produktionskosten unserer Industrie zu vermindern und sie dem Ausland gegenüber lebens- und konkurrenzfähig zu machen und zu erhalten.“ Daß Thyssen

dieses Ziel verfolgt hat, um sich selbst zum Herrscher zu machen, wird ihm kaum als Sünde anzuschreiben sein; denn das „nationale Interesse“ deckt sich in diesem Fall mit dem privaten Nutzen. Ohne dessen Werbekraft würde die deutsche Industrie wenig erreicht haben.

Der Horizont des Genies schneidet nicht mit Landesgrenzen ab. Hochöfen und Fördertürme sind nützlich, auch wenn sie nicht auf deutscher Erde stehen. Thyssens Wille regiert auch im Ausland: in Frankreich hat er Erzgruben und Hüttenwerke (aus Caen in der Normandie verschifft er eigene Erze nach dem Niederrhein, damit er nicht genötigt ist, fremdes Erz aus Schweden, Frankreich oder Spanien zu beziehen); am Schwarzen Meere hat er Niederlagen für die Erzausfuhr errichtet; und in Brasilien sind gleichfalls Vorposten aufgestellt. Keine Stelle des Erdballs ist ihm zu weit von den Produktionsstätten entfernt, um nicht als Vorwerk für die Beschaffung des wichtigsten Lebenselementes der Eisenindustrie, des Erzes, zu dienen; denn Thyssen will sein Riesenwerk nicht aufgebaut haben, um es eines Tages auf knappe Erzrationen gesetzt zu sehen. Und wie der amerikanische Trustring hat der deutsche Pionier die Wichtigkeit des Einflusses auf die Transportwege erkannt. Auch er besitzt eigene Häfen und Schiffe, die ihm den Weg von der Grube zur Hütte und von der Hütte zum Markt vermitteln. So ist in ihm die amerikanische Trustringidee restlos aufgegangen, ohne daß er die spekulativen Kunststücke der Dollar Könige gelernt hat. Das verwegene Spiel mit der Aktie ist ihm fremd; und die Börse achtet seines Namens nur, wenn er krank gemeldet wird. Dann zeigt auch sie, daß sie das Gewicht des Mannes zu schätzen weiß, der dem deutschen Montanergewerbe die Richtung gewiesen hat. Daß Thyssen Beziehungen zur Großfinanz hat, erklärt sich von selbst. Ein Riesenvermögen ist nicht gleichbedeutend mit einem Riesensack von Geld. Oft muß der Kredit nachhelfen, wenn das Betriebskapital nicht schnell genug neue Umlaufmittel produziert. Aber die Abhängigkeit, die sich in der Aktienindustrie zeigt, ist bei dem Autokraten August Thyssen nicht vorhanden. Er hat sich frei gemacht von jedem Druck, den die Banken ausüben, und arbeitet nach dem eigenen Programm, nicht nach den Wünschen des „befeindeten Bankenkonzerns“. Die hochkultivierte Arbeiternatur, die sich in Thyssen verkörpert, ist auf finanzielle Feinheiten nicht eingestellt. Sonst würde er sich vielleicht nicht treu geblieben und dem Zauber der höheren Effektenteknik doch verfallen sein. Sein demonstrativer Bruch mit den beiden größten Aktienkonzernen der Montanindustrie, Velsenkirchen und Phoenix, war die offizielle Absage an die Banken. Und damals wurde der Name Thyssen ein Programm. Erst als Sechziger wurde der „König von Mülheim“ eine Berühmtheit. Man sieht, wie wenig er mit einem Blender gemein hat. Die wahre Größe kann auf den Behang des Modelöwen verzichten.

Das Signum des Arbeiters ist Einfachheit. August Thyssen ist ein schlichter Mensch, der so unmodern ist, fromm zu sein. Auch darin gleicht er dem Amerikaner Rockefeller, der als Sonntagsprediger auftritt. Thyssens Katholizismus hat sich allerdings mehr in guten Werken als in Predigten offenbart. Man sollte meinen, daß ein Demokrat, wie der niederrheinische Krustkönig, ein Führer auf dem Wege der Sozialpolitik sein müßte. Aber die Arbeiterfrage wird durch ihn ebensowenig gelöst werden, wie durch einen der Großherren im Bereich von Rhein, Ruhr und Saar. Thyssen hat Arbeiterkolonien eingerichtet, die mancherlei Gutes bieten; aber das ist schließlich nicht zu umgehen, wenn man ein Arbeiterheer von vierzigtausend Mann beschäftigt. Im übrigen lehnt Thyssen eine Beschäftigung mit dem sozialen Problem ab. Der Arbeiter kann gegen das Werk nicht aufkommen; und es ist charakteristisch, daß gerade die Unternehmer, welche die engste Berührung mit dem Arbeiter haben, ihm am schroffsten gegenüberstehen. Dieses Verhältnis mag durch die Beschaffenheit des Menschen und seiner Tätigkeit bedingt sein. Schließlich erklärt sich bei einem Schaffenden, der ganz von seiner Schöpfung erfüllt ist, der Mangel an Gefühlsüberfluß. Thyssen schätzt nur den produktiven Menschen. Für „mondäne Kultur“ hat er nichts übrig. Das war der erste Anlaß zum Zwist mit einem seiner Söhne, der das väterliche Vermögen um bedeutende Summen gekürzt hat. Ein anderer Sohn lebt als ungarischer Baron fern von der Heimat. Neben dem Vater schafft nur der älteste Sohn Fritz und ein Bruder des Alten, Josef Thyssen. Da August Thyssen den Begriff der Konzentration auch auf die persönliche Arbeit übertragen hat, so ist er bis ins Alter sein eigener Reisender geblieben. Er ist häufig unterwegs und spottet jeder Sesshaftigkeit. Vielleicht hat die Verleugnung des Ruhebedürfnisses als Reaktion den Wunsch nach einem Prunksiß geboren; denn das Ritterschloß Landsberg an der Ruhr, das Thyssen sich zu einem pompösen Ruheplatz eingerichtet hat, paßt nicht recht zu dem einfachen Arbeiter aus Mülheim an der Ruhr. Oder sollte auch dieses Abweichen von der geraden Linie auf amerikanische Analogien deuten? Wer nur die Ästhetik der praktischen Arbeit kennt, sucht oft im Bereich des Kunstwerkes den Genuß des Kontrastes. Und die starke wirtschaftliche Persönlichkeit hat den Reiz, auch durch das Medium ihres Vermögens, das ihr Beziehungen zu allen künstlerischen Werten schafft, ein Kulturfaktor zu sein.

Die Senussi

von Max Koloff

Wiederholt gingen in der letzten Zeit Gerüchte über die Senussi und den Scheik dieses mohammedanischen geistlichen Ordens durch die Presse. Da nun aber augenblicklich kein einziger Europäer über die Haltung und die Absichten dieses Ordens, namentlich im Hinblick auf den türkisch-italienischen Krieg, genau unterrichtet ist, so ist es leicht begreiflich, daß man oft ganz verkehrten und irrthümlichen Ansichten über die Senussi begegnet. Zunächst sei deshalb erst einmal festgestellt, daß es sich nicht um einen Stamm der Senussi handelt, sondern, wie schon hervorgehoben, um einen der vielen mohammedanischen geistlichen Orden und zwar um den einflussreichsten. Wenn auf türkischer Seite die Zahl der waffenfähigen Senussi auf 100 000 Mann und die Varmittel dieses Ordens auf 30 Millionen Mark angegeben werden, so ist dies gewiß etwas aufgeschnitten. Aber ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor im Islam ist dieser Orden dennoch, und wenn italienische Zeitungen behaupten, der Ordensscheik habe seinen Anhängern verboten, sich an dem Kampfe gegen die Italiener zu beteiligen, so erweckt diese Nachricht bei dem Kenner der Verhältnisse unwillkürlich ein Lächeln.

Über die Senussi besteht im Deutschen nicht die geringste Literatur; die mohammedanischen Orden im allgemeinen sind wohl hin und wieder in Werken über den Islam und in wissenschaftlichen Zeitschriften erwähnt und mehr oder weniger eingehend besprochen, aber nur der Kritiker, welcher mit den Verhältnissen gründlich vertraut ist, kann hier Wesentliches vom Unwesentlichen, ja oft Verkehrten, unterscheiden. Die folgenden Ausführungen über die mohammedanischen geistlichen Orden und die Senussi im besonderen gründen sich denn auch auf ein französisches Werk (Rim, Marabout et Rhouan), auf die arabische Literatur und auf selbstgemachte Beobachtungen in Nordafrika und Arabien.

Die mohammedanischen Orden waren ursprünglich mystische Bruderschaften; schon in den frühesten Zeiten des Islams, welcher anfänglich keine Mystik kannte, entstanden durch christliche, indische und persische Einflüsse die Keime einer mystischen Denkungsart, welche sich immer mehr entwickelten. Als dann nach zwei Jahrhunderten die mystischen Bruderschaften so üppig wucherten, daß dem gefeßelten Islam Gefahr drohte, leiteten Gelehrte, wie u. a. Ghazalli (1111 n. Chr.) diese Strömungen in ein anderes Bett. Natürlich waren sie gezwungen, der Mystik in der mohammedanischen Wissenschaft einen Platz einzuräumen und weitgehende Konzessionen zu machen, was bei der allgemeinen Katholizität des Islams nicht schwer fiel.

Der Lehrsatz wurde aufgestellt, man könne den wahren Glauben und die wahre Erkenntnis nur auf mystischem Wege erringen, obwohl die Kenntnis und die Befolgung des Gesetzes, sowie auch die Rechtgläubigkeit unerlässliche Vorbedingungen dazu sind. Das wahre Sacrament (mystische Leben) führt den durch Gesetz und Glaubenslehre vorgebildeten Menschen auf einer langen Stufenleiter nicht nur zum vollständigen Gehorsam gegen und zur vollendeten Kenntnis von Gott, sondern zum lebendigen Gott selbst.

Dazu gehört eine weitläufige, geistige Erziehung, welcher außerordentliche religiöse Übungen, Dikirs, Fasten, Waschungen und stete Konzentrierung des Geistes auf das Wesen Allahs als Mittel dienen. Die relative Unentbehrlichkeit eines Führers (Murschid) ist hierbei von allen Orden anerkannt. Die Wichtigkeit einer sorgfältigen Wahl dieses Murschids wird wiederholt hervorgehoben, denn man vertraut ihm ja seine höchsten Güter an. Alle Mittel, deren sich die „Brüder“ zu bedienen pflegen, sowohl die Dikirs mit schamanistischen Zutaten, mit wilden Bewegungen, Sang und Tanz, hypnotisierenden und berausenden Übungen sollen zur Erzeugung erhsich-religiöser Empfindungen benutzt und nicht etwa als Ziel betrachtet werden.

Dem Ordenswesen Einhalt zu tun, hätten weder Ghazalli noch sein Nachfolger vermocht, wenn sie es auch gewollt hätten; dazu wurzelte es zu tief im religiösen Volksleben der Mohammedaner. Selbst einer wirksamen Kontrolle von seiten der mohammedanischen orthodoxen Geistlichkeit widersehen sich, auch in der Gegenwart allerlei Schwierigkeiten. Hervorragende Gelehrte haben sich übrigens dahin ausgesprochen, nicht nur Worte, sondern auch Handlungen, die gewöhnlich als tadelnswert gelten, hätten bei gottesleuchteten Euffis (Ordensbrüder höheren Grades) einen höheren Sinn, und man habe sich vor ungerechter Beurteilung zu hüten.

In der Gegenwart sinkt die politische Macht des Islams immer mehr, und der Einfluß der europäischen Kultur steigert sich in seinem Gebiete von Tag zu Tag. Vergeblich bemühen sich die offiziellen Vertreter der Religion, dem Strome einen Damm entgegenzusetzen: heßen sie das Volk zur Bekämpfung des Frankentums auf, so werden sie von hoher Seite zur Vorsicht gemahnt; — werden sie von den Herrschern an ihre teure Verpflichtung erinnert, die Fahne des heiligen Krieges zu entfalten, so bekommen sie zur Antwort ein bedauernswertes Kopfschütteln. Da wirft ihnen nun die populäre Mystik einen Blick des Einverständnisses zu; sie versteht es, fanatisch begeisterte Massen zu organisieren, die dem Worte der Führer gehorchen, auch wenn ihre irdischen Interessen dadurch geschädigt werden, Leute, die sonst ohne religiöse Kenntnisse mit dem moslimischen Glaubensbekenntnis im Munde und viel Aberglauben im Herzen dahinleben, an sich zu fesseln und mit Hingebung für die Sache des von Allahs Feinden bedrohten Islams zu erfüllen.

Sofort nach dem Eintritt in einen Orden fangen für den Novizen die Tariquah-übungen an: aus dem Munde des Lehrers lernt er einige einfache Formeln, welche er in genau vorgeschriebener Position nach einem oder mehreren der fünf täglichen Gebete herzusagen hat; täglich hält er unter Leitung des Ordensscheiks oder seiner Gehilfen im Kreise der Brüder besondere Dikits mit genau geregelten Bewegungen ab; wöchentlich einmal werden die einzelnen vom Scheik in einer Zelle empfangen und erhalten von ihm eine spezielle Aufgabe mystisch-ritueller Art. Für viele bleibt es bei diesen Äußerlichkeiten, aber wenn sie nach einigen Monaten eines solchen Unterrichts heimkehren, so sind sie doch fromme Moslimes geworden, welche sich überall, wo sie immer hinkommen, den Brüdern zu gemeinschaftlichen Übungen anschließen, den Vertretern des Ordensscheiks gehorchen und einander unterstützen, wenn es nothut. Auch die in den Vorhallen des mystischen Heiligthums Stehenden müssen in fast allen Orden den Eid des Gehorsams leisten, damit sie werden „in der Hand des Scheiks wie die Leiche in der Hand des Leichenwäschers“. Der Bruch des Bundes mit dem Scheik läßt auf den Schuldigen den Fluch Allahs und aller Scheiche, Propheten und Engel.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt einem die hervorragende Bedeutung auf, welche die Tariquahs (Orden) für das religiöse Leben Mekkas und — auch für alle die moslimischen Länder haben, welche auf verschiedenen Wegen von der heiligen Stadt geistige Nahrung beziehen. Auf dem Abhange des Berges Abu-Kubes steht unter anderem auch die Zauja (Ordenshaus) der Senussi. Zu den Kosten haben ausschließlich die Eingeweihten beigetragen; deren Schenkungen setzen den Orden auch in den Stand, hilfsbedürftige Brüder mit Speisen und Kleidern zu versehen, was natürlich den Einfluß bedeutend erhöht. An den Festtagen des Ordens, namentlich aber am Stiftungstage (am 12. des mohammedanischen Monats Redjeb) werden alle in Mekka anwesenden Brüder hier empfangen und auf die freigebigste Weise bewirtet.

Der Stifter des Ordens der Senussi, Mohammed ben Ali el Senussi, wurde im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geboren; er gehörte dem Stamme der Uled Sidi Abdallah an, welcher ursprünglich in der Nähe von Tlemcen, in der algerischen Provinz Dran, ansässig war. Mohammed ben Ali, der sich gern für einen Nachkommen des Propheten ausgab, war demnach ein Berber; er verließ seine Heimat und studierte etwa 7 Jahre hindurch in Fez, dann begab er sich im Jahre 1822 nach Mekka. Er reiste sehr langsam und hielt sich in allen islamitischen Zentren Nordafrikas längere Zeit auf. In diese Zeit fiel auch die Eroberung Algiers durch die Franzosen und überall stieß er auf Gläubige, welche dies Vordringen der Franken mit Haß und Erbitterung gegen die Christen erfüllte. So fand er bereits auf dieser Reise einen günstigen Boden für seine reformatorische Tätigkeit;

durch seine Predigten schürte er den Haß und die Rachsucht gegen die Ungläubigen.

In Mekka trat Mohammed ben Ali in den Orden der Chadiria ein, dessen Scheik sein Lehrer wurde. Als aber dieser starb, wurde er nicht, wie er und andere gehofft, das Oberhaupt dieses Ordens, sondern ein anderer wurde gewählt. So kam es, daß sich der Orden der Chadiria spaltete und Mohammed ben Ali der Stifter des nach ihm benannten Ordens der Senussi wurde. Als bald gründete er in Mekka das oben erwähnte Ordenshaus, von wo er eine weitgehende Propaganda für den neuen Orden machte. In Zentral-Arabien ist es ihm gelungen, die jeder Autorität abgeneigten, dem offiziellen Islam fernstehenden Wüstensöhne zum großen Teile unter seine geistige Herrschaft zu bringen. Mit ihren strengen Grundsätzen hat die Tarquiah der Senussi hierbei aber transigieren müssen, denn weder die Raubsucht noch die Unwissenheit in dogmatischen und rituellen Dingen haben diese Beduinen abgelegt. Soviel hat aber Mohammed ben Ali den Beduinen beigebracht, daß ihnen der Schutz des heiligen Stifters im Jenseits trotz vieler Sünden gute Hoffnung übrig lasse, und daß solcher Schutz nur durch Gehorsam gegen die Nachfolger und Stellvertreter des Scheiks zu erlangen sei. Die meisten Ortschaften des Hidjaz haben kleine Vereinshäuser des Ordens, wo durchreisende „Brüder“ Aufnahme finden, und, während die Pilgerstraße immer unsicher gemacht wird, kann jährlich von Mekka nach Medina eine „Brüderkarawane“ ohne jegliche Vorsichtsmaßregel unbehelligt pilgern.

Die heimliche Feindschaft der weltlich gesinnten Meckaner, welche den Puritanismus schon aus Gründen hassen, welche weniger lobenswert sind — sie fürchten nämlich, daß puritanisch gesinnte Pilger weniger Geld in Mekka zurücklassen —, veranlaßte Mohammed ben Ali im Jahre 1834 Mekka zu verlassen; aber das Werk, welches er begonnen, ging ohne Unterbrechung vorwärts und heute findet man in Arabien Ordenshäuser der Senussi von Syrien bis hinab nach Jemen. Aus den Städten erhielt der Orden nur geringen Zuwachs, er hat im Gegenteil von den Stadtberwohnern oft viel Feindschaft erfahren. Ebenso ist auch ein besseres Einverständnis zwischen Türken und Senussis erst in den letzten Jahrzehnten entstanden, nachdem der Islam von allen Seiten bedroht und Zusammenschließen aller Elemente, welche diesem Gottesdienste anhängen, als das einzige Mittel erkannt wurde, welches imstande sei, das Vordringen der gehaßten Christen zu hemmen.

Im Jahre 1855 war bereits ganz Nordafrika, von den Syrten bis zum Sudan und von Ägypten bis zum Tuat mit Zauja's der Senussi bedeckt, und die Macht dieses Ordens war eine solche geworden, daß sowohl Türken wie Christen damit rechnen mußten. Mohamed ben Ali ließ sich zunächst in der Oase Djaghub nieder (in der Oase Jupiter Ammon) und gründete hier

ein Zentral-Ordenshaus. Als er im Jahre 1859 starb, war diese Oase durch die von ihm geleiteteten Kulturarbeiten in einen blühenden Garten verwandelt und ihre Bewohner lebten in Wohlstand. Als Oberhaupt des Ordens folgte ihm sein Sohn, (nach anderen sein Neffe) Sidi Ahmed el-Sjerif; an ihn wandten sich die Abgesandten des Mahdis von Khartum im Jahre 1885, um mit diesem gemeinsame Sache zu machen und die den Sudan bedrohenden Engländer zu bekämpfen; Sidi Ahmed lehnte aber das Anerbieten ab, und dies zeugt von seinem Scharfsinn und seiner staatsmännischen Klugheit. Allerdings hätte er bei dieser mehr lokalen Schilderhebung den Erfolg gehabt, als der Mahdi anerkannt zu werden, aber sein Streben ging nach einer umfassenderen Herrschaft.

Sidi Ahmed verließ im Jahre 1890 Djaghub und gründete ein neues Zentrum in der Oase Kufra ungefähr 40 Tagereisen südlich von Benghasi. Der Scheik gab als Grund für diese Übersiedelung an, er habe einen Befehl Allahs erhalten; wie dem auch sei, jedenfalls entzog er sich dadurch den Besuchen europäischer Reisenden und andererseits auch türkischer Spione. Europäische Reisende gaben sich alle erdenkliche Mühe, mit Sidi Ahmed in Berührung zu kommen; manche haben auch behauptet, vorgelassen worden zu sein, aber man sagt, daß ein ihm ähnlicher Stellvertreter stets die Fremden empfangen habe; auch die Türken genossen keinen anderen Empfang.

Erst im Jahre 1896 verbesserte sich das Verhältnis des Scheiks der Senussi zu den Türken erheblich; von den Verhandlungen, welche im genannten Jahre und im Frühjahr 1900 zwischen beiden Parteien stattfanden, ist aber nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Jedenfalls wird der jetzige türkisch-italienische Krieg viel dazu beitragen, beide Teile einander zu nähern, vorausgesetzt, daß die Hohe Pforte Sidi Ahmed Zugeständnisse macht und ihn mit Privilegien überschüttet.

Von den Lehren der Senussi weiß man nur sehr wenig; Musikinstrumente, Gesänge und Tänze sind bei ihnen verpönt; auch das Tabakrauchen und Kaffeetrinken sind, wenn auch nicht allgemein verboten, doch tadelnswerte Genüsse. Alle Askese ist ihnen aber fremd: sie meiden selbst den Schein eines Eremitenlebens und kleiden sich oft mit seidenen Gewändern, was der Islam sonst verbietet. Die Hauptaufgabe, welche sich die Senussi im Sudan, in der Sahara und den angrenzenden Ländern stellen, ist Kolonisation und Proselytenmacherei. Auch über das politische Ziel des Oberhauptes der Senussi ist man noch immer im unklaren; daß ein glühender Haß gegen die eindringenden Fremden, Franzosen und Engländer, sowohl den Stifter des Ordens wie auch seinen Nachfolger beseele, wird durch ihre ganze Lebensführung zur Genüge bewiesen. Als Kolonisatoren haben aber die Senussi den von ihnen beeinflussten Völkern großen Segen gebracht: die Sicherheit des Verkehrs, die Gründung der vielen Ordensniederlassungen, die Treue und

Zuverlässigkeit vieler Karawanenführer sind den Oberhäuptern der Senussi zu danken.

Welche Pläne hat der Ordensscheik jetzt? Man weiß es nicht. Wird er seine Anhänger, wie neuerdings ein Bericht dem General Edhem Pascha in Tobruk in den Mund legt, binnen kurzem den Türken zur Verfügung stellen? Auch diese Frage kann augenblicklich kein Europäer beantworten. Die Erklärung des heiligen Krieges von seiten der Senussi könnte unabsehbare Folgen nach sich ziehen; geradezu verhängnisvoll könnte er für die Franzosen in Nord- und Westafrika werden. Jedenfalls ist aber Sidi Ahmed nicht so unbefangen, um nicht zu wissen, daß ein Jihad (heiliger Krieg) unter den heutigen Machtverhältnissen der mohammedanischen und christlichen Staaten sehr gefährlich und der etwaige Erfolg für die Moslims unsicher ist. Aber es könnte dennoch geschehen, daß der Fanatismus über die Besonnenheit siegt.

Zum Schlusse sei es gestattet, die Leser noch einmal nach Mekka zu führen, auf die hohe Warte des Islams. Das Zusammenleben von Studenten und Pilgern aus allen Himmelsgegenden trägt ungemein viel dazu bei, um die religiös-politischen Ideale des Islams zu befestigen; die gesamte mekkanische Umgebung und der Unterricht in der berühmten Hochschule und den zahlreichen Ordenshäusern dort verstärkt die panislamitischen Gesinnungen und Hoffnungen. Dies Zusammenleben beseitigt auch den von manchem Jüngling aus der von Franken beherrschten Heimat mitgebrachten Gedanken, als wären die Moslims auf unabsehbare Zeiten zur Knechtschaft verdammt. Sogar die Vertreter der Großmächte wagen es nicht, von Djiddah, ihrem Wohnorte aus, Mekka zu betreten, und ihr Sonderleben in dieser Hafenstadt läßt sie, aus der Ferne beschaut, als geduldete Mitbewohner von geringerer Rasse erscheinen. Man kann sich denken, wie ganz anders hier in Mekka das Kapitel vom heiligen Kriege behandelt und besprochen wird und auf die Gemüter wirkt, als dies etwa in einer indischen Moschee der Fall ist. Die meisten und die fleißigsten Studenten sind Fremde, welche sich nur einige Jahre hindurch in Mekka aufhalten und dann zum guten Teile die hier errungenen Kenntnisse und Anschauungen in ihrem Vaterlande verbreiten. Am nachhaltigsten wirkt der Einfluß der Orden auf die breiteren, unteren Volksschichten, welche sich zur Pilgerfahrt zeitweise in Mekka aufhalten. Die altbewährte Organisation dieser Orden ermöglicht es einigen Häuptern, jeden günstigen Augenblick für eine Massenbewegung zu benutzen. Politische Größen bewerben sich eifrig um die Gunst der Ordensscheiks, die so zahlreiche Scharen in der Hand haben.

Viscount Haldane of Cloan

von Samuel Saenger

Der Viscount Haldane of Cloan hat seinen deutschen Freunden ein kleines Büchlein beschenkt. Es handelt von den Universitäten und dem nationalen Leben. *Universities and the National Life*; London, John Murray, 1912.

Haldane läßt in seinem Versöhnungswerk nicht nach, er hofft, durch den Appell an ideale Gemeinsamkeiten die Drachensaat des Mißtrauens in unseren Vaterländern auszukühen. Er will, scheint es, dieser bürgerliche Militarist und philosophische Advokat, sein Lebenswerk nicht auf dem Rosenbett würdenschwerer und einträglicher Ämter und Titel enden; er geizt nach dem Apostolat der Liebe; er glaubt die Elementargeister der nationalen Egoismen durch die Idee und das Wort bannen zu können.

Glaubt er das wirklich, der Mann, dem heute die Zeitungen seines Landes nachrühmen, er habe durch die Reform des Heeres, durch die Abschaffung von Miliz und Freiwilligen und die Einführung der Expeditionsarmee, der Sonderreserve, des Territorialsystems, die nationale Unsterblichkeit erworben? Ja, er glaubt es, trotz der Widersprüche, mit denen diese äußerlich so glänzende Laufbahn dem Deutschen behaftet scheint.

Auf der Universität Edinburg packt den blutjungen Schotten (er ist achtzehnjährig) der Hunger nach reiner Erkenntnis und er wandert, von Carlyes Germanophilie und Goetheliebe angesteckt, nach Göttingen statt nach Oxford. Dort sitzt er zu Füßen des klassischen Epigonen Hermann Voße, dessen geistreich manierierter Mikrokosmos eine Zeitlang die Erkenntnisquelle gehobener Primaner war, und der heute mitsamt seinem Schatz geistvoller Arbeiten unsrer allgemeinen Bildung verloren scheint. In Göttingen gewinnt Haldane bleibende Eindrücke; der Denker fesselt ihn, der herrliche Mensch bezwingt ihn. Der gottrunkene Weise, der den Kategorienkultus der Kantianer haßte, vor Hegels Logismus schauderte und selber im Herzen eine mystische Verehrung für das unbegreifliche Zweckstreben der Weltsubstanz hegte: er schenkt dem Schüler den Weltbegriff und hilft seinen Lebenswillen formen. Wir begreifen, daß er in Edinburg bald darauf mit den „höchsten Ehren in der Philosophie“ seinen akademischen Grad erwirbt. Dann aber wendet er sich dem Jus zu und wird — ein gesuchter und erfolgreicher Advokat; ein Mann der geschäftlichen Routine. Aber die alte Liebe ist nicht verschüttet, sondern nur ins Heiligtum des Privatlebens zurückgedrängt; eine reiche philosophische Schrifstellerei (neben der juristischen, die Fachleute loben), die sich aber nie zu schöpferischer Höhe erhebt, nie auch nur durch scharfsinnige Deutung und Klärung des Überlieferten auffällt,

wird schließlich durch die Übersetzung (mit Kemp) von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“ gekrönt. Doch auch das eingeborene philosophische Interesse füllt die Muße des starken Arbeiters nicht aus: er gerät in die Politik, — in den Strudel der Parteipolitik, der ihn bald nach oben trägt. Er macht sich einen Namen, er fällt auf, der verhältnismäßig kleine Kreis herrschender Familien, die in England auch heute noch die Auslese für die hohen Regierungsämter besorgen, gliedert ihn sich an; und seit 1906 hat dieser geistgläubige Philosoph als Kriegsminister des liberal-radikalen Kabinetts einen Reformeifer entfaltet, der ihm bis in die Reihen der deutschen-fresserischen Jingo's Anerkennung eintrug. Nun tritt er, sechsundfünfzig-jährig, das Friedensamt des Lordkanzlers und Justizministers an, das höchste und (mit zehntausend Pfund) bestbezahlte Amt in der britischen Hierarchie. Das Leben biegt in die reinere Sphäre des philosophischen Idealisten zurück. Aber noch beim Abschied vom Kriegsamt verkündet der Patriot mit Genug-tuung, England sei im Begriff, die stärkste Militärmacht der Welt zu werden.

Für deutsche Augen liegen in diesem Tun, in dieser Laufbahn, in dieser Vielgeschäftigkeit, in diesem Nebeneinander von Geistgläubigkeit und praktisch-materiellem Instinkt, in diesem philosophisch begründeten Pazifismus und diesem Willen zur nationalen Selbstbehauptung, in dieser gleichzeitigen Be-jahung des Rechtsstaates und des Machtstaates, — liegen in allem dem Widersprüche über Widersprüche. Auf manche Lippe wird sich das Wort „Dilettantismus“ drängen. Richtig; Halbane ist Dilettant. Aber das Wort darf nicht als Verkleinerung empfunden sein. Unsere Politikerlaufbahn ist meist unendlich geradliniger: aus dem Beamten entwickelt sich normalerweise der Minister. Er bildet seine Spezialität aus neben dem Leben; nicht selten ab-seits vom Leben. Er ist vor allem und zu guter Letzt Verwaltungstechniker; und im Blute des Ministers, der einst vielleicht als reiche Natur das Licht der Welt erblickt und für die überquellende Fülle, die zauberische Farbigeit, die rätsel-vollen Überraschungen und Menschlichkeiten des Lebens Organe hatte, kreist in zähem Rhythmus der juristische Formalismus, den freien Ausblick oft hemmend, die Initiative lähmend, den idealen Aufschwung der allzu schwer be-lasteten Seele erstickend. Die wundertätige Konzentration der deutschen Spezia-listen in höchsten Ehren; aber das echte schöpferische Politikertum — es braucht nicht einmal groß zu sein — hat noch stets im starkem Menschtum gewurzelt; im allumfassenden unspezialisierbaren Lebensgefühl, in dem Instinkthaß gegen allzu fachliche Einkerkierung und Beschränkung, in jener allseitigen Reg-samkeit und Elastizität, die man haben muß, um die große Gefahr unseres modernen Staatwesens zu vermeiden: das Zuvielregieren und das Überregiert-werden. Wenn das Dilettantismus ist, so ist dieser Dilettantismus die Seele des Politischen; er ist die Insel, auf die wir uns retten müssen, damit unsere Brust vom Druck des (unvermeidlichen) amtlichen Mechanismus nicht ein-

gedrückt werde. Auch Haldane, der das deutsche Grundwesen, wie er es erkannt hat, schwärmerisch liebt, spricht davon, wir seien overgoverned. Er spricht nur aus, was bis zum plebejischen Rüpel hinab alle mit Unbehagen als schwerstes Übel unserer Zustände empfinden, und was auch die politische Einfalt meint, wenn ihre Lippen das Wort der Erlösung lallt: Freiheit. Wir werden vom Verwaltungstechniker regiert, und zwar von dem besten, dem geschultesten, dem gewissenhaftesten, den es wohl irgendwo in der Welt gibt. Aber vom . . . Techniker. Mit seinem Wissen um das Wissen, seinem juristisch geschärften Ordnungssinn, seinen Luchsaugen für die Details der Maschine, kehrt er das natürliche Verhältnis um: ihm ist der Mensch um eines Formalbegriffs, um des Staates, der Maschine willen da; er sagt es nicht, er ist sich dessen nicht mehr bewußt, aber er denkt so und fühlt so (was schlimmer ist). Solange dieser Formalbegriff vom zu Regierenden herrscht, wird die unheimlich kalte Atmosphäre des Mißtrauens, der kastenmäßigen Abschließung und des Dünkels, die uns politisch und sozial einhüllt, bestehen bleiben.

Es gibt Menschen, die diese Methode des Regierens in einer Zeit des unaufhaltsam wachsenden demokratischen Grundgefühls für das letzte Bollwerk einer aristokratischen Gesellschaftsstruktur halten. Das ist so blind wie töricht. Sie verwechseln Mechanisieren mit Aristokratisieren; Maschine mit Menschtum; Liebe weckende Überlegenheit mit jener Überhebung, die Christentum, Bildung, Humanität und „alles, was der Mensch mit hohen Götternamen“ nennt, bequem wie Ordensbändchen an den Rock geheftet trägt. Sie übersehen, daß über das Negative und Zeitwidrige dieser Methode der Besitz unerhörter Reichtümer, die nur in ganz starken Individuen Form und Gestalt gewinnen und sonst ausschließlich in den Vorratskammern toter Institutionen „leben“, nicht hinwegtäuschen kann. Es gibt zu denken, daß in den (nordwestlichen) Ländern des stärksten demokratischen Grundgefühls der Gesamtspekt des Lebens — aristokratischer ist als dort, wo der Unter-, Gelehrten- und Kastenhochmut zu den aristokratischen Requisiteen gezählt wird. . . Wir haben also doch Grund zu prüfen, ob nicht der belächelte englische Dilettantismus, mit seiner Aufgeschlossenheit und Nähe zu allem Menschlichen, seine wundervoll produktiven Seiten hat, wenigstens im Politischen. Auch Darwin und Spencer, Ruskin und Carlyle waren, an deutschen Maßen und Ansprüchen gemessen, Dilettanten; ich meine: sie haben nicht zum Schaden der Wissenschaft und nicht zum Nachteil des Lebens gewirkt. Von Walter Pater spricht ein bekannter deutscher Gräzist gnädig und mitleidsvoll als von einem begabten Dilettanten; Wissenschaft, neben der die Menschen als stumpfe und aufgeblähte Fragmente einherlaufen (vor Nietzsche kannte und schätzte Goethe den Typus), ist dem gelehrten Herrn lieber als Form, Ausdruck, Grazie, Vision, wozu sich der zu Staub und Papier zerfallene Plato in Pater verjüngt. Aber ich spreche hier vom Politischen, und da gehört der Dilettantismus aus Reich-

tum zum Kern der Spezialität; — also nicht der Dilettantismus des zuchtlosen und halbgebildeten Mitschwägers, sondern des ideengenährten, lebenserfahrenen, in keine Fachgrube versinkenden Mannes. Wir haben in Deutschland drei große Politikertypen, die leben: Friedrich den Großen, den Freiherrn vom Stein, Bismarck. Nur ihr außerordentliches Genie hielt die Formalisten und Verwaltungstechniker ab, sie Dilettanten zu schelten. Sie fragen sich nicht, woher es kommt, daß die Bühne nach und neben ihnen so leer blieb. In England ist der Dilettantentypus unter den führenden Politikern die Regel; und das Land ist dabei nicht schlecht gefahren. Haldane ist ein gutes Beispiel, aber nicht einmal ein besonders hervorragendes. Disraeli, Peel, Russell, Brougham, Gladstone, Bright, Balfour, Morley, Chamberlain — es ist überflüssig, Namen zu nennen; bisher durften nur Männer dieser Art englische Geschichte machen. Ob Aristokrat oder Demokrat: in jedem Fall stehen sie der Volksseele nahe; weder Distanzgefühl noch eine hypertrophische Spezialität hat sie um ihr Menschtum gebracht. Daß Männer vom Schlage Haldanes und Balfours und Morleys, Männer, die so stark in der Idee leben und im Ideenland so heimisch sind, in der großen britischen Demokratie führende Stellen erringen konnten, widerlegt am besten das Gerede von ihrer Entartung zur Pöbelherrschaft.

Haldanes Büchlein beansprucht und verdient nicht die Würde eines großen menschlichen Dokumentes; die Hintergründe sind faserig, es fehlt Konzentrierung und Kondensierung der Ideen. Es sind am Ende nur vier Ansprachen an Studenten, die als Weckrufe gemeint sind, tüchtige geistige Arbeit zu verrichten, auf der Basis eines geweihten Lebens und der Ehrfurcht vor der Macht der Idee. Diese Macht ist größer als die des Schwertes, lesen wir; doch hat auch dieses, scheint es, ihr gottgeweihtes Herrschgebiet. . . Diesen Grunddualismus zwischen Trieb und Willen, zwischen Natur und Bestimmung, der weniger optimistische Temperamente zur Verzweiflung bringen kann, nimmt unser gewesener Kriegsminister offenbar gelassener hin, als mit seiner entschiedenen Geistgläubigkeit vereinbar scheint. Es ist keine Entscheidung, sondern ein Sichbescheiden, wenn statt des Versuches, das Problem zu lösen, wie der Krieg aus der transzendenten Bestimmung des Menschen abzuleiten ist, aus den Schriften Moltkes die Idee zur besten Vorbereitung auf den Krieg geschöpft wird. Doch will ich gleich hinzufügen, daß Haldanes Imperialismus ganz defensiv und von chauvinistischen Zutaten völlig frei ist. Er atmet doch vorwiegend in der Vorstellungswelt des Rechtsstaatspolitikers und anerkennt als letzten Regulator des Gewissens Verträglichkeits-, Verbrüderungs-, Menschheitsideale. Darum hat er eine grenzenlose Liebe zu den Heroen des deutschen Klassizismus und ihrem Humanitätskultus; und vieles, was er seinen britischen Studenten sagt, klingt wie ein fernes, fernes Echo von Sictres asketisch

strengen Ansprüchen, die die Aufgaben des Gelehrten aus Ewigkeitstiefen bestimmen. Der Militarismus bleibt in dieser Orientierung schließlich nichts als ein Nothelf für das peripherische Völkerleben, ein (oft verbrecherisch angewendetes) Ordnungsprinzip der Haut, des Magens, der Not; er soll nicht trennen wollen, sondern schützen und erhalten helfen. Einen Staatsmann von solchen Anschauungen, der die Jugend seines Landes unter Hinweis auf den preußischen Verjüngungsprozeß nach Jena für die Stunden der nationalen Gefahr wappnen will, den dürfen wir als ehrlichen Makler wohl willkommen heißen, auch wenn seinem Mühen der Erfolg versagt bleiben sollte und wir vor Sehnsucht vergehen, endlich einen deutsch-englischen Mann am Werke zu sehen, dessen Staatskunst auf der Höhe seines Menschthums steht. Inzwischen (was bleibt übrig?) getrösten wir uns der Hoffnung, daß jeder ehrliche Wille zum Guten und zur Liebe irgendwann eine Brücke findet.

Verhaeren

von Julius Bab

Reine Abneigung ist im letzten Grunde tiefer und unüberwindlicher, als die der Ordentlichen gegen die Begeisterten. Der Ordentliche kann ein Mann von Wissen, Geschmack und vielem Talent sein — all das wird ihn nur veranlassen, die vordergründigen Worte, die sein innerster Willen gegen den Begeisterten spricht, anders zu fassen. Die Richtung bleibt stets die gleiche. Der ordentliche Geist, der mit rüstigem Behagen die bestehenden Dinge fortieft, er behält in den tiefen untervernünftigen Gründen seiner Natur den entscheidenden Widerstand gegen den Begeisterten, der aus Visionen Leben, aus Gefühl Fleisch machen will, der ganz und gar Zukunft ist. Er spricht bald mit Bewunderung, bald mit Staunen, bald mit Mitleid und Herablassung, bald mit Ironie und Verachtung von jenem anderen; aber sein letztes Wort ist immer eine hoffnungslose Fremdheit. Mit diesen Ordentlichen, sie mögen so kluge und feine Leute sein wie immer, kann man nicht über Emile Verhaeren reden. Wenn wir von den Anfängen einer neuen Religion sprechen, werden sie uns höflich auf ein paar wirklich schlechte Verse aufmerksam machen, und wenn wir ein Heldenleben von vorbildlicher Kraft preisen, werden sie uns über die Unmöglichkeit der dramatischen Form dieses Schriftstellers aufklären. Und sie werden immer recht haben. Der Ordentliche nämlich, wenn er sonst ein kluger Kopf ist, hat immer „recht“, der Begeisterte hat nur einen Glauben; er glaubt an die Zukunft von allerlei Dingen, die heute noch unrichtig, unfertig, weil eben zukünftig sind, er sucht

überall die Verkündigungen der Zukunft. Seine Leichtgläubigkeit erntet überall den Spott der Gegenwarts-Klugen. Nein, man kann mit ihnen nicht über Verhaeren sprechen. Aber auch sie sollten nicht über Verhaeren sprechen. Denn wenn es der Sinn der „Besprechung“, der „Würdigung“, der „Kritik“ ist, den Lesenden an Menschen und Werke heranzuführen, im Aufnehmenden die verwandten Kräfte wachzurufen, die vielleicht schon warten, Wesen und Willen gerade dieses Mannes aufzunehmen, dann hat keine Kritik Wert, die nicht die Kritik der Liebe, der innersten Wesensverwandtschaft ist — Wesensverwandtschaft, die nicht Ebenbürtigkeit oder Gleichartigkeit zu sein braucht, und die deshalb keine von allen Möglichkeiten und Gefahren der freien Kritik ausschließt. Aber in jenem allerwichtigsten Sinne, der zwischen Wohnenden und Wandernden, zwischen Zukünftigen und Zufriedenen unterscheidet, in diesem Sinne muß schon Verwandtschaft zwischen dem Objekt und Subjekt einer fruchtbaren Kritik herrschen. Und deshalb sollen die Ordentlichen nicht über Emile Verhaeren schreiben. Und deshalb soll das dreibändige Werk, mit dem Stefan Zweig jetzt Emile Verhaeren in das deutsche Leben einsetzt,* hier nicht zuerst beklopft, bemessen, begrenzt sondern begrüßt und bedankt werden.

Emile Verhaeren ist ein Repräsentant des gegenwärtigen Menschengeschlechts, und er ist es in solcher Vollkommenheit, daß er mehr ist, als das. Er ist Bote und Wegbahner neuer Geschlechter. In ihm drängen sich alle großen Kräfte der Zeit so rein und eng zusammen, daß schon ihr Produkt, die neue Einheit, die zukünftige Menschheit sichtbar wird. In dieser Zukunft lebt Verhaeren, von dieser neuen Einheit, die seine Begeisterung schuf, nährt und erhält sich seine Begeisterung. — Emile Verhaeren ist (im Mai 1855) in Belgien geboren. „Entre la France ardente et la grave Allemagne“ in dem Herzlande europäischer Kultur, — das am dichtesten bevölkert ist, nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Kulturen und gegensätzlichen Lebenskräften. Das Land, das die reine frühe Gotik eines Memling hervor gebracht hat, und die üppigste Spätfrucht der Renaissance, den Peter Paul Rubens, das Land der toten Städte Brügge und Ypern und des brausenden prunkenden Brüssel, das Land, in dem neben uralten und immer noch bewohnten Klöstern die modernste Eisen- und Kohlen-Industrie sich ansiedelt, und in dem neben einer alten und immer noch blühenden Agrikultur die großen Städte wachsen und wachsen. Aus dem Leben dieses Landes heraus sprechen seit ein paar Jahrzehnten Künstler von europäischem Ruf; die melancholischen Traumgestalten Maeterlincks und die riesigen Bergarbeiter Meuniers kommen aus diesem Lande. Verhaeren aber ist der, der alle Kräfte dieser reichen Erde zusammenfaßt, der den Traum vom Vergangenen und

* Im Insel-Verlag. Ein Band ausgewählter Gedichte, ein Band Dramen und ein Band Biographie.

die wilde Gegenwart besitzt, und deshalb mehr als beide bieten kann: Zukünftiges.

Die große Synthese, auf der heute sein Leben steht, ist Emile Verhaeren nicht im Traum geschenkt worden. Sein Leben ist so repräsentativ, sein Werk so bedeutend, weil es den ganzen Leidensweg der modernen Seele durchmisst und darstellt, weil es die Wasser aus allen Quellen aufnimmt, und durch einen furchtbaren Strudel führt, ehe es mit breitem Fluß dem großen Meere zugeht. Verhaerens erstes Versbuch heißt „Les Flammandes“: Da tauchte er unter in die Quelle von Kraft, die ihm sein heimisches Landleben anbietet, das Bauernleben, das die „alten Meister“ gemalt haben, die Verhaeren in seinem ersten Gedichte anruft. Und er folgt ihnen treu in die wilde Üppigkeit des geistlos vollen, breit aufstrumpfenden Leibes. Er schildert die Ruhmagd und die Kuh, die durch blühendes Land am hellen Morgen zur Schlachtbank geführt wird; er dichtet die fette triefende Buntheit der wühlenden Schweine und die reinliche Kühle der duftenden Milch im Steinfeller; er schildert die Stube „où les fils étaient nés, ou l'aieul était mort“ und er schildert die üppigen Mädchen beim Brotbacken, deren Schweiß in den breit gekneteten Teig hinabtröpfelt; und er schildert die Leichenbegängnisse und die „amours rouges“. Kein unchristlicheres Buch ist zu denken, als dieser üppig freie, scheinbar ganz hemmungslose Dienst des „idéal charnel“. — Und unmittelbar darnach erscheint Verhaerens zweites Buch „Les Moines“. Und hier ist alles eine romantisch verzückte (freilich ein wenig bewußte) Hingabe an das christliche Ideal. Die Seele ruht weltfern in klösterlicher Einsamkeit und schwebt auf den Schwingen mystischer Verzückung empor. Der Zug der Münche gleitet vorüber und der „moine doux“, „moine simple“, „moine sauvage“, „moine féodal“ zeigen in immer neuen Brechungen die Kraft christlicher Weltentrücktheit. Und zwischen allen Abbildungen aus dem Klosterleben stellen sich immer wieder die „Soirs religieux“, ein, wunderbare Gedichte, in denen nun auch die Natur als Symbol christlichen Fühlens erscheint — am schönsten vielleicht in jener wundervollen „Schneemesse“, da aus dem goldenen Hostienteller des Mondes die weißen Wolken ausgeteilt werden. Der letzte dieser religiösen Abende freilich sieht das Kloster liegen:

„Comme une châsse énorme, ou dort le moyen-âge“.

In solcher Wendung liegt schon ausgedrückt, daß die christliche Idee für Verhaeren keine Gegenwarts Gewalt mehr hat, daß er mit ihr nur spielt, ein schönes Spiel, das seinen wirklichkeitsfüchtigen Sinn auf die Dauer nicht befriedigen kann — — so wenig wie seine selige Sehnsucht sich dauernd an der schlichten Sinnelust der Bauern genügen läßt. Und so kommt die Krise, so kommt die zehnjährige Zeit kämpfender Verzweiflung — abspiegelt in den düsteren Gedichtreihen „Soirs“, „Les Débauches“, „Les Flam-

beaux Noirs“. Das ist die Zeit, von der es heißt: „Mes jours toujours plus lourds s'en vont roulant leurs cours“, das ist die Zeit, in der das ergreifendste Gebet entsteht, das neuere Dichtung hervorgebracht hat, jenes „Gebet“ zu dem Gott, an dem man nicht glaubt: „Und ich weiß dich Lüge und meine Lippen stehen doch auf zu dir“. — Es ist die Zeit, in der Verhaeren zwischen dem Schlummer verlorenster Melancholie und dem Wahnsinn wilder Selbstzerstörung schwankt. Das Land hat alle Heiterkeit für ihn verloren und die Städte sind ihm ein Sinnbild seiner inneren Öde: „O mon âme du soir ce Londres noir qui traîne en toi!“ Er ist so versenkt in den Schacht seines Innern, daß es ihm ergeht, wie dem Hofmannsthalschen Bergmann von Falun „Die Landluft widert mir, mir widert Seelust“. Bis zur Auflösung durchwühlt Verhaeren damals sein Inneres, um den Sinn dieser furchtbar entgötterten Welt aus sich herauszugraben. Er kann nicht, wie der verzweifelnnde Verlaine in den Schoß katholischen Glaubens flüchten — denn von dem kommt er ja her, der konnte ja seinen wilden Wirklichkeitsinn nicht mehr halten; aber trotzdem versinkt Verhaeren nicht wie der weiche Verlaine, dieser größte Poet der Auflösung. Er ist von härterem Geschlecht:

„Je suis le fils de cette race
 Dont les cerveaux plus que les dents
 Sont solides, et sont ardents
 Et sont voraces.
 Je suis le fils de cette race
 Tenace,
 Qui veut, après avoir voulu
 Encore, encore et encore plus.“

und im tiefsten Grund seiner Seele glüht schon damals durch allen Rauch und Qualm der Verwüstung in goldener Schrift der Wahlspruch seiner großen Natur: „La vie est à monter et non à descendre“. — Es ist der große Strudel der Romantik, in dem Novalis und Hölderlin versanken, in dem Henrik Ibsens Schiff leck wurde, und dem Friedrich Nietzsche sich nur mit dem Einsatz letzter Lebenskraft entrang. Verhaeren ist bis zum Grund getaucht, aber er kommt empor als ein blühender Sieger, ein gewaltiger Arbeiter, der mit dem Schlage eines Neunierschen Minierers die Fragenbilder ringsum zertrümmert und Licht und Luft hereinläßt. — Als Verhaeren das riesige Wort der Verzweiflung prägte „Je suis l'immensement perdu!“ da war (das hat sein erster deutscher Kritiker Johannes Schlaf schon sehr recht bemerkt) die höchste Gefahr bereits überwunden. In diesem Leidenswort kündigt sich eine innere Kraft, eine Größe des Selbstgefühls, die notwendig wieder zur Genesung führen mußte. Dies starke Ich ist zu eroberungslustig, um bis zum völligen Schwindel um sich selbst zu kreisen. Es muß Welt ergreifen und Welt beherrschen, es muß Wirklichkeiten um

sich herstellen und ordnen, es muß einen neuen Sinn aus sich heraus-
tragen.

Und so werden in Verhaerens nächsten Gedichten „Les villages illusaires“ die Dämonen, die solange sein Inneres verwüsteten, nach außen gebannt und gestaltend bezwungen. So entstehen die berühmten Gedichte vom „Regen“ und vom „Schnee“ und vom „Novemberwind“, die wie gespenstische Ungeheuer das Land überziehen; aber auch vom „Fährmann“ und vom „Glöckner“ wird jetzt schon gedichtet, von Menschen, die den Dämon selber im Leibe haben, den wilden Arbeitswillen, mit dem sie bis zum Tod den Elementen Troß bieten. Und auch schon jenes andere spukhaft weite Gedicht entsteht, dessen Held „Der Müller“ ist, der nicht mehr mit physischer Gewalt, sondern mit dunklem Wissen und grübelndem Willen der Welt Troß bot, so daß er noch über den Tod hinaus die Leute der Stadt in seinem Bann hält. — — Und nun steigt Verhaerens Geist in leuchtender Wiedergeburt auf, herrlich, dem Schicksal gewachsen und eines neuen Gottes voll. „Multiple-toi!“ wird seine Losung — und er vervielfacht sich, er saugt nun volle Welt in sich ein, und die großen Städte, die er einst entsetzt floh, weil sie ihm die müßte Sinnlosigkeit seines Innern zurückspiegelten, die sucht er jetzt auf. Nicht die Traumstätten vergangener Schönheit, nicht Brügge und nicht Florenz, die Arbeitsstätten und Marktplätze des neuen Lebens werden ihm Heimat: London, Brüssel, Berlin:

„In diese Städte, die mächtiger Schauer
Und die Flamme der roten Feste ummauert
Schließe dich ein,
Mein Herz, um groß und gewaltig zu sein!“

Nun wird der Lyriker der Großstadt geboren. Der Dichter der Fabriken und der Bahnhöfe, der Revolten und der Zingeltangel. Verhaeren ist nichts so wenig als ein naiver Spezialist, ein Dichterling, der in der Großstadt einen neuen Stoff und damit den Schlüssel wahrhaft modernen Lebens gefunden zu haben glaubt; aber er will „zur ganzen Welt“, er empfindet jede Religion jetzt als eine Feigheit, die nicht alle Stücke vorhandenen Lebens, alle! mitzuheiligen vermag. Und deshalb verehrt er die ungeheure Kraft, als deren Teil er sich jetzt empfindet, auch in der Riesenarbeit der Städte und spürt in all ihrer Häßlichkeit und all ihrem Unrat den Willen zu neuer Schönheit, die Sehnsucht zum Licht. „Jede Frage zeugt für den Gott, den sie entstellt“, sagt Richard Dehmel.

Von dem neuen Gott zu künden, den er erfahren hat, an den er nun glaubt, der keine versunkene Traumwelt, der diese ganz wilde und harte Wirklichkeit mit seinem Sinne durchseelt, das ist nun Verhaerens ganzes Werk. „Toute la Flandre“ erscheint jetzt neu in einer durchgeistigteren Fülle als in jenen Jugendgedichten, und die „Vielfalt des Glanzes“ erschließt

sich Verhaeren nun in allen Offenbarungen der natürlichen, wie der geistigen Welt. Er singt seine neuen Psalmen zur Verherrlichung der Denker und zum Ruhme des Windes, er berauscht sich an dem wachsenden, tragenden, schattenden Schicksal des Baumes und an der zauberhaften Herrschgewalt des Menschenwortes. Er fühlt alles Soziale und alles Geistige als das ganz organische Heraufwachsen und Reifen des Göttlichen, das aus Stein und Welle und Baum und Menschenleib heraus sich immer höheren Formen zuschwingt.

„Denn die Welt und mich
Ich kann sie länger nicht unterscheiden.
Ich bin selber das Laub, das dunkle Geäst,
Die Erde, auf deren Kieseln ich schreite.“

Es ist das kein Pantheismus des Ruhens und Sichgenießens, es ist ein Pantheismus der Pflicht und der Arbeit, der Glaube an den Gott, der sich schaffend vollenden will. Aus dem einsam verzweifelnden Romantiker ist der Mann des Tages geworden, der Tätige, der mit van der Stappen und van de Velde zusammen das Brüsseler Gewerkschaftshaus schuf. Ein Sozialist in weitestem Sinne des Wortes, einer, der in den neuen Bindungen und Organisationen den neuen Hinaufweg des Geistes mittert, der alle Menschen geeint fühlt durch die göttliche Geburt im Geist, und der dem christlichen Leidensgebot der Nächstenliebe den glühenden Ruf entgegenstellt: „Admirez les uns les autres!“ So tragen seine brausenden Hymnen ein neues Einheitsgefühl, einen neuen Sinn, eine neue Religion in die Welt, so weckt und ruft er die Menschen und führt sie — „vers la joie!“

Dies ist Verhaeren, der Mann und das Werk, und für diese beiden mit aller Kraft der Begeisterung in Deutschland erworben zu haben, ist ein Verdienst Stefan Zweigs, das noch immer groß genug wäre, wenn nicht zugleich eine Übersetzungsleistung zustande käme, die mir allerersten Ranges zu sein scheint. Die neuen und verwegenen Rhythmen Verhaerens sind mit innerstem Gefühl nachgebildet, die Fülle seiner Reime und Assonanzen (auf die z. B. die Georgischen, allzu Georgischen Nachdichtungen in ganz irreführender Weise verzichten) ist der deutschen Sprache abgerungen. Und wenn es auch bei einem so großen Werk Trockenheiten, Schwächen, Entgleisungen gibt, es ist eine große Reihe von Gedichten entstanden, die wunderbare deutsche und doch durchaus nicht Zweigsche, sondern Verhaerensche Dichtungen sind. Eine ganz kleine Nuance an Härte, Einfachheit und Unruhe wird man vielleicht zu den Zweigschen Sprachgebilden hinzudenken müssen, um die rechte Verhaeren-Vorstellung zu erhalten. Das ist der Rest, ohne den zwei verschiedene Individuen wohl überhaupt nicht zur Deckung zu bringen sind. — Die Monographie, mit der Zweig seine Übersetzerarbeit begleitet, ist ganz durchglüht von einer schönen Begeisterung, die

sich am Werke Verhaerens entzündet hat, und sie wirft helles Licht auf den Weg und das Werk des Mannes. Im einzelnen geht sie mir in ihrer natürlichen Freude zu bejahren zu weit. Denn nun, wenn man begriffen, gepriesen hat, was hier an menschlichen Werten für unsere Zeit aufgespeichert ist, wird man auch nach den Formen fragen dürfen, in denen uns diese Inhalte gereicht werden. Man wird danach fragen dürfen, ob Verhaerens Worte etwa nur Schalen sind, in die ein großer Geist sich gegossen hat, um den Durstigen der Zeit gereicht zu werden, Schalen, die einmal leergetrunken, fünftigen Geschlechtern nichts mehr bedeuten, als höchstens Zeichen, Überreste eines großen Mannes, — oder ob diese Worte unlösliche Teile eines Kunstwerks sind, atmende Leiber einer gesichtervollen Seele, lebendige Wesen für alle Zeiten. Diesen Rang, den Worte nicht als Werkzeuge des Willens sondern nur als Ausgeburten eines rhythmisch organisierten Erlebens erhalten, möchte Zweig allen Arbeiten Verhaerens zusprechen. Er erfindet sogar lieber eine neue rhapsodische Gattung des Dramas, ehe er Verhaerens Drama ästhetisch preisgibt. Obschon dramatische Form nichts ist und sein kann, als Ausdruck für die Tatsache, daß einem Dichter der redende und handelnd bewegte Mensch zum entscheidenden Erlebnis ward! — während Verhaeren in seinen Stücken blasse Figurinen konventionell zueinander biegt, um Vorwand für große lyrische Ausbrüche rein kosmischen Gefühls zu haben. Diese Ausbrüche können, wie der Schluß der „Helena“, hinreißend genialer Natur sein, — das ändert nichts an der Tatsache, daß sie einem langweiligen Mechanismus statt einem lebendigen Kunstwesen angehören. Es geht nicht an, jeden Teil des Verhaerenschen Werkes als ein in sich notwendiges vollkommenes Kunstwerk zu preisen. — Aber noch viel weniger kann man jenes mitleidige Kompliment gelten lassen, mit dem die Ordentlichen an diesem mächtigen Manne vorbeizukommen hoffen. Dieser Verhaeren sei gewiß eine sehr sympathische und interessante Persönlichkeit, nur eben leider kein Dichter; womit sie sich jeder Pflicht weiterer Anteilnahme entheben. Nun, diese Ausflucht (die ja auch herausbekommen hat, daß Nietzsche kein Philosoph ist) gilt in keinem Falle, sie hat aber hier nicht einmal eine relative Berechtigung. Verhaeren ist ein Dichter! er hat (um von den hellen und scharfen Impressionen seines Anfangs, die zum mindesten dem besten Durchschnitt jener Epoche ebenbürtig sind, zu schweigen) in der schlimmen Zeit seiner romantischen Dekadenz Wortbildnisse menschlichen Leidens geschaffen hat, die — kriegerischer und männlicher im Ton — an Geschlossenheit und Kraft der Vision und der musikalischen Gewalt den berühmtesten Stücken Verlaines ebenbürtig sind. Ich denke an jenes „Gebet“, das ich schon nannte, an den schmelzenden Sehnsuchtsston der „Begenden“, an das erschreckende Nachtgesicht der „Uhren“ mit seinem rückisch polternden spukhaften Rhythmus, an das todmüde Verlöschen im

Bilde der „Mühle“, und an die wilden Schreie des Gemarterten in der „Dornenkrone“ und in „Fernab“. Dies sind Meisterwerke eines großen Dichters: Gefühle und Worte sind nur eine Geburt. Und als sich nun aus dem Zusammenbruch der Prophet der neuen Welt erhebt — „Poète venu trop tard, pour être prêtre“ — da ist nicht etwa die Kraft des Dichters verschwunden. Hauptstücke, wie die furchtbare Vision der „Auswanderer“ (dies zeitlose Monument von der Aufsaugung des Landes durch die Stadt), wie die Dichtung vom kosmischen Schicksal des „Baumes“, oder der in einheitlich reiner Melodie hiaraufschende Psalm an die „Freude“ sind ganz vom Gefühl, vom inneren Gesicht beherrscht. Und jenes Lied vom Tode, das noch unübersetzt und kaum übersetzbar in „La Multiple Splendeur“ steht:

„Triste dame, mon âme,
De quel séjour de deuil et d'or,
Viens-tu, ce soir, parler encor,
Triste dame, mon âme?“

reicht sich vielleicht nicht unwürdig neben das Lied, das Goethe von dem ewigen Leben sang, das wir den Tod nennen.

Der Dichter Verhaeren ist nicht tot. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er in vielen seiner neueren Lebenspredigten nur noch an dienender Stelle steht. Der Wille, der zielende Gedanke herrscht vor. Ein leidenschaftlicher Geist der Überredung baut den Plan nach rethorischen Gesetzen; der Dichter darf wohl noch einzelne Vorstellungsfolgen mit visionärer Kraft zu zauberischen Wortgebilden ausprägen, aber das Ganze organisiert nicht mehr die sinnliche Vision, sondern die planvolle Meinung. Zeilen wie:

„Immer fördert die ganze Welt
Mit ihren tausend unnenbaren Einzelzwecken
Den großen Willen, der sich bemüht,
Eine Ahnung der Zukunft für sich zu entdecken,“

oder um ein Beispiel in der Sprache des Originals zu geben:

„Descartes et Spinoza, Leibniz, Kant et Hegel,
Vous les cerveaux armés pour un oeuvre éternel,
Dites, en quels étaux de logique profonde,
Vous enserriez le monde
Pour le ployer et le darder vers l'unité?“

solche Zeilen sind in der Tat nicht Beispiele für die prosaischen Entgleisungen eines Dichters, es sind die Wendungen eines großen Redners, dem der Rhythmus nur ein wirkungssteigerndes Mittel ist, nicht der Körper, in dem sein Werk auf die Welt kommt, und der deshalb Teilinhalte seines Leitgedankens in diesen Rhythmus zwingen kann, die an sich ohne jede gefühlweckende Kraft sind. Diese Mischung von Redner und Dichter, Schriftsteller und Sänger, ist allerdings nicht eine neue Überform der Poesie, wie konfuse Köpfe meinen mögen, es ist eine Übergangsform, eine Kampfform, in der

ein inbrünstiger Wille erst predigend eintritt für jenes neue Leben, dessen reine und selbstverständliche Erfahrung dereinst wieder zu geschlossenen, ganz vom Gefühl getragenen Kunstwerken führen muß. Solche Kunstwerke sind dem Emile Verhaeren zuweilen schon gelungen, seine großen ergreifenden Predigten gehören nicht dazu.

Aber neben diesem großen Prediger lebt heute noch der reine Poet Verhaeren. Ein deutscher Verlag brachte unlängst die Erstausgabe eines französischen Versbuches „Emile Verhaeren. Les heures du soir“ (Insel-Verlag, Leipzig). — Diese Gedichte, denen schon die „lichten-“ und die „Nachmittags-Stunden“ vorausgingen, sind Verhaerens Dank, an die Frau „die an seiner Seite lebt.“ — Im ganzen Lebenskampf, den Verhaerens Werk abbildet, spielt die Erotik keine Rolle — hie und da ist sie als Objekt gestaltet, wie Feuer, Sturm und Frost, nie als herrschende Gewalt mächtig. Nichts unterscheidet diesen Dichter mehr von allen europäischen Kunstgenossen. Aber nun gibt er Gedichte der Ehe; am Abend lobt er das Haus, das ihm die Liebe erbaut hat, die verbindende, segnende, Dämonenbannende. Und er spricht von den „simples choses“, von der gefühlten Nähe der Frau, die im Nebenzimmer waltet, von einem gemeinsamen Gang durch abendliche Gärten — und von der tiefsten Gefährtschaft — über den Tod hinaus. Und er spricht mit einer Stimme, die so voll überirdisch klarer, sternenhaft reiner Musik ist wie Beethovens letzte Stücke. Und sein Auge dringt so vom kleinsten, nächsten ins Unendliche wie des alten Goethe Blick. Dies ist wahrlich ein Dichter.

Nun könnte man sagen: nur noch im Nebenamt ein Dichter! Als Prophet neuer Kulturen aber doch wohl mehr ein Rhetor — ? — Mit all diesen ästhetischen Vorbehalten ist aber der geistesgeschichtlichen Bedeutung, der kulturellen Sprengkraft des Propheten Emile Verhaeren kein Lot abzumessen. Dieses Mannes Lat ist größer, als irgendeines seiner einzelnen Werke. — Es ist nicht lange her, da hatte ich mit Richard Dehmel, der seinem Kulturwillen nach vielleicht Verhaerens nächster Verwandter unter den Deutschen ist, ein Gespräch über diesen Dichter. Dehmel hatte Lust, bei allem hohen Respekt, den Belgier aus der Liste der dauernden Dichter zu streichen. Ich wehrte mich, und während er einigermassen meinen Gründen und Beispielen wich, ward ich meinerseits durch seine Worte zu einer weit vorsichtigeren Fassung des eigenen Urteils gezwungen. Plötzlich aber brach Dehmel mit einer jener großen kriegerisch-feierlichen Geberden, die ihm eigen sind, das ästhetische Gespräch mitten durch und rief: „Aber das ist ja alles ganz einerlei, er ist eben doch einer von den paar wirklich großen Geistern, die es heute gibt, einer der weiß, worauf es ankommt, einer der mehr will, als Gedichte machen: Menschen bilden!“ — In hoc signo vinces, Verhaeren!

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Das Interview ist eine unerschütterliche Einrichtung des öffentlichen Meinungsbetriebs geworden; und es gibt kaum noch einen Esel von irgendwelcher Notorietät, dem nicht Gelegenheit geboten wäre, sich ausfragen und als Kulturstütze beglaubigen zu lassen. Der Gedanke, dem die Einrichtung dienen sollte, war ursprünglich gut. Es gibt zwar kein Ding zwischen Himmel und Erde, von dem die Redaktionsweisen nichts gehört hätten, aber doch so manches, vor dessen Begutachtung ein letzter Rest von Handwerksgeissen sie zurückhält. Um also die mitleidlos aufgepeitschte Neugier des Publikums zu befriedigen, wurde es Sitte, in allen Einzelfällen abseitigen Geschehens die Fachorakel zu befragen; sie kostenlos zur Verbreitung von Aufklärung, Kultur und Geschmack mitarbeiten zu lassen: bis schließlich die Konkurrenz, das Fieber des Kundenfangs, die Reklame und die Eitelkeit aus der verständigen Einrichtung eines der stinkendsten Zeitübel machte, sittenverderbender als die meisten derer, die mit den sogenannten schmutzigen Gewerben zusammenhängen. In Wien und Paris wagt es kaum noch eine „bessere“ Zeitung, von dem (zwischen Bett und Tür geschenehen) Weinbruch einer beliebten Bühnenkafette Mitteilung zu machen, ohne die erschreckten Leser über die anatomische Lage an der Unglücksstelle durch den Univerfitätstherapeuten aufklären zu lassen. . . Die gescheiten und charaktervollen Journalisten sind über den Unfug erbost, zumal seit er das Stammiland der Publizistik durchseucht, also in das eigensten Gebiet ihrer Fachverständigkeit eingedrungen ist, ohne der Aufklärung zu dienen. Selbst in den Ländern einer schrankenlosen Öffentlichkeit des politischen Lebens hüten sich die Inhaber der politischen Gewalt und Maschine, dem Ausfrager von ihren Einsichten und Absichten mehr zu verraten, als ihre unmittelbaren Zwecke fördert; was sie sagen, dient nicht zur Aufklärung, sondern zur Verdunkelung und Irreführung der öffentlichen Meinung; und was sie auch auf der Parlamentstribüne und in ihrer Parteipresse verschweigen, werden sie auch Schmock nicht enthüllen. Was übrig bleibt, ist meist von frechster Gemeinpläglichkeit, durch Schlaueheit oder Eitelkeit ins Fragenhafte umgebogen. Die paar Journalisten, die wirklich gut informiert sind, erhalten ihre Aufklärungen hinter verschlossenen Türen und müssen sich Vertrauenswürdigkeit täglich durch ihre Diskretion neu verdienen. Aber nicht einmal sie machen große Publizistik. Die ist stets noch auf dem eigenen Acker gewachsen.

Nun mischt sich unter die Schmöcke, die aus dem Ausfragen ihre Spezialität gemacht haben, ein ehemaliger Philosophie-Professor, der in seiner hurtig aufgekauften Zeitschrift (Geld ist doch keine Chimäre!) die in Nord und Süd, Ost und West zerrissene Menschheit schnell zusammenleimen möchte. Es „gilt“, die anglo-teutonische Krankheit zu heilen; und die

Apotheke liefert kein besseres Mittel als dieses: zwanzig Prominente von hüben und von drüben um ihre Gutachten anzugehen und dann nach Hegels dialektischer Methode schnell die papierne Brücke zu zimmern. Wenn Papier, Geschwätz und mit der Mühe in der Hand eingehandelte gute Gesinnungen imstande wären, reale oder als real empfundene Gegensätze auszugleichen, dann müßte die anglo-deutsche Brüderschaft heute engelgleich sein. Seit dem Burenkrieg, seit den Tagen, da Chamberlain umsonst seine Bündnisvorschlüge machte, ist die Krankheit bedrohlich akut geworden; was an gutem Willen von den Draußenstehenden, vermutlich auch von den Gewaltinhabern, aufgeboten wurde, um den Brand zu löschen, hat in der Weltgeschichte nicht seinesgleichen. Jeder Geschäftstrottel oder Tintensink kennt heute die Motive der anglo-deutschen Rivalität und ihre Folgen; weiß, daß als der Weisheit letzter Schluß die europäischen Großmächte ihre Freundschaften, ihre Wehrverfassungen, ihre Staats Haushalte so einrichten, als ob der Konflikt unvermeidlich wäre. Nie war, seit dem russisch-türkischen Krieg, die europäische Politik in so labilem Gleichgewicht wie heute, die Brände an der Peripherie, in Marokko, in Tripolitaniën, in Albanien, greifen nach unseren nächsten Zentren über; und wenn heute England seine Mittelmeerstellung revidiert und den italienischen Größenwahn seinem maritimen und kolonialen Größenwahn überläßt und in Persien und China den Russen den Vortritt läßt, so ist . . . Deutschland die letzte Ursache. Wer wüßte das nicht? Können Großbänker, wie die Herren von Speyer (ein in den englischen Ritterstand erhobener Frankfurter, der Begründer einer auch in Wallstreet mächtigen Bankdynastie von internationaler Geltung) und von Gewinner, können ein paar der Interviewbelästigung zugängliche Professoren, Literaten, Parlamentarier und Exminister Neues sagen? In der That, sie sagen nichts Neues; sie haben anderer Orten so oft das Gleiche gesagt, daß wir an der Fadedheit der Wiederholungen ersticken; aus manchen der mit schrill tönender Reklame aufgetischten „Gutachten“ klingen unsagbar leere Schälle; die Ehtlicheren winden sich vor Verlegenheit, weil sie doch nicht ein noch aus wissen; und nur aus dem, was Herr James Arthur Dalfour sich entlocken ließ, dringt ein Hauch besonderer Menschlichkeit: weil er nicht posiert, mehr zu wissen, als die anderen längst wußten; anders zu fühlen, als die liberalen und aus Grundsatz und Programm bekannlich ja zu Pazifismus und Abrüstung verpflichteten Kabinettsmitglieder durch — ihre Thaten verraten.

Der Hansabund hat sich mit dem üblichen Nachdruck seinen dreijährigen Bestand in Blüte und Gesundheit bestätigt. In seinem Vorsitzenden, dem Geheimrat, Universitätsprofessor und Bankdirektor a. D. Nießer, haben sich die Künste der Plattformrhetorik inzwischen wundervoll entwickelt; durch den dicken Nebel schwankender Allgemeinbegriffe führt er nun seine Mannen so zielsicher, daß sie schließlich sämtlich glauben, sie wüßten, was sie wollen. Aber

wir anderen, wir wissen es leider noch immer nicht. Als er gegründet werden sollte, sagte mir einer von den beratenden Notabeln, der aufgefordert war, sein geschichtlich glänzend orientiertes Gehirn dem nationalen Werk zur Verfügung zu stellen: da sehe ich den erträumten großen Freihandelsbund, sehe ich eine deutsche Antikornzolliga heranwachsen und in Herrn Rießer aus Berlin eine dem Richard Cobden aus Manchester ähnliche Monumentalgestalt sich entwickeln. Und ferner: einen Umweg zur sozialen Demokratie; zur Westeuropäisierung. In der Tat: so konnte, so mußte die Idee, das letzte Ziel des Bundes aufgefaßt werden. Einem Lande, das immer entschiedener Arbeit gegen Boden zu tauschen gezwungen war, schien nach historischen Analogien kein anderer Weg gangbar. Von selbst gegeben war die Stellung gegen die Agrardemagogie; der Einspruch gegen die traditionelle behördliche Einschätzung der kaufmännischen und gewerblichen Erwerbskreise als Stände von notwendig paritätischem Charakter; der Anspruch auf Anerkennung als produktive Stände erster Ordnung; das Verlangen, die Verkehrs politik und Verwaltungspraxis auf tauschwirtschaftliche Bedürfnisse einzustellen, sie ihnen unterzuordnen. Nebenher liefen Aufwallungen des Selbstbewußtseins; stolze Hinweise auf Resultate, auf Wachstümer, auf Mammutziffern. Aha, sagte man sich, „das“ Bürgertum ermannt sich; die Stadtkulturträger, die besitzenden und genießenden wenigstens, holen nun zum letzten Schläge gegen den agrarischen Feudalismus und ihre offiziellen Schutzgeister aus; nach der ideellen Epoche des deutschen Bürgertums, der schnell in sich versunkener, kommt nun endlich die politische, die nicht anders als die individualistisch-liberale sein kann. . . . Gleich von Anfang aber verströmten arge Nebelhaftigkeiten und die Tendenz zur Verdunkelung vorhandener Gegensätze innerhalb des Aufgebots. „Das“ Bürgertum sah bunt genug aus. Hochfinanz und Großindustrie gehören freilich zusammen, sie saßen auf goldenem Boden beieinander; aber die Mittelständler und die Großkaufleute, die kümmerlich vegetierenden Kleingewerbler und die kaufmännischen Angestellten, — ein Blick in diese allerbunteste Schüssel erregte Schwindel. Aus Rießers Worten wehte der Stolz des mobilen Kapitals, das wirtschaftsorganisatorisch wirkt; das Selbstbewußtsein des Kapitalverwalters, der nun die Zeit gekommen glaubte, seinerseits zu schreien: Der Staat, das bin Ich. Im Grunde der älteste Liberalismus von manchesterlicher Färbung; nur mit vom Erfolg geschwellten Lungen und Kräften. Daneben wurden die würdigen Obermeister als Statisten und Possenfiguren empfunden. Welche Gleichberechtigung wollten die? Sie brauchten Schutz vor dem Großkapital; aber das fraß sie auf und sagte ihnen deutlich-objektiv, der gewerbliche Zwergbetrieb hätte kein wirtschaftliches Daseinsrecht. Nun hat man drei Jahre protestelt und sieht sich nun, um die disparaten Elemente zusammenzuhalten, zu einer sehr wesentlichen Revi-

sion der Richtlinien gezwungen. Man will monarchisch-konstitutionell sein; — der Bund war als unpolitischer gedacht. Man will mit Entschlossenheit gegen die Sozialdemokratie Front machen; — und wegen der neutralen Haltung gegen die Sozialisten kriselte es während des Wahlkampfes und die schwere Industrie schied aus. Man will die Steuerung beseitigen helfen (und dadurch die Lohnkrisen verhindern); — und nimmt kleinlaut bescheiden gegen die Erhöhung des Zolltarifs und dessen lückenlosen Ausbau die wohlbekannte „entschiedene Stellung“. Wenn man dies Resultat mit den flammenden Hoffnungen vor drei Jahren vergleicht: was entdeckt man da? Ein kleines, zart nationalliberal erglühendes Feuerchen; ein Lärmen, um die Kriegskasse einer starkbedrohten bürgerlichen Mittelpartei auf dem Umwege einer überparteilichen Stiftung zu füllen. Ich bewundere die Anspruchslosigkeit der Zeitgenossen, die aus dieser Quelle ihre deutschen Hoffnungen schöpfen.

Su der französischen Deputiertenkammer fordert, an der Stätte seines großen Ruhmes und dem Geburtsort seines großen Lebensfels, die Regierung einen Kredit von dreißigtausend Franken, um Jean Jacques Rousseau zu seinem zweihundertjährigen Geburtstag zu huldigen. Maurice Barrès, der Romantiker unter den Nationalisten, spricht als Abgeordneter dagegen: wie es die Pflicht seiner Überzeugung ist. Viviani, der frühere Arbeitsminister, ein Sozialist von ungewöhnlich feiner und allseitiger Kultur, widerlegt Barrès; und widerlegt ihn, vom Standpunkt seiner Partei und seines Menschthums, glänzend; mit einer Fülle wahrer Einzelbemerkungen und mit wirklich empfundener Dankbarkeit, die ausreichen, um über das Fragenhafte, krankhaft Verzerrende, kindisch Unreife in Rousseaus Leben und Treiben hinweg ein positives Verhältnis zu seiner Gesamtleistung zu gewinnen und die Nachwirkung eines Mannes, der die „Menschenrechte des Kindes“ entdeckt hat, als wohlthätig zu empfinden. Aber ist es darum erlaubt, einen Mann wie Barrès, einen Dichter von sehr begabter Absonderlichkeit, der unter den Blendungen seines antiquarischen Romantizismus in ein politisches Sumpfland verlockt wurde: ist es erlaubt, daß der deutsche Schmock Barrès als Idioten und bössartigen Besudler internationaler Heiligtümer unserem Publikum verächtlich macht? Auch Männer wie Laine, schließlich doch kein Finsterling, hatten für Rousseau gemischte Gefühle; und wenn auch bei dieser Verwertung die Subjektivität dieses großen Ordnungsmenschen mitspricht, so bleibt auch für den Zustimmungenden in Rousseaus Leben und Schriften genug, was hinuntergewürgt, weggewünscht, weg-erklärt werden muß. In einem gebrechlichen und häßlich geformten Gefäß brannte eine helle Flamme, glühte eine heilige Sehnsucht; an diese halten wir uns, um ein Symbol zu haben für das große Ziel, Staat und Gesellschaft so umzubauen, daß ein Leben in Züchten und Güte auf diesem Planeten sich ermöglichen läßt. . .

U n m e r k u n g e n

Frankfurter Zeitung

Nicht alle „Organe“ der öffentlichen Meinung verdienen, daß man ihre Jubiläen mitfeiere; wahrhaftig, nicht alle.

Was gehen uns ihre durch zähe Lebensdauer bewiesenen guten Geschäfte an? Fast alle kuppeln sie der mittleren Empfänglichkeit. Ihre Kraft liegt in ihrem charakteristischen Parasitentum; ihr Heroismus in der Fähigkeit, Launen, Schwächen, Feigheiten, Gedankenlosigkeiten der Massenpsychie geschäftlich auszubeuten. Ihre Tugenden haben den fatalen Geruch der guten Gesinnungen und der Einjährigenbildung. Was gehen uns die Jubiläen dieser öffentlichen Meinung an?

Wenn die „Frankfurter Zeitung“ ihren fünfzigjährigen Geburtstag feiert, so ist das freilich in ganz positivem Sinn eine öffentliche Angelegenheit. Während ihrer ganzen Existenz hat sie zwar nicht immer ein leichtes und bequemes Leben, wohl aber stets einen guten Geruch gehabt. Bescheiden, als „Frankfurter Geschäftsbericht“, erblickte sie am 21. Juli 1856 das Licht, das zuerst nur Finanzleuten und anlageseüchtigen Kapitalisten die Wege zum Reichthum weisen wollte. Aus dem Bericht wurde bald die „Frankfurter Handelszeitung“; und diese politisierte sich naturgemäß sehr bald. Die elenden Zustände der Kleinstaaterei, die hoffnungslose reaktionäre Trübsal und die subalternen Praktiken der Bureaukraten trieben den Kaufmann, den Industriellen, den Handwerker in die Politik und meist in die Opposition. Seit dem 16. November 1866 trägt Leopold Sonnemanns Gründung den Namen: „Frankfurter Zeitung“. Zwei

Jahre vorher hatte Franz Ziegler an Arnold Ruge geschrieben: „Es ist wahr, daß eine große demokratische Zeitung, wenigstens im Format der *Röllnerin*, in Deutschland Glück machen würde.“ Die Frankfurterin ist fast bis auf diesen Tag die einzige große demokratische Zeitung Deutschlands geblieben, und wenn sie ihr Glück gemacht hat, so hat sie es durch ihre Leistung verdient. In ihr lebt noch der Geist, der in der Paulskirche sich regte; in ihr leben noch die achthundvierziger Traditionen unverkümmert fort; in ihren Spalten klingt das alte Bekenntnis zum reinen Rechtsstaat heute noch, im Zeitalter der machtstaatlichen Wühlereien und Imperialismen, so überzeugend wie vor sechzig Jahren. Der alte, vornehme, solide, allen Windbeutelnden Geistreicheleien abholde Sachwille schreibt da die Chronik. Sie ist inzwischen unendlich reicher, umfassender, sie ist im eigentlichsten Wortsinne weltumspannend geworden; die ungeheure Vielheit der öffentlichen Interessen muß natürlich auch hier „bedient“ werden und an den kleinen Kehrichthaufen der überflüssigen *faits divers* darf es nicht fehlen; doch überwiegt das Referat, die Information, das männlich charaktervolle Urtheil. Es schlug offenbar dem Blatte zum Segen aus, daß ein Kaufmann Gründer und Leiter des Blattes wurde, — freilich ein vielseitiger, gebildeter, vom Drang zu schöpferischer Politik befeelter und früh mit der Publizistik verflochtener Kaufmann, den nicht zufällig ein reger Geschäftstrieb in das journalistische Unternehmertum verschleppte. Dieses, das journalistische Unternehmertum, kennen wir leider nur zu gut; die öffentliche Meinung als Geschäft und in den Händen

der übelsten Plusmacher ist das korrupteste Faktum unserer gesellschaftlichen Gegenwart. Bei Sonnemann lag der Fall anders; es läßt sich aus der Geschichte seiner großen Gründung ganz evident machen, daß den blutjungen Chef eines aufblühenden Bankhauses im wesentlichen politischer und publizistischer Ehrgeiz zum Zeitungsgründer machte. Er hatte deshalb neben dem untrüglich praktischen Blick, der für den Ausbau des Handelsteiles entscheidend wurde, auch Verständnis für die Wichtigkeit unverrückbarer bestimmter Ideen und Überzeugungen; für den Begriff der Mission, der politischen Tendenz, für den Wert der Haltung. Und während ringsherum, besonders seit Bismarcks Dekadenz und mit Anbruch des jungkaiserlichen Regimes, die bürgerlichen Blätter (die sozialdemokratischen sind, in Deutschland, kaum lesbar; als Leser ist ausschließlich der Arbeiter gedacht) sich im allgemeinen Teil amerikanisierten, im Feuilleton zu franzöfieren oder zu verwienern (ach Gott!) suchten, meidet die „Frankfurter Zeitung“ mit Beflissenheit den modischen Geist des Sperrdrucks und das sonstige anreißerische Gehebe der modernen — Verzeihung — Zeitungsaufmachung. Es geht auch so.

Es war ein guter Gedanke des Verlags der „Frankfurter Zeitung“, ihre Geschichte von 1856 bis 1906 nun auch als Volksausgabe, vermehrt um einen Abriss der Vorgänge bis 1911, allgemein zugänglich zu machen. Da spiegelt sich die wunderbar krause Fülle, die wir Geschichte nennen, mit erfrischender Einseitigkeit. Die Ideale der bürgerlichen Freiheit, der Interkonfessionalität, der Humanität, des sozialen Ausgleichs sind in der Formulierung der liberalen Demokratie sicher nicht die tiefster denkender und forschender Menschen; aber als lebendiger Glaube haben sie sich stets noch bewährt und besitzen noch heute die Eigenschaften eines guten politischen Scheidewassers. Es ist darum amüsant zu sehen, wie sich in der großen Anonymität dieser Redaktion (so

mancher Redakteur hatte einen vorzüglichen Namen, ich nenne nur Max Wirth, Kolb, Karl Bücher) die Geschichte unserer Zeit darstellt; ich lese diese *chronique raisonnée* der Zeitungsmänner lieber als so manche gelehrte Arbeit. Auf das Kapitel: Bismarck contra „Frankfurter Zeitung“ verweise ich nachdrücklichst. Der kaiserliche Gewaltmensch hatte den Staatsanwalt auf die süddeutsche Demokratinnen geheßt, die mit höchster Energie, aber größter Loyalität seit dem Sozialistengesetz Opposition machte. Er suchte sie zu zerschmettern; ihre Ehre, ihren Nationalstolz zu bemakeln; ihren Verschleiß einzuengen. Umsonst; ganz blinden konnte selbst ein Bismarck die Justiz nicht. Kaum je trat seine despotische Intoleranz so nackt hervor. Man lese die Reichstagsrede nach, in der Bismarck die ehrenrührigsten Andeutungen gegen die Zeitung erhebt, mit ihrer aus hemmungslosem Haß gebornen Kunst des Verächtlichmachens, mit der selbstherrlichen Entbindung vom Beweiszwang, mit ihrem wild sprühenden Strom autoritärer Ungebärdigkeiten und ihrer Verdunkelung sonst herrschender Rechtsgewohnheiten: man steigt da zu den letzten Quellen des Menschen hinab. Da haben wir die Fäkalien des großen Einäugigen, von denen die Bismarcklinge sich nähren.

Martin Beheim

Briefe vom Land *

Ein Roman trägt diesen einfachen Titel. Es ist das erste Buch eines ausgewachsenen Schwaben, des Hans Heinrich Ehler aus Mergentheim. Wädrick vollzog einen Teil seines Lebens in dieser Gegend und in den „Briefen vom Land“ taucht er gerne auf, wie ein feuriges und fernes Geheimnis, wie eine Festlichkeit der Menschen — ein menschgewordenes

* Briefe vom Land. Roman von Hans Heinr. Ehler, Verlag A. Langen.

Orplid. Aber sonst ist lauter Ehrler in dem Buch Seine Geschehnisse sind dürftig. Ein Mann, der schon die Jugend hinter sich hat, verläßt die Stadt, um eine Frau zu verlassen, die er liebt und die ihn liebte, trotzdem sie an einen andern gebunden war. Er sinkt in die Einsamkeit des Landlebens und findet sich auf einmal in ihm umstrahlt von Güte, Wärme, Reichtum, Kampf, Lust, Zukunft. Er erlebt die Natur, wie ein inneres Drama, wie ein zartgewaltiges Schicksal, das sein ganzes Gewesensein, seine Gegenwart und seine Zukunft in eins faßt und ihn klärend der Verlassenen süßer denn je bindet. Da verläßt auch sie die Stadt und sie runden einander ihr glückliches Schicksal.

Das wird in Briefen gesagt, in Briefen von Köstlin an sie, in Briefen vom Land. Man mag mißtrauisch sein. Aber es ist nicht langweilig. Es ist schön, warm, fast heiß, trotz Ruhe und Sanftheit. Denn dieses kleine Werk hat das eine Große: es ist kein großes, doch ein langsames und eindringliches Gewordensein in ihm. Während das Land die Reiche seiner reinen Wälder, seines reinen Sees, seiner reinen Wiesen aufschließt, kämpft Seele um Seele mit inbrünstiger Gedämpftheit, zieht die eine das Tiefste und Unberührteste, was sie hat, aus ihrem Dunkel herauf und wirbt um die andere. Sie wirbt um sie, so schön und zart, wie eine Wiesenblume zum Ansehen ist. Ein ganzes Leben steigt mit feinem Stolz, mit keuschlicher Innigkeit und zärtlicher Naivität aus dem Brumen dieser schwäbischen Phantasie und setzt sich ein mit seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart und mit allen sichtbaren und unsichtbaren Zusammenhängen. Die ganze Natur wird mit in den Kreis dieses Werbens gezogen: Alle Dinge der Erde stehn in einer Atmosphäre oft von fast sinnlicher Liebe, glanzumflossen, tiefstimmig und erregt umstreichelt. Sie empfangen Freude und Trauer, Liebe und Tod. Der Mensch aber ist nicht anders

wie sie. Er ist nur die wunderbare Pflanze, die „das Herz“ hat.

Aber dieses Buch ist keineswegs ein Abwenden von Mensch und Leben. Es ist vielleicht eher ein neues Erfassen des Menschen aus der ganzen Natur heraus, und die Briefe des Helden Köstlin kommen aus einem Leben, das mit der Wirklichkeit auf gutem Fuß steht. In der sanften Eindringlichkeit seiner Geschehnisse liegt ein tausendfach verankertes Wachstum, ein Wachstum, das ursprünglich ist, wie ein Grashalm, der mit Wurzeln, Schaft, Knoten, Blatt und Blüte nacheinander und doch zu einem Ganzen wurde, voll Verehrung vor Sonne, Regen, Nacht, Wind und seinen Brüdern, edel in seiner Bescheidenheit und groß in seinem Mikrokosmos.

Norbert Jacques

Ein Meister der Beschränkung

In der Schweiz zwischen Thur und Töss, zwischen Dorf, Feld, Weiler und Wald lebt der Bauer Alfred Huggenberger. Er ist jetzt 44 Jahre alt, hat daheim bei den Eltern und dann im eignen Heimwesen gearbeitet wie jeder Knecht. Aber sein Boden hat ihm doppelte Frucht getragen. Neben seinem Korn wuchsen ihm farbige Träume empor, Blumen, schattende Büsche und fruchttragende Bäume, selbem Boden entwachsen wie sein Frontwerk; gleicher Art mit ihm an Wirklichkeit und Frische, und doch eben Träume. Träume eines Dichters. Denn Huggenberger ist ein Dichter. Nicht nur ein Anempfänger. Vielleicht ist in der Neugier, mit dem wir einen Bauern betrachten, der wirkliche künstlerische Kunstwerke hervorbringt, etwas Sensationslust; vielleicht auch ein wenig von dem Schauer, mit dem man Kaspar Hauser Alltagsmensch werden sieht. Man hofft das Mysterium des Schaffens könnte sich lüften bei der Betrachtung Eines, der nicht aus Nachahmung, oder aus Seh-

sucht nach ästhetischer Wirkung zu dichten beginnt, wie die mit städtischer Kultur gesättigten, sondern den etwas Ursprünglicheres in die Ausnahmestellung hinein-zutreiben scheint.

Wenn man ihn selbst hört, so ist der Vorgang seines Erwachens zum Dichter ziemlich nüchtern gewesen. In einem benachbarten Dorfe wurden Dilettantenvorstellungen gegeben, man beschloß, auch dergleichen zu versuchen, ein Stück war nicht da, deshalb schrieb der 20jährige Alfred eines, das er dann mit fünf anderen Bauernburschen im Dorfwirtshause spielte. Die Bühne zimmerten sie selbst. Es war ein Lustspiel. Zu 16 Jahren freilich hatte er, während der Lektüre Schiller'scher Dramen geplant selber historische Tragödien zu verfassen, der Alltagsstaub, die Alltagsmühe hatte solche Vorsätze, wie sie viele junge Burschen, auch unter den Bauern, hegen mögen, längst überweht. Beim Verfassen dieses Lustspiels nun, bemerkte der junge Mensch, daß ihm „das Reimmachen leidlich ging“. Unter der Arbeit entstanden Verse.* Nicht im Gegensatz zu ihr, sondern aus ihr herausblühend.

Was ihn aber noch weit mehr zum Dichter macht sind seine Prosawerke. Er hat bisher zwei Novellenbücher herausgegeben „Geschichten“ nennt er sie.** Das Feingefühl, mit dem er die zur Charakteristik und Stimmung tauglichsten seiner allemannischen Ausdrücke anwendet inmitten eines kräftigen Hochdeutsch, ist bewunderungswürdig. Und er erzählt immer wieder von Arbeit, Lieben und Sorgen, von Frohsein und Mißgeschick, von Ernte, Wohlstand, von reinen Liebestunden im engen Kämmerchen dicht aneinandergeschmiegt.

* Sammlung, Hinterm Pflug. Verlag Huber und Co., Frauenfeld.

** 1. Von den kleinen Leuten. 2. Das Ebenhöch. Verlag Huber und Co. in Frauenfeld.

„Du, bei dir sitze ich gern,
Ich dachte es mir gleich, daß du ein
Lieber bist.“

Herber würziger Atem weht durch die Liebestunden dieser Bauern, die etwas Sonntägliches haben, weil sie ja wirklich nur der Feierstunde nach dem Schaffen zugestanden werden. Eigentlich ist es immer wieder dasselbe, was diese Leute erleben. So, wie es immer wieder dasselbe ist, was Feld und Wald und Hauswesen erleben, aber das große Schreiten der Natur gibt ihnen den Rhythmus an und dröhnt hindurch; durch den Ernst ebenso gut wie durch den Humor.

Denn es ist nicht nur die gute Art von Huggenbergers Arbeiten, die sie bedeutsam machen für uns, es ist das Zusammenstimmen von Mensch und Werk, die man so selbstverständlich und so deutlich bei nur ganz Wenigen findet. Eigentlich nur bei den Dekadenten, deren Leben genau dieselbe verfeinerte Müdigkeit zeigt wie ihre Produktion. Andere außerhalb der literarischen Kulturzone Aufgewachsenen, versuchen erst einmal so schnell wie möglich von Hause wegzukommen. Später erst, aus der Distanz heraus, werden sie Heimatsdichter. Und dann übertreiben sie die Eigenarten ihres Objekts, übersetzen es gleichsam in das Verständnis ihrer Leser. Leicht definierbar soll es sein, für die flüchtende Unrast der modernen Leser, ihn festhalten durch Derbaustragen oder ihm schmachhaft werden durch Versüßlichen und Zumischen von Pikanterie oder Grade der Erotik enthalten, die der Städter vom Bauern erwartet, die unbekümmert und rücksichtsloser sich geberden soll als seine eigne und doch dieselben Ingredienzien hat.

Alle solche Reizmittel fehlen bei Huggenberger, wie sie bei Keller fehlen, dem er in scharfer nüchterner Beobachtung und im knappgefügteten farbigen Prosaftile gleichsteht, während seine Komposition noch nicht dieselbe überlegne Kunst hat. Aber wärmer ist er dafür, persönlicher. Und sein Charakter scheint die Bürgerschaft zu

geben, daß er sich nicht vom Erfolg (seine Bücher liegen bereits in der vierten Auflage vor) entwurzeln und aus seinem weise selbstgewählten Muß heraustreiben läßt, daß er ein Meister der Beschränkung bleiben wird, anstatt im Fremden zu dilettieren.

Anselma Heine

Ein Roman des Blutes

Stto Mtscher, ein junger deutscher ungarländischer Dichter, ist zuerst mit dem Roman: „Ich bin ein Flüchtling“ hervorgetreten, darin das Schicksal eines ganzen Volkes, der Zigeuner, ergreifend dargestellt war. Es war das Buch eines liebevollen Herzens: armer, verfolgter und verachteter Menschen nahm sich ein Dichter in Liebe an und wir lernten die naturhafte Stille, die dunkle Melancholie, die reine Kraft eines Volkes kennen, dessen unbekümmert hinlebender Art man eine Herkunft von alten indischen Rassen wohl glauben darf. Im südlichen Siebenbürgen, nahe der rumänischen Grenze, und in der weiten Landschaft des Alfölds sahen wir seine Gestalten. Berge ragen dort alpenhaft und reich umwaldet, tiefe grüne Forste mit moosiger Erde, oft dem Urwald ähnlich, strecken sich hin, es strömt die Donau breit ihren Alterslauf und die Dörfer liegen mit wenig Häusern primitiven Baues verstreut in den Gefilden. Wir sahen die Pusta, deren Eintönigkeit im leisen Gesänge der Mädchen am tiefsten bewegt, des unendlichen Himmels wurden wir inne und der Gewalt und der Tiefe der Menschenseele; aber das Schönste war das Feuer, bei dessen Schein die abendlichen Gespräche beginnen, das die wilden, bärtigen Gesichter bestrahlt und weit hinausglüht in das nächtlich gelagerte Land.

Es war ein elegisches Buch, ein schicksalbetrauendes; aber die leise und ergebene Schwermut konnte das ganze Wesen des Volkes nicht sein, das wir in Wildheit

und Feuer eher zu kennen glaubten. Die Heimatlosen klagen ihr Los nicht an, sie wollen es selbst: denn ihrer waltet treibender Drang des Bluts. Der müde Blick der still Hinwandernden hat tief in sich düstere Glut und in der Entschlossenheit kann er flammen. Die Leidenschaft, die ruhende Urkraft dieser Menschen war uns nicht gewiesen worden, als wir von den Flüchtlingen vernahmen. Aber nun löst der Dichter ein, was ungegeben geblieben war. Sein neuer Roman: „Gogan und das Tier“ (bei S. Fischer in Berlin erschienen) ist ein Buch der Leidenschaft geworden; ihre Gewalt und Entflammtheit, ihre Bezwingung und Beherrschung stellt es dar.

Im Vorwurf berührt es sich mit dem jüngst erschienenen Roman: „Das Kuckuckskind“ von Emil Scholl. Eine junge Gräfin wird auf einsamer Jagd von einem Zigeuner überfallen und zu seinem Willen gezwungen. Das Schicksal des Kindes bildet den Inhalt des Buches: Das Erwachen des väterlichen Blutes in ihm, das sich in plötzlichen Entflammungen kundgibt, in anspringenden Gelüsten, einer Sehnsucht nach der Ferne, einer Entladung körperlicher Kräfte, ihrem Aus-toben auf weiten Ritten oder Wanderungen. Dann erschrickt der Knabe wohl vor sich selbst, der dunklen Gewalt in seinem Blute, die ihn treibt, und er muß sich „Gogan“ nennen, das ist der Name der Zigeuner, der Georg entspricht. Das Tier in ihm, das ist sein Blut; und der Kampf mit seinem Blute spielt sich wie ein ungeheures Ringen vor uns ab. Als reifer Mensch lernt Gogan seine Mutter kennen, erfährt das Geheimnis seiner Geburt; er wähnt, die Mutter habe sich freien Willens dem Manne hingegeben, und liebt sie um so mehr für ihre Tat. Erst als er hört, daß sie gezwungen war, bricht er innerlich zusammen; und nun wird sein Blut frei, strömt es als Rache hin, besißt ihn nur eine Begierde, den Mann zu suchen, dessen Sohn er

ward, und ihn zu töten. Dieses Dahinstürmen des Rächenden ist nicht ohne Grandiosität, die stärksten Spannungen des Romans werden hier erreicht, der letzte und entscheidende Waffengang wird jetzt geführt. Aber das Blut der Mutter fließt; Gogan sieht seinen Vater, einen alten Wanderzigeuner, „und in diesem Gesicht lag wie in allen anderen der Rasse seltsame Verlorenheit, der Selbstwille des Glends . . . jenes wirre Suchen, das dem ganzen Volke die Verachtung all derer eingebracht, deren Augen ihre Kraft nur durch das Ziel finden.“ Gogan vermag den Revolver nicht loszudrücken. Abends geht er zu den Zelten der Zigeuner, tritt ein und fragt die Männer um ihr Leben; und auch ihn, den er töten wollte, und während Gogan mit anderen spricht, ist der Alte eingeschlafen „mit hängender Pfeife, hängenden Zügen, wie ein Tier schläft, das keine Ruhe kennt, nur Schlaf und Bewegung. Dessen ganzes Sein zusammensinkt, sobald es nicht mehr durch die Notwendigkeit der Verteidigung und des Kampfes aufrecht erhalten bleibt. Und Gogan sah lange den an, der ihm Vater war“. Auf das Gut kehrt er dann heim, das ihm die Mutter zu eigen gegeben hatte, da wird der Unstete Wurzel schlagen und ob ihn auch noch so oft Sehnsucht in die Ferne drängen mag, hierher wird er wiederkehren, sein Blut wird leiser sein, die Erde, auf der er lebt und waltet, wird ihn der-einst in sich aufnehmen und für immer halten.

Otto Alfcher hat mit diesem Buche nicht nur das Problem des Volkes, das ihm am Herzen liegt, von einer neuen Seite zeigen wollen, sondern auch sich selbst und seine Kunst. Er wollte sehen lassen, daß er auch über anderes gebiete, als über die Landschaft und das Leiden, über Armut und Verlorenheit. Es verlockte ihn, fremde Kreise zu schildern und er wählte eine Gräfin zur Trägerin des Schicksals. Hätte er ein armes Mädchen — etwa jene Magd, die

das Buch so schön einleitet — dafür aus-ersehen, er hätte ein reineres Kunstwerk gewonnen. Denn dies mußte ihn verwirren, die Komposition schloß sich nicht immer gut zusammen und auch die Sprache versagte sich oft. Er erging sich in zu langen Beschreibungen einzelner Szenen, so der Jagden, und ließ die Handlung in manchen Kapiteln ganz fallen; wenn er sie im nächsten aufnahm, so ward es gewaltfata oder sprunghaft und die Dichtung mußte darunter leiden. Doch ist auch hier Fülle des Schönen: etwa diese wunderbare Schilderung der abendlichen Pusta: „Sie lag grenzenlos gebreitet und leuchtete bis in ihre fernsten Fernen vom Golde des Herbstes und der Sonne. Vorn scharten sich die wehenden Fahnen der Maisfelder, dann das Grün der Wiesen Senkung und links ein Weinberg, aus dem Rufe und Vogelklappen herüber tönten. Weit drüben schon die dünne lichtdurchsetzte Gruppe eines Akazienhaines und ferne, ganz ferne das ungewisse, fahle Zittern über Stoppelfelder . . . Nur daß da und dort eine Rauchwolke über einer Senkung stand, der lange Weiser eines Schwengelbrunnens aus der Heide kam, einer Tanya einsames Dach herüber schaute, oder eine Flucht niederen Gestrübes, einen Wasserlauf begleitend sichtbar ward.“ Oder die Beschreibung des finsternen Dorfes Latongafalu, in dessen Mitte eine tiefe Schlucht klast, in die jedes Jahr, wenn die Herbstregen kommen, eine Hütte hinabstürzt; oder die alte Zigeunerin auf dem Kastell oder der Überfall des Zigeuners auf die Gräfin und wie diese ihren Hund erschießt, weil er ihr nicht zu Hilfe gekommen war. Auch im Sinne des Dichters ist dieser Roman ein Buch der Kraft; einer nicht ganz entfalteten freilich, auch noch nicht gut und sicher sich bewegenden, doch einer bedeutenden, reich im lebendigen Leben und in der lebendigen Seele verwurzelten. Hierauf aber kommt es an: nicht daß die Phantasie besteht, sondern daß sie stetig genährt und wachgehalten

wied, und dazu fließen dem Dichter Lebens-
quell von Latenstrom.

Felix Braun

Season in London

Wie im Mythos die Götter zu den
Bläubigen herabsteigen, so pflegt in
England alljährlich die „Society“ unter
dem Wolfe zu wandeln. Zwischen Epsom
und Ascot, jenen Rennen, zu welchen der
Coster neben dem König fährt, fällt diese
Zeit des Umhervandelns, die als Londoner
Season ebenso in den Romanen Disraelis
wie heute tagtäglich in Duzenden von
Spalten der Tagespresse beschrieben wird,
Millionen freuen sich in jedem Jahr, daß
einige Tausende genießen können, Gewatter
Schneider und Handschuhmacher ver-
schlingen jeden Ballbericht, als seien diese
Plato-Aristokraten ihre eigenen Kinder,
und alle Welt scheint plötzlich zu wissen,
wozu sie lebt und wofür sie arbeitet. Vom
Hausagenten bis zum Kollkutscher ist alles
in Eile und Tätigkeit, von der Tischkarte
bis zum Teppichreiniger alles in Nach-
frage. Kurz, wer die Season mit allen
ihren Freuden in einem raschen Zuge kosten
will, der nehme die Arbeitsstatistik zur
Hand und er wird finden, wie hier die
Kurve der Arbeitslosigkeit plötzlich sinkt
und wie alles sich zum Ganzen webt vom
Bregolder bis zum Pastetenbäcker.

Hat es jemals solche neidlose Freude in
der Welt gegeben? Solchen Stolz auf
den maßlosen Reichtum anderer, solche
Bewunderung des grenzenlosen Luxus? In
den Slums und Suburbs, wo die Armen
im Beutel und im Geiste wohnen, liegen
in der Tat die Fundamente der englischen
„Society“, unerschütterlich und felsfest.
Für die Browns in Stepney und die
Smiths in Surbiton ist die Season eine
Zeit der Offenbarung, eine Zeit der atem-
losen Anbetung. Im Winter thront die
„Society“ den Augen der Menge halb-
entrückt auf der „Plattform“ großer Volks-
versammlungen, ein goldner Hintergrund

für den Ehrgeiz beredter Barristers, —
oder sie weilt völlig unsichtbar in allen
Weltwinkeln. Wohl leidet die Presse der
erdenschweren Phantasie des Inselvolkes
Flügel. Sie berichtet von den herkulischen
Laten der „big game hunters“ in Zentral-
afrika und Indien und im Divorce Court
erscheinen lächelnd Ares, Hephäst und
Aphrodite. Aus Sport und Skandal fügt
die „Society Novel“ ihren Helden zu-
sammen, „The long man with the short
epigram“, der von Grazien und Amazonen
umgebene Übermensch für Suburbans.

In Wirklichkeit mag sich das Verhält-
nis zuweilen umkehren. Indessen wer lernt
schließlich diese Wirklichkeit kennen. Nicht
jeder vermag sich auf Forum oder Bazar
unentbehrlich zu machen, nicht jeder kann
Rennerpferde oder Nachten laufen lassen
oder zwölf Dörfer zwei Jahre lang mit
„Bosk and Jelly“ füttern, um schließlich
ins Parlament und von da aus in die
„Society“ zu gelangen. Wohl fließen
für Augenblicke während der Season —
bei den Rennen zu Ascot und Epsom und
bei der Regatta zu Henley — Volk und
Gesellschaft ineinander über, wohl gelangen
Tausende zu den Garden Parties und
Dinnerabällen, aber der innerste Sinn all
dieses Treibens bleibt ihnen verschlossen,
und in ehrfürchtigeren Stämmen sehen sie
nur, wie die Castlereaghs und Cassillis,
die Somersets und Bathursts und Urrans
in Kostümen aus den Tagen Nelsons und
Almacks, Beau Brummels und Paganini-
nis als ihre eigenen Vorfahren tanzen.

Eine Art iberonischen Instinktes treibt
hier die britische Oligarchie zur Exhibition
vor Tausenden. Wo liegt schließlich der
Unterschied zwischen den Passionspielen von
Oberammergau und dem Army Pageant von
Olympia oder dem Hundred Years Ago
Ball in der Albert Hall? Sicherlich nicht
in der Menge von Amerikanern, die sich
dort mit der Betrachtung der Heiligen,
hier mit der der Gentleman die Stunden
kürzen. Es ist gerade diese Amerikanis-
ierung der englischen Gesellschaft, welche

der Londoner Season erst ihren eigentlichen Reiz verleiht. Noch sträubt sich die „Society“ gegen dieses Schicksal, halb widerstrebend halb verlockend hüllt sie sich in die Gewänder jener Zeiten, da der Yankee nur ein Sattler war. Indessen wer vermöchte über die schließliche Entscheidung im Zweifel sein. Hier nur zwei Typen aus dem Kampfe, die sich in hundert Variationen gegenüberstehen: da ist der junge Lord, der zur Harrow und Oxford erzogen wurde, zwei Jahre in den Scots Guards diente, die Sozialisten haßt und die Zucht ungarischer Rebhühner verbessert. Dort steht der Amerikaner, der mehr als hunderttausend Meilen zur See reiste, den schnellsten Motorcar der Welt und das größte Haus in Grosvenor Square besitzt und der nichts haßt. Da ist die populäre „Actress“ auf der einen und das „American Girl“ auf der anderen Seite. Ihre Blicke kreuzen sich im Kampf um den britischen Peer. Jene verheißt die heißersehnte Publizität, diese bietet die Mittel, solche Publizität zu erwerben und die Entscheidung fällt zu ihren Gunsten.

„The baffled hopes must go to Cowes and the broken hearts to Baden“ schrieb Disraeli vor sechs Jahrzehnten zum Schluß der Londoner Season. Allein in der Season von heute brechen keine Herzen mehr und die Hoffnungen des Ehrgeizes sind unerschöpflich. Im nächsten Jahre erneuert sich der Ansturm. Noch mehr Amerikaner nehmen Häuser in Mayfair und Belgravia und noch mehr Amerikaner werden Gäste der House und Garden parties sein. Die Deutschen sitzen noch immer im Orchester. Wir kommen später. Inzwischen ist es jedoch die amerikanische Frau, die an Stärke der gesellschaftlichen Ambitionen wie im Besitz der Mittel sie durchzusetzen allen anderen Nationen überlegen ist. Der „tall talk“ altenglischer Salons ist längst dem „small talk“ der garden parties gewichen und die Amerikanerin ist Meisterin im Small talk. Der soziale Erfolg und die soziale

Publizität gehen zusammen und die Amerikanerin ist Meisterin in der Kunst des „self-advertisement“. Bis zum Indus flüchtet England mit seinen Klagen um Schutz gegen die Überlegenheit der gesellschaftlichen Lebenskunst der Neuen Welt. In den englischen Gesellschaftsjournalen schreiben Schüler des Brahma über altindische Geheimnisse des persönlichen Einflusses, über „Verstandeskultur“, über eine Art gesellschaftlichen Machiavellismus für Gentlemen. Allein die Hilfe von der Wiege der Menschheit kommt zu spät, ebensogut könnten Fakirs und Derwische über orientalische Tänze schreiben, um der Konkurrenz des Turkey trot und Bunny hug zu begegnen. San Francisco ist stärker als der Indus und „personal magnetism“ siegt über „mental culture“.

So scheint gerade die Amerikanisierung der Londoner Season mehr und mehr alle Prophezeiungen über Englands soziale Zukunft zu erfüllen. Dem Zeitalter der Stahlschiene wird das Zeitalter des Golfballs folgen. Dann wird die Season zwölf Monate währen, sagt der Straßensänger, und jedes Gewerbe

„Belongs to some exclusive Set;
Your washerwomen all are ladies
Your grocer figures in Debrett.“

„England wird einst der Spielplatz und Vergnügungspark der Plutokraten aller Nationen sein,“ meinte Lord Rosebery einmal in einer visionären Stunde. Und siehe da: schon ragt Carnegies Schloß in Schottland, Herr Astor besitzt zwei Zeitungen in London, Consuelo Vanderbilt wohnt als Herzogin von Marlborough in Sunderland House und ihr Vetter Alfred kutschiert four-in-hand zwischen London und Brighton. Wie lange noch und Millionenäre und Lakaien werden das von Land sitzigen und „Golf-links“ bedeckte Land bevölkern. Wie lange noch und die letzte Londoner Season wird beginnen, jene Season, die nimmer enden wird und die ganz England umfaßt als einen großen Lunapark der Plutokraten.

Friedrich Glaser

Deutscher Adel im neunzehnten Jahrhundert

von Ferdinand Tönnies

I.

Das neunzehnte Jahrhundert ist in einer Entwicklungslinie mächtig fortgeschritten, die dem Bürgertum, wenigstens im wirtschaftlichen Leben, weit mehr als dem Adel zugute kommen mußte, die also jenem im Ringen um die Gleichstellung oder gar um den Vorrang in Gesellschaft und Staat starke Waffen in die Hand gab. Dies gilt für Deutschland — das Gebiet des alten Reiches — wie für Frankreich und Großbritannien, um nur diese Hauptländer zu erwähnen. Überall die ungeheure Zunahme des Handels, der Industrie, des Verkehrs, und also des bürgerlichen Reichtums, der städtischen Bildung. Das „mobile“ Kapital ist das Kapital schlechthin, und der Grund und Boden wird mehr und mehr zu einer Kapitals-Anlage, wenn auch der Gegensatz zwischen jenem und dem Grundbesitz, sofern er als großer Grundbesitz soziale Bedeutung und politischen Einfluß hat, fort dauert.

In der Tat ist das Jahrhundert erfüllt von großen Kämpfen zwischen diesen sozialen Mächten — Kämpfen, in denen die Bourgeoisie allmählich, wenn auch immer wieder zurückgedrängt, an Terrain gewinnt, und der Adel mehr und mehr in die Defensive geschoben wird. Er vermag seine Position nur zu halten, ja oft zu verstärken durch Bündnisse oder doch Kooperationen mit anderen Mächten, die mit ihm die Feindschaft gegen jene neue Herrschaft, gegen den Liberalismus oder Kapitalismus oder wie immer ihre Ideenwelt benannt wird, gemein haben. Eine solche Macht ist vor allem die Kirche, die Trägerin des mittelalterlichen Geistes, selber an Grundbesitz und auch an Kapital stark genug beteiligt, um gewappnet in die Arena zu treten: die römisch-katholische Kirche also in erster Linie, während die protestantischen Landeskirchen weniger als selbständige Mächte, vielmehr als besetzte Plätze zu betrachten sind, die teils dem Adel, teils dem Landesherrn oder sogar der Staatsgewalt als solcher zur Verfügung stehen.

Die andere Macht ist der Staat selber, der wiederum mit der Kirche bald verbündet, bald in alter Rivalität und Fehde lebt; der in seiner Ent-

wicklung auf die Geldmächte weit mehr als auf den Feudalismus angewiesen war, ja dessen politische Unabhängigkeit zu zerstören, seinen Troß zu bändigen als notwendige Aufgabe sich gestellt sah, und zum guten Teile erfüllt hatte; als rationale und abstrakte Wesenheit geborener Rivale des mystischen Körpers der Kirche und aller innerhalb seines Bereiches eigene Macht in Anspruch nehmender Korporationen, Stände und Personen. In der Wirklichkeit aber stellt sich der Staat dar 1. in den Personen der Fürsten und ihres Anhanges, die Fürsten sind selber hoher Adel und naturgemäß stehen ihnen die Leute des niederen Adels näher, als andere „Untertanen“; der Adel ist als solcher „hoffähig“ und die Hofämter werden seinen Männern und Frauen ausschließlich vorbehalten. Der große Lebensstil behält immer in diesen engsten Kreisen seine Heimstätten. 2. in Armeen und Flotten, deren höchste Posten oft von den Fürsten selber oder doch von Prinzen, wenigstens der Form nach, ausgefüllt werden. Der Adel aber, als die überlieferte Kriegerkaste, hat die nächste Anwartschaft auf diese Stellen und macht seine Ansprüche auf den Vorzug geltend; mit überwiegendem Erfolge, zum Teil weil er wirklich durch Fähigkeiten, wie durch Neigung dazu berufen scheint, demnächst eher als Leibgarde des Monarchen, der ihn zwar nicht als seinesgleichen achtet, aber doch, wie Friedrich der Große aussprach, zu denken pflegt, daß im allgemeinen nur der Adel „Ehre“ habe, obgleich man bisweilen Talente und Verdienste auch bei Personen antreffe, die nicht von Geburt seien. Das Zeichen, woran diese Ehre kennbar wird, ist eine gewisse äußere Haltung, die Eleganz und Sicherheit des Benehmens, die durch Selbstvertrauen befestigt wird, daher jedem Befehlshaber, auch untergeordneten, leicht zuwächst. — Der Staat stellt sich aber ferner dar 3. in seiner (zivilen) Beamtenerschaft, und zwar auch hier am unmittelbarsten in den von Fürstengunst beglänzten „Spitzen der Behörden“. Was von der Armee gilt, macht sich in etwas vermindertem Grade auch in dieser staatlichen Sphäre geltend. Ehre und Vorteil ziehen den Adel an. Die Fürsten, zumal die beschränkteren, achten alle Staatsdiener als ihre persönlichen Diener, die Staatsminister in erster Reihe als die berufenen Vertreter ihrer persönlichen Interessen und Meinungen. Dazu gehört auch die Vertretung an fremden Höfen, bei auswärtigen Regierungen. Die Diplomatie wird mit besonderer Hartnäckigkeit vom Adel mit Beschlag belegt und ihm regelmäßig vorbehalten. Nächst diesen vornehmsten Berufsarten gilt auch der übrige Staatsdienst als ehrenvoll: von den zwei großen Gebieten aber die Verwaltung mehr als die Justiz — warum wohl? Nur in ausgeprägt monarchischen Staaten wird man die Erscheinung finden, und es dürfte offenbar sein, daß sie in diesem Charakter ihren Grund hat. Der König (oder Fürst) ist eben vor allem Chef der Exekutive, der eigentlichen Regierung, daher scheint es des Edelmanns würdiger, daran teilzunehmen, als an der Rechtssprechung;

denn im Rechte ist doch eine Idee enthalten, die von monarchischer Willkür unabhängig sein will, wenn es auch im Namen des Königs gesprochen wird. Aber nicht nur in der Justiz, auch in der Administration, sogar in den leitenden Stellen, konkurrieren frühzeitig bürgerliche Elemente erfolgreich mit den adligen. Vorzugsweise hängt dies mit den Geldbedürfnissen der Fürsten zusammen; sie sehen sich oft genötigt, Dienste, die ihnen in dieser Hinsicht geleistet wurden, mit Ehrenstellen zu belohnen. Daneben macht auch ihr Interesse an gehöriger Leistung sich geltend; die klügeren Fürsten können das Talent und Verdienst kleiner Herkunft nicht übersehen, wenn auch „Hofschranzen“ sich bemühen, es unsichtbar zu machen. Und während der Adlige durch Begabung und Neigung, wie durch Überlieferung und Herkunft, ja auch durch die Gewohnheiten des Landlebens, zum Kriegsdienst, zumal dem ritterlichen sich hingezogen fühlt, daher wohl auch die Tüchtigsten als Heerführer und durch das Studium des Krieges sich hervortun, so ist hingegen das Studium der Rechte und der juristische Scharfsinn in den Städten zu Hause, und in Städten konzentriert sich die Regierung, Staatsgeschäfte müssen wie andere Geschäfte mit Geschäftsverstand, zuweilen mit wissenschaftlichem Sinn angefaßt und behandelt werden. Auch die Kirche und der geistliche Stand, die doch vorwiegend unkriegertisch bleiben, sind in diesem Sinne bürgerlich und erheben auch Männer aus dem Volke in die höchsten Ränge. Wenngleich nun alle Elemente dieser Art, emporgekommen, auch vom Adel attrahiert, oft in ihn aufgenommen werden — wie denn eben seit Ausgang des Mittelalters die Machtvollkommenheit der Fürsten immer neuen Adel, im Deutschen Reiche die des Kaisers den sogenannten Briefadel, kreirt — so geht doch der *air bourgeois* nicht sogleich unter, er verliert sich nach dem Herzog von Larochehoucauld, „zuweilen in der Armee, nie bei Hofe“; und im großen und ganzen steht das zivile Beamten-tum dem Adel immer ein gut Teil ferner und fremder als das Militär, das seine eigentliche Sphäre bleibt; wenn auch die technischen Waffen der vornehmen Kavallerie mehr und mehr den Rang streitig machen. War nun bisher nur von den oberen und herrschenden Schichten die Rede, so ist doch als dritte große Macht, die neben Kirche und Staat ihr Gewicht in die Waagschale zu legen vermag, das Volk zu erwägen — die große dunkle ungestaltete und doch vielgestaltige Menge, in der wir unterscheiden: 1. die Bauern, das echte Landvolk — zu seinem größten Teile die ehemaligen gedrückten Untertanen des Adels, immerhin durch die ländlichen Gewohnheiten und Interessen mit ihm verbunden, und zumeist in Demut, ja Untertänigkeit zu ihm emporblickend. Aus Furcht geht sowohl Ehrfurcht als Feindseligkeit und Abscheu hervor. Jenes, wenn das Herrentum milde, leutselig, menschenfreundlich sich trägt; aber gar oft ist der Junker übermütig und brutal, kränkt den Bauer in seinen Rechten, schädigt seine Felder durch Jagden,

verführt seine Töchter, vertreibt ihn von seiner Stelle oder reizt durch Schikanen zum Verkaufe. In teilweise neuen Gestalten dauert trotz der „Bauernbefreiung“ die historische Abhängigkeit mit (ideell) patriarchalischen Verhältnissen ebensowohl wie der historische Gegensatz fort; beides am ehesten, wo der Bauer nicht zu freiem Eigentum (oder doch ablösbarer Erbpacht) gelangt, sondern zum bloßen Zeitpächter geworden ist; aber auch der Eigentümer muß sich unterordnen, wo noch öffentliche Gewalt, sei es verblieben, oder von Rechts wegen neu verliehen, in den Händen des Gutsbesizers ruht, und seine Mißgunst tödlich wirkt. — Was aber 2. die Bürger betrifft, so stehen sie ja im allgemeinen dem Adel gegenüber, wie die Stadt dem Lande, ebendarum freilich in mannigfachen Verhältnissen, je nach gegenseitiger Kraft und Bedeutung; daher wie die Großstadt anders als die Kleinstadt, so der Großbürger anders als der Kleinbürger. Kleinbürger und Kleinstädte sind aber sozusagen die Regel, sie sind schwach, ja ohnmächtig, außer wenn sie sich vereinigen, oder im Gefolge Mächtiger. Die kleine Landstadt, in Gebieten, die von adligen Gutsbesizern beherrscht werden, ist von diesen abhängig; auch sonst ist der Kleinbürger bescheiden und ergeben, er pflegt seinen Vorteil von Gunst und Gnade großer Herren zu erwarten. Im neunzehnten Jahrhundert aber, während diese Motive abnehmen, kommt ein neues Motiv hinzu: die gemeinsame Wehr gegen den industriellen und kommerziellen Kapitalismus, wodurch die Interessen des versinkenden Mittelstandes sich mit denen des Großgrundbesizers verknüpft fühlen; ein Gefühl, das dieser in seinem Interesse zu befördern alle Ursache hat. Scharf tritt dies in der gemeinsamen Stimmung und Stimmungsmache gegen das Judentum zutage. Aus gleichen Gründen kann sich der Adel als führende Macht des Großgrundbesizes noch leichter zum Führer des ihm wirtschaftlich näher stehenden Bauernstandes aufwerfen. — An das Bauern- wie an das Bürgertum, die alten arbeitenden „Stände“, hängt sich aber die neue arbeitende „Klasse“, das Proletariat. Es hat an den Eigenschaften jener mehr oder minder Anteil, je nachdem es agrarisches oder industrielles Proletariat ist, läßt sich daher auch lange von ihnen leiten und bleibt in ihrem Gefolge. Als gefügiges Werkzeug des Adels das agrifole Proletariat, wirtschaftlich noch schwächer, als eine Schicht von Zwergbauern, am meisten zahlreich und am meisten willenlos als die Tagelöhner großer Gutsbetriebe, zum großen Teile auch als diesen Betrieben zugehörig sich empfindend, tatsächlich, wenn auch nicht mehr rechtlich, an die Scholle gefesselt. Hingegen die industrielle Arbeiterklasse, zum Teile aus der ländlichen hervorgehend, zum größeren Teile aus dem Gesellenstande des Handwerks, also aus dem Kleinbürgertum sich entwickelnd, steht von vornherein freier da, und seine freie Beweglichkeit wird durch das Interesse der Kapitalbesizer, daher auch durch die Gesetzgebung begünstigt. Zahlreicher und bedeutungsvoller wer-

dend mit dem Wachstum der Industrie, erhebt sie sich fast als die arbeitende Klasse schlechthin, macht sich sozial und politisch in leidenschaftlicher Weise geltend. Stürmischer als das Kleinbürgertum, rennt das Kind der gesellschaftlichen Umwälzung gegen deren Urheber, gegen „das Kapital“. Mehr als vom Kleinbürgertum kann von der Hilfe des Proletariates der Adel in seinem Ringen gegen die drohende Übermacht der Bourgeoisie erwarten. Die Alliance scheint geboten und spielt zeitweilig in der Idee wie in der Wirklichkeit eine nicht geringe Rolle. Und doch ist diese Alliance unnatürlich und schwerlich haltbar bei so großer, fast der größten sozialen Distanz und Verschiedenheit der näheren Interessen. Dazu kommt dann, daß in vielen Beziehungen, zumal politischen, eine Annäherung und Ausgleich sich vollzieht zwischen den „besitzenden Klassen“, den Vertretern des Grundbesitzes und denen des Kapitals, die dann in der besitzlosen ihren gemeinsamen Feind erkennen und bekämpfen. Sie werden stillschweigend darüber einig, daß ihre eigene Rivalität, wie heftig und erbittert sie sich äußern möge, gleichsam normal und historisch legitim sei, während die Ansprüche der „unteren Klassen“ unter allen Umständen abgewehrt werden müssen, weil sie beide Teile bedrohen und als kriegsführende Macht nicht anerkannt werden dürfen. —

2.

Wenn wir nun die Streit- und Hilfskräfte der Bourgeoisie eben in diesem historischen Wettstreit mit dem Adel betrachten, so bemerken wir zunächst die gleichen Mächte, die an und für sich mehr oder minder neutral sind, wenn auch in umgekehrter Folge. Bauern- und Bürgertum zusammen, wenn auch mit entschiedenem Übergewichte des Bürgers, bilden den „dritten Stand“, der alles sein und werden wollte, in einigem Maße auch geworden ist. Aus beiden, wenn auch aus dem Bürgerstande weit mehr, erhebt sich die neue Führungsschicht, zum Teil schon durch ihren Reichtum dem Adel gewachsen, ja überlegen, und mit der großen Aussicht auf unermessliche Vermehrung von Reichtum und Macht. Dabei ist diese Schicht der Reichen ihrem Wesen nach offen; wenn auch allzu rasch Emporgekommene, zumal solche von unbeliebter Abstammung, oft mit scheelen Augen betrachtet werden, so kann man diesen doch nicht wehren ihr Geld auszugeben und sich geltend zu machen. Also bleiben alle Elemente, die ein Geschäft betreiben oder die ihre Berufstätigkeit als gewinnbringendes Geschäft aufzufassen gelernt haben, die natürlichen Anhänger der Bourgeoisie, so lange bis diese sich allzu hoch über Bauern und Handwerker erhebt und besonders den letzteren durch die siegreiche Konkurrenz der Großbetriebe verderblich wird; alsbald werden dieselben Elemente sich stärker vom Adel angezogen fühlen, der immer bereit ist, seine wesentlich großgrundbesizerischen Interessen mit Führung und Schutz des „Mittelstandes“ in

Verbindung zu bringen, wenn er auch niemals diesen als ihm gleichwertig anerkennen will und kann, vielmehr als relativ geschlossener Herrenstand allen anderen Ständen fremd, wenn nicht feindlich gegenübersteht. Dies gilt in höherem Grade in bezug auf die jüngste, so bedeutungsvoll werdende Schicht, die industrielle Arbeiterklasse. Dagegen findet sich diese zunächst in einiger Interessengemeinschaft mit dem wichtigen Teil der Bourgeoisie, der ihr als „Unternehmer“ oder „Arbeitgeber“ voranschreitet und naturgemäß beflissen ist, „seine“ Arbeiterschaft an sich gefesselt zu halten. Hier setzt aber bald, und zumal, indem die Betriebe sich ausdehnen, das Klassenbewußtsein des Proletariates ein und es vollzieht sich der Prozeß, den man als Abfall des Proletariats von der Bourgeoisie charakterisieren kann; hin und wieder wird dieser auch durch konfessionelle und andere Gegensätze gefördert oder vorweggenommen. Von dem möglichen Bündnisse zwischen Adel und industrieller Arbeiterklasse ist in bezug darauf schon gesprochen worden. Viel schärfer macht sich die Isolierung dieser neuen, immer zahlreicher werdenden Schicht mit ihren Anhängen, der städtischen, zumal großstädtischen großen Masse, allen anderen, aber besonders den oberen Schichten, den besitzenden Klassen gegenüber erkennbar, die alsdann ihrerseits durch den gemeinsamen Gegensatz zusammengeschweißt werden. Der Staat ist seinem Wesen nach bürgerlich. Zwar bleibt die Armee vorzugsweise Domäne des Adels; die Bürgerlichen, die in ihr Rang erwerben, werden auch leicht vom Adel assimiliert, zumal wenn sich Verleihung oder Erwerb von Grundbesitz daran anschließt. Das hat auch im Zivildienste statt; aber der „Briefadel“, viel öfter ohne Grundbesitz verharrend, wird als Dienstadel vom Grundadel unterschieden. Weit größerer Spielraum ist hier dem bürgerlichen Talent, auch von geringer Herkunft, gegeben. So sehr der Adel beflissen ist, sich auch im zivilen Dienst die besten Stellen vorzubehalten, so haben doch frühzeitig mit Erfolg die unadligen Juristen konkurriert. In Frankreich entwickelte sich daraus eine besondere Noblesse de robe. Die Phase der ständischen Mitherrschaft, durch die der moderne Staat hindurchgehen mußte, wirkte mächtig nach, auch als sie schon prinzipiell durch die Souveränität des Fürsten überwunden war. Dem Herkommen und Gewohnheitsrechte nach waren bedeutende Ämter den Einheimischen der einzelnen Territorien, das hieß aber, denen vom Adel, vorbehalten. Die bürgerlichen Räte wußten sich mehr als Staatsdiener, die adligen als Fürstendiener. Die Idee des Staates ist nicht trennbar von der Idee der staatsbürgerlichen Gleichheit und widerspricht der Privilegierung einer herrschenden Kaste, in welcher Form immer sie geschehe. Die Armee freilich bleibt innerhalb des modernen Staates ein Fremdkörper, insofern als sie den Offiziersstand als militärischen Neu-Adel streng gegen die untere Masse abschließt. Eben hierin betätigt sich der nachwirkende Einfluß des Geburtsadels, so daß dieser ebenso

mit dem Heeresdienste, wie „der hohe Bürgerstand mit dem Beamtentum verbunden erscheint“ (Erdmannsdörfer). Zugleich liegt freilich eben in diesem Begriffe des „höheren“ Bürgerstands eine gewisse Annäherung an die Ansprüche des Adels. So hängt auch eine Abschwächung des Kampfes zwischen den beiden Potenzen damit zusammen, während er gleichzeitig eben durch die Erhöhung der jüngeren Macht in Vermögen und Ansehen gerade verschärft wird.

Die Kirche endlich gehört als soziale Macht, als feudale Korporation und Stand, durchaus und mit dem Adel zusammen dem Mittelalter an. Ebendarum ist die Opposition gegen sie und die Neugestaltung wesentlich bürgerlich und mit dem Staatswesen verknüpft. Freilich folgen die Landeskirchen bald wieder dem Gesetze der Schwere, das sie nach dem Boden, und damit nach dem bodenständigen Adel hinzieht. Typisch dafür der englische Staat, wo die etablierte Kirche der linke Arm einer besitzmächtigen Oligarchie wird oder bleibt. Immerhin besteht doch auch in diesem Zustande, zu dem jedes kleine deutsche Territorium eine Parallele darbietet, die natürliche Eifersucht zwischen geistlichem und weltlichem Herrtenthum, und das geistliche steht dem bürgerlichen Wesen und dem Volke innerlich, wie zum guten Theil nach seiner Abstammung näher; dies gilt natürlich mehr für den niedern als für den höhern Klerus. So hat denn auch der niedere und die von ihm vertretene Theologie (die niedrige Kirche, wie man in England sagt) manche Berührungen mit den volkstümlichen, sektiererischen, schwärmerischen und oft aufrührerischen Bewegungen, in deren unklarem Prophetentum auch das Emporkommen eines gemeinbürgerlichen Bewußtseins sich ankündigt. Ihr Christentum ist von vornherein freier; es löst sich vom Dogma und von den Symbolen, es will wesentlich moralisch sein und ist allem ständischen Priestertum entgegen. Daher verknüpfen sich seine Fäden mit denen der Aufklärung, der Naturwissenschaft, des Freidenkertums. Die rationalistisch-philosophische Theologie, der freie Protestantismus werden die Formen des Kirchentums, in denen das entwickelte bürgerliche Bewußtsein eine Stütze findet, und bei dem es sich zu beruhigen vermag. Seine wahre geistige Kammern wird aber die Wissenschaft selber, insbesondere die Naturwissenschaft, zumal insofern, als sie mittelbar, durch technologische Anwendungen, eine gewaltige Beförderung für Industrie und Handel bedeutet; und so gestalten sich die Hochschulen, indem sie mehr und mehr der modernen Wissenschaft sich widmen, und die Gelehrten-Republik als Mächte zu den Alliierten des emporsteigenden Bürgertums. Ebenso ist dahin, ihren vorwiegenden Tendenzen nach, die mit der wissenschaftlichen Bildung eng zusammenhängen, die „Presse“ zu rechnen, als Ausdruck und Bildnerin der öffentlichen Meinung. Ein Werkzeug freilich, das sich als solches jeder sozialen Macht zur Benutzung darbietet und empfiehlt, wie denn auch jede sich der Wissenschaft, der Hochschulen usw. zu bemächtigen

versuchen kann und mit Erfolg versucht, zu schweigen davon, daß die theologische und zum Teil auch die juristische Fakultät ihrem Wesen und Wirken nach immer den konservativen Mächten näher gestanden haben.

Aus dieser Darstellung ergibt sich eine große Mannigfaltigkeit möglicher Verbindungen und Kämpfe, wie denn auch wirklich solche angetroffen wird. Und wenn im allgemeinen ein unablässiger Kampf zwischen dem Adel mit seiner „konservativen“ und der Bourgeoisie mit ihrer „liberalen“ Geistesrichtung beobachtet wird, so mußte doch auch hingedeutet werden auf die vielen Momente, die diese beiden führenden Schichten einander annähern und ähnlich machen, so daß man auch von Überläufern aus dem einen Lager ins andere reden kann; wobei man immer sich erinnern muß, daß die Bourgeoisie erst zur führenden Schicht wird, und zunächst, auch im neunzehnten Jahrhundert, noch als Volk unterhalb des Adels steht. Aber wie ein verarmender und enterbter Edelmann sich zuweilen dem Volke näher und verwandter fühlt, so der reich werdende und verfeinerte Rotürrier dem Adel. Auch ohne äußere Zeichen findet eine fortwährende Rezeption bürgerlicher, städtischer Elemente in den ursprünglich landstämmigen Adel statt; in England sind die ältesten und würdigsten Vertreter der Gentry zum guten Teile ohne Titel. In Preußen und in Teilen des übrigen Deutschlands wirkt die Armee direkt und indirekt „veredelnd“; die ungeheure Geltung des Adels in ihr ist ein starkes Reizmittel für die bürgerlichen Kreise. Ähnlich das höhere Beamtentum, die vornehme „Verwaltung“. Wenn es auch an Eifersucht und Haß zwischen der Bürokratie und dem Junkertum nicht fehlt, so wissen doch beide sich als Zweige an einem aristokratischen Aste. Dennoch findet gleichzeitig, durch Ehre, Geselligkeit, und eben durch die Beamtenstellungen, überhaupt aber durch die städtische Lebensweise und Bildung, eine bedeutende Verbürgerung großer Bestandteile des Adels statt. Sogar die tiefe Kluft, wodurch diese adlige Bourgeoisie und bürgerliche Aristokratie von den Elementen sich geschieden weiß, die durch fremde Rasse und fremde Konfession in der bürgerlichen Masse gesondert stehen, wird nicht selten und nicht allzuschwer überbrückt, wenn nur der variable von den beiden Faktoren gewechselt wird und zum korrekten Reichtum ein korrektes „Glaubensbekenntnis“ hinzukommt.

3.

Zwischen dem achtzehnten und dem neunzehnten Jahrhundert liegt für Deutschland wie für Frankreich die große Revolution, unter deren Einfluß die schrankenlose Entfaltung der modernen Volkswirtschaft, d. h. des industriellen Kapitalismus, geschehen ist. Sie ist auch den ökonomischen Kräften des Grundbesitzes, also des Adels, zugute gekommen. Zunächst im allgemeinen, indem sie Grundrente und Bodenwert in außerordentlicher

Weise gesteigert hat; eine natürliche Folge der unermesslich erhöhten Produktivkraft der Arbeit und der vermehrten Volksmenge. Insbesondere aber entsprach gerade die Freiheit der wirtschaftlichen Betätigung, so sehr sie das Wachstum der großen Industrie gefördert hat, unmittelbar am meisten den Interessen der Landwirtschaft, zumal der neuen, rationellen Agrikultur. Der Freihandel bedeutete freie Ausfuhr des Getreides, der Wolle und anderer Rohprodukte, freie Einfuhr des Eisens und anderer Industrieprodukte; für die hergebrachte und im achtzehnten Jahrhundert vorwaltende Theorie und Praxis schwere und verderbliche Irrtümer. Im Namen der Landwirtschaft hatten die Physiokraten diese Forderung gestellt; im Namen der Landwirtschaft forderten sie auch die Handels- und Gewerbefreiheit im Innern, den Fall der Zollschranken zwischen den Provinzen, der Akzisen und Oktrois in den Städten, die Aufhebung der Zunftprivilegien und anderer Hemmungen der „natürlichen“ freien Konkurrenz. Unter dem Einflusse dieser Lehren stand auch die Bauernbefreiung, die ja in der That auch von einsichtigen Grundherren und Gutsbesitzern im Sinne der Menschlichkeit, des Naturrechts — und ihres wohlverstandenen Interesses gefördert wurde. Nicht nur die brennenden Schlösser bestimmten jenen berühmten Verzicht der Augustnacht 1789, sondern auch die Aufklärung der jüngeren Generation, Erleuchtung des Geistes und des Willens, worin sich wie immer ein idealistischer Schwung mit Erkenntnis des endlichen Nutzens trefflich vereinte. So konstatierte Hanssen für Schleswig-Holstein, Knapp für die älteren Teile Preußens, daß die früheren Obereigentümer durch die Befreiungsakte keineswegs Einbuße an ihrem Vermögen erlitten, sondern eher noch Vorteile daraus einheimsten. In der That fand im neunzehnten Jahrhundert eine völlige Umgestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes statt, die rationelle Landwirtschaft wurde für Deutschland durch Thaer begründet, der auch an der Agrarreform Preußens tätigen Anteil nahm. In Gestalt der Naturwissenschaft wandert die städtische Bildung aufs Feld, und das Ergebnis ist, nach dem Urteile des Freiherrn Th. v. d. Goltz, daß keine Klasse der Bevölkerung im Laufe des Jahrhunderts so große Fortschritte gemacht habe, wie die der selbständigen Landwirte; das sind aber in erster Linie die Gutsbesitzer und Gutspächter als Unternehmer kapitalistischer Großbetriebe, die also den möglichst hohen Reinertrag sich zum Ziele setzen und die arbeitenden Hände als Mittel zu diesem Zwecke anwenden. Freilich konnte dies System nicht verhindern, wirkte sogar stark dazu mit, daß infolge von überreichen Ernten und zunehmender Höhe der englischen Kornzölle um das Jahr 1820 eine Agrarkrise ausbrach, die gar viele Substationen und ein starkes Sinken der Güterpreise zur Folge hatte. Da dies aber, speziell in Preußen, auch den in neuer Selbständigkeit und mit vermindertem Areal noch unsicheren Bauernstand herunterbrachte, so ergab sich

Gelegenheit zur wohlfeilen Vermehrung des großen, also des adligen, Grundbesitzes. Ein allgemeiner Aufschwung erfolgte etwa von 1835 ab; mehr und mehr machten sich die Wirkungen zunehmender städtischer Bevölkerung und Industrien geltend; namentlich wuchs die Nachfrage nach Schafwolle, die noch keine überseeische Konkurrenz kannte, und der Wollmarkt wurde für den Junker, der auf großen Flächen eine extensive Wirtschaft führt, Quelle steigender Bereicherung; so daß er auch in dieser Beziehung mit dem Geist des Jahrhunderts wohl zufrieden sein konnte. Vollends mußte der Eintritt Großbritanniens in seine Freihandelsära und damit in die Glanzepoche seiner Exportindustrien auch dem kontinentalen Agrarier willkommen sein, denn die Aufhebung der Korngesetze bedeutete auch für ihn eine Erweiterung des Absatzmarktes. So begann schon um 1835, speziell für den in landwirtschaftlichen Großbetrieben sich betätigenden preußischen Adel, eine Zeit des Aufschwunges, der gerade um die Zeit, als seine politische Vormacht angefochten wurde, auf einen Höhepunkt gelangt war und sich noch bis in und über die Epoche der Bismarckschen Feldzüge in dieser Höhe zu erhalten und zu befestigen vermochte; ein nicht geringes Moment für die große Entwicklung und die Erfolge des preußischen Staates in dieser Epoche. So ist denn im ostelbischen Koloniallande ein recht großer Teil des Bauernlandes, das schon durch die Entschädigungen der ehemaligen Obereigentümer verkleinert war, in den fünf bis sechs Jahrzehnten, die den Befreiungs-Edikten folgten, von den Rittergütern aufgefogen worden. Aber auch ganze Rittergüter, zumal solche, die der Agrarkrisis 1820 erlagen, wurden zusammengekauft, der Latifundienbesitz dehnte sich aus. Auch dem bürgerlichen Reichtum war das adliche Gut zugänglich geworden, direkt und auf dem Umwege der Heirat strömte sogar jüdisches Kapital in den Acker. Die Landwirtschaft ist, zumal im Großbetriebe, ein auf Reinerträge und Gewinn berechnetes Geschäft geworden, also, wie sehr sie auch durch Boden, Klima, Wetter bedingt bleibt, der eigentlich sogenannten Industrie ähnlicher. Industrieanlagen, die als Mühlen oder Eisenhämmer an Wasser und Holz gebunden, zunächst mehr ländlich als städtisch waren, hatten ebendarum die größeren Grundherren längst in ihr Interesse gezogen, wie denn noch heute, besonders in Oesterreich, zu einer Herrschaft mannigfache Betriebe zu gehören pflegen, die einer höheren Grundrente günstig sind; haften doch auch ihrem Wesen nach das Bergwerk und die Verhüttung der Erze als Urproduktionen am Boden. Gewisse Verarbeitungen seiner Stoffe mußten immer dem Landwirt, zunächst für die eigene Ökonomie, sodann aber auch für den Markt, tunlich und nützlich erscheinen. Um das Brauen und Brennen hat der Junker mit den Städten immer gestritten. Nun kam ihm auch in dieser Hinsicht die Gewerbefreiheit zugute. Und da es für den leichten Sandboden des

Oftens keine lohnendere Kultur als den Anbau von Kartoffeln gibt, und das technische Problem, dies voluminöse Produkt in konzentrierte Form zu bringen, durch die Branntweimbrennerei längst gelöst war, so entwickelte sich nun die Kartoffelschnaps-Fabrikation als ländliches Gewerbe von hoher Bedeutung, wenngleich sie kaum darauf Anspruch machen kann, an der vielgerühmten Vornehmheit des Ackerbaus beteiligt zu sein. Besser kann sich in dieser Hinsicht der Zuckerrübenanbau rechtfertigen; und daß in Gestalt von Spirit und Zucker deutscher Boden in alle Welt exportiert wird, mag man ihm zugute halten, so lange als wenigstens ebenso nützliche Produkte dafür eingetauscht werden. Die Entwicklung der Weltwirtschaft aufzuhalten konnte auch der Sinn der neuen Schutzollära, die 1878 eröffnet wurde, nicht sein. Ihren Anfängen lagen noch durchaus die Bedürfnisse der Industrien, besonders die der Eisen- und Stahlfabrikation zugrunde. Immer mehr ist aber gerade die Landwirtschaft zollbedürftig geworden, und mit dem Ausgange des Jahrhunderts stand die deutsche Handelspolitik wie die seiner Nachbarländer, im Zeichen eines Agrarschutzes, der zu einer gewaltigen allgemeinen Preissteigerung mitwirkt.

Die überseeische Konkurrenz, bei Herabsetzung der Frachten, hatte in der That den Getreidebau unrentabel gemacht; die Grundrente, an der auch das städtische Kapital so stark beteiligt ist, konnte sich nicht mehr auf der Höhe halten, die ihr zu gebühren schien. Der Hochschutzzoll hat sie dann nicht nur zu erhalten, sondern noch bedeutend zu heben vermocht. In frischer Erinnerung ist uns die Agitation und Leistung des Bundes der Landwirte; seinem Ursprunge und vorwiegenden Zwecke nach ein ökonomischer Verein, hat er eine ungemeine politische Bedeutung erlangt, so daß ein bedeutender Publizist vor kurzem sich dahin aussprechen konnte, die konservative Partei in Preußen sei nur noch ein Anhängsel des berufenen Bundes. Jedenfalls ist es merkwürdig, wie die Erwerbstätigkeit oder noch praktischer ausgedrückt, das Geschäft, auch für den Adel in den Vordergrund seiner Interessen gerückt ist. Daß er seine ökonomische Position zu behaupten trachtet, ist sicherlich nichts spezifisch Seignuriales, vielmehr hat der Gutsbesitzer auch in dieser Hinsicht lernen müssen, als Industrieller oder als Kaufmann sich zu betätigen; aber es vermischt sich, ebenso wie bei diesen, der edlere Anspruch auf angemessenes Entgelt für eine höhere Berufstätigkeit mit dem gemeineren Verlangen eines möglichst hohen Kapitalgewinnes oder (für den Grund und Boden als solchen) einer möglichst hohen Rente. Wie diese Ansprüche, so fließen im ehrenwerten Namen des Landwirts tätige und müßige, kundige und unkundige, schlichte und üppige Nutznießer der Früchte, die am Baume der Landwirtschaft wachsen, zusammen. Ansprüche und Herrlichkeit des Adels aufrecht zu erhalten, erachten auch die Staatsregierungen im Deutschen Reiche noch für eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Die Motive zu einem preussischen Gesetzentwurfe (1903) über Fideikommissen führten aus, es komme darauf an, Familien zu erhalten, die dem Staate eine Gewähr dafür bieten, daß sich jederzeit Kräfte finden, die geeignet und bereit sind, die immer steigenden Anforderungen freiwilliger Beschäftigung auf politischem und sozialem Gebiet in staatserkhaltendem Sinne zu erfüllen. Die Bindungen des Grundeigentums sollen den Glanz des Adels erhalten. Gleich dem wirklichen Fürsten will auch der Titularfürst, der Graf, Freiherr und der gewöhnliche Edelmann herrschen, herrschen aus eigenem, persönlichem, erblichem Rechte, herrschen in seinem Bereiche, über Land und Leute. Prinzipiell steht freilich der moderne bürgerliche Staat diesen Wünschen schroff gegenüber. Und doch findet eine gewisse Restitution des Feudalismus auf dem Wege der Gesetzgebung und der ministeriellen Praxis wie von selber statt, solange die Patrie irgendwie lebendig bleibt, und solange auch die Minister, besonders die des Innern, fast ausschließlich dem Adel oder ihm sehr ergebenen Kreisen entnommen werden. Sind es diese Momente, die dem großen Grundbesitz seine soziale Position verleihen? Oder ist es die größere Sinnfälligkeit des Reichthums, wenn er als ein „Gebiet“ mit fürstlichem Schlosse sich darstellt? Oder ein Nimbus geheimnisvoller Art? die Ahnengalerie, auch wenn es anderer Leute Ahnen sind? — Gewiß hat man ebensoviel Grund stolz darauf zu sein (oder mehr), eine vornehme Familie zu begründen, als von ihr abzustammen. Daß das eine wie das andere staatserkhaltende Gesinnungen garantiere, mag man gerne glauben; ob auch für staatsfördernde Charaktere eine Gewähr gegeben ist? die doch wohl wichtiger sind, wenn man mit dem Namen des Staates eine andere Vorstellung verbindet als die Vorstellung von Kammerherrenschlüsseln, schwarzen oder roten Adlerfiguren und dergleichen mehr. Jede Aristokratie wird immer auf scharfe Proben gestellt werden; Geburtsaristokratie und Bodenaristokratie sind in unserer Zeit bloße Erscheinungsformen der Plutokratie, die immer nur Dasein gewinnt, um die Aufgabe ihrer radikalen Überwindung zu stellen. Das Privateigentum an großen Massen von Produktionsmitteln, die ihrem Wesen nach Gemeingut der Nation sind, unterliegt in unserer Zeit tiefbegründeter Anfechtung; sofern es sich auf angehäuften Boden bezieht, ist es gerichtet, seit Plinius verkündete, daß die Latifundien am Verderben Italiens schuld waren. Daß das Fideikommisswesen der Bildung von Latifundien dient, ist Tatsache; und daß große Gutsherrschaften zur Entvölkerung des platten Landes, zur Industrialisierung der Landwirtschaft, zur Proletarisierung des Volkes fortwährend gewirkt haben und noch wirken, ist eines der bestgesicherten Ergebnisse statistischer Forschung. Sofern daher der Bestand und das Vermögen des Adels durch Begünstigung der Majorate von Staatswegen gesichert wird, so tritt der Staat in offenen Widerspruch zu sich selber. Indem er seine Basis befestigen will,

untergräbt er sie. Der Halbheit und Charakterschwäche unseres Zeitalters ist es zuzuschreiben, daß die Reichsgesetzgebung noch nicht gewagt hat, aus dem Grundsatz der rechtlichen Gleichheit aller Staatsbürger die Konsequenzen im bürgerlichen Rechte durch Verbot der Errichtung neuer Fideikomnisse und zeitliche Begrenzung der vorhandenen zu ziehen. Dagegen ist für das moderne Preußen bezeichnend, daß erst seit 1850 mehr als die Hälfte des bestehenden Fideikommiß-Areals gebunden wurde; und daß noch in der kurzen Zeitspanne des gegenwärtigen Jahrhunderts dessen Gesamtfläche von etwa zwei Millionen auf beinahe zweieinhalb Millionen Hektar sich vermehrt hat. Vom Standpunkte des modernen Staates, wenn er in erster Linie sich selbst erhalten will, hätte es fast noch mehr Sinn, bestimmte fest dotierte Ämter wieder erblich zu machen — was gewiß unsinnig genug wäre — als die erbliche Vererbung irgendwelches privaten unverantwortlichen Reichthums zu befördern. Eine seltsame Täuschung, zu meinen, daß im gebundenen Grundbesitz ein Gegengewicht gegen den Kapitalismus liege. Vielmehr wird die Notwendigkeit und Schwierigkeit, die Familie auf der Höhe zu halten, die nicht erbenden Familienglieder standesgemäß zu versorgen, auch den vornehmsten Adel, je weniger er noch Herrscherrechte geltend machen kann, in die Bahnen der Spekulation, also des Kommerzialisismus und Industrialismus hineintreiben; wie denn heute der Fürstentrust und ähnliche Erscheinungen sichtbarlich dazutun.

4.

Die politische Stellung des Adels ist etwas, was sich von selbst zu verstehen scheint. Der Adel ist konservativ, restaurativ, reaktionär. Er wurzelt in der Vergangenheit und in die Vergangenheit sind seine Blicke gerichtet. Er hat geherrscht und will sein Herrschertum erhalten, oder wiederherstellen, sofern es zerstört ist, oder wenigstens ein Surrogat dafür sich verschaffen. Er findet es angefochten, bedroht, vermindert, durch alle neuen und jungen Mächte: durch den bürgerlichen Reichthum, das Kapital, durch die Beamten, die Staatsmänner, ja die Fürsten selber, die von der Raison d'Etat geleitet mit alten Vorrechten und Ansprüchen auf Mitregierung rücksichtslos aufräumen. Schlimmer als die Fürsten war aber doch eine demokratische Versammlung. Die Jakobiner kannten kein Ansehen der Person. Die Revolution setzte die verhaßte Uniformität und Gleichmacherei fort, ja steigerte ihre Greuel.

Wenn sie in ökonomischer Hinsicht den Interessen des Adels nach mehreren Seiten hin entgegenkam, in politischer wirkte sie einfach vernichtend. Und die Ziele dieser Revolution wollte Hardenberg, selber ein Edelmann aus gutem Hause, dem preußischen Staate aneignen, demokratische Grundsätze durch eine monarchische Regierung verwirklichen! In der That, so

geschah es durch die Edikte dieses neupreußischen Absolutismus: „dem Gutsherrn wurde sein Eigentum genommen“, „den Bauern etwas geschenkt, was ihnen nicht gehörte“, so klagte Herr von Bülow-Cummerow (1814 und 1821, nach Knapp). Und in derselben Periode, die, wie jetzt alle Historiker sehen, den Grund zu Preußens Größe legte, jammerte der tapfere Junker Ludwig von der Marwitz über die Folgen der 1811 ins Werk gerichteten gänzlichen Emanzipation der niederen Stände, über die einfältige Gleichmacherei und das verdrießliche Schauspiel, daß Bucherer ihren Sitz zwischen Monarchen nehmen und mit ihnen über das verhandelten was man das Interesse der Staaten nannte. Ja die Mainzer Untersuchungskommission über demagogische Umtriebe berichtete 1821 an die deutschen Höfe, daß die bedeutendsten und allerdings gefährlichen Umtriebe in den mehresten Regierungen selbst, hauptsächlich in der preußischen, und namentlich im Bureau des Staatskanzlers gefunden würden; die Schriften, die von diesen Bureaus ausgegangen seien, könnten keine andere Wirkung hervorbringen, als das Volk aufzuregen und den geringen Klassen Ansprüche zu geben, die niemals sich würden befriedigen lassen.

So wollten denn auch die Konservativen jener Zeit keineswegs die unumschränkte königliche Gewalt und ihre Bureaukratie, die mit dem Zeitgeist so starke Fühlung hatte, konservieren. Sie selber wußten sich dem Zeitgeist in anderem Sinne verwandt. An der Forderung einer Verfassung nahmen sie lebhaften Anteil. In dieser Forderung vermischten sich reaktionäre und progressive, aristokratische und demokratische Ideen. „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden“, hatte der dreizehnte Artikel der Bundesakte verkündet. Soll heißen, eine Repräsentation des Volkes meinten die Liberalen. Bedeutet offenbar: eine Wiederherstellung der Herren Stände, sagten die Junker, und ihre Deutung hatte in Preußen wenigstens den Erfolg, daß Provinzialstände beratenden Charakters geschaffen oder wiederhergestellt wurden. Der König hatte zwar noch im Jahre des Wiener Kongresses eine Repräsentation des Volkes zu bilden versprochen. In den süddeutschen Staaten kamen Verfassungen zustande, von denen man sagen dürfte, daß sie auf Kompromissen beruhten, wenn nicht auch im öffentlichen Bewußtsein die Begriffe von ständischen Eigenrechten und Volksvertretung ineinandergelassen wären. Montesquieus Autorität und das von ihr empfohlene englische Vorbild wirkten dazu mit. Was konnte es Zweckmäßigeres geben, als eine solche Mischung der Staatsformen? Die Aristokraten konnten füglich damit einverstanden sein. Die natürliche Umgebung des Königs, die Stützen des Thrones, den sie wohl auch vor die Thüre zu setzen in der Lage waren; mit etlichen Anhängeln das Oberhaus die Kammer der erblichen Gesetzgeber darstellend; durch ihren Einfluß als große Grundbesitzer die Ausschlag gebende Macht des Hauses der Gemeinen — in der

Hat eine musterhafte Verfassung, dies britische Parlament vor allen Reformbills (deren jüngste von 1911 noch nicht die letzte sein wird!) Hatte nicht dies aristokratische England mit entscheidendem Erfolge die französische Revolution bekämpft? Hatte nicht der große Redner Burke die theoretische Grundlage der Restauration zuerst geschaffen? Hatte nicht der von den Legitimisten und den verbündeten Heeren zurückgeführte Bourbonne selber sich dazu verstanden, durch die Charte eine Nachahmung der britischen Konstitution ins Leben zu rufen? war nicht die Pairie der Eckstein dieser Epoche machenden Urkunde? suchten nicht Ludwig und sein Nachfolger den erblichen Grundbesitz durch Förderung von Fideikommissen zu stützen? — Ja, man konnte hoffen, daß Europa die Vernunft, daß die Staaten die Stabilität wiedergewinnen würden — in diese Hoffnungen fiel die Juli-Revolution wie ein Hagelwetter ins Saatfeld; und nachdem man sich kaum davon erholt, nachdem der Geist der Restauration in der Gestalt Friedrich Wilhelms des Vierten den preussischen Thron bestiegen hatte, da wurde auch in Deutschland der Geist des Umsturzes, den die Karlsbader Beschlüsse so mühsam unterdrückt hatten, wieder lebendig. Sogar die Provinziallandtage machten sich durch Unruhen und Petitionen bemerklich. Der Vereinigte Landtag wurde das Vorpiel der Revolution. Der Völkerfrühling schien dem Adel, wie der Monarchie gleich gefährlich zu werden. In der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. kam es am 1. August 1848 zu einer Debatte über die Abschaffung des Adels. Art. II § 6 lautete in der Fassung des Ausschusses: „Alle Deutschen sind gleich vor dem Gesetze. Standesprivilegien finden nicht statt“. Dazu waren mehrere Minoritäts-Gutachten beantragt. Das erste (von Wigard, Blum, Simon, Schüler) sprach den Satz aus: „Alle Standesprivilegien, sowie der Adel selbst, sind aufgehoben“. Moritz Mohl, der dafür eintrat, fand das Wesentliche des Adels darin, daß er eine erbliche Kaste mit einer erblichen Auszeichnung sei, die, was immer durch Gesetze vorgeschrieben sein möge, höhere Ansprüche in gesellschaftlicher und insolgedessen in staatlicher Hinsicht gebe; darin liege das verletzende Unrecht, daß er dem Anspruch der Menschheit: jeder soll nur nach seinem Verdienste Geltung haben, geradezu zuwiderlaufe. „Sie werden, meine Herren, wenn Sie den Adel nicht aufheben, auch niemals die Bemühungen der staatlichen Reaktion aufheben; denn Sie werden die Kamazillen an den Höfen nicht aufheben“ — „Erst dann, meine Herren, wenn der Adel, wie in Frankreich, Nordamerika, der Schweiz, Norwegen, aufgehoben ist . . . erst dann, wenn es nur noch ein Volk, keine zwei verschiedenen Rassen mehr gibt, erst dann werden Sie die Freiheit wahrhaft und fest gegründet haben.“ Und Kierulff-Rostock wies daraufhin, daß noch nach vielen Strafgesetzbüchern der Adel zur Strafe in den Bürgerstand degradiert werden könne; solange es eine Standesehre gebe, müsse es freilich auch

eine Aufhebung dieser geben. „Die gegenwärtige demokratische Bewegung ist nicht gerichtet gegen das ursprünglich wahre und reine Wesen des Adels, sondern gegen das Zerrbild dessen, das ist: das Junkertum. Dieses tritt überall hervor, wo die inneren und äußeren Bedingungen der wahren Natur des Adels hinwegfallen“ „Der jetzige Adel macht seine Güter zum Gegenstand des Handels und Schachers, wie jeder Spekulant.“ Auch die Poeten der Paulskirche ergriffen das Wort. Ernst Moritz Arndt, der die Vielseitigkeit, Vielerleiheit, Mannigfaltigkeit, Vielsinnigkeit Deutschlands pries, meinte, „wenn man dem Adel das nehme, wodurch er als eine Last auf dem Volke gelegen habe und zum Teil noch liege, so sollte man ihm seine Ahnen, Wappen, Bilder und Zeichen lassen, die künftig unter den hundert und tausend kleinen Fähnchen und Wimpeln unter der großen Reichsadlerfahne mitflattern können.“ Dagegen stimmt Moritz Hartmann für gänzliche Abschaffung des Adels mit allen seinen Vorrechten und Titeln: er müsse aus seiner Ausnahmestellung heraus zurückgehen in den heiligen Schoß des Volkes. Starke Sensation erregte es, als Fürst Sichnowsky, derselbe, der sieben Wochen später ein schreckliches und die Revolution besleckendes Ende fand, erklärte: „Ihre Maßregeln werden unwirksam sein, der Adel wird Adel bleiben“; die Titel möge man wegnehmen, die Namen könne man nicht nehmen, und durch die Namen selbst gebildet werde ein Adel bleiben. Tiefere Eindruck aber machte es ohne Zweifel, als sich Jakob Grimm erhob und die gewichtigen Worte sprach: „Auch mir leuchtet ein, daß der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurteilt, so hat er im stillen geurteilt, jetzt darf er ein lautes Zeugnis dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe.“ Er wollte den Adel der Vergangenheit nicht schwarz malen, er wies darauf hin, wie er in vielen Lichtpunkten, besonders in der Literatur des Mittelalters gegläntzt habe. Aber es sei ein großer Wandel eingetreten. „Die Buchdruckerei ging gerade so der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte.“ Es sei ein Raub am Bürgertum gewesen, als man Goethe und Schiller ein „von“ an ihren Namen klebte; man habe sie dadurch um kein Haar größer gemacht. Was sei es denn mit diesem Wörtchen „von“, das in den letzten Jahrhunderten manchem den Kopf verrückt habe. „Es ist nichts als eine Präposition, das heißt in der Grammatik ein Wort, das einen Casus regiert“, „Immer ist es mir erschienen, daß, was in der Sprache albern und sinnlos scheint, es auch im Leben ist.“ Das Wörtchen fordre doch immer einen Herrn des Gutes, worauf es sich beziehe. Unsinnig klinge es: ein Herr von Goethe, Herr von Schiller, Herr von Müller „denn Müller, Goethe und Schiller sind niemals Orte gewesen.“ Er sprach, obwohl er aufrichtig dem

Königtum zugetan sei, auch gegen Orden und besonders gegen deren Verleihung an Zivilpersonen. Er hege die Überzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Altertums zurückzukehren . . . Wenn keine Erhebung in den Adel noch aus einem niederen in den höheren Adel mehr erlaubt sei (worauf er antrug), dann werde der Adel nach und nach selbst erlöschen, ohne daß die Erinnerungen an ihn aufhören, „denn dadurch, daß ein schlechter Briefadel zum alten Adel hinzutrat, hat sich der Adel länger erhalten und zugleich entartet.“ Die Abschaffung des Adels wurde am folgenden Tage mit 282 gegen 167 Stimmen abgelehnt. Jakob Grimms Antrag, über den nicht namentlich abgestimmt wurde, fand zwar so vielen Beifall, daß ein Mitglied des Bureaus zweifelhaft war, ob es die Minderzahl sei, die sich erhob; aber die Gegenprobe entschied für Ablehnung. Ebenso fiel der Antrag des berühmten Sprachforschers über Orden für den Zivilstand. Ein einziger Minoritäts-Antrag wurde, und zwar mit stürmischem Bravo und Händeklatschen, angenommen. Er war auch im Hinblick auf den Adel — denn der hohe Adel ist längst wieder eximiert worden — bedeutungsvoll genug: „Das Waffenrecht und die Wehrpflicht ist für alle gleich. Stellvertretung bei letzterer findet nicht statt.“ So endete diese denkwürdige Verhandlung über Abschaffung des Adels! Die preussische Nationalversammlung hat einige Wochen später diese Abschaffung wirklich beschlossen. Der Mittelstand, meinte ein Redner, habe längst alle schönen und großen Tugenden, die einst den Adel auszeichneten, in sich aufgenommen; das Wissen der Geistlichkeit und das Besitztum des Adels sei zugleich mit seinen Waffen, alle Erbschaft von den Toten, auf den dritten, den allgemeinen Stand übergegangen. „Darum, meine Herren, kann fernerhin eine Scheidung des Volkes nach Ständen nicht mehr platzgreifen. Alle Pulse des Jahrhunderts schlagen nach rechtlicher Gleichheit aller.“ Der so sprach, war der jüngere Reichensperger. Zum Schlusse gab er seine Überzeugung kund, wenn jedes Vorrecht des Adelsstandes beseitigt sei, so würden die Titel höchstens als Schatten eines Schattens übrig bleiben; es sei aber die Aufgabe nicht, mit Schatten zu kämpfen. Zu den Vorrechten aber gehörte für den späteren Zentrumsführer, der schon als Agrarpolitiker sich betätigt hatte, das ganze System des Feudal-Nexus, das gesamte Majorats- und Fideikommisswesen. In der That erklärte noch die Verfassung von 1850 die Fideikomnisse für abgeschafft. Erst zwei Jahre später stellte ein besonderes Gesetz sie wieder her. In diesem Jahrzehnt (1851—60) erhob sich der preussische Adel zu seiner politischen Blütezeit. Er hatte das Herrenhaus, er hatte die Landratskammer, er hatte das Ministerium Manteuffel und einen König, der (nach Ranke) vielleicht mehr Gemüt hatte, als der Staat ertragen kann, aber nicht zu viel für den Adel, der als Kamarilla sich um ihn scharte. Sein Prestige in Preußen, und

vermöge der preussischen Hegemonie im neuen Reiche, hat seitdem nur kurze Unterbrechungen und keine erhebliche Erschütterung erlitten. Das Emporkommen und der Cäsarismus Bismarcks, wie sehr er sich an ihm ärgerte und ihn unablässig bekämpfte, war auch ein Triumph des Adels; die Siege des preussischen Heeres und der ihm verbündeten Heere waren auch seine Siege. Der militärische Geist griff tiefer in die bürgerlichen Kreise, was zunächst nur bewirken konnte, daß der Adel in seinen Ansprüchen auf militärische Führerschaft gestärkt wurde und dadurch auch politisch neue Kräfte gewann. Nachdem die Episode der liberalen Gesetzgebung und des Kulturkampfes überwunden, als Furcht vor der Arbeiter-Rebellion das höhere Bürgertum den antirevolutionären Prinzipien geneigt machte; als nationale Gesinnung in Haß und Abstoßung des Judentums sich zu bewähren meinte, als zu gleicher Zeit in der Handelspolitik das agrarische Interesse neben dem der schweren Industrie maßgebend wurde — da blühte von neuem der Weizen für den Adel, und mehr als dreißig Jahre lang hat er, getragen von einer wirtschaftlichen Entwicklung, die seinen Ideen und Intentionen entgegen war, sich nicht nur behauptet, sondern die gewaltigsten Fortschritte gemacht; in folgerichtiger Entwicklung bis zu dem Regierungsexperiment, das Rudolf von Bennigsen 1890 als für Preußen und Deutschland lebensgefährlich bezeichnet hat; Bennigsen, ein adliger Politiker, der sich selber für liberal hielt und seine Staatsweisheit dadurch bewährte, daß er ebendiese von ihm verabscheute Kombination fördern half. Der Nationalliberalismus wollte vor allem die nationale Einheit begründen und hat in der That dazu mitgewirkt; aber den nationalen Wind konnten auch die im Grunde partikularistischen Parteien für ihre Segel brauchen und haben ihn weidlich ausgenutzt. Der katholische Adel als Führer der Zentrumsparthei, protestantischer alter und junger Adel in den konservativen Parteien beherrschen heute das Reich, auf das sie alle in lauten oder verstohlenen Tönen nach dem Ausdrucke des Fürsten Hohenlohe „gepfiffen“ haben. Nicht als ob sie es beseitigen wollten; aber die Preußen möchten es nach dem Bilde Preußens — als Großpreußen — die Ultramontanen etwa nach dem Interesse Bayerns — als einen Staatenbund — umschaffen. Weder das eine noch das andere wird gelingen. Diese Machinationen bereiten eine Krise vor, die der Kirche wie dem Adel rascher verhängnisvoll werden kann, als die allgemeine Entwicklung sonst verlangen würde: ein Prozeß freilich, der sich ziemlich regelmäßig wiederholt und schon oft Anregung gab, Göttern zur Last zu legen, daß sie die Sinne der Menschen blenden, um sie zu verderben. Es sind im deutschen Adel, altem und jungem, vorzügliche Begabungen gerade für politisches Wirken anzutreffen. Diese werden sich um so sicherer und fruchtbarer entfalten, je mehr sie die spezifischen Ansprüche einer Geburts- und Grundaristokratie von sich abtun, und sich auf den Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung,

das heißt ihrer historisch und sittlich notwendigen Ausgestaltung mit klarem wissenschaftlichen Bewußtsein hinstellen. Aber: „Gefinnungen und Empfindungen, welche auf Erziehung und Gewohnheit gestützt, die Quelle des moralischen Seins und Lebens durchdrungen haben, widerstehen auch den hellsten Erscheinungen der Zeit. Was die Menschen nicht glauben mögen, das begreifen sie auch nicht, wenn sie es gleich sehen und fühlen. Ihre Beharrlichkeit bei Vorurteilen, die sie Grundsätze nennen, ist unüberwindlich. So blieb auch der Adel unverändert in seinen Gefinnungen, Ansprüchen und Erwartungen; ja, die meisten verhärteten sich sogar in ihrem ohnmächtigen Wollen.“ Der so im Jahre 1807 über den deutschen Adel nach Auflösung des deutschen Reiches schrieb, August Wilhelm Rehgberg, war ein konservativer Schriftsteller und lebhafter Gegner der französischen Revolution. Man erwartete damals nicht, daß hundert Jahre später noch vom Adel in öffentlich-rechtlichem Sinne die Rede sein würde. In der Tat ist dies eine Anomalie, für die es charakteristisch ist, daß man von „Erhebung in“ den Adelsstand nicht mehr in öffentlichen Kundgaben zu reden wagt, obgleich die Verleihung des Adels ohne allen Zweifel so gemeint ist. Niemand — es sei denn hier und da ein hirverbrannter Krippenreiter — wagt mehr, die Konsequenz zu ziehen, daß Zurückversetzung in den Bürgerstand als Strafe verhängt werden solle. Auch pflegt sich heute das politische Herrschaftsstreben des Adels, selbst wo er noch so mächtig ist, wie in Preußen, hinter populäreren Programmen zu verstecken. Bald gilt es die Krone zu verteidigen, und die Opposition gegen hohe Regierungen wird als republikanisch denunziert. Aber reaktionäre Opposition ist erlaubt, ja wird verheherrlicht; hat doch sogar Bismarck oft davor gewarnt, konservativ und gouvènemental zu wechseln. Bald wird das Unternehmertum in Schutz genommen gegen den Sozialismus und der verlumpte Streikbrecher liebevoll ans Herz gedrückt. Aber dem Kapitalismus ist der befestigte Grundbesitz gram, er wird als jüdisch und international verabscheut; und dem Arbeitswilligen möchte der Junker die Freizügigkeit beschränken oder ihn als kontraktbrüchigen Landarbeiter zwangsweise zurückexpedieren lassen; was die Gewerkschaften sich wohl gefallen lassen könnten. Auch der nationale Gedanke hätte im Adel — wenn man dessen Zeitungen und Fürsprechern glauben wollte — seinen stärksten Hort. Und doch hat der Adel diese Gedanken bekämpft, gehemmt, verspottet und geschmäht, — so lange bis der Wechsel des Windes ihn zwang, wenigstens scheinbar einen anderen Kurs zu nehmen. Vom „Ostelbier“ gilt das vorzugsweise; und in Wahrheit hat dieser endlich sich auf sich selbst besonnen, wenn er in einem Verbande der echt preussischen Leute das alte Preußen gegen das neue auf gleichem Wahlrecht basierte Reich zu retten unternimmt. Zu dieser Formel darf man gratulieren. Sie hat den Vorzug der Wahrhaftigkeit und wird auch von den nicht-altpreussischen Deutschen

verstanden werden. Denn es ist die Lebensfrage für das neue Reich, ob und wiefern es das alte Preußen, von dem es bis jetzt beherrscht wurde, sich unterzuordnen und zu assimilieren imstande sein wird.

5.

Die Rückströmung der Gedanken, nach der gewaltigen Flut der Aufklärung und des Naturrechts, hatte in Deutschland viel früher begonnen, als die politische Restauration der Wiener Schlußakte und der heiligen Alliance. Sie hatte aber auch einen andern Charakter. Die Romantik, in ihrer früheren Phase, sympathisierte stark mit der Französischen Revolution. Elemente, die über den Liberalismus hinaus wollen, kommunistisch-volkstümliche, wenn man sie so nennen mag, überragen noch über diejenigen, die ins Mittelalter und den Glanz des Rittertums zurückstrebten und sich sehnten. Rousseauischer Einfluß, Rousseauische Stimmungen waren in Denkern, wie Herder, Schiller, Fichte lebendig, wenn sie die satte Nüchternheit der Papierkultur anklagten, oder wenn gar der Philosoph im gegenwärtigen Zeitalter den Stand der vollendeten Sündhaftigkeit zu erkennen meinte. Aber für lange Zeit erwies sich in der unklaren Mischung von Gedanken und Gefühlen die Selbsterhaltung der geistigen Macht, die von den Oberflächen zurückgedrängt, in Staat und Volk sich immer behauptet hatte, als der begünstigte und vordrängende Faktor. Mit der Politik der Restauration verband sich die Restauration der Politik und in verwandtem Geiste die historische Rechtsschule; bezeichnend genug, daß deren Haupt, Friedrich Karl von Savigny, geborener Katholik war, während K. V. von Haller, in Folge seiner Denkungsart, den Weg zurück zur alleinseigmachenden Kirche gefunden hat. Auch Hallers begabtester Jünger Jarcke, der seine Lehren ins Preussische übertrug (als Gründer des „Politischen Wochenblatts“), war schon in jungen Jahren katholisch geworden. Aber was sollten diese Bekehrten für die Pretensionen eines lutherischen oder unionistischen Adels? Seltsamerweise war es auch ein Konvertit, aber durchaus nicht aus dem katholischen Lager, der die richtige und gute Theorie der spezifisch preussischen Staatserhaltung fand. Dem Israeliten Stahl war es vorbehalten, die orthodoxe Lehre, daß Gottes Persönlichkeit und des Menschen Sündenfall der Staats- und Rechtslehre zu Grunde gelegt werden müsse, in protestantischem Geiste wiederherzustellen. Ihm sind die „Stände“ Folge des zeitlichen Zustandes und müssen dauern, solange er dauert; das Institut des Adels wird durch die drei Einrichtungen: Größe des Grundbesitzes, Unveräußerlichkeit, Grundherrlichkeit mit der ihr gebührenden Gewalt „in notwendiger Ergänzung“ gebildet. „Der Stand der Grundherrschaft bildet also das organische Band der Nation zwischen Vaterland und Staat, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, er ist Grund-

lage und Träger für ihr geistiges, wie der Boden für ihr physisches Dasein.“ Was ein konservativer und christlich=protestantischer Nationalökonom (Wilhelm Roscher) von Haller sagt: „so gefährlich eine direkte Anwendung seiner Lehre auf die Gegenwart sein würde, die ihr längst entwachsen ist, so hat er doch, ohne es selbst zu merken, einen unschätzbaren Schlüssel zum lebendigeren Verständnisse des Mittelalters dargeboten“, das gilt mit der kleinen Abänderung auch von Stahl, daß dieser als Protestant wenigstens den gereinigten Glauben der Neuzeit gutschreiben muß; und wenn er den Katholiken zugab, daß die Reformation die Ursache des Rationalismus und der Revolution sei, so half er sich mit der pfißigen Wendung, „denn das Licht allein ist die Ursache des Schattens“ — der letzte Kampf bereite sich vor, nachdem in der Reformation die höchste Steigerung des religiösen, im Rationalismus die des antireligiösen Prinzips sich herausgebildet habe. Nach Stahl hat die Adelspartei kaum einen nennenswerten Theoretiker wieder hervorgebracht; auch liegt ihren heutigen Führern die Philosophie noch ferner als ehemals, und mehr als je meinen sie, an dem morschen Pfahl der protestantischen Orthodorie oder wenigstens an dem dünnen Stabe einer „positiven“ Theologie für den Glauben an gottgewollte Abhängigkeiten die genügende Stütze zu finden, die sie dem Volke gnädig erhalten wollen. Lange haben ernste und tüchtige Männer gearbeitet, der konservativen Denkungsart einen neuen und stärkeren Inhalt zu geben. Geboten und gegeben schien es zu sein, nachdem der Sozialismus sein Haupt erhoben hatte, der die liberale Gedankenwelt von innen heraus zu zersetzen schien. Alle geistvollen Anhänger des konservativen Geistes während der zwei letzten Menschenalter haben ihm die Aufgabe gestellt, sozialpolitisch zu wirken, das Streben der industriellen Arbeiterklasse nach Gleichberechtigung, nach Hebung ihrer Lage, „Gewinnung eines größeren und proportional steigenden Anteils am Nationalprodukt“, nach genossenschaftlicher Organisation kräftig zu unterstützen. Freilich: fast alle diese wohlmeinenden Christlich=Sozialen und Staatssozialisten waren und sind nicht Angehörige des Adels, einige, wie Victor Aimé Huber, waren dessen entschiedene Gegner und haben ihm bittere Wahrheiten gesagt (ebenso neuerdings Adolf Wagner). Wenn Rodbertus im Jahre 1871 (in einem Briefe) schrieb, der Hauptgrund der Abneigung, sich mit der sozialen Frage ernsthaft zu befassen, liege wohl nicht in den Persönlichkeiten, die man dazu verwenden müßte (er spielt auf die Antisemitenvut des Adels an), sondern daran, daß man einstreifen noch immer mehr an Unterdrückung als an „Lösung“ glaube — so gilt dies auch heute noch, nach vierzig reichen Jahren. Es war immer der eigentümliche Charakter derer, die eine überlieferte Macht hatten, wenig zu lernen und nichts zu vergessen. Immerhin wird als Kampf= und Machtmittel auch das soziale „Empfinden“ gern benutzt; und es gibt wirklich auch Herren vom Adel, in

denen es echt und energisch ist. Die meisten aber scheinen noch zu glauben, daß die industriestaatliche Entwicklung, ebenso wie die Arbeiterfrage in ihrem Gefolge, auf korrigierbaren Irrtümern, ungläubiger Weltanschauung oder gar auf semitischer Bosheit, mindestens aber auf mephistophelischer „Vernunft und Wissenschaft“ wesentlich beruhe, daß also diese, wie schon Stahl verlangte, und mit ihr die ganze Entwicklung „umkehren“ müsse. Inzwischen hat sich aber Leib und Seele des Adels in dieser „argen Welt“ wohl gepflegt und behaglich gebettet. Das aristokratische Bewußtsein treibt, ungeachtet aller demokratischen Einrichtungen, üppige Blüten. Es ist freilich nicht mehr rein adlig, geschweige altadlig, sondern — freikonservativ; aber die kapitalkräftigen Elemente von links und von rechts gravitieren automobilisch dahin. Vom naturwissenschaftlichen Denken her hat dies aristokratische Bewußtsein starken Sukkurs erhalten; denn offenkundigerweise hat die Abstammungslehre, so sehr sie den Gefühlen und dem Glaubensbekenntnis des Adels widerstrebt, seiner Ideologie doch ein neues Übergewand verliehen, indem sie die Rassen-Vorstellungen stärkte. Im gleichen Sinne wirkte der Genius Nietzsches, der das Große und Starke, das Lebensmächtige preisend, auch den Dünkel der Brutalen und der Schwach sinnigen zu nähren angetan war. Und doch führen diese Gedanken in eine Richtung, die unter Umständen als heilsam begrüßt werden darf. Wenn auserlesene alte und junge, adlige oder unadlige Familien ihren Stolz darein setzen und das Ideal pflegen, leiblich und seelisch tüchtige Menschen (es müssen nicht gerade hervorragende Talente oder gar Genies sein) hervorzubringen; wenn sie ihre Lebensweise und ihre Eheschließungen in diesem Sinne (eugenisch) einrichten; wenn sie den Mut beweisen, konventionellem und geschmackwidrigem Luxus zu entsagen, überhaupt die sozialen Vorurteile und den Mammonismus praktisch zu überwinden — so wird sich wie von selbst ein neuer Adel, das heißt eine Elite veredelten Stammes entwickeln, die zur Führung und Leitung der Nation wahrhaft berufen ist, so lange sie sich vor Entartung zu bewahren weiß. Tatsächlich sind im hohen wie im niederen Adel schwere Formen erblicher Mißbildung allzu häufig; und je stärker sie in die Erscheinung treten, desto grotesker wirken die Ansprüche derer, denen, mit Heinrich von Treitschke zu reden, die Stallkarriere anständiger scheint als ein wissenschaftlicher Beruf; um so bewunderungswürdiger die Langmut eines Volkes, das sich die Unmaßungen und politischen Vorrechte von Leuten gefallen läßt, die sich zuweilen durch nichts weiter auszeichnen, als durch abnorme Gehirne, ausschweifende Lebensweise und durch erbliche Belastung mit Fürsten- oder Grafentiteln, von geringeren zu schweigen. Daß solche Titel Eindruck machen, zumal auf weibliche Seelen (die auch unter den Männern so zahlreich sind) ist nicht zu verwundern und läßt sich nicht ändern. Der Zauber des Märchens umhüllt diese Gestalten, wie die Vorstellungen kindlichen

Glaubens. Der Schimmer der Romantik wird oft für identisch gehalten mit dem Poetischen und dem Schönen schlechthin. Der Adel gehört wie seine Burgruinen und wie die gotischen Rathäuser und Dome unserer Städte, zu dem, was das alte Europa interessanter und gemüthvoller macht, als die nüchterne kahle Welt der Kolonien, zumal als das geistlos prunkende Amerika. Und doch kann der Adel so wenig, wie etwa der Papst, unsere Zivilisation vor der ferneren Amerikanisierung, unsere Gesellschaft vor der Zerrüttung bewahren und retten. Was sich dagegen tun läßt, muß aus den Tiefen des Volkslebens hervorgehen, und dem Volke kann dazu weder Adel noch Klerus helfen, wohl aber die Aristokratie des Geistes und der ethischen Gesinnung, die hin und wieder auch aus beiden alten Herrscherständen wertvolle Elemente empfangen mag. Daß es dem deutschen Adel an solchen Elementen nicht fehlt, lehrt uns die Geschichte vom Reichsfreiherrn zum Stein bis zum Grafen Zeppelin in herrlichen Beispielen. Die erlesene Schicht ist aber auch reich an minderwertigen Elementen — fast jeder Skandalprozeß erinnert daran — und diese sind es zumeist, die für veraltete Adelsansichten und Adelsansprüche am dreiftesten eintreten und ihre noblen Passionen zum Ausgangspunkte politischer Aktionen machen.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolb

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Mariclée ging in die Halle zurück und fand dort ihre Freundin im Gespräch mit der Herzogin, die, wieder ganz verschleiert, aussah wie Scheherazade. Als die beiden Frauen sie gewahrten, lächelten sie, als müßten sie lächeln, weil sie daherkam, da sie gerade eben von ihr sprachen. Mariclée bemerkte es, aber an keinem Ort der Welt fühlte sie sich so sicher. Ihre Freundin besaß eine starke Eigentümlichkeit, ohne daß man je versucht gewesen wäre, sie eigentümlich zu nennen. Sie hatte so viel in der Welt gelebt, daß eine natürliche Anlage die Menschen zu behandeln, wie es ihnen am wohlsten tat, sich bei ihr so ausgebildet hatte, daß es kaum mehr eine Intuition, schon mehr ein Instinkt zu nennen war. Sie hatte Routine wie ein anderer eine Glase, sie war taktvoll, wie ein anderer forpulent ist, das heißt es war ihr zur Natur geworden. So verfuhr sie mit Mariclée unwillkürlich, als wäre Mariclée von Glas, und in der That war sie, obwohl gar nicht empfindlich, im höchsten Grade zerbrechlich. Ließ man sie im Stiche, so fiel sie allsogleich um, und wenn sie nicht sehr behutsam zwischen zwei Fingern gehalten wurde, lag sie gleich in Scherben. Dann war sie weder Seele noch Leib, nur mehr ein sichtbares Stück Unbehagen, das sich nach Unsichtbarkeit sehnte, ungefüge und erloschen.

Don Juan hatte der schönen Herzogin in den Wagen geholfen und entschwand mit ihr durch dieselbe Allee, durch die er tags zuvor mit Mariclée einherzog. Sie folgte jetzt der Freundin, die sie vom Peristyle aus gerufen hatte und trat mit ihr ins Freie. Der Ausblick war hier von einer unerhörten Dürsterkeit. Hatte sich Glenford mit dieser Landschaft oder diese Landschaft mit Glenford in Einklang gesetzt? Sie gemahnte an die machtvollen und zugleich unerbittlich verfallenen Shakespearschen Königsdramen. Und welcher Meister hatte diese flachen Deete, diese Senkungen und diese in ihrer Gepflegtheit so selbstherrlichen Plane gelegt, die bis an den Saum der tiefen Wälder reichten, und den gesteigerten Ton dieser Natur nur erhöhten? Mariclée dachte an die erwarteten Gäste. Wo blieben sie nur?

„Komische Leute!“ sagte da plötzlich Lady S. „Man hat doch seine Tage so ausgerechnet. Unsere Freunde wollen am Freitag kommen, aber Samstag fahren wir ja selber nach Schottland. Ich kann sie natürlich nicht haben.“

Da warf Mariclée einen stummen Blick zu den Bäumen empor, die wie starke Tore gegen Norden die Mulde versperrten. Heute ist Mittwoch, dachte sie, also drei Nächte! Im übrigen ließ sie sich nichts merken, sondern zeigte sich gesprächig und heiter, erzählte und ließ sich erzählen, aber abends

dehnte sie das Zusammensein möglichst lange hinaus. Die anderen hatten sich schon eine gute Weile zurückgezogen, als sie mit der Freundin die weite Treppe hinaufging. Sie wohnten entfernt voneinander in verschiedenen Flügeln. Auf dem Freiplatz trennten sie sich und Mariclée wollte in ihren stillen Gang einbiegen, da durchschauerte sie ein plötzlicher Frost. Im selben Augenblick fühlte sie sich am Arme erfaßt!

„Du fürchtest dich!“ rief ihre Freundin.

Aber Mariclée machte sich auf der Stelle von ihr los.

„Wovor denn?“ fragte sie mit dem natürlichsten Lachen der Welt.

„Keine Torheiten,“ gebot die andere. „Es ist doch so einfach, daß ich dir eine Jungfer schicke!“

„Und ich muß dich wirklich bitten, mich damit zu verschonen, ich fürchte mich kein bißchen. Wovor soll ich mich fürchten?“

Und sie tanzte den Gang hinab.

„Ich würde es dir wirklich sagen,“ lachte sie noch an der Türe. Und sie schlüpfte in ihr Zimmer hinein. Dort sank sie in einen Stuhl. Das mit der Jungfer war nämlich durchaus nicht so einfach; sie wußte von früher her genug törichte Stücke von den Glenfordschen Leuten. Man hatte das ganze Personal längst unter Dach nach einer anderen Himmelsrichtung untergebracht. Und dann hatte sie kein Verlangen, ihre Gespensterfurcht so fraternisieren zu lassen. Denn sie tat sich etwas darauf zugute. Allein sie glaubte wahrhaftig, wenn Don Juan nur noch bis zum Abend geblieben wäre, sie hätte sich zu seinen Füßen gestürzt, damit er sie nicht allein ließe. Denn sie verging vor Angst. Zwar nur von jener Türe drang sie wieder auf sie ein. Warum war sie jetzt maskiert? Und von neuem dachte sie an den Marquis von Chandieu, der bei ihrem letzten Besuch ihr Nachbar gewesen war, und sie immer so eindringlich nach ihren Eindrücken befragt hatte. Aber damals hatte sie keine zu verzeichnen, es war alles erst nach seiner Abreise geschehen. Wie stolz hatte sie ihn damals angehört! Wie hatte sie sich innerlich gebrüstet, wenn er ihr seine gestörten, schlaflosen Nächte gestand, während sie so gänzlich unangefochten von derlei Nervositäten blieb. Was war aus ihm geworden? Warum hatte sie all die Zeit hindurch niemals an ihn gedacht? Und warum, da sie ihn so vergessen hatte, war er ihr mit einem Male so gegenwärtig, als müßte sie aufstehen und den Gang überschreiten und ihm erzählen, wie alles über sie gekommen und sie eins geworden war mit ihm in ihrer Angst, aber viel später, erst eine Woche nachdem er so plötzlich verreiste, und sie allein in diesen Gängen und dieser Flucht von Gemächern zurückblieb. Und plötzlich überkam sie eine große Reue, daß sie es nie getan hatte, und sie nahm sich vor (des Nachts faßte sie immer sehr viele Vorsätze) es nachzuholen. Es würde das erste sein, daß sie sich morgen nach ihm erkundigte.

Sie rückte ihren Schreibtisch zurecht, und bereitete sich vor, ihre Briefschulden zu tilgen. Denn seitdem sie nach London gefahren war, hatte sie keinem Menschen geschrieben. Sie faste geschäftliche und Freundesbriefe ab und warf sie dann auf den Tisch. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf und sah auf die Türe. Nur eines hätte sie nie ertragen: das Licht zu verlöschen und dieser Türe den Rücken zu kehren. Als dann der Morgen graute, legte sie sich auf das Bett und dort wollen wir sie eine Weile schlafen lassen und erzählen, was für Erinnerungen es denn waren, die sich für sie an dieses Zimmer ketteten.

Eines Nachts war sie aus tiefem Schlafe von diesem Bette emporgesfahren, hatte sich mit einem Saße blindlings gegen die Ausgangstüre geworfen, dort blüßschnell das Licht aufgedreht, und war dann zu Boden gestürzt. Verwundert blickte sie in dem hellerleuchteten Raume umher. Was war geschehen? sie konnte sich auf nichts besinnen. Warum lag sie zu Boden? und warum fühlte sie ihren Blick umtrauert, wie ein vom Nebel umdüstertes Licht? Warum? Nur ein Gedanke: Licht zu schaffen, hatte ja in ihr gelebt. Aber welch höllisches Entsetzen hatte sie dann niedergeworfen und jagt sie von neuem, bevor sie es faste? — Ach, jenes Licht, sie hatte es entfachen müssen, damit sie die Erschütterung ertrug, die ihr jetzt das Bewußtsein brachte! sie war nicht erwacht, sie war geweckt worden.

Erst als Tageshelle ihr Zimmer erfüllte, löschte sie, und trat ans Fenster. Allein die Frühlust, die jetzt so froh zu ihr hereindrang, verscheuchte nicht, wie sie es hoffte, die Grauen dieser Nacht. Der silberne Morgenhimmel lehrte ihr nur, daß sie den Mut nicht finden würde, ja daß ein unheimlich seltsamer Widerwille sie erfüllte, ihre untatsächlichen Erfahrungen zu bekennen, als haste etwas Totenhaftes an ihr, weil sie sie erlebte. Und darum blieb sie in diesem Zimmer und schwieg. Aber sie ließ ihre Lichter immer bis zum Sonnenaufgang brennen, und die Furcht vor einem Erwachen, wie sie mit Bestimmtheit glaubte, es in seiner Unnatur ein zweites Mal nicht zu ertragen, hielt Nacht für Nacht ihre Wachheit rege. Und sie saß aufrecht und horchte. — Gerührt vernahm sie das Rauschen der Bäume, oder wenn ein Nachtvogel sich bewegte. Und sie horchte entsetzt — wie ein Scheinlebender — auf den unhörbaren Lärm, auf die feindselige Luft, und durch alle Ritzen und Gänge hindurch die vernichtete Ruhe. Welcher Sinn war in ihr erwacht für die finsternen Flammen, lechzend wie das Leben reißender Tiere vom Leben Verstosener? für dies Wehen wie von Schmerzensfaltern, der schweren Raupe des Verbrechens entflattert! Denn es schien, als dürsteten sie nach ihr, als richte sich ihr Ansturm gegen eine verwundbare oder gefahrvolle Stelle, einer Bresche in ihrem innersten Selbst.

Dabei hing es oft an einem Haar, daß sie über alles dies nur lachte.

So drehte sie eines Nachts das Licht ungeduldig wieder ab und lag vor Müdigkeit wie eine Schnecke zusammengerollt, ganz jenem Gefühl des

raschen Versinkens anheimgegeben, das uns umfängt, wenn der Schlaf, wie ein guter Riese, unser Bewußtsein davon trägt.

Allein wie eine unrechte Beute ließ er jäh sie fallen. — In der Schnelligkeit, mit der sie nach dem Lichte aufsuhr und ans Fenster stürzte, hatte sie Decken und Tücher mit fortgerissen: ihr Blut wie in Flucht geschlagen, hämmerte in ihren Schläfen, als dränge es den Augenhöhlen zu entströmen, und in dem glänzenden Gemache, wie in einer Zelle eingemauert, fühlte sie sich von der Nacht, die beglückt da draußen flutete, geschieden. Und wie das erste Mal, kam jener unbeschreiblich haßerfüllte Schatten eines Hauches von jener Tür. —

Aber wir müssen zu Marielée zurückkehren, denn sie ist schon erwacht. Ein leises Klopfen scheuchte sie aus dem Schlafe und gleich darauf ertönte eine Glocke. Es half ihr nichts, nach ihrer Uhr zu sehen; sie hatte wieder einmal vergessen sie aufzuziehen. Sie eilte sich nun so gut sie konnte, denn die Mutter des Hausherrn, die mit ihrer Tochter im Erdgeschoß wohnte, war eine sehr alte, aber sehr pünktliche Dame, und sie wollte nicht später als sie erscheinen. Da sie jetzt allein auf diesem Stockwerk hauste, nahm sie zum Ankleiden, wie früher, das Badezimmer in Beschlag. Es lag den Königszimmern gegenüber, man mußte den Gang hinaufgehen und dann rechts einbiegen. Wenn Gäste in Rufford waren und Stimmen, Seidengeknister und huschende Sofen die Atmosphäre erhellten, die wie ein schwerer Himmel diese Räume überhing, dann gewannen sie einen Zauber, eine faszinierende, schaurige Heimlichkeit, die in der Welt vielleicht nicht ihresgleichen hatte. Ein herumliegender Utlaschuh, ein hypermoderner Hut, ein Parfüm wurde hier zur ergreifenden Note, und Schritte konnten wie beruhigende Orgelklänge verklingen. Aber wehe, wenn das Leben an diesen verwünschten Gestaden nicht länger brandete. Vergangenes herrschte dann wieder, grübelte und versank in sich selbst, schwarze Wolken sammelten sich wieder und die erdrückte Luft preßte, wie einen Todesweiß der Berührung weichende und sprachlose Dinge aus! Untilgbarer Haß lauerte hinter den Baldachinen, ohnmächtige Wut hing sich an die altertümlichen Pfosten, an das Holz und an die damastenen Wände. Öffnere sich aber die Türe, trat ein Mensch in diesen finsternen Kreis, so entstand jener gewaltige, unhörbare Tumult, und dann rang es in allen Ecken den Kreis zu sprengen, die Schatten gerieten in Aufruhr und überall gierete es so heiß, gierete so traurig ein Gesicht, eine Gebärde zu werden. Und keine Sonne, kein frohlockendes Wölflchen, kein Vogelgezwitscher linderte die Qual.

Sechstes Kapitel

Nord S. saß allein beim Frühstück, als Marielée etwas atemlos hereintrat. Die zweite Glocke war längst ertönt.

„Wie spät ist es denn?“ fragte sie.

Er war ihr sichtlich überrascht entgegengekommen.

„Es ist noch früh,“ sagte er. „Aber ich gehe auf die Jagd. Und nun hat man Sie mit dem Gong so aufgeschreckt. Er galt nur mir.“

„Ach, das macht gar nichts,“ sagte Mariclée und setzte sich gegen das Licht, um ihre übernächtigen Augen zu schonen. Sie war sehr zufrieden, denn ihr Plan war alsbald gefaßt. Ihrer Freundin gegenüber gewisse Eindrücke zu besprechen, hatte sie sich niemals entschließen können. Sie hatte den sehr deutlichen Verdacht, daß man sie damit beunruhigen konnte. Mit einem Manne war es anders.

„Ja, danke,“ sagte sie, da er für sie sorgte. „Ich fange mit einem Pflirsich an.“ Sie hatte einen wahren Heißhunger nach ihrer schlaflosen Nacht. „Aber verdiene ich zu leben, da ich nie weiß, wie lange es her ist? Wann bin ich hier gewesen? vor zwei Jahren oder vor zehn? Alles bleibt mir so lebhaft, nur zerinnt mir die Zeit. Hier hängt ein Bild anders als damals“ und sie deutete auf die Wand.

„Hören Sie noch von den Chandieus?“ fragte sie unaufhaltsam. „Was treibt er, und was ist aus ihm geworden?“

„Denken Sie,“ sagte Lord S., „er ist tot, er starb vor ungefähr einem Monat in der Schweiz. Wir hörten es erst kürzlich.“

„Tot!“ rief Mariclée. „Mein Gott! so jung! was hat ihm gefehlt? er ist tot!“ wiederholte sie bestürzt. Und jetzt hielt sie nichts mehr zurück: „Ich hatte seltsame Gespräche mit ihm,“ gestand sie.

„Was hat er Ihnen gesagt?“

„Er klagte über seine Nächte,“ sagte Mariclée, denn jetzt hielt sie nichts mehr zurück, „und forschte immer nach den meinen. Sie wissen, ich wohnte ihm gegenüber, und er schüttelte den Kopf, wenn ich ihm sagte, daß ich sie eine nach der anderen in größter Seelenruhe durchschliefe. Aber ich weiß nicht,“ fuhr sie scheinbar zögernd fort, „ob es mir gestattet ist, von solchen Dingen mit Ihnen zu sprechen?“

„Aber natürlich! Wie kommt es, daß Sie zweifeln?“

Mariclée rückte wieder unverblümt heraus: „Man warnte mich, daß Ihnen Erörterungen über diese Dinge nicht willkommen seien, und daß ich sie vermeiden sollte.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ich habe es oft gehört. Auch Chandieu machte mich darauf aufmerksam.“

„Chandieu hat vor seinem Tode das merkwürdige Geständnis abgelegt,“ sagte jetzt Lord S., „er habe in Rufford ein Gespenst gesehen und angesprochen.“

„Das hat er mit nie gesagt!“ rief Mariclée. Aber sie wollte sich der

Mitteilung würdig erzeigen, indem sie kein zu großes Wesen daraus machte. „Glauben Sie denn an solche Sachen?“ fragte sie.

„Ich muß gestehen,“ sagte er, „ich habe nie eine Wahrnehmung gemacht, welche die Gespensterchronik dieses Hauses bereichern könnte.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Mariclée, „aber sobald man diesen Dingen mit Worten kommt, tritt so viel Unsinn ans Tageslicht, daß sie zerfließen. Ob es an ihrer Wesenlosigkeit oder an der Plumpheit des Wortes liegt, das ist mir noch nicht klar. Aber eines wissen wir alle: Rufford besäße ohne seine Schauer nie einen so unerhörten Reiz.“

Er nickte. „Ich glaube es selbst; und was Sie über mich sagen hörten,“ fuhr er dann fort, „trifft nicht für mich, es traf nur für meinen Vorgänger zu. Solange mein Onkel lebte, blieben hier gewisse Fragen auf das bestimmteste unterdrückt, und er duldete nicht, daß man sie vor ihm debattierte. So wurde allerdings seine Abneigung für den Ton dieses Hauses bestimmend.“

„Im großen Ganzen sicher die richtige Haltung,“ meinte Mariclée. „Aber was hat Chaudiu gestanden?“ Sie brannte darauf mehr zu hören.

„Nichts, als was ich Ihnen sagte, und dies erst am Tage, an dem er starb.“

„Was hätte wohl Ihr Onkel zu einem solchen Geständnis gesagt?“

„Er hätte keine Notiz davon genommen. Hierin war er wirklich sehr eigen. Selbst wo er sich gezwungen sah, etwas zu konstatieren, ließ er es ohne Kommentar. So wollte er anfangs den Flügel für sich nehmen, in welchem Sie wohnen, weil ihm dort die Aussicht am besten gefiel. Seine besondere Vorliebe galt dem gelben Zimmer, das für Gespensterfälle das notorischste war.“

„Das in gelbem Damast und Silber ausgeschlagen ist,“ unterbrach sie, „das in meines führt?“

„Mein Onkel wollte es zu seinem Schlafzimmer machen, und hätte es sicherlich behalten; er besaß jedoch einen Hund, von dem er sich nicht trennen wollte, und was ihn nötigte auszuführen, war nur dieses Tier. Es hatte plötzlich voll Entsetzen auf eine Stelle des Zimmers hingestarrt, und wurde von einem solchen Beben aller Glieder befallen, daß es nur flehentlich winseln und sich sträuben konnte, aber nicht mehr imstande war zu gehen noch sich auf den Füßen zu halten. Man trug es endlich hinaus und von dem Tag an wehrte es sich, mit allen Zeichen einer wütenden Angst, in dieses Zimmer zu treten, und weder durch Schläge noch durch Lockungen brachte mein Onkel das sonst so gefügige Tier über die Schwelle.“

Mariclée fragte nicht, nach welcher Richtung es geschaut hatte, sie konnte sich so gut denken, auf welche Stelle es seine hilflosen Augen gerichtet hielt, als es in seiner armen Hundeseele zusammenbrach. Die Schreckenstüre, die sie von jenem Zimmer schied. . . .

„Wie grauenhaft!“ entfuhr es ihr und sie fügte dann schnell hinzu:
„Wie lang ist es her?“

„O an die dreißig Jahre mindestens.“

„Eine sehr lebendige Geschichte für einen toten Hund,“ versuchte sie zu scherzen.

„Sie haben ja gar nichts gegessen!“ sagte Lord S.

„Was Sie mir erzählten, war wirklich zu spannend,“ sagte Mariclée, indem sie sich rasch vom Tische erhob. Denn sie wollte ihn nicht länger von seiner Jagd zurückhalten. „Ich möchte gerne mit Ihrer Mutter frühstücken. Sie wird gleich erscheinen und ich will sie in der Halle erwarten.“ Damit ging sie zur Türe und sie trennten sich.

Mariclée vergrub sich in einen Lehnstuhl.

„Daß ich das alles gerade heute zu hören bekam, dachte sie, war wirklich nicht nötig.“ Sie nahm eine Zeitung, ließ sie ungelesen zu Boden fallen, und sah mit müden Augen umher. Wie war Chandieu in diese Halle verliebt gewesen, in diese tiefen Fenster, die Rüstungen, das Gebälk, und da oben die alte Minnesängergalerie, eines der Schaustücke des Landes.

Dies also war der junge Mann gewesen, den sie für einen ziemlich nichts-sagenden und leeren Snob gehalten hatte. Wenn man auch die Sache selbst, die allzu dunkel war, ganz außer acht ließ und nur sein Geständnis — und dies war nicht anzuzweifeln — im Auge behielt, so hatte er auf jeden Fall einen Mut bewiesen, dessen sich Mariclée, mit ihrem Stich ins Heroische, noch immer unfähig wußte. Denn traulich scheinende, mit rosa Seide umwundene Lampen waren freilich nicht die Szenerie, gewisse Phänomene zu fördern, so erfahren war sie jetzt schon, daß sie dies wußte. Und sie stellte sich Chandieu vor, wie er in der Dunkelheit aushielt. — — Aber plötzlich riß ihr der Faden.

„Ich habe ja noch zwei Nächte,“ dachte sie, „für diese langweilige Sippe. Und jetzt möchte ich wirklich frühstücken.“

Siebentes Kapitel

Es war Schlag halb 10 Uhr, als die alte Dame, von ihrer Tochter begleitet, die Halle betrat, in der Mariclée auf sie wartete. 86 Jahre trug diese Erde sie, doch schien sie nicht dem Leben, sondern der etwas bleibenderen Region eines Romans entnommen. In ihr war eine Vereinfachung, welche die Vielfältigkeit des Lebens nie so ungebrochen gestattet, und man wurde ganz träumerisch, ja man fühlte sich wie beschattet in ihrer Nähe. Denn sie hatte das friedvoll Umgrenzte, das in sich selbst Beruhende und dabei Spendende des Baumes. Sie hatte auch seine Weisheit, die von nichts zu wissen braucht, die nie banal und doch für jedermann vorhanden ist. Ihr Leben mußte ein merkwürdig geschütztes gewesen sein, aber daß es

dabei so hinaufwuchs, war ihr Verdienst. Mariclée war als ein recht fremder Vogel diesem Baume zugeflogen, ein Grund mehr, um sein Gezweige schützend über ihn zu breiten, denn irgendwie war das ein einsamer, vielgewandter und recht zerflatterter Vogel. Nahm sie ihren Tee nicht zu stark? war sie nicht müde? das sollte sie lieber essen wie das. Sie hatte da ein hübsches Kleid, und es stand ihr! Und bei allem, was die alte Dame äußerte, nickte sie mit ihrem großen ehrwürdigen Kopf, der ihr nicht mehr recht solide auf den Schultern saß. Mariclée kannte sie erst seit zwei Tagen. Wenn sie nicht bei einem ihrer Kinder zu Gaste war, lebte sie in ihrem schönen Londoner Hause mit dieser unverheirateten Tochter, die eine so närrische Liebe zu ihr hatte, daß sie sie nie auch nur auf einen Tag verließ, so daß man sich unwillkürlich fragte, was einmal aus ihr werden würde. Das ältliche Fräulein hatte außerdem noch eine Leidenschaft; es war das Schießen. Jeden Morgen zog sie gemessenen Schrittes, in einem sehr städtischen Hute, sonst ganz wie Amor bewaffnet, mit Köcher und Bogen aus und übte sich stundenlang auf einem eigens für sie ausgesteckten Terrain. Mariclée versprach, sie später dort zu treffen und ging indessen nach einer anderen Seite.

Wohin man von dem Schlosse aus sah, das diese weiten Parkländer, diese offenen Haine und Äcker beherrschte, erstreckte sich unübersehbar ein alter, heilig gehaltener Boden, dehnten sich Wälder, die kein fremder Fuß je betrat, und im nächsten Umkreis, bis zu dem nahen See, Plane mit zauberhaften Bäumen, Terrassen, die nur ein tiefes Schönheitsbedürfnis so ins Leben rufen und erhalten konnte; und links die schattige und stets geheimnisvolle Straße. Und von hier bis zu jener Straße drang unaufhörlich und hold der Turteltauben matter Ruf. Mariclée durchstreifte einen großen Wald, in dessen Lichtungen das Wild sich rudelweise lagerte. Große runde Rehauen starrten sie fremd und ein wenig feindlich an, und alle Köpfe wandten sich neugierig dem Wege zu, den sie verfolgte. So gelangte sie bis zu einem niederen Tor, das aller Verlassenheit der Erde gewidmet schien. Aber es gemahnte sie an die Zeit, und daß sie nicht wußte, wie spät es war. Da fing sie an zu laufen, bis sie wieder zu den Gärten zurückfand, und von weitem die Bogenschützin noch erblickte. In einiger Entfernung saß unter einem Zelt die alte Dame. „Ah!“ sagte Mariclée und lagerte sich neben ihr am Boden, „ich bin so gelaufen, wieviel ist die Uhr und kann ich eine Viertelstunde hier rasten?“ Die Alte reichte ihr ein Kissen; Mariclée schob es unter den Kopf und starrte in den alabastermilden Himmel. „Es war schön im Walde,“ sagte sie, „und wie weich ist in diesem Lande das Licht. Aber wie grimmig sehen Glenfords Mauern in den Mittag hinein!“

„Ja, es ist ein finsternes Schloß,“ sagte die Alte.

„Ich glaube, wenn es Gespenster gibt, so gibt es Gespenster, die sind gar

nicht so schlimm, und andere, die ganz abominabel sind. Am ärgsten ist der Mönch des gelben Paradezimmers, an ihm starb jener Mann.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ja, das weiß ich ganz bestimmt.“

„Fürchten Sie sich da oben ganz allein?“ fragte die Alte, die das Fürchten nicht kannte.

„Nein,“ sagte Mariclée gedehnt und schüttelte den Kopf, „ich genieße es.“ Dann fügte sie hinzu, indem sie zu ihr aufsaß: „ich wüßte gerne, ob Sie abergläubisch sind.“

„Ich grüße stets eine Elster, die einzeln vorüberfliegt: One for sorrow, Two for mirth, Three for a wedding, Four a birth“, rezitierte sie und nickte jedesmal mit dem Kopfe.

„Und bleibt man schadlos, wenn man das böse Tier grüßt?“ fragte Mariclée.

„Ich möchte gerne einen Mann ertappen, wie er gerade vor einer einschichtigen Elster den Hut abnimmt.“

„O Kind,“ sagte die Alte, „deshalb ist ein Ding noch lange nicht törricht, weil es sich mit einem Manne nicht wohl verträgt.“

Gibt es etwas schöneres, dachte Mariclée, wie so ein mütterliches, altes Weib?

Aber die Tochter hatte ihr Spiel beendet und Mariclée war wieder aufgesprungen, denn sie hatte nur Zeit, sich umzuziehen.

Zum Lunch erschienen zwei Fräuleins, Töchter eines gewesenen Botenschafters, denen es das Leben nicht mehr recht machen konnte. Sie waren beide baumlang und nicht sympathisch. Die eine war ältlich, die andere noch leidlich schön, aber im Begriff zu verblühen. Mariclée wünschte der jüngeren einen Mann und beide zum Hause hinaus. Denn sie hatten sich in Amerika, dem letzten Posten ihres Vaters, eine höchst unangenehme Sprechweise angewöhnt, die auf die Nerven ging. Sie sahen Glenford zum ersten Male und kreischten vor Bewunderung bei jedem Stück, ja im großen Saale schrien sie wie am Spieß. Mariclée bekam starkes Herzklopfen von ihren Organen, sie war müde von ihrem Spaziergang und ihrer schlaflosen Nacht. Aber die beiden Damen wollen das Schloß ansehen der Länge und der Quere nach, nicht nur die Kapelle und alle Zimmer und auch die Souterrains und alles Porzellan. Arbeit genug für zwei Stunden, aber sie führten einen großen Vorrat von Bewunderung mit. Lady S. fühlte sich plötzlich von Mariclée am Ärmel gepupst:

„Bitte, führe sie nicht in mein Zimmer,“ flüsterte sie, „bei mir liegt alles so herum.“

Sie sagte schon wieder nicht die Wahrheit, aber was wollte sie tun? und sie schlich hinaus, warf sich auf ihr Bett und schlief sofort ein.

Als sie etwas verspätet zum See herunterkam, waren die beiden Damen noch da und der Quell ihrer Bewunderung sprudelte noch immer. Dafür trug die Miene der Frau des Hauses deutliche Symptome von Erschöpfung zur Schau. Marielée konstatierte es mit Bedauern, aber ohne Gewissensbisse, denn sie meinte, daß solche Leiden nicht besser werden, indem man sie teilt. Auch harrete schon ein Diener, mit Mänteln bepackt, im Hintergrund, die jüngere hatte einen kleidsamen Schleier über ihren weitläufigen Federhut geworfen und als sie sich jetzt wirklich erhob und, wenn auch unter einem neuen Schwall von Worten, wirklich verabschiedeten und wirklich zur Türe gingen, war Marielées Lächeln und ihr Händegruß von bezaubernder Wärme. Denn sie wünschte ja allen Menschen das Beste.

Die beiden fuhren durch dieselbe Allee von dannen, durch welche gestern Don Juan mit der schönen Herzogin entschwand. „Und jetzt Marielée, ich bitte dich, gehen wir spazieren,“ sagte Lady S. Und sie nahmen ihren Weg durch die entzückenden Gärten; aber sie kamen nicht weiter als bis zum Fluß. Inmitten blauer Glyzinen, blauer Gladiolen, einem Dunstkreis langstieliger blauer Lavendel stand eine marmorne Bank. Hier machten sie Halt und hier vergaßen sie weiter zu gehen.

Marielée hatte indessen wieder einen Plan. Sie startete in den leis sinkenden Tag nur von dem einen Gedanken erfüllt: Wie lenke ich das Gespräch unauffällig auf das Exemplar? Er gehörte aber den Kreisen ihrer Freundin an, und er war in Rufford gewesen, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen hatte: sie wußte es von ihm selbst. „Mein Gott!“ sagte sie, „was für ein blauer Abend, welch köstliche Stunde! Sieh diese blaue Libelle.“ Es ist doch so leicht, dachte sie, ich brauche das Gespräch nur auf gemeinsame Bekannte zu lenken. Allein sie mußte doch einen gewaltigen Anlauf nehmen, um seinen Namen zu nennen, denn sie hatte Angst vor dem, was sie jetzt hören würde; sie dachte nicht an seine Ehe, aber an seine Gesundheit; denn sie wußte, wie krank er war. Noch kein halbes Jahr war es her, daß sie auf der Welt nichts anderes wie englische Zeitungen las, um Nachrichten über seinen Zustand zu erfahren. Und durfte sie von einer Besserung lesen, so las sie bald darauf von einem Rückfall. Dabei konnte sie sich durch nichts anderes, als diese gräulichen Blätter informieren: sein Zusammenbruch war unmittelbar nach seiner Heirat erfolgt und von seinen neuen Leuten, bei denen er totkrank darniederlag, kannte sie niemand. Jetzt erfuhr sie, daß er sich mit dem Haus eines der reichsten Herzöge Englands alliiert hatte, und mitten in ihre Spannung kam ihr das Lachen: Er war kein Snob, aber dies sah ihm so ähnlich.

„Jetzt geht es aber wieder vorwärts mit ihm?“ fragte sie.

„Ach nein! Man trägt ihn ja noch die Treppen hinauf.“

„Das kann doch nicht gut sein!“ rief Marielée. „Er fuhr doch erst kürzlich nach London.“

„Es wundert mich sehr,“ sagte die Freundin, daß er imstande war.“

Mariclées Herz hatte zu schlagen aufgehört. Und dann entstand in ihr ein betäubendes Brausen, als setzten von allen Seiten viele dumpfe Glockenschläge ein, die ihr ganzes Innere erfüllten.

„Und ich habe ihn verfehlt, ich habe ihn verfehlt, ich habe ihn verfehlt!“

Aber sie fragte nicht mehr. Sie wollte nichts hören. Am Sonntag würde er bestimmt wieder nach London zurückkommen. Er hatte es ihr ja geschrieben. Es ging ihm eben viel besser, als man es noch wußte. Daß es ihm so viel besser ging, war eben das Neueste. Sie ließ keinen anderen Gedanken in sich aufkommen.

„Was hast du denn in London getrieben? Im August?“ fragte die Freundin.

„Es war wirklich sehr heiß!“

„Und trotzdem fährst du jetzt wieder hin?“

„Vielleicht nur für einen Tag,“ erwiderte Mariclée errötend.

„Du weißt,“ fügte sie, nur um etwas zu sagen, schnell hinzu, „meine Pläne sind immer sehr unentschieden, ich weiß nie, was ich morgen tue, ich armes Käßchen.“

„O, du bist gar kein armes Käßchen!“

„Was? Ich tu dir nicht einmal leid?“ fragte Mariclée, die jetzt um jedes andere Thema froh war.

„Du tust mir kein bißchen leid, ich finde dich sehr beneidenswert.“

Mariclée riß die Augen auf.

„O bitte,“ sagte sie fast beleidigt, „so beneide mich halt. Aber du bist nicht anspruchsvoll, das muß ich schon sagen. Und um was, wenn ich fragen darf? Um die ganze Liste von Dingen, die mir versagt sind?“

„Vielleicht,“ entgegnete die andere, „ja vielleicht. Die anderen sind alle so absolut abhängig von diesen Dingen und du bestehst nicht nur ohne sie, nein, du bringst es sogar fertig zu balanzieren.“

„Was bleibt mir übrig,“ seufzte sie, „vom Seil zu stürzen, oder darauf zu tanzen.“

Aber die andere schüttelte den Kopf. „Was soll man dir wünschen?“ fragte sie. „Was möchtest du eigentlich?“

„Nichts,“ sagte Mariclée, plötzlich sehr ernst geworden. „Nichts, denn ich möchte alles und es würde mir nicht genügen, es zu haben, sondern ich möchte es behalten. Aber mein Bewußtsein der Zeit ist so akut, daß ich sie immer höre und wie mit hundert Augen überall sehe, wie alles der Reihe nach, ihrer Strömung weicht und von ihr fortgerissen wird, so daß ich mich schon fragte: wie halten es die Glücklichen aus?“

Mariclées Freundin war eine geschweite Frau, die ihre nachdenklichen

Umwandlungen hatte, aber solche Exkurse waren ihr zu deutsch. Wenn Mariclée anfing, solche Fäden auszuwerfen, verlor sie die Geduld.

„Ich wünsche dir einen Mann,“ sagte sie, „du solltest jetzt wirklich bald heiraten.“

Mariclée, immer bereit einzulenken, rollte ihren Faden wieder auf und warf ihn beiseite.

„Aber ich brenne doch darauf,“ versicherte sie. „Nur ist es müßig. Ich werde so wenig einen Mann ziehen, wie das große Los. Paß nur auf.“

„Deine Einstellung auf den Haupttreffer ist aber auch nicht glücklich, ich habe dir immer gesagt“

„Dabei gefalle ich euch ja so gut.“

Mariclée lachte, aber zugleich trieb es sie wieder ihren Gedankengängen zu. „Irgendwie bin ich im vornherein für den Mann verdorben,“ sagte sie. „Das ist's. Denn die Dinge, die in meinen Kopf nicht hineinwollen, sind die, welche sich von selbst verstehen und die andere gar nicht zu lernen brauchen; die Begrenzung in der Liebe, so einfache Rechenexempel z. B. wie Einen Mann zu lieben, glaubst du, ich brächte mir das bei? Entweder ist kein Mann der Liebe wert, oder ich will nicht sagen viele, aber doch eine gewisse Anzahl. Gesezt nun, ein recht annehmbarer, ja sagen wir sogar un parti inespéré, hätte ein Heim mit mir gegründet — weißt du, auf wen ich heute eifersüchtig wäre? O mit nichten auf andere Frauen, die ihn fesseln würden, sofern sie reizend wären.“

„Du weißt nicht, was du daherredest,“ unterbrach sie die Freundin.

„Bitte sehr, ich habe meinen Abnormitäten das exakte Maß genommen und ich weiß es; ich wäre nicht auf andere Frauen eifersüchtig,“ wiederholte sie, „und um so weniger, je reizender sie wären, aber auf die liebenswerten Männer wäre ich eifersüchtig, die ich indes kennen gelernt hätte, und denen ich kein unverkürztes Interesse zuwenden dürfte, weil ich doch an den einen gebunden wäre. Denn das Gebundensein, das ist's! Das ist das Todesband, das uns an alle Endlichkeiten knüpft. Die Befriedigung, das Lustgefühl, niemandem zu gehören, ist aber so überbietend, daß man ebenso übermächtig daran hängen kann, wie ein anderer am Genuß. Es ist jammerschade, daß keine Vergleiche möglich sind. Ja, es fragt sich, wer mehr zurückbehält, der alle Dinge auskostet, oder dem es glückt, sich von keinem fangen zu lassen. Auf seiten des Verzichtes liegt nur leider das Odium der Moral, aber man wird bald dahinter kommen, daß er nicht Sache der Jugend ist, sondern der Liebhaberei, genau wie das Klettern, ein Sport, dem des Fliegers vergleichbar, der vom Boden losgerissen, auf der Luft dahinzieht. So ist der Wüstling für den andern, wie der andere für den Wüstling, l'ingénu.“

Sie hatte sich während dieses Monologes weit zurückgelehnt und sah zum Abendhimmel empor.

Und was zog da unversehens, und zu ihrer Rechten, am Horizonte auf? Es war der Mond, den sie zum ersten Male in seinem neuen Kreislauf gewahrte. Die halb gefüllte Scheibe noch kaum erkennbar, da es noch tagte. Mariclée war leider, wir dürfen sie nicht besser machen, eine unendlich abergläubische Person, die blindlings alles glaubte, was man ihr sagte. So hatte sie einmal gehört, und glaubte seitdem erprobt zu haben und war überzeugt, daß man den jeweiligen Mond zuerst von links erblicken müsse, um Zeit seines Verlaufes günstiger Tage gewärtigen zu dürfen.

Sie gingen wieder durch die Gärten zurück, die Sinne vom Duft der vielen Blumen benommen. Der Hauch entschlafener Rosen aber zog noch weiter, fernab der Beete, durch die still gewordene Luft bis zu den großen Rasenflächen vor dem Schlosse, und wie magisch zu den paradiesischen Bäumen hingezogen, die dort standen, und aus deren undurchdringlichem Gezweig der matte Ruf der Furteltauben unaufhörlich drang. In dieser holden Welt ragten Glenfords Mauern, rauh und unversöhnlich, die fahle Front wie in sich selbst versunken, und die schaurigen Fenster noch untröstlicher und böser, wenn sie in der Abendsonne blinkten.

Übergehen wir die folgende Nacht, und sehen wir am nächsten Nachmittag nach unserer Heldin, als sie, selbst einem flüchtigen Schatten nicht unähnlich, in die Halle glitt, und zu ihrer heftigen Bestürzung einen Brief in der Hand des Exemplars liegen sah. Dies konnte nur Schlimmes bedeuten, denn er schrieb nie, wenn er anders konnte, und niemals, um zu schreiben. Daß Mariclée eine große Anzahl Briefe von ihm besaß, dankte sie einzig dem Umstand, daß er sich nicht entschließen konnte, die ihrigen zu missen. Allerdings konnte es geschehen, daß er nur ein paar Sätze, wie auf einen Anlauf hin und aufs Geradewohl geschrieben, an sie gehen ließ, allein sie wußte, daß es etwas Unerhörtes für ihn war, einen Briefwechsel mit irgend jemand aufrecht zu erhalten, so daß sie sich mit solchen Noctsignalen begnügte. Heute aber hatte er keinerlei Veranlassung, sie wagte kaum seinen Brief zu öffnen und zögerte, bevor sie ihn las. Und es war, wie sie befürchtete. Er hatte einen Rückfall erlitten und fragte sie nun, ob sie es möglich machen könnte, ihre Pläne umzugestalten, und in 14 Tagen in London zu sein. Bis dahin glaubte er bestimmt dort eintreffen zu können.

Mariclées erster Gedanke war ihre Wohnung. Sie stand ihr nur für den Monat August zur Verfügung, wohin würde sie ziehen?

„Mariclée! Maricleia!“ rief es draußen. Es war die Freundin, die im Wagen zu einer Ausfahrt auf sie wartete, um noch eine Plauderstunde mit ihr zu haben, denn für den Abend waren Gäste erwartet, und der morgige Vormittag kam nicht mehr in Betracht. Mariclée eilte hinaus und stieg

mit heiterer Miene zu ihr ein. Im Erleben von Enttäuschungen hatte sie schon früh eine bemerkenswerte Routine erlangt und die soeben empfundene Saß zu tief, um mir nichts dir nichts emporzutreiben. Auf der Rückfahrt aber, als plötzlich ein klagender Wind über die Farnen hinwehte, und ein großes Rauschen den Wald erfüllte, den sie eben hinter sich ließen und die halb gefüllte Mondescheibe langsam über die dunstunwobenen, blauen, bläulichen, violetten Fernen aufzog, die nach dem Meer zu wallen schienen, da dachte Mariclée an das heiße, rußige London, nach dem sie nun umsonst gefahren war, zu dem sie nun umsonst zurückfuhr, an den einzigen Zweck ihrer Fahrt, deren Erfüllung sich immer mehr hinausshob, immer unsicherer zu werden drohte, sie dachte wie wenig Geld sie hatte, und daß keine Aussicht war, diese Reise nochmals zu unternehmen, falls sie fehlschlug, und mit einem Male mußte sie, wenn auch im Falsch-Zone, schnell über etwas lachen, um die allzu nahen Tränen zurückzudrängen.

Aber auch die Freundin schien nachdenklich geworden:

„Ich weiß nicht, was dich um diese Jahreszeit in London halten kann,“ sagte sie ganz unvermittelt, „und ich frage dich nicht, aber bist du dort wenigstens gut aufgehoben?“

„Ich habe mich entschlossen, gleich nach Irland zu fahren, und erst im September länger in London zu bleiben,“ erwiderte Mariclée, die erst sehr rot und dann sehr blaß geworden war. „Es ist jetzt doch zu heiß.“

„Zieh dann in mein Haus. Es ist zwar geschlossen, aber die Lage ist viel angenehmer, du bist dort viel sicherer, und man weiß doch, wo du steckst.“

„Ich danke dir sehr,“ sagte Mariclée. Sie war stumm vor Freude. Ein schönes Haus in einer schönen Umgebung. Aber davon lebte sie ja!

„Das wäre also abgemacht. Du steigst bei mir ab. Es ist mir eine Beruhigung.“

„Liebst du mich denn?“ fragte Mariclée schüchtern.

„Ich bin dir wirklich sehr ergeben,“ erwiderte die Freundin.

Sehr spontan, doch nie sentimental, gebot sie über keinerlei Gefühlsvokabularen und ihre Gestalt — eine der schönsten ihrer Zeit —, die nie das Mittelbare eines Bildes, sondern stets, selbst in der Bewegung wie eine Statue wirkte, war das getreue Abbild ihrer Seele. Auch um diese konnte man rings herum gehen, nirgends war sie Larve oder Wand, nirgends eingekleidet. Sie besaß sich ganz, doch ohne sich zu kennen, denn über die Form ihres Geistes war viel mehr zu sagen, wie über ihre Intellektualität, und Mariclée hatte viel von ihr gelernt. Sie entwarf jetzt drollige Schilderungen ihrer Melancholien in dem großen Mietshaus — empfand sie es doch stets als eine Befreiung, wenn sie sich selbst zum besten haben konnte — mußte aber dabei des schönen Knaben gedenken, der, einen finsternen List auf- und niederziehend,

seine Lage dort vertrauerte. Denn er war hilfsbereit und dabei flink wie ein Page zu ihr gewesen, hatte ihr beim Packen geholfen, ihre Koffer geschlossen und zugeschnallt, ihre Schlüssel gefunden und sie zur Eile gemahnt, so daß sie ohne ihn nie rechtzeitig zur Bahn gekommen wäre. Sie erzählte nun von ihm, wie leicht er sicherlich seinen Dienst in einem großen Hause erlernen würde und wie dekorativ er sei; denn sie hätte ihm gerne zu einem besseren Dasein verholfen. Die Freundin riet ihr aber, ihn erst zu verhören und dann seinen Namen der alten Haushälterin zu geben, die ihr Haus in London bestellte und ihn wohl unterzubringen wüßte.

Auch Marielées letzte Nacht möchte der kluge Leser sicher lieber übergehen. Er setzt voraus, daß sie die Lichter doch wiederum nicht löschte, daß es ihr also mit ihrer Angst nicht einmal recht ernst sein konnte. Dennoch müssen wir ihr noch einmal auf ihr Zimmer folgen.

Ihre Nachtwache eröffnete sie diesmal damit, daß sie den Brief des Exemplars beantwortete, aber statt ihm gelassen, wie er sie fragte, zu erwidern, artete ihr Brief in eine wilde, unordentliche Epistel aus. „Ich bin der lebende Monat März,“ brach sie sehr unnötigerweise aus. „Zimmer Knospen haltend, die mir verkümmern, gleich immer einen neuen Büschel, kaum daß mir der eine in der Hand verwelkte. Ach, ich bin es müde. Ja, ich werde in London sein. Ich habe ja nur mir selbst Vorwürfe zu machen, ich weiß es wohl,“ fuhr sie fort, „und meine Klagen sollten nur Ihrer Krankheit gelten, von der ich so wenig weiß, und auf die ich nie eingehe, weil Sie mir nie davon sprechen.“ Aber dann schrieb sie ihm: „Sie wissen, wie sehr ich es hasse, mich in einem Zimmer wiederzufinden, das ich schon einmal bewohnte, weil es nur wie ein Spiegel ist, in dem ich mich wohl oder übel selber konfrontieren muß. Ich war mir selbst hier auf der Lauer, und dabei erschien mir das Wesen, das ich damals war, zarter, feiner, durchsichtiger und edler, als das Wesen, das ich heute bin. Denn ich habe zwar die alten Ängste wiedergefunden, von denen ich Ihnen erzählte, und über die wir uns oft zusammen unterhielten, doch ohne ihr Gefühl. Denn ich liebte, ja ich liebte jene Grauen, und wenn auch nicht der Mut, so lebte doch in mir der Wunsch, ein leidenschaftliches Begehren, mich ihnen anheimzustellen; ich empfand, welche Schmach es sei, sich vor dem zu fürchten, was man selbst über Nacht zu werden bestimmt ist, aber ich bin stumpf und tot für sie geworden, die ich ihnen doch indes um viele Tage näher gerückt, und näher bin dem Tage, der mich zu ihnen gesellen wird. Ach! warum,“ brach sie wieder ab, „sind Sie immer krank!“

Und obwohl sie wußte, daß er einen so fassungslosen Brief nur mißbilligen würde, und wie wenig er angezeigt war, schrieb sie dennoch dahin. Denn die Nächte in diesem Zimmer hatten ihr recht zugesetzt und sie war nicht mehr auf ihrer Höhe. Aber dann brachte sie wieder nur Gedanken

und Anschauungen vor, und dies war es, was er an ihr liebte, was ihn an sie fettete und immer wieder mit ihr versöhnte.

Als von dem leeren Gange draußen zwölf Glockenschläge erdröhnten, warf sie die Feder hin und erhob sich. Nur noch einige Stunden, dann war es Morgen. Und plötzlich warf sie sich vor ihrem Bette längs der maskierten Türe hin, rang die Hände und eine Flut von Tränen entströmte ihren Augen. Sie tat den Schwur, falls sie ein drittes Mal in dieses Haus einkehren würde, jenem Schatten, der, wie sie zu fühlen glaubte, nur auf eine Möglichkeit lauerte, auf sie loszustürzen, mit dem alten Mitgefühl, ja wie mit bräutlich geöffneten Armen zu stehen, und wenn es etwas wie eine Hilfe gab, etwas wie diese Hilfe zu sein. Nur heute flehte sie gleichsam zu ihm selbst. Nur heute kann ich es nicht, denn sieh! mein Geist ist solchen Dingen zu sehr abgewandt, und zu sehr auf ein Leben gerichtet, das, immerwährend gefährdet, alle Spannung meiner Seelenkräfte erbeischt und „heute ist nicht meine Stunde“.

Maricléé hatte eine Art, sich den „Dingen“ gegenüber engagiert zu fühlen, und einsehen gelernt, daß in ihr das Leben nicht wohl eingedämmt war, sondern an irgendeiner schadhaften oder eingerissenen Stelle immerwährenden Einlaß für jede Strömung beließ, und sie hatte entdeckt, daß es viel weniger warm in ihr pulsierte als ihr Herz. Ob auf Grund eines Defektes oder einer Qualität, hätte sie nicht zu sagen gewußt, aber sie wußte, daß sie das Leben auf eine etwas geisterhafte Weise vergötterte, und sie glaubte den okkulten Dingen, welche sie doch scheute, sich nicht entziehen zu dürfen, in Folge der Schatten, von welchen sie selbst wie befleckt war.

In dieser Nacht kam sie auf einen Gedanken zurück, der uns noch zu sagen bleibt. Sie hatte einige Bücher vom Fach genommen, sie mit ihrer Schreibmappe und ihrer Nähschachtel aufs Bett gebracht, und sich häuslich darauf niedergelassen. Dies war bei ihr nichts Sonderliches. Ein Bett, das von ihr bezogen wurde, gewann sehr leicht den Anstrich eines Wohnzimmer, die Bücher lagen wie auf einem Tische darauf verstreut, und man konnte sich zwar denken, daß hier jemand schlief, sofern er einigermassen beiseite rückte, doch nur so nebenbei. Heute aber wollte ihr kein einziges zusagen, und sie fühlte sich außerstande, zu lesen, die Geschichte des toten Hundes und Chandieus Geständnis fanden mit einem Mal eine Resonanz und einen Nachdruck, die sie ganz erfüllten. Sie sah den armen, irr gewordenen Hund entsetzten Auges auf die Türe starren, schäumen und sich sträuben. Doch was ihr am lebhaftesten dabei vorschwebte, war die Fülle, das köstliche, begehrtenswerte Element, das in seinem aufgeschreckten Blute, und seinem lodernenden Blick den kurzen, aber alles überbietenden Triumph beging. Er war längst tot, dieser lebenbehauptende Hund, viel toter als das neidisch lechzende Gespenst, dessen Welt ihm so ewig fremd bedünkte. —

Denn in der That: wie sänftiglich war der Gedanke an den zu Staub zerfallenen Hund, und wie erweiterte sich die Kluft zwischen Mensch und Thier im Tode, der sie doch gleicherweise schlug. „Tod, wo ist dein Stachel?“ schlug da, grell wie eine Flamme, der Sinn jener versteckten Frage in ihr auf. Sie griff zur Bibel, zu müde, sie zu halten, entfiel sie ihr. Doch ihr Geist trieb jetzt, wie von Fittichen getragen, heimischen Vereichen wieder zu. Wenn sie dem Leben gegenüber stets etwas wie im Nachteil sich befand, so durfte sie dafür so stille Buchten des Gedankens in sich bergen, daß sie, die so kümmerlich Umfriedete, stets die Gesicherte und Gerettete war.

Ihre Fühlung zum Christentum hatte zwar viele Wandlungen erfahren, und ließ nie ab, sich umzugestalten und zu verschieben. Für nichts war ihr Auge so hart und so geschärft, wie für die Scheidungen, die hier zwischen Kern und Schale vorzunehmen waren. Ja in ihrem Hang ihn immer reiner zu schälen, konnte sie sich garnicht genug tun, und immer weitergehend hatte sie auch längst die Frömmigkeit von ihm gesondert, die, ihrer Meinung nach, dem Christentum so wenig inhärierte, wie etwa die Sentimentalität dem Gefühl. Sie galt ihr nur wertvoll als der Moment, dem die mittelalterliche Gotik das verdiente ewige Relief verlieh, aber wie diese zugleich nur eine Phase, und als solche weder festzuhalten, noch wieder zu beleben. Auf ihrer Bahn immer weitergehend, oder besser gesagt, sich immer mehr entfernend, glich ihr Rückzug letzten Endes einer Flucht, auf der sie immer mehr preiszugeben und immer weniger zu retten fand. So erreichte sie glücklich ein Gestade, zu dem auch nicht ein Echo mehr herüberdrang von all den verkehrten Zeitläuften, denen eine zu erhabene Idee naturgemäß zum Opfer fallen mußte; und so war ihr wachsender Indifferentismus nicht der Skepsis, sondern dem Glauben entsprungen. Von übermächtigen Aversionen angetrieben, hatte sie indes vielfach unbewußt und doch mit allen Mitteln unablässig um die Mysterien gerungen, die hinter schwerfälligen Riesendogmen weit versteckt und entzogen sind, bis sie sich einen Christus „herauschälte“, der den meisten sicherlich profan erschienen wäre, ihr aber ein letztes, absolutes Genügen, ein restloses Entzücken gewährte. Denn dieses, schien ihr, wäre ein schlechtes Erlösungswerk, das nicht im Prinzip die endliche Verjähmung in sich trüge, und dies wäre ein trauriger Christus, bei dem von dem Gekreuzigten nie abzusehen wäre. . . . Nicht eher, schien ihr, würden die Zeiten sich erfüllen können, als bis dies langsame Geschlecht die zwei Gesichter eines Gottes anerkannte, der infolge seiner Mission sich zwar auch den Einfältigen und Toren und dem gemeinen Volke zuzukehren hatte, aber, wie alle Götter, als ein aristokratischer Gott sein wahres Antlitz nur den adeligsten Geistern entschleierte. Dies aber war sein Überwinderantlitz, das des Grabesprengers, der die verschwundene Antike aus der Versenkung heben und sie von dem Fluch einer vorweg genommenen, daher

vergebens vindizierten Lebensfreude erlösen würde. Durch ihn führte ein Pfad zu dem gelobten Land der Griechen und den verbannten Göttern zurück. — Auf ihren Katholizismus, der ihr von anderen Katholiken gern bestritten wurde, tat sie sich nämlich viel zugute. Sie hielt ihn für viel würdiger als den der anderen, die, ohne zu denken, sich bescheiden wollten, während sie den Gedanken, der ihn trug, so stark gefunden hatte, daß sie ihn, wie ein großes Kauffahrteischiff, mit allem befrachtete, was die Welt an geistigen Werten enthielt, und ihm außer den neun Musen con allegria den ganzen Olymp, außerdem die heterogensten Passagiere aufzuladen verstand. Infolge ihrer hohen Meinung von der Tragfähigkeit jenes Gedankens war sie von einem geradezu uferlosen Liberalismus, aber auch eine ganz grimmige Anti-Klerikalistin, und Mönchen und Pfarrern begegnete sie auf der Straße gar nicht gern; wo sie mit einem zusammentraf, was selten genug vorkam, da sie es wohl zu vermeiden wußte, fand sie nach ein paar Worten meist Grund, das Gespräch wieder abzubrechen und ihm mit einem mißbilligenden Blick, dessen Unverhohlenheit fast etwas Komisches hatte, den Rücken zu kehren. Dafür hatte sie in Rom einen französischen Monseigneur kennen gelernt, einen illustren Gelehrten von europäischem Rufe, der seine Religiosität hinter einer Maske von vollendeter Ironie verbarg, die alle Frömmler erbitterte. Und dabei lavierte er so geschickt, daß die Leuchte seines Ruhms einer Partei erhalten blieb, die immer Miene machte, ihn auszuweisen, und er einen Bau, der nirgends mehr zusammenhielt, und statt niedergerissen und neu errichtet zu werden, nur ein Dach auf seine Schäden setzte, zu schildern fortfuhr, weil er die ewigen Fundamente dieser geborstenen Mauern sondiert hatte.

(Fortsetzung folgt)

Wie gestaltet das Leben ein Subjekt?

von J. v. Uexküll

Im ersten Aufsatz* habe ich es versucht, die eigentümliche Stellung eines jeden Tieres in der Natur darzulegen. Das Tier ist immer ein Subjekt, das von den Objekten seiner Umwelt umgeben ist. Vom Standpunkt des Tieres aus ist die Welt damit abgeschlossen, aber von unserem menschlichen Standpunkte aus betrachtet, ist die Umwelt eines Tieres nur ein winziger Bruchteil der Welt, die uns umgibt, und die Gegenstände dieser kleinen Umwelt sind durchaus verschieden von den Gegenständen unserer Welt. Höchstens reichen einige Merkmale unserer Gegenstände in die Umwelt der Tiere hinein. Sicher aber formen sich diese Merkmale durch andere Raum- und Zeitschemata zu ganz andersartigen Gegenständen.

Trotzdem greifen die effektorischen Organe der Tiere die gleichen Gegenstände an wie wir und stehen dabei in Wechselwirkung mit Eigenschaften dieser Gegenstände, die niemals von ihren Sinnesorganen rezipiert werden. Es entsteht aber dadurch kein Zwiespalt im Tiere selbst; denn seine rezeptorischen Organe werden immer von den Merkmalen solcher Gegenstände erregt, für die seine effektorischen Organe gebaut sind.

Wenn schon das Verständnis für die dreifache Harmonie, die von jedem Tiersubjekt verlangt wird: erstens zwischen Umwelt und Rezeptoren, zweitens zwischen Rezeptoren und Effektoren im Tiere selbst und drittens zwischen Effektoren und Wirkungswelt uns große begriffliche Schwierigkeiten bereiten, so ist das Problem, wie ein solches Subjekt entsteht, noch ungleich schwieriger zu erfassen und vielleicht überhaupt nicht zu lösen.

Zum Glück läßt die Natur diesen Vorgang in tausenderlei Form sich immer und immer wieder vor unseren Augen abspielen, so daß wir nach und nach das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen lernen und derart einiges von der Gesetzmäßigkeit dieses höchst wunderbaren Vorganges zu begreifen beginnen.

Um aber ganz klar darüber zu sein, was wir überhaupt erfahren wollen, müssen wir eine begriffliche Unterscheidung einführen: Unter Leistungsplan verstehen wir die Beschreibung jener dreifachen Harmonie und der Faktoren, die dabei mitspielen. Die Beschreibung aller Faktoren, die beim Entstehen eines Subjektes sich abspielen, nennen wir den Entstehungsplan des Tieres, und den Entstehungsplan wollen wir jetzt betrachten.

Bevor wir ein konkretes Beispiel der Entstehung eines Tieres ins Auge fassen, wollen wir die einzige Analogie, die uns zu Gebote steht, nämlich

* Januarheft dieser Zeitschrift. — Das Subjekt als Träger des Lebens.

die Entstehung eines menschlichen Erzeugnisses, zum Beispiel eines Hauses, zu Hilfe rufen, um nicht durch die Neuheit und Fremdartigkeit der natürlichen Vorgänge gar zu sehr verwirrt zu werden.

Zum Bau eines Hauses gehört viererlei: 1. das Material, 2. die Kräfte, 3. der Bauplan und 4. die Ausführung.

Vergleichen wir nun Punkt für Punkt diese Faktoren mit denjenigen bei der Entstehung eines Lebewesens, so zeigt sich bereits ein großer Unterschied im Material. Das Material, aus dem wir unsere Häuser aufbauen, wie Ziegelsteine und Holz, ist zwar noch nicht in die endgültige Form gebracht, besitzt aber dennoch sowohl seine physikalischen wie chemischen Eigenschaften, die es endgültig beibehält, auch ist es von Anfang an in genügender Menge vorhanden.

Ganz anders beim Tier. Die Keimzelle, aus der sich das Tier aufbaut, besteht aus dem Protoplasma oder Keimplasma genannten Zellinhalte, der erst im Laufe der Zeit durch Wachstum und Teilung die genügende Menge von Material liefert. Erst im Laufe der Entwicklung bilden die durch die Teilung entstandenen Zellen in ihrem Innern sowohl chemisch wie physikalisch differenzierte Strukturteile aus, die sich zu Muskel Nerven- oder Knochengeweben gestalten.

Ebenso verschieden sind die Kräfte, die bei den verglichenen Bauten an der Arbeit sind. Alle Kräfte, die beim Hausbau auftreten, packen das Material von außen an, sie heben die Ziegelsteine durch den Zug der Maschinen und formen das Holz durch den Schlag der Art.

Die Kräfte, die beim Aufbau des Tieres auftreten, sind innere. Die wichtigsten Umgestaltungen gehen im Innern der Zellen vor sich, wo sowohl chemisch wie physikalisch streng differenzierte Strukturteile entstehen. Nun wissen wir, daß der Tierkörper besondere Faktoren besitzt, welche die Fähigkeit aufweisen, die Moleküle der verschiedensten Stoffe, die man sich als Ketten oder Ringe geformt denken kann, aneinander zu hängen oder zu sprengen, ohne dabei selbst irgendeine Verbindung einzugehen. Diese Faktoren nennt man Fermente. Die Fermente sind also geeignet, alle möglichen neuen chemischen Prozesse einzuleiten. Das chemische Material des Protoplasmas ist seinerseits zu allen möglichen Änderungen fähig und schließlich liefert der dauernde Stoffwechsel die nötigen Kräfte, um die Umlagerung der Zellen zu bewerkstelligen. So sieht das Material aus, das beim Tierbau zur Verfügung steht.

Über Material und Kräfte sind allein nicht imstande, einen Bau zu vollführen. Jeder Hausbau geht nach einem geschriebenen oder ungeschriebenen Plan vonstatten, der unabhängig vom Material vorhanden ist.

Das Keimplasma formt sich zum fertigen Tier in einer Weise, die der Beobachter des Vorganges nicht anders als planmäßig bezeichnen kann.

Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welchem Eifer die Naturforscher nach der Existenz dieses Planes in der Keimzelle gesucht haben, dessen Vorhandensein sich durch den fest geregelten Ablauf aller Einzelercheinungen offenbart.

Zimmer und immer wieder hat man Hypothesen auf Hypothesen gehäuft, die eine Geheimstruktur im Keimplasma beweisen sollten. Denn wäre eine feste Anordnung bestimmter Teile im Keimplasma vorhanden, so wäre der Entstehungsplan ganz einfach aus der Beschreibung einer unsichtbaren, aber immerhin materiellen Struktur zu verstehen, wie die Beschreibung der Strukturteile und ihrer Anordnung im erwachsenen Tier den Leistungsplan ohne weiteres ergibt.

Der Leistungsplan beschreibt nicht bloß die Vorgänge im fertigen Tier, sondern er legt auch die Notwendigkeit dar, mit der diese Vorgänge ablaufen. Die bloße Beschreibung der Vorgänge beim Entstehen des Tieres liefert im besten Falle eine Regel, deren Notwendigkeit aber durch diese Beschreibung allein gar nicht eingesehen werden kann. Das planmäßige Funktionieren einer planmäßig gebauten Struktur bietet unserm Begriffsvermögen keine Schwierigkeiten. Dagegen ist das Entstehen einer planmäßigen Struktur nur dann begreiflich, wenn eine Geheimstruktur dazu gedacht wird.

Nun hat aber Driesch unwiderleglich bewiesen, daß eine Geheimstruktur im Keimplasma der Tiere nicht vorhanden ist. Da dieser Beweis einen Wendepunkt in der Geschichte der Biologie darstellt, will ich in wenigen Worten auf den Gedankengang, der die Experimente Drieschs geleitet hat, eingehen.

Angenommen, es wäre in einem Keim zurzeit, da er einen Haufen kleiner Zellkugeln ausmacht, eine Geheimstruktur vorhanden, die sich unseren mikroskopischen Methoden nicht enthüllt, so müßte sie dennoch zutage treten, wenn man den Zellhaufen zerteilt. Da aus jedem Zellkugeln im Lauf der Entwicklung ein bestimmter Körperteil hervorgeht, müßte die Entfernung eines oder mehrerer Zellkugeln den Ausfall eines oder mehrerer Organe bei der Entwicklung zur Folge haben. Dies ist aber nicht der Fall. Der Ausfall einer kleinen Anzahl, ja der Hälfte aller Zellkugeln wirkt nicht störend auf den Rest der Zellen ein. Sie bilden immer noch ein ganzes wohl ausgebildetes Tier, wenn auch von entsprechend kleinerem Umfang.

Das Tier als Baumeister gedacht baut aus der Hälfte des ihm zur Verfügung gestellten Baumaterials nicht ein halbes Haus, sondern ein halb so großes Haus.

Es wird also bei Wegnahme der Zellkugeln die Menge des Materials geändert, der Plan aber nicht berührt.

Ja es gelang Driesch, in günstigen Fällen die Zellkugeln aus ihrem Verbands zu reißen und sie so umzugruppieren, daß beispielsweise die Zellen,

welche normalerweise den Mund des Tieres geliefert hätten, nun an die Stelle der Zellen gerückt wurden, deren normale Aufgabe es war, die Extremitäten zu bilden. Trotzdem wurde der Gang der Ausbildung nicht gestört. Die Zellen übernahmen ohne weiteres die der neuen Stelle zukommende Funktion und es entstand ein normales Tier, obgleich das Ursprungsmaterial für alle Teile des Tierkörpers geändert war.

Genau so würde ein Baumeister handeln, dem die zum Bau bereitgestellten Ziegelhaufen umgeworfen wurden. Er würde, ohne sich zu besinnen, die Ziegelsteine, die er sonst für das obere Stockwerk benutzt hätte, zum Bau der Fundamente verwenden und umgekehrt. Denn der Plan wird durch die Verschiebung eines gleichartigen Baumaterials nicht berührt.

Die Experimente von Driesch sind durchweg bestätigt worden und wir können jetzt als feststehend ansehen, daß der planmäßige Ablauf der Entwicklung eines jeden Tieres nicht durch eine Geheimstruktur hervorgerufen wird.

Um allen das Verblüffende dieser Entdeckung möglichst eindringlich vor Augen zu führen, will ich an einem ganz einfachen Beispiel die Entstehung nicht eines ganzen Tieres, sondern eines einzigen Organes schildern.

Die niederste Tierklasse, die sogenannten Amöben, zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine individuelle Entwicklung besitzen, die von einem strukturlosen Keim zum festgegliederten Tier führt. Die Amöben bleiben zeitlebens ein strukturloses Protoplasmahäufchen. Um aber ein selbständiges Leben führen zu können, wie alle Tiere, dazu bedürfen sie ebenfalls bestimmter Organe. Diese Organe werden nun nicht ein für allemal vom Tier gebildet, sondern bloß von Fall zu Fall und dann wieder aufgelöst. Man nennt diese Organe Pseudopodien.

Eine in einer kleinen Schale steckende Amöbe *Diffugia capreolata* zeigt folgendes merkwürdige Verhalten. Beim Vorwärtstriechen läßt sie ein langes strangförmiges Pseudopodium aus sich herauswachsen, an dessen äußerstem Ende sich zwei bogenförmige Wülste bilden, die sich zum Kreise schließen und einen Saugnapf formen, mit dem sich das Tier am Boden festheftet. Dann verkürzt sich der Strang, wodurch das Tier nach vorne gezogen wird. Nun läßt der Saugnapf los und wird mitsamt dem Strang in den Körper hineingezogen, wo er sich im flüssigen Inhalte vollständig auflöst. Bald entsteht an einer andern Stelle ein neuer Strang und das Spiel beginnt von neuem.

Dies sieht alles ganz natürlich aus und scheint gar nicht wunderbar. Aber man übersehe sich einmal das hier Gesehene in bekannte anorganische Verhältnisse. Angenommen wir hätten in einer Schale eine Flüssigkeit vor uns, die an der Oberfläche ein wenig eingedickt ist, sonst aber keinerlei Struktur aufweist. Diese Flüssigkeit beginnt sich zu formen, sie scheidet aber keine

gewöhnlichen Kristalle aus, sondern sagen wir zum Beispiel eine Schere, das heißt einen Gegenstand, dessen Form durch seine Leistung bedingt ist.

Jedermann, der dieses mit ansähe, würde den Vorgang für höchst wunderbar erklären.

Sucht man die Gesetze zu erforschen, denen dieser wunderbare Vorgang gehorcht, so stellt sich heraus, daß nur diese eine Flüssigkeit Scheren hervorbringt, andere verwandte Flüssigkeiten dagegen Messer und wieder andere Löffel respektive Gabeln.

Soweit ungefähr sind wir mit unseren Kenntnissen bei den Amöben ge-
diehen, wir wissen, daß jede Art die ihr eigentümlichen Pseudopodien hervorbringt und keine anderen. Alle aber entstehen aus dem flüssigen Körperinhalt und lösen sich wieder in ihm auf.

In all diesen Fällen wird erst das Werkzeug, dessen sich das Tier bedient, planmäßig geformt und dann wird das planmäßig geformte Werkzeug planmäßig benutzt.

Auch hier sehen wir, daß erst der Entstehungsplan seines Amtes waltet und dann erst der Leistungsplan in Wirksamkeit tritt.

Der Leistungsplan kann aus der Beschreibung der Struktur direkt abgelesen werden. Wie aber steht es mit dem Entstehungsplan?

Wir sehen wohl, daß immer nur ein und dasselbe wohldifferenzierte Pseudopodium aus dem flüssigen Inhalte der Amöbe entsteht, aber wir vermögen die Faktoren, die diese Art der Differenzierung nötig machen, nicht zu erkennen. Das gilt für jeden Entwicklungsvorgang eines jeden Tieres. Die Gesetzmäßigkeit sehen wir wohl, die Notwendigkeit sehen wir nicht.

Vielen wird es vielleicht bekannt sein, welche Schlüsse Driesch aus seinen Entdeckungen gezogen, daß er den alten von Aristoteles stammenden Begriff der Entelechie neu aufgenommen und dadurch den Vitalismus, der mit einer besonderen Lebenskraft rechnet, neu begründet hat.

Zum Glück sind wir aber nicht darauf beschränkt, uns in philosophische Debatten einzulassen, denn wir sind durch die größte biologische Entdeckung des vorigen Jahrhunderts in die Lage versetzt, etwas von diesen rätselhaften Zusammenhängen zu ahnen. Ich meine die Aufstellung des Mendelschen Gesetzes.

Während draußen in der Welt der Kampf um den Darwinismus tobte, fand im stillen Klostergarten zu Brunn einer unserer größten Naturforscher, der aber nicht den Salar des Professors, sondern das Mönchsgewand trug, ein biologisches Gesetz von einer solchen Tiefe und Folgeschwere, daß es seinen Namen weit in die Zukunft tragen wird, wenn längst die Wesenlosigkeit des Darwinismus allgemein durchschaut worden ist.

Die Bedeutung des Mendelschen Gesetzes für das Verständnis der Entstehung der Tiere wird sofort einleuchten, wenn wir den Vergleich mit

dem Hausbau wieder aufnehmen. Auch beim Hausbau ist der Plan nicht im Material vorhanden, sondern steht ganz außerhalb des Materials und der beim Bau verwendeten Kräfte. Er würde auch nicht den geringsten Einfluß auf den Bau ausüben können, wenn sich nicht zwischen ihn und das Material ein Faktor einschöbe, den wir die Führung nennen wollen. Die Bauführung verkörpert sich beim Hausbau in den Werkmeistern oder Bauführern, welche die Folge der Arbeiten dem Bauplan gemäß ordnen. Die Bauführung steht einerseits mit dem extramaterialen Plan und andererseits mit den Baumaterialien und den beim Bau verwendeten Kräften in Verbindung.

Die Führung zerfällt je nach der Anzahl der vorhandenen Werkmeister in eine Anzahl selbständiger Faktoren, die, selbst ohne am Bau materiell beteiligt zu sein, die Arbeiten leiten, welche durch Maschinen oder Handwerker ausgeführt werden.

Nun geht aus dem Mendelschen Gesetz hervor, daß auch bei der Entstehung eines Tieres die Führung durch einzelne selbständige Faktoren, welche Gene heißen, geregelt wird.

Um den Weg zu verstehen, auf dem Mendel dazu gelangte, die selbständigen Faktoren der Bauführung zu entdecken, beachte man folgendes: Ein jedes Tier und eine jede Pflanze bildet in sich ein unteilbares und selbständiges Ganze, das durch jeden anatomischen Eingriff gestört wird. Überall stehen die Teile in innigster Verbindung miteinander und die von uns vorgenommene Trennung der Lebewesen in einzelne Organe kann wohl in Gedanken, aber nicht in Wirklichkeit vorgenommen werden, ohne wichtige Organe zu zerreißen.

Mendel wurde durch den Vergleich von zwei Pflanzen der gleichen Art, aber verschiedener Rasse, darauf hingewiesen, daß dennoch die Lebewesen sich aus einzelnen selbständigen Faktoren aufbauen. Wird zum Beispiel eine Pflanze, die glattrandige Blätter besitzt, mit einer Pflanze, deren Blätter gezähnelte sind, gekreuzt, so entstehen im Lauf der kommenden Generationen Nachkommen, die entweder glattrandige oder gezähnelte Blätter besitzen, aber keine Zwischenformen. Dadurch war bewiesen, daß die Glattrandigkeit respektive Zähnelung selbständige Eigenschaften sind, die sich unvermischt behaupten.

Mendel wies nun weiter nach, daß die Keimzellen die Anlagen zu diesen selbständigen Eigenschaften als selbständige, voneinander unabhängige Faktoren beherbergen. Denn wenn man zum Beispiel eine blaublühende Pflanze mit gezähneltem Blatte mit einer weißblühenden Pflanze, die glattrandige Blätter besitzt, kreuzt, so erhält man jede mögliche Kombination dieser vier Eigenschaften und zwar in einem solchen Verhältnis, als es nach der einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwarten ist.

Durch die rastlose Forschung des letzten Jahrzehnts sind wir in der Lage, uns ein klares Bild von der Übertragung der Mendelschen Anlagen oder Gene zu machen. Wir wissen, daß eine jede Pflanze (wie auch jedes Tier) in ihren Geschlechtszellen das eigene Keimplasma mit den Anlagen, aus denen sie selbst entstanden ist, unverändert bewahrt. Nun bezeichnen wir bei einer elterlichen Pflanze die Anlage zur Bläue der Blüte mit a und die Anlage zur Zähnelung des Blattes mit b , bei der anderen die Anlage Weißblütigkeit mit A und die Anlage zur Ganzrandigkeit mit B .

Haben wir die elterlichen Gene $a b$ und $A B$, die sich miteinander vereinigen, durch ein $+$ verbunden, so folgt auf die elterliche Generation $a b + A B$ die erste Generation, die in ihrem Keimplasma eine Mischung aller Gene enthält, was $a b - A B$ geschrieben wird.

Es können natürlich nicht in einem Individuum gleichzeitig zwei entgegengesetzte Eigenschaften an dem gleichen Organe entstehen, daher wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine der Anlagen völlig unterdrückt und es kommt nur die sogenannte dominierende Anlage zur Entfaltung. Die Geschlechtszellen enthalten aber trotzdem das alte Keimplasma mit allen Genen a, b, A, B . Nun vollzieht sich ein sehr merkwürdiger Vorgang, den man die Reifung nennt. Jede Geschlechtszelle wirft die Hälfte seiner Gene hinaus, so daß sie für jede Eigenschaft nur ein Gen bei sich behält. Die reifen Geschlechtszellen der ersten Generation, die das neue Keimplasma für die zweite Generation liefern, sind daher bereits unter sich verschieden. Es gibt sowohl ab wie aB als auch Ab und AB Keime und zwar kommen alle diese Varianten sowohl in den weiblichen wie den männlichen Geschlechtszellen vor. Durch Kreuzung dieser Geschlechtszellen entsteht das Keimplasma der zweiten Generation. Wenn genügend Nachkommen vorhanden sind, so findet man, daß alle nur möglichen Kombinationen der vier Arten von Genen verwirklicht werden.

Stellen wir um alle Varianten zu übersehen an die erste Stelle von vier Kolonnen die vier vom Vater stammenden Gene, an die zweite Stelle die von der Mutter stammenden Gene, so erhalten wir folgende Tafel:

♂	♀	♂	♀	♂	♀	♂	♀
ab	$—ab$	aB	$—ab$	Ab	$—ab$	AB	$—ab$
ab	$—aB$	aB	$—aB$	Ab	$—aB$	AB	$—aB$
ab	$—Ab$	aB	$—Ab$	Ab	$—Ab$	AB	$—Ab$
ab	$—AB$	aB	$—AB$	Ab	$—AB$	AB	$—AB$

Diese Tabelle hat sich als ein untrüglicher Ratgeber für alle Arten von Tier- und Pflanzenzüchtung erwiesen.

Die ungeheure praktische Bedeutung der Mendelschen Gesetze haben die theoretischen Konsequenzen noch nicht voll ausreifen lassen. Aber auch sie werden eines Tages in voller Tragweite erfaßt werden und dann wird man erkennen, welche Welt sie von den Darwinschen Spekulationen trennt.

Was ist ein Gen? Der Vergleich mit dem Hause wird das deutlich machen. So lange man an eine Geheimstruktur in den Keimen glaubte, suchte man nach kleinsten materiellen Teilen, die durch Vermehrung und Wachstum zum ganzen Zier werden sollten.

Diese Annahme würde, auf den Hausbau übertragen, behaupten: es sei im Keime ein Ziegelstein, eine Treppenstufe, ein Fensterladen usw. en miniature vorhanden. Jetzt zeigt es sich, daß diese Annahme falsch ist. Wir müssen nach der Mendelschen Entdeckung annehmen, daß im Keime en miniature vorhanden sind die Höhe der Mauern, die Steilheit der Treppe, die Farbe der Fensterläden usw. Das klingt ganz unsinnig, denn es handelt sich hier um lauter formale oder gar chemische Eigenschaften, die man gar nicht ohne weiteres vom Material abziehen kann. Ja man kann sagen, daß auch die formalen Eigenschaften stets durch bestimmte chemische oder physikalische Eigenschaften des Materials bedingt sind.

Die scheinbare Unsinnigkeit der Behauptung, daß alle Eigenschaften eines noch nicht vorhandenen Materials bereits im Keime vorgebildet sind, schwindet, sobald man sich dessen erinnert, daß im Keim das Urmaterial allein vorliegt, dem die Fermente durch Einleitung spezifischer Prozesse alle möglichen Eigenschaften verleihen können. Es handelt sich also vor allem darum, diese Prozesse zu einheitlichen Gruppen zusammenzufassen, damit einheitliche Eigenschaften entstehen. Dies ist die Aufgabe der Bauführung und diese Bauführung liegt bei den Genen.

Aber beim Aufbau der einzelnen Eigenschaften des Materials entstehen noch keine Gebilde, wie sie die Organe darstellen. Es ist darum notwendig, daß die Eigenschaften des Materials auch lokal zusammengefaßt und gruppiert werden. Das geschieht durch bestimmte ordnende Faktoren, die wir nicht näher kennen, die wir aber Obergene nennen können. Die Ganzrandigkeit und die Blaublütigkeit müssen lokal vereinigt werden, damit im Verein mit anderen Eigenschaften ein blaues ganzrandiges Blütenblatt hervorgehe.

Wenn demgemäß die Gene als untere Bauführer angesehen werden können, die überall am Werke sind, um darauf zu achten, daß der Mörtel richtig gemischt, die Steine richtig behauen werden, müssen auch Oberbauführer vorhanden sein, die die Ausführung der einzelnen Lokalitäten des Hauses überwachen, einige für den Bau der Treppen, andere für den Bau der Zimmer, des Daches usw.

Daß tatsächlich derartige selbständige Faktoren bei der Entwicklung vorhanden sind, haben die Arbeiten von Braus erwiesen. Braus fand, daß die Entfernung eines Teiles des Materials aus einem bestimmten Keimbezirk, der zum Beispiel den Oberarmknochen eines Wirbeltieres bildet, zur Folge hat, daß ein vollkommen ausgebildeter, aber nur halb so großer Oberarmknochen entsteht. Neben ihm entsteht ganz unbekümmert darum ein normaler

Schulterknochen, zu dem nun der Oberarmknochen nicht mehr stimmt. Kopf und Pfanne des Schultergelenks passen dann beim ausgewachsenen Tier nicht zueinander.

Dies beweist, erstens daß die bauführenden Faktoren für die Organbildung, die Obergene, ebenso unabhängig voneinander sind wie die Gene selbst, solange sie sich im undifferenzierten Keime befinden, zweitens daß die beim Bau eines Organes beschäftigten Untergene unabhängig von der Menge des Materials, das Organ aus seinen formalen und chemischen Eigenschaften richtig zusammensetzen, weil ein höherer Faktor sie beherrscht.

Wollen wir nun von dem Zusammenhang der verschiedenen mehr gehalten als gekannten Faktoren beim Aufbau eines Tieres uns ein Bild machen, so haben wir als höchste Instanz die organbildenden Obergene anzusehen, denen die Eigenschaftsbildner oder Gene unterstehen. Die Gene beherrschen ihrerseits die Fermente und die Fermente knüpfen und lösen die Moleküle des schon hoch komplizierten Urmaterials, das sich in dauerndem Stoff- und Energiewechsel befindet.

Dieser Aufbau der verschiedenartigsten materiellen und extramateriellen Faktoren zu einer einzigen Einheit ist der Entstehungsplan.

Kurz zusammengefaßt stellt sich das Wirksamwerden des Entstehungsplanes im Tiere folgendermaßen dar: das Urmaterial des Keimplasmas bildet einen gärenden Stoffhaufen, der, sich selbst überlassen, zugrunde gehen würde, denn die Fermente und Kräfte, die in ihnen walten, sind gänzlich ungeordnet und müssen daher über kurz oder lang zur Zersetzung führen.

Die erste Ordnung greift Platz durch das erste Gen, das durch ein Zusammenfassen bestimmter Fermente den ersten Teilungsprozeß einleitet. So lange die Wirkung des ersten Gen vorhält, bewirkt der Teilungsprozeß die Erzeugung vollkommen gleichartiger Zellen, die man beliebig gegeneinander austauschen kann.

Dann greifen die nächsten Gene ein und bewirken eine Umordnung des gleichartigen Zellhaufens in die drei Keimblätter, deren Zellen wohl von Keimblatt zu Keimblatt variieren, innerhalb des Keimblattes aber völlig gleichartig sind.

Neue Gene treten auf und trennen die Keimblätter in Keimbezirke, die bereits die Anlage der Organe darstellen. Jetzt erst beginnt die Tätigkeit der Obergene, welche bestimmen, in welchen Zellen die verschiedenen Untergene die von ihnen abhängige Gewebsbildung einleiten sollen: hier Muskelgewebe, dort Knorpelgewebe usw.

Es ist neuerdings gelungen, die Zellen, in welchen das Nervengewebe sich entwickelt, lebend zu isolieren. Dann entsteht wohl richtiges Nervengewebe, aber die Nerven wachsen, weil ihnen die Leitung fehlt, regellos nach außen.

Endlich entsteht ein fertiger Organismus, dessen Organe planmäßig zusammenpassen und gemeinsam arbeiten, also einen Leistungsplan besitzen.

Betrachtet man den Ablauf der Dinge, ohne weitere Theorien daran zu

knüpfen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß dabei eine Tatsache zum Vorschein kommt, die der herrschenden materialistischen Denkart direkt ins Gesicht schlägt. Das ist das Eingreifen von Lebens-Faktoren in das physikalisch-chemische Getriebe.

Wie erinnerlich bestand eine große Denkschwierigkeit für die messenden und rechnenden Naturwissenschaften darin, an Stelle der wirklich beobachteten Vorgänge ein fiktives, aber brauchbares Weltbild zu setzen, in dem es keine Qualitäten, sondern nur noch Quantitäten gibt. Kein Naturforscher wird die Berechtigung dieses Vorgehens bestreiten wollen, was aber ganz energisch bestritten werden muß, das ist erstens die Vollständigkeit und zweitens die Wirklichkeit dieser Hilshypothese.

Es fehlen in dem quantitativen Weltbilde selbstverständlich alle Beziehungen, die die einzelnen Qualitäten zu einer höheren Qualität verbinden, weil die an Stelle der Qualitäten eingefügten Quantitäten eine solche Verbindung gar nicht eingehen können. So ist es zum Beispiel unmöglich, das Gesetz von der Komplementärwirkung der Farben, wonach je ein Farbenspaar sich zu einer höheren Einheit, dem Weiß, verbindet, durch irgendwelche Kombination von Ätherwellen wiederzugeben. Das Gleiche gilt für die Töne. In der Musik bezeichnen wir die einfachen Grundfaktoren als Töne. Trotzdem ist bereits der einfache Ton eine höhere Einheit, die wir Klang nennen müßten, da er sich aus Obertönen usw. zusammensetzt. Ein musikalisch sehr geschultes Ohr vermag vielleicht die Teiltöne, die gemeinsam die höhere Einheit bilden, herauszuhören, während kein noch so feines Auge bisher die Faktoren, die das Weiß bilden, herausgelesen hat. Dies ist der einzige Unterschied. Physikalisch kann die Einheit eines Klanges ebensowenig aus den Luftwellen dargestellt werden wie das Weiß aus den Ätherwellen.

Natürlich fehlt in der physikalischen Gedankenwelt jede Andeutung einer Planmäßigkeit von Strukturen, weil auch diese rein qualitativer Natur ist und quantitativ gar nicht ausgedrückt werden kann.

Noch ratloser steht die gerühmte Atomenwelt da, wenn es sich um Wiedergabe von Einheiten handelt, deren Faktoren in der Zeit einander folgen, wie zum Beispiel die Melodie eine Tonfolge zu einer neuen Qualität zusammenfaßt.

Ist schon die Existenz eines planmäßig gebauten Gegenstandes der physikalischen Weltbetrachtung unerreichbar, um wieviel weiter liegt die planmäßige Entstehung eines planmäßigen Gegenstandes jenseits ihres Horizontes. Diese von uns wirklich beobachteten Vorgänge gehören daher einzig und allein dem Gebiet der Biologie an und können nur nach biologischen Gesetzen behandelt werden. Das oberste Gesetz des Lebens, das alle Planmäßigkeit in der Zeit planmäßig zusammenfaßt, hat Karl Ernst von Baer die „Zielstrebigkeit“ genannt. Seine Tätigkeit ist überall die gleiche — seine Wirkungen überall verschieden.

Die letzte Ohnmacht

Eine Novelle von Moriz Heimann

An einem Novemberabend, der von Nebel troff und seine Traurigkeit in unzähligen Reflexen aufglimmen ließ, jede Laterne eine Einsamkeit, jeder Widerschein von ihr auf den Straßendämmen ein Gespenst von Licht, kam Konstantin Michailowitsch Lamm gerade noch vor Zoreschluß bei dem Vorstadthause an, in dessen oberstem Stock er wohnte. Ohne Überzieher auch sonst dürftig gekleidet, blaß im Rahmen seines unbestimmt blonden Kopf- und Barthaares, hatte er sich, zum ersten Male seit langer Zeit in die wollüstige Bitterkeit seines Unglücks aufgelöst, durch die Straßen getrieben. Der Frost, der ihn durch die feuchte Kleidung hindurch anwehte, hatte ihn nur immer willenloser gemacht; was alles ihn nicht gehindert hatte, daran zu denken, daß er keinen Haus Schlüssel mit sich trug, und daß er sich einrichten müsse, wenn er sein Dach über dem Kopf gewinnen wollte. Der Treppenaufgang lag im Gegensatz zu den feuchten blinkenden Straßen in der Überhelligkeit des seelenlosen Gaslichtes, und Lamm stieg die Stufen hinan, auf einem allzu neuen, mißfarbigen Läufer, vorbei an den hochstengeligen, sinnlosen Tulpen, die an die Wand gemalt waren. Aber beim dritten Stockwerk hörte der Läufer auf, und die gelbe, gestrichene Treppe lag nackt da, knarrte unter jedem Schritte Lamms, den die erschreckende Reinlichkeit und Kahlheit des obersten Hausstockes ungestlich und trostlos wie immer empfing. Durch den Korridor tastend, fand er sich in sein Zimmer und machte Licht. Der Raum war mit den dürftigsten Mitteln ausgestattet: die Tapete einfarbig, in einem schnell verblichenen, sumpfigen Blau, ein Divan mit einem wohlfeilen Teppich, vom Fenster her schräg in das Zimmer gestellt, zu seinen Häupten ein kleines drehbares Gestell für Bücher, der Boden mit einer Matte aus Kokosfaser bedeckt, ein kleiner Tisch unter der Hängelampe, das war alles; als Schmuck nichts mehr als Lambrequins über den Gardinen, zufälligerweise mit einem ähnlichen Ornament von Tulpen, wie die Wände im Treppensflur aufwiesen, und ein paar Bilder an den Wänden, populäre Reproduktionen, Graf Tolstoi als Ackermann, die Mona Lisa und eine Montmartre-Zuhörer schaft, der Beethoven vorgespielt wird. Die Sauberkeit des Zimmers, die Kahlheit, der Versuch, eine geschmackvolle Unordnung vorzutäuschen, alles das mußte einen sehr trostlosen und öden Eindruck auf jeden Besucher machen, und wirkte auf Konstantin Michailowitsch Lamm in diesem Augenblick, wo er, statt einer halben, drei und eine halbe Stunde weggeblieben war, bis zur Verzweiflung. Nicht bloß leer — diese Wohnung war verlassen: keine Spur des Lebens, wäre es auch in der Gestalt von Unordnung, war erkennbar; kein Anreiz in einem Zeichen von Arbeit, kein Überfluß.

Gerade als er ans Fenster trat, wurden die Straßenlaternen vor seinem Hause ausgelöscht. Und indem es ihm einfiel, wie lange er weg gewesen war, rief er mechanisch „Aglaja“, den Namen seiner Tochter. Da er keine Antwort erhielt, öffnete er die Tür zu dem zweiten, dem Schlafzimmer und rief auch dort in das Dunkel hinein: „Aglaja“. Aber alles blieb stumm. Er horchte, ob er Atemzüge vernähme, und begab sich dann über den Korridor zur Küche. Er machte die Tür auf, und in der ebenfalls erschreckend leeren, erschreckend sauberen Küche, mitten in all dem toten Weiß des Gaslichtes, stand sein Töchterchen am Küchentisch, ein vielleicht sieben-, vielleicht zehnjähriges Mädchen. Sie stand genau so, wie der Vater sie verlassen hatte, als er ihr vor drei und einer halben Stunde Adieu sagte. Nun war es doch undenkbar, daß das Kind die ganze Zeit über sich nicht sollte geregt haben; Konstantin Michailowitsch Lamm erschrak vor der Hefigkeit der ihn anfallenden Gewissensbisse, die ihm einen flüchtigen Schwindel im Gehirn erregten, gegen die er sich aber im Bruchteil der Sekunde, daß er sie fühlte, mit der zornigen Erkenntnis zur Wehr setzte: sie hat sich in dem Augenblick so hingestellt, als sie dich kommen hörte.

„Nun,“ begann er, „Aglaja, nun, nun, warum stehst du in der Küche, warum spielst du nicht, warum häkelst du nicht?“

Das Kind schaute nicht auf.

„Ich dachte, du sagtest mir jetzt guten Abend,“ fuhr Lamm fort.

Das Kind sagte, die Augen immer gesenkt: „Guten Abend“, mit einer so pflichtmäßigen Stimme, daß Lamm nur noch in größeren Zorn geriet. Er sah sich um, ob irgend etwas in der Küche in Unordnung stehe, wofür er das Kind tadeln dürfte. Aber es war alles so sehr in Ordnung, daß Lamm nur sah, wie wenig da war, zu hüten. Und die Bitterkeit erstickte ihn und hätte ihn beinahe stumm hinausgetrieben. Zum Unglück blickte er mit einer bösen Wendung zur Seite, in das Gesicht der Tochter, die mit unbeweglich verstockter Miene und gesenkten Augenlidern da stand; er sah ihre hellen, fast weißen Brauen und erbebte vor der Ähnlichkeit dieser hellen, schmalen Stirn mit der einer anderen, seiner Frau, die ihn verlassen hatte. Er fing an in der Küche hin und her zu gehen, ratlos, unfähig, das Ereignis zu begreifen, immer noch den feuchten, weichen Hut auf dem Kopf: — Bevor es geschieht, ist das alles natürlich, unzählige Ehen gehen in Scherben, man weiß es; aber wenn es geschehen ist, „wahr wie ein Stein“ — Was ist geschehen? Sie ist von ihm gegangen — sie kann ja wiederkehren; solange Leben und Hoffnung ist, solange Kraft und Wunsch ist, solange Güte ist, die sich überrumpeln läßt, ist die Wiedervereinigung möglich. — Aber sie war ja nicht allein gegangen.

Und selbst wenn sie sich auch von jenem weglocken ließe, von dem veräterischen Freund, dem Bräuderchen, Genossen aller jugendlichen Kämpfe

— aber in der Zwischenzeit hatten die wie Eheleute mit einander gelebt! Daran war nicht zu zweifeln, dieses mußte so sein, es sind ja natürliche Dinge zwischen Mann und Frau. Aber — bevor sie ging (er schloß die Augen), war sie auch schon mit ihm zusammen gewesen, und fast hätte er es einmal gesehen. Das war die Mauer, gegen die er seinen Kopf seit anderthalb Jahren vergeblich ramte und stieß.

„Steh nicht so still da,“ schrie er das Kind an, mit einer so fürchterlichen Stimme, daß das Mädchen zusammenfuhr und zwei Tränen, schnell gesammelt, brennend heiß ihre Augen füllten. Lamm sah es und atmete wie unter einer Genugtuung auf. Und als das Kind doch in seiner Haltung beharrte, dachte er: Du täuschst mich nicht. Ich kriege dich schon.

„Geh und stell' dich in die Ecke,“ befahl er. Aber das Mädchen hob den Blick und rührte sich nicht.

„Hast du nicht gehört? Sperr' deine Ohren auf. Hast du nicht gehört, was ich dir befohlen habe? du, in die Ecke, schere dich in die Ecke.“

Des Kindes Mund öffnete sich, aber auch jetzt ging sie nicht von ihrem Platz. Nur in ihren Augen verwandelte sich ein fast löwenhafter Groll in eine leidvolle Bitterkeit und Gleichgültigkeit. Lamm hob die Hand, und im Heben ballte er sie zur Faust, und sagte:

„Wenn ich mich nicht bedächte“ — aber da schlug er schon zu, und traf ihr die linke Schulter mit einem rauhen, unbeherrschten Schlag. Und sogleich schlug er noch ein zweites, ein drittes Mal zu, jedesmal entsetzter und ratloser. Dann erschrak er über das Unfreiwillige seines Tuns, und mit dieser Einsicht glaubte er sich wieder in der Herrschaft zu haben und alles gut machen zu können, sowohl die Schläge als auch besonders den Ungehorsam des Kindes, über den er sich nicht hinwegsetzen konnte. Mit einer sentimentalen, vorwurfsvollen Stimme versuchte er sie zu überreden:

„Ist das wohl recht von dir, denke einmal, Aglaia! Ist das recht, mich so zu ärgern? Ich kam doch müde nach Haus, ich hatte zu tun, war erschöpft, und nun finde ich hier —“

Da er das alles glaubte, was er sagte, wurde er wieder heftiger und fuhr fort:

„Nun also, in die Ecke, wie ich dir befohlen habe. Du gehst jetzt in die Ecke, stellst dich dorthin.“

Wieder sah das Mädchen zu ihm auf; das Gesicht bleich wie vorher, nur an der Stirn, auf der zarte Schweißperlen standen, schwach gerötet. Es stand mit einer so unerhört fremden Kraft da, daß Konstantin Michailowitsch Lamm zumute wurde, als hinge der Sinn und Wert seines Lebens davon ab, über diese Macht zu siegen. Mit einer Wildheit, deren Wollust er durchaus spürte, erwiderte er ihren Blick, ohne ihn brechen zu können. Und mit heiserer, bestimmter Stimme, nicht laut, aber, wie er hoffte, von

alles niederwerfender Eindringlichkeit, begann er wieder auf sie einzureden:

„Du denkst, du willst mir trohen. Wenn ich dich bloß in die Ecke haben wollte — ich hebe dich mit einem Finger auf und trag' dich hin. Aber du sollst von selbst gehn! Hörst du, in die Ecke!“

Sie wird es nicht tun — fuhr es ihm in den Sinn. Und was dann? Dann ist es bewiesen — ein Schwächling, ein Lappen zum Wegwerfen! Ein Ohnmächtiger, wenn er liebt und wenn er zürnt, wenn er bittet und wenn er befiehlt! Da fiel er sie wieder mit Schlägen an, die er mit Roheit, aber mit einer zu seiner Qual immer beherrschten und bewußten Roheit, auf ihre Schultern, auf ihr Gefäß, auf ihren Oberarm niedergehen ließ. Und ganz zuletzt gab er ihr einen Backenstreich. Es wurde ihm kalt über die ganze Haut, und verzweifelt vor Hilflosigkeit hockte er sich zu Aglaia nieder, um ihr mit Vernunft beizukommen. Er sah sie an, sah dann in der Küche umher, und als er in der einen Ecke einen aus Rohr geflochtenen Korb mit Flickern gewahrte, sagte er, um sie zu überlisten:

„Wenn du in die Ecke willst, dann geh und nimm den Flickenkorb weg. Stell' erst den Flickenkorb auf den Küchentisch, du stehst sonst nicht bequem, dort, dort, den Korb —“

Sie sah ihn verständnislos an. Er sprang in die Höhe.

„Nein, da hört doch alles auf.“ Und wieder ging er in der Küche umher. „Nein, diese moderne Erziehung mache ich nicht mit. Es tut einem Kinde gut, zur rechten Zeit einen Schlag zu bekommen. Dem Kinde ist selbst nicht wohl in seinem Troß.“

Er blieb wieder bei ihr stehen, faßte sie am Arm und schlug so heftig, daß sie hätte weinen müssen. Aber sie weinte nicht. Und wieder irrten seine Hände in ihr Gesicht, und wieder fühlte er dabei das atemraubende Entsetzen. Du Heilige — fühlte er qualvoll bei jedem Schlag — Leidende, Dulderin, Schweigsame, oh, wie ich dich liebe! Wie ich deine Wangen liebe, deine heiligen Wangen, dein Fleisch, das ich züchtige! Tränen entstürzten ihm. Mit äußerster Demut kniete er zu dem erschöpften, schweißbleichen Kinde nieder, faßte ihre Hände, küßte sie, bis er spürte, daß Aglaia, um sie seinen Lippen zu entziehen, sich in die Schultern zurücklegte, aber, wahrscheinlich vor Verachtung, mit den Armen selbst keinen Versuch zu einer Anstrengung machte.

Diese Geberde war ihm entsetzlich. Genau so widerwillig, genau so geringschätzig und unwiderruflich hatte seine Frau beim Abschied seinen letzten flehenden, längst nicht mehr verzeihenden, sondern nur flehenden Händedruck angenommen. Die ganzen letzten Tage ihres Zusammenseins, durch seine Zorn- und Schmerzausbrüche hindurch, hatte er eine Sicherheit gefühlt, daß er, so oder so, der Sieger bleiben würde. Dann wurde der

Abschied doch, wie die Untreue es gewesen war: unwiderruflich wie der Tod. Er erhob sich und sah auf die Tochter nieder, bebend vor Haß gegen ihren Widerstand. Er riß sich den Hut vom Kopf und warf ihn auf die kalten, blanken Fliesen der Küche.

„Dich werde ich zwingen. Dich zwinge ich,“ sagte er tonlos, mit unglücklichem Triumph. Er wußte nicht, daß nicht einmal Gott einen Menschen zwingen, sondern nur vernichten kann. Auch in Aglaia war etwas jenseits ihrer Jahre, ihrer Erfahrung, ihres Willens erwacht, und sie sagte plötzlich:

„Ich gehe nicht, wohin du mich schickst; ich will überhaupt nicht —“

„Du gehst nicht? Du willst nicht?“ schrie er und rannte in der Küche umher, und griff voll Wollust Waffen aus der Luft — ein Messer, ein Beil, und faßte zu seinem Unheil wirklich mit der leibhaftigen Hand einen schweren hölzernen Quirl, der auf dem Küchentisch lag. Er erhob ihn und wollte ihn auf ihren Kopf niederschlagen, aber er wollte ihn nur auf ihre Schulter niederschlagen. Doch da duckte sich das Kind unglücklich in den Schlag hinein, empfang ihn über den Schädel, sank hin und lag bewegungslos da. — Die Obduktion stellte später fest, daß Aglaia Lamm eine ungewöhnlich dünne Schädeldecke gehabt hatte, und daß ein Schlag mit einem harten Mützenrand sie hätte fällen können.

Lamm sah das Kind liegen und hatte sofort die Gewißheit, daß etwas Schreckliches angerichtet war. Er kniete nieder, und sah, daß das Kind verblüht. Er streichelte der Sterbenden, schon Toten das Haar und die Schläfe, ließ mitten in der Bewegung von ihr ab und erhob sich, gerade als er sich dabei ertappte, daß er sie wieder anflehen und von ihrem Eigensinn abwenden wollte. Eine Weile stand er, sagte wie abwesend: „so so so“ vor sich hin. Dann wurde er kalt und mußte niesen. Und danach war er wie von einer stählernen Nüchternheit übergossen. Er nahm das Kind sorgfältig, trug es ins Schlafzimmer und bettete es auf seinem eigenen Bett, ohne Teilnahme eigentlich, aber in sonderbarer Weise gütig. Sich selbst setzte er auf einen Stuhl, mit dem Rücken gegen das Bett und verhielt sich regungslos. Aber nach kurzer Zeit war es ihm, als ob das Kind schlief, den erschütternden Schlaf der Kinder, dieser einsamsten Wesen auf Erden. Oft in glücklichen Tagen hatte er das Kind zu Bette gehen sehn, und jedesmal war er über die Ploglichkeit, mit der es in den Schlaf sank, erschrocken gewesen.

Er zündete eine Kerze an und stellte sie zu Häupten des Bettes. Aber da lag sie, und ihr roter Mund war zu einem blassen Mund geworden, ihre Hände hielten noch, was sie zuletzt gegriffen hatten, ihre Augen waren gebrochen, ihr Leib gestreckt von Aufgang zu Untergang, endlos. Er wußte, daß jetzt das Letzte da war auch für ihn, und spürte doch, daß er auch jetzt nicht wußte, was er wußte. Er ging in das Nebenzimmer, und beim

Glackern des erlöschenden Kerzenstumpfes fand er unter seinen Büchern die drei schmalen Bände, die er selbst geschrieben hatte. Als er sie in den Händen hielt, fühlte er einen Widerwillen ohnegleichen gegen sie und gegen alle Hoffnung, die er einmal darauf gebaut hatte. Er zerriß sie und legte sie auf den Bücherständer. Dann kehrte er in das Zimmer, zu der Toten zurück, setzte sich wieder auf den Stuhl und versuchte, sich an sein Leben hinzutasten. Er hatte dabei eine Versuchung von sich zu weisen: den gräßlichen Schutz durch die Einsamkeit. Niemand kannte ihn, niemand würde zu ihm kommen, er mußte, daß er sein Verbrechen verheimlichen und fliehen könnte, wenn er wollte. Aber dieses wurde ihm zu gleicher Zeit zu einem Beweis, wie ausgestoßen er war. Ausgestoßen, daß niemand seiner bedurfte, ausgestoßen, daß niemand ihm den Atem mißgönnte. Nicht fliehen darf ich — begann er zu sinnen; nicht mich ausliefern hat einen Sinn. Ich werde mich töten irgendwie. Tränen der Ergriffenheit begannen ihm zu fließen. Wie habe ich sie geliebt, Aglaia! Wie liebte ich sie bei jedem Schlag, wie schlug ich bei jedem Schläge mich! Was wollt ich denn von dir —? An einer Träne, die ihm in den Mund floß, merkte er, daß er lächelte! Sie war es ja nicht, die ich überreden, die ich zwingen wollte. Auch jene andere war es nicht, es war kein Mensch überhaupt. Wie habe ich sie geliebt, und wie liebe ich — die Frau! Und während er sich das beseligt und beschwichtigt vorsagte, war es ihm, als ob er niemals weder die Frau noch das Kind geliebt hätte. Es gibt keine Liebe — schien es ihm. Nicht lieben und nicht lieben und oft und oft nicht lieben, das macht zusammen: lieben. Hierbei kam ihm eine Erinnerung an die Schulzeit, wo man ihn hatte lehren wollen, daß unendlich mal null gleich eins sei. Widerwillig und müde wollte er diesem eigensinnig ihn ablenkenden Gedanken folgen, und mit Berechnung mußte er sich zurückführen: ich werde mich töten; — aber auch das wird nur von ungefähr sein, wie ich es auch mache. Ich werde mich töten, weil ich es für widerwärtig halte. Aber wenn auch obenhin, läugnerisch, ohne Liebe, ohne Haß, getrennt durch eine unbegreiflich dünne Haut vom Wesentlichen — tot werde ich morgen früh doch sein wie jeder andere Tote. Vielleicht hätte ich nie gelogen, wenn ich nicht zu sehr auf Wahrheit aus gewesen wäre! Und vielleicht ist auch das alles, daß ich mich quäle in diesem Augenblick mit wesentlosem Vorwurf, nur wieder eine Eitelkeit. Was tut es? Ich werde morgen tot sein, wie der Bettler tot ist, der König, der Heilige und der Verbrecher.

Chicago

von Arthur Holitscher

Chicago: eine Impression

Was Teufel ist mir passiert, hab ich was Vergiftetes gegessen? Hab ich das fliegende Fieber? Oder ist es bloß, weil ich den Mississippi von Westen nach Osten durchquert habe? Nichts von alledem. Ich bin einfach in Chicago angelangt, der schrecklichsten Stadt des Erdballs.

Ich will es nicht versuchen, ein Bild dieser Stadt zu geben, ebensowenig eine Topographie des Unbehagens, das sie auslöst. Nur ein paar Geräusche, Gerüche, Gesichte, ein bißchen Schweiß und Rauch und Rastlosigkeit aus ihrer Atmosphäre soll als tintenfarbiger Niederschlag aufs Papier kommen.

Einstweilen treibt mich diese nach der wilden Zwiebel checagua benannte Stadt — sie wuchs in Mengen, wo jetzt die weltberühmten Warenhäuser, die weltberühmten Schlachtbänke, die weltberühmte Getreidebörse und die weltberühmten Bordellstraßen stehn — die Tränen in die Augen. Um neun Uhr früh werde ich, wie ich auf die Straße trete, in einen Wirbelsturm von Menschen hineingetrieben, daß mir Hören und Sehen vergeht. Die zappelnden Bewegungen, die die Menschen in Kinematographenaufnahmen bekommen, das Dahinfegen der Filmautomobile sehe ich hier in Natur übertragen. Mein Bacedeker ist sieben Jahre alt und für die Kage. Auch ist, wie ich sehe, die ganze Stadt unnummeriert. Ich lasse mich vorwärts und in die Drehtüre eines Papierladens hineinwirbeln, wo ich den Clerk, einen blaffen, am frühen Morgen schon todmüden jungen Menschen nach einem Wegweiser Chicagos, aus dem man die Sehenswürdigkeiten der Stadt kennen lernen könnte, frage.

„Hier gibts keine Sehenswürdigkeiten“, sagt der müde Clerk, „hier gibts nur business“.

Wirklich, über der Stadt liegt ein dumpfer, sackadierter Lärm, ein unter oder oberirdisches Rollen, ein Pulsschlag, der sich wie ein nie aufhörendes Teppichklopfen anhört. Durch das eine Nasenloch kommt Kohlenstaub herein, durchs andere der Duft von kochendem Leim. Diese Pasta legt sich um die Hirnhaut und siehe, das Chicagoer Gewissen ist entstanden.

Wie die Leute hier ihren Geschäften nachjagen, das sieht einem ewigen Reißausnehmen vor sich selber verzweifelt ähnlich. In Van Buren-Street laufen zwei Nonnen an mir vorbei. Geld sammelnd laufen sie türäus, türrein. Ihre Gesichter tief in den erdfarbenen Hauben, ihre Gesichter, auf denen der Friede doch wohnen sollte, sind gespannt und verzerrt von der Geldjagd durch die Straßen.

Indes, ich werde mich hüten, in den Fehler zu verfallen, daß ich den

Amerikanismus mit diesem Chicagoer Tempo verwechsle, das aus Atemnot und Gewissenskrämpfen zusammengebraut zu sein scheint.

Soviel ich weiß, ist diese Stadt, diese rapide Stadt the windy town, diese windige Stadt viel mehr eine Karikatur Amerikas. In ihr, die, kaum siebenzig Jahre alt, heute die zweitgrößte Stadt des Kontinents ist, leben mehr Deutsche als in Hamburg, mehr Schweden als in Stockholm, mehr Juden als in Palästina; eben macht sie eine Entwicklung durch, die sie zum Schrecken und Staunen der Union werden läßt. Ganz Amerika blickt terrorisiert auf diese Stadt hin, die laut genug ihre Drohung ins Land hinausstreit: wartet nur, in ein paar Jahren bin ich die erste hier herüber, in ein paar mehr die erste der Welt. Nach drei Dimensionen schießt sie sichtbar in die Halme, ihre Grenzen habe ich trotz halbe Tage langen Fahrten in schnurgraden Trambahnlinien nicht berührt. Wie die neuesten ihrer Wolkenkratzer, steigt der Reichtum ihrer Einzelnen schwindelig hoch und rasch in die Höhe; wie ihre, von kahlen, mit Rehricht vollgekartten Feldern unterbrochenen, endlosen Vorstädte aus Holz und Kot, verbreitet sich das Elend und die Armut ihrer Vielen erschrecklich weit und breit. Das bedeutet sinnlosen Glanz und irrsinniges Machtbewußtsein in Wohn- und Direktionspalästen und das bedeutet von der Verzweiflung geschwärzte Seelen in Fabriken und Massenquartieren. Das bedeutet ein Auf und Ab, eine Überreizung, ewiges Um- und Unnumerieren von Häusern und Menschen, es bedeutet einen Rundtanz von Habsucht, Verschwendungssucht, Selbstberäucherung, Zerknirschung, Verbrechen, Mitleid, Betrug, Psalmengefang, Zortschlag, Ästhetendünkel und Menschenschande. — Aber auf dem Grab der vier Blutzengen in Waldheim — cemetery liegen frische Blumen! —

hoffentlich gehts hier nicht alleweile zu, wie in diesen ersten Novemberwochen 1911, die ich in Chicago verbringe. Gehts hier jahraus jahrein im selben Tempo weiter, so steh ich nicht an, zu erklären: Chicago ist die Hölle.

In der besten Gegend der Stadt weckt mich am Morgen nach meiner Ankunft, es ist noch früh, kaum fünf, eine Detonation auf. Ich springe zum Fenster, schau in den Hotelhof hinaus, ob keiner auf das Glasdach unten hinuntergesprungen ist? Zwei Tage später weckt mich dieselbe Detonation; ich bleibe aber im Bette liegen, ich weiß ja, es ist kein Selbstmord, keine Wiederholung des glorreichen Haymarket-Attentates, sondern es hat da in der Nachbarschaft wieder einer seinen Morgengruß, eine kleine Bombe, vor dem Tor eines Geschäftskonkurrenten niedergelegt.

Am ersten Frosttag zählen die Zeitungen 7 mörderische Überfälle, 3 Notzuchsversuche im Weichbild der Stadt. Die Zeitungen sind voll von Giftmorden, unaufgeklärten plötzlichen Todesfällen einflußreicher Leute, Schieße-

reien in den belebtesten Straßen um die Mittagsstunde. (Chicago hat den Ruf, daß man in ihr, während in anderen Städten Amerikas ein Mörder erst von 200 Dollars aufwärts zu haben ist, einen Mörder schon für 8 Dollars haben kann.)

Im Gerichtshof findet das Geplänkel des Staatsanwalts mit den Magnaten des Fleischtrusts statt; sie haben versucht, das Sherman-Gesetz zu übertreten, einen kleinen Corner in Fleisch herbeizuführen, dem konsumierenden Publikum ein wenig die Kehle zuzuschneiden. Der Gerichtshof ist voll von jungen Juristen, von allen Seiten sind sie herbeigeströmt, um zu lernen, wie der berühmte Anwalt der großen Fleischschlächter mit der Anklage umspringt. Zwischen zwei Buchstaben des Gesetzes tut sich ein winziges Loch auf, durch das die ganze Anklagebank wie durch ein Pförtchen ins Freie schlupft. Es soll schon jetzt alles getan werden, um die Anklage hinfällig zu machen. (Kommt die Sache erst nach allen Instanzen vor das höchste Schiedsgericht in Washington, so siegen ja die Magnaten doch.)

Um Armour Square herum haben einige Raids auf die beteiligten Institute des Bordell-Trusts stattgefunden. Ein paar Straßen weiter im Osten hat man versucht, Jim O'Learys, des Spielerkönigs, bombenfeste und mit Stahlpanzertüren gebaute Spielhölle aufzuheben. Alle drei Trusts, der Fleisch-, der Bordell- und der Spielertrust haben, scheint es, diesen wohlgemeinten Reformversuchen standgehalten. Die Zeitungen nehmen kein Blatt vor den Mund, ausführlich berichten sie über die Stadt- und Kongresspolitiker, die im Dienst des Fleischtrusts, über die Polizei, die im Dienst des Bordelltrusts steht, und über die Wachtstuben, die ruhig weiter Jims Odds auf ihren schwarzen Tafeln stehn haben. (Wirde im Januar zwei Tage mit einer Temperatur unter null Grad Fahrenheit geben oder nicht? 5 zu 1.) Wie in fast allen großen Städten, rennt soeben ein neuer Bürgermeister mit eingelegter Lanze gegen die Korruption in allen Gebieten des kommunalen Lebens vor. Mir schwirren noch die legendären Hinky-Dink, Bathhouse John und ähnliche Stadtverordneten- und Polizisten-Spitznamen in den Ohren. Zum erstenmal auf meiner ganzen Reise stecke ich allabendlich den Revolver in die hintere Tasche — wie leicht könnte man in einer der stockfinsternen, zu Diebstählen und Totschlag vorbereiteten Gäßchen dieser Stadt an einer Ecke um einen Saloon plötzlich einem Polizisten oder Stadtverordneten in eigener Person gegenüberstehn?

Soben auf der Galerie der Getreidebörse sitzt neben mir ein alter Herr mit weißem Knebelbart. Er hat seine braune gelbbeharte Hand ausgestreckt und erklärt mir die Sehenswürdigkeiten dort unten. Nennt die Namen der heulenden Derwische, die um die „Grube“ herumstehn, die berühmteste Grube, „the pit“, in die das goldene Korn der Welt hineinstürzt

und aus der imaginäre Papierwerte zurückflattern auf den betrogenen Erdball.

Es gibt noch drei andere Gruben in diesem Saal, die Maisgrube, die Hafergrube und die Speckgrube. Das wildeste Geheul und verzweifeltste Gedränge aber ist um die Weizengrube.

Auf einer Kommandobrücke zwischen den Gruben der Weizen- und der Maismakler stehen die Inspektoren vor langen Papierbogen, Logbüchern der Börse. Zu ihnen schießen über dünne Stahldrähte blinkende Metallkapseln herüber von den hundert Telegraphenschaltern am Ende des Saales. Ein fortwährendes Knacken tönt von den Tafeln, die die Namen der Erntedistrikte Amerikas aufgeschrieben tragen, ins Stimmengeräusch herüber. Auf der anderen Seite des Saales rieseln aus Hunderten von Papierfächchen die Weizenproben in die Holzschalen nieder.

Der alte Herr neben mir besitzt viertausend Acres Land in Nebraska und ist auf der Durchreise nach dem Osten, wo seine Kinder studieren. Er ist mit seinem Jahr zufrieden, die Hyänen der „Grube“ haben weder ihn noch seine Kinder zerfleischt. Ein spigmausähnlicher kleiner Jude steht auf der untersten Stufe der Grube und blickt blinzelnd in die brüllenden Rachen um ihn hinein. Dies ist derselbe Mann, der vor zwei Wochen einen Weizen-„Corner“ versucht hat und elend gescheitert ist. Man hat ihn rechtzeitig „gestükt“, d. h. drei Millionen Bushels liegen jetzt für seine Rechnung in den Elevatoren von Chicago, Madison und St. Louis, die er kleinweise und mit ungeheurem Verlust an die Müller zu verkaufen versucht.

Gefilde von Greta, stille abendliche Spazierwege Altonas oben in Manitoba! Die blitzenden Metallkapseln schießen hin und wieder, verknüpfen die Geschicke der Menschen, Menschen, die einander nicht kennen, fremde Geschicke . . .

Ein Wutschrei steigt aus dem heulenden Zwinger, aus den drei hinterführenden Stufen des vollgespuckten Schwimmbassins empor. Hunderte von Händen recken sich wie zum Schwur empor. Aus allen Ecken des Saales laufen Menschen, Arme und Reiche wie im Weitzanz schlenkernd an die Grube heran. Von der Kommandobrücke beugt der Inspektor ein Ohr hinunter. Dann schreibt er eine Ziffer auf den Bogen. Ein Blitz schießt von der Kommandobrücke zu den Telegraphenschaltern zurück. Hunderttausend Ticker ticken in der ganzen Welt eine und dieselbe Zahl, auf hunderttausend Köpfen sträuben sich die Haare, in hunderttausend Betten werden sich heut nacht schlaflose, erschöpfte Menschen wälzen bis zum Tagesgrauen.

Mein Nachbar nimmt lächelnd Abschied. Seine haarige Hand geht kaum in meine hinein, wie wir uns mit einem guten Händeschütteln voneinander trennen.

Unten um die Grube dauert das Gebrüll, das Gestikulieren, der Heren-

sabbat fort. Aus den Schwurhänden sind geballte Fäuste geworden. Jede scheint die nächste zu bedrohen. Gute, warme Faust des Ackerbauers, herrliche, breite, ruhige Faust schwielig wie die Rinde der Erde! —

Im Schatten des Korridors, der zur Treppe führt, sitzt eine schwarze, hochgewachsene Frau auf einer Bank. Unter ihrem breitkrämpigen Hut ist der Schleier vom Gesicht zurückgeschlagen. Ihr Gesicht ist blaß und hat schöne, große und einfache Züge. Sie kann nicht älter sein als Fünfunddreißig. Sie sieht vor sich hin, keinen der Vorübergehenden an. Sie trägt einen schweren schwarzen Pelz. Ihre Hände in schwarzen Handschuhen ruhen auf ihrem Schoß. Sie halten einen kleinen Bleistift und ein zerknülltes Stück Papier. Wenn das Geheul bis an ihre dunkle Ecke aus dem Saal herüberdringt, schreibt die Frau mechanisch, ohne niederzublicken, ein Zeichen, eine Ziffer, auf das Papier. Was schreibt sie auf? Worauf horcht sie?

Wie mich zwei Wochen später mein Weg um die Mittagsstunde wieder an der Börse vorüberführt und ich für einige Augenblicke auf die Galerie hinauflaufe, sehe ich die Frau auf dem gleichen Platz sitzen. Bleich starrt sie ins Leere vor sich. Ihre Hände, die leblos scheinen, halten den Bleistift, das Stückchen Papier . . .

Unten aber, vor dem Haus, siehts aus wie auf dem Markusplatz in Venedig. Tausende von weißen Tauben flattern um den rauchgeschwärzten Kasten. Die verstreuten Körner aus den Musteräckchen bleiben nicht lang auf dem Pflaster liegen. Mancher heulende Derwisch, der seinem Mitmenschen das letzte Weizenkörnchen am liebsten vom Munde wegreißen möchte, steckt eine Handvoll in die Tasche, eh er die „Grube“ verläßt. Die weißbeschwingten Kinder der Atmosphäre statten ihm ihren Dank dafür auf ihre Weise auf Hut und Paletot ab.

In dieser flüchtigen Skizze soll ein wenig über den heiligen Sonntag gesagt werden, an dem die tollwütige, fiebernde Stadt von der Arbeit auszuruhen vorgibt. Von einer Sonntagsruhe nach europäischen Begriffen ist hier keine Rede, obzwar man weniger Leute auf den Straßen sieht als in europäischen Großstädten. Es heißt vielmehr, sich vom Samstag zum Montag hinüber zu schwingen, ohne das Tempo und Gleichgewicht auf der Kurve zu verlieren, sich nicht überwinden zu lassen, von denen, die ihre Anfangsgeschwindigkeit nicht von neuem sich holen müssen, sondern bereits im vollen Tempo einfahren.

Ein Tag von 24 Stunden ist, zumal in Amerika, eine Menge Zeit. Man wird nicht 70 und darüber, sondern 40 und darunter und es sind Kriegsjahre, das weiß Gott. Da das Gesetz das Geschäftemachen mit den Menschen am Sonntag verbietet, macht der Amerikaner mit seinem Gewissen Geschäfte am Sonntag, revidiert seinen Kontrakt mit dem lieben Gott, dieser

Kontrakt muß mindestens sieben Tage lang bindend bleiben für beide Teile. —

Der liebe Gott hat am Sonntag in Chicago alle fünf Schritte weit ein andres Gesicht und einen andern Namen. An der eleganten Michigan-Avenue, die, als der „Corso“ Chicagos, als eine Wolkenkräckerreihe das Seeufer entlang aufgepflanzt steht, kann man an einem Sonntagmorgen fünf- und siebenzig Weltanschauungen dahinlaufen sehn. Jede läuft in ein separates Tor hinein, hinter dem ein Saal mit Hunderten von Stühlen steht. Um zehn ist jeder dieser Säle zum Plätzen voll. In jedem wird ein Gottes- oder Gewissens- oder Hirnwebstuhls-Dienst abgehalten, der mit Gesang und Bibelzitaten anfängt und mit dem Klingelbeutel aufhört. Was dazwischen liegt, ist das außerordentlichste Sammelsurium von Schriftauslegungen, Darstellungen sozialer, ethischer Nöte, religiöser Wahnideen, indischer Mystik, mehr oder weniger verhüllter Geschäftstricks und Gewissensquacksalbereien, die die Welt jemals an einem Sonntagmorgen im November mitgemacht, erduldet und angesehen hat. Über die Kirche in Amerika schreibe ich später ein Kapitel, hier will ich über die letzten Zuckungen einer der stärksten religiösen Bewegungen, die Amerika je erlebt hat, kurzen Bericht geben.

Der Prophet Elijah, Elijah der Wiedererbauer des Neuen Zions, ist tot. Im Leben führte er den Namen John Alexander Dowie und war eins der größten Geschäftsgenies des neuen Amerikas. Zwei Stunden nördlich von Chicago liegt Zion City die Stadt, die berufen war, das Neue Zion zu werden. Das Neue Zion mit dem heiligen Tabernakel des Glaubens im Mittelpunkt der Stadt und einem kolossalen Verwaltungsgebäude dahinter, zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit errichtet und Zentrale der in Dollars umgerechneten Leichtgläubigkeit des Menschengeschlechtes.

Das Tabernakel und das Haus dahinter, keines ist je gebaut worden, von Zion City ist nur der Name übrig geblieben und eine gutgehende Spitzfabrik, Dowies einzige erfolgreiche Gründung.

In Chicago findet in einer gemieteten Kirche ein letzter, verzweifelter Versuch zur Sammlung des Häufleins der Zionsgetreuen statt. Der „Aufseher der Christkatholischen Kirche von Zion über die Welt“ hat sich soeben nach seiner Rede niedergesetzt, da steht einer von den Getreuen auf und verlangt Rechenschaft über das nicht gehaltene Versprechen des Propheten, in kurzem im Fleische aufzuerstehn und unter den Seinen zu wandeln. Fünf Jahre sind vergangen und er wandelt immer noch nicht. Der Trager hat eine Nacht sitzend auf dem Grabe des Propheten zugebracht und sein Ohr auf den Stein gelegt. Kein Laut. Nichts.

Der „Aufseher“ erhebt sich und verkündet, das Versprechen sei so zu verstehen: mit Christus zugleich wollte der Prophet in seiner Stadt Zion erscheinen. Seit aber, mit der Verweltlichung Zions, Asphalt über die Erde

Shiloahs gelegt worden ist, sei die letzte Hoffnung geschwunden. Nie würden sich Christs durchbohrte Füße an den Asphalt der neuen Zeit gewöhnen

Am nächsten Sonntag, 26. November, liegt das Neue Zion bereits im Sterben. Die Witwe des Propheten, Mrs. Jane Dowie, eine kleine frisierte, wie eine Haushälterin oder eine Kartenlegerin aussehende Frau, predigt in einem kümmerlichen gemieteten Zimmerchen im Loop-Viertel. Vor anderthalb Dutzenden reduziert aussehender alter Weiber und Männerchen, die fröstelnd und zittrig die Psalmen mitsingen, womit die Sache angeht.

Dann redet die Witwe. Sie hat den Talar ihres Gatten an, denselben, in dem der Prophet vor sieben Jahren in Madison Square Gardens, Newyork, vor 30,000 Menschen geredet hat. Ihre Rede ist nicht Ja Ja und Nein Nein, sondern ein Geschwätz aus Bibelbrocken, Reminiszenzen an ihren Mann, den sie abwechselnd: „Der Prophet“ und „my husband“ nennt, und einem unverblühten Geschimpfe auf die erfolgreichere Witwe, deren Bude nebenan auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten einen stärkeren Zulauf hat. — Diese Witwe ist Mrs. Baker Eddie, die Schöpferin des Gesundbeter-Glaubens, der Christian Science.

„Meine Seele ist in Nöten, aber Christus nimmt sie von mir. Nicht um die Welt würde ich mit jenen tauschen, die aus Lug und Trug geschaffen sind und sich bereichern durch Irreführung. Ich weiß, ich darf meinem Gott vertrauen, aber dieser Saal kostet zehn Dollars und wenn Sie einen billigeren wissen, so sagen Sie mir die Adresse. Wir werden jetzt um Kraft und Stärke beten, dann kommt die kleine Kollekte, erinnern Sie sich, daß der Saal zehn Dollars kostet, und ich arme schwache Frau kann doch wirklich nicht draufzahlen.“

Während des Schluspsalms schlägt die Witwe des Propheten mit der rechten Hand den Takt, derweil zählt die Linke das Geld im Körbchen, das der Küster des „Neuen Zions“ auf den Altartisch neben sie hingestellt hat. —

In dunklen Scharen, aufgeregt und hysterisch, strömen die Americanos aus ihren 75 Kirchen die Michigan-Avenue entlang. In ihre Heime werden sie die Beängstigungen über die Trostlosigkeit ihres ins Nichts hineingaloppierenden Speed mitnehmen. Mühe verursacht es ihnen, nicht über die Arbeitslosen zu stolpern, die alle zehn Schritte weit auf dieser elegantesten Avenue der Stadt herumlungern und betteln. Elend und hohläugig stehen sie da und betteln, in Mengen, denen man nur im gesegneten Italien, dem Land der blaugoldenen Sonne und der göttlichen Faulheit, zu begegnen gewohnt ist.

Die Käse in der Klavierfabrik

Der Besuch der Schlachthäuser in Chicago ist einigermaßen in Verruf geraten bei den Schriftstellern, die nach Amerika reisen. Der aus-

gezeichnete Wells lehnte es ab, zuzusehen, wie unschuldige Tiere in Scharen zusammengetrieben und die Wehrlosen dann zum Tode befördert werden. Andre Geister geringeren Kalibers haben dann Wells Exempel nachgeahmt. Ich vermute, Grund dieses Zurückhaltens ist weniger das Mitleid mit den Tieren als die außerordentliche und endgültige Schilderung, die Upton Sinclair in seinem Meisterroman „The Jungle“ von den „Packinghouses“ entworfen hat. Ich sehe nicht ein, warum man um 10 Uhr früh nicht zusehen soll, wie die Rinder und Schweine gestochen werden, die man in Form von Filets und Carbonadeln sich um halb zwei zum Lunch servieren lassen wird. Wichtiger als das Schicksal der Tiere, die abgestochen werden, scheint mir das Schicksal der Menschen zu sein, die sie abstechen. Daraufhin habe ich mir Armour's Schlachthäuser angesehen.

Ich traf Sinclair einen Monat später in Newyork und sprach mit ihm über sein Buch. „The Jungle“, ein Werk, das man nicht laut genug preisen und über die Flut der zeitgenössischen Produktion in die Höhe halten kann, ist das Werk eines Sozialisten. Er hat die Mißstände dieses, die ganze Welt angehenden Betriebes aufgedeckt, sie der Welt zu bedenken gegeben. Ihm wars mehr darum zu tun, die Welt über die erbarmungswürdigen Zustände aufzuklären, in denen die Arbeiter der Schlächtereien leben, die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erklären, die diese Menschen ruinieren — als von dem Fleisch zu reden, das hier unter den unzulänglichsten hygienischen Bedingungen für den Konsum verarbeitet wird. Allein, wie Sinclair von der Wirkung seines Buches auf das amerikanische Publikum sagt: „I wanted to hit them in the heart, I hit them in the stomach!“ Er wollte sie in die Herzgrube treffen, aber er hat ihnen auf den Magen geschlagen. Jetzt thront in dem dunklen, schimmligen, übelriechenden Korridor, wo die armen bleichen Mädchen von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends die Fleischscheiben in die Blechdosen packen, eine Maniküre, weithin sichtbar für die Besucher, die an ihr vorübergetrieben werden. Als ein Zeichen dafür, daß die Fleischscheiben von täglich gepukten Finger in die Büchsen gestopft werden, thront sie da im Korridor. Ihre polierten Nägel glänzen im Schein der Glühbirnen. Sie sitzt, ein bis in den Tod gelangweiltes Schauobjekt, mitten in dem Gestank da und liest, während die anderen um sie fieberhaft arbeiten, einen abgegriffenen Roman. Wahrscheinlich „the jungle“.

Sonst ist aber alles beim alten geblieben. Rings um die kolossalen Festungen der Schlachthäuser erstrecken sich Quadratmeilen weit die offenen Holzställe, in denen Rinder, Schafe und Schweine auf ihre Apotheose warten. Zuweilen öffnet sich ein Tor, die Tiere strömen heraus, durch Schleusen und Verschläge, die sich vor ihnen aufstun, werden durch ein Labyrinth von Pfaden und Winkelstraßen zu einem gedeckten Gang getrieben, auf eine Seufzerbrücke hinauf, an deren Ende das blökende, quietstehende

mühmühende Gewimmel gradenwegs in seinen messerscharfen Tod hinein-fällt.

Da ist die runde Riesenscheibe aus Holz, auf der sich an den Hinterfüßen aufgehängt die strampelnden Schweine drehen. Vor der Scheibe steht ein kleiner vierschrotiger Kerl mit einer spitzen Stahllanze. Dreht die Scheibe einen Schweinebauch in die geeignete Höhe, so macht der Kerl in das Schwein den ersten kurzen Schnitt, von oben nach unten. Das strampelnde Opfer merkt erst jetzt, worum es sich eigentlich handelt, stößt ein Angstgequietsche aus wie ein gebranntes Kind, spritzt dem Kerl einen dünnen, heißen, roten Strahl ins Gesicht, über den Leib und die Mörderhände und ist vermittelfst einer Kette schon zum nächsten Schlächter weiterbefördert, der einen ebenso kurzen, eleganten und systematischen Schnitt an ihm vollführt. Hundert Schritte weiter ist das Tier bereits schon nach allen Regeln der Kunst abgebrüht, enthaart, in seine Bestandteile zerlegt, in die Kühlräume gebracht, die Spur seiner Erdentage ist ausgelöscht und sein Beruf als Menschennahrung hat feste Form angenommen.

Die Scheibe dreht sich und der Vierschrötige macht seinen ersten Schnitt. Seit dreißig Jahren steht er da und macht seinen ersten Schnitt sicher und selbstbewußt, wie ein Bankdirektor seine Unterschrift unter ein Schriftstück setzt. Er verdient viel Geld, 60 Cents die Stunde, und ist ein repräsentative Figur des heutigen Amerikas, so gut wie Dowie, Rockefeller und Roosevelt. Er hat dreißig Jahre lang das Tempo ausgehalten — 25 Tiere in der Minute, das macht 1500 in der Stunde, gleich 15,000 für den zehnstündigen Arbeitstag. Dreißig Jahre lange ist er im Speed Amerikas auf seinem Posten geblieben, Schweinemillionen hat sein Lanzenriß dorthin spediert, wo der Fleischfreßtrieb der Menschen sie hin haben wollte. Verachte ich diesen Mann wegen seines Gewerbes, seines gleichmütigen, unbewußt rohen Naturells, der inmitten von Todeszuckungen, dünnen roten Strahlen und Angstgequietsch seinen und seiner Familie Unterhalt erwirbt? Keine Spur! Ich bewundere ihn um seiner Kraft und seines Tempos willen.

Mag er immerhin ein Unmensch, ein Untier, ein Uding, eine Boshche Höllenausgeburt sein — ein Maßstab und Messer der Menschenkraft, ein Rekordbestimmer der Züchtigkeit, auf die's in seinem Beruf ankommt, ist er, ist er!

Ein Feind, nicht der Schweine, sondern seiner Mitmenschen, dazu. Das ist dieser Boshche Höllenkern. Seine Züchtigkeit ist es, die ihn zum Feinde seiner Mitmenschen macht, diesen da, der den Speed aushält. Es ist ja ein Gesetz von Anfang her, der Züchtige ist der Feind des minder Züchtigen. Aber in diesem Land, das aus der Züchtigkeit eine Religion gemacht hat, eine Religion, deren Tempel gleich neben dem der Demokratie

sich erhebt und — nicht nur in den Geschäftsstunden — stärkeren Zulauf hat, im heutigen Amerika hat dies Gesetz einen kleinen Zusatz, eine Ergänzung erfahren und zwar diese: Der Tüchtigste ist zugleich auch der Feind des Tüchtigsten. —

Ein Mann namens Frederik Taylor war jahrelang als Ingenieur in den Bethlehem-Stahlwerken, die dem Carnegie-Truſt gehören, tätig. Auf dem Weg von der Gießerei ins Bureau und zurück blieb er zuweilen auf dem Hof stehen und sah zu, wie die Roheisenklumpen, die sich dort im Freien sonnten, von Leuten auf Karren verladen wurden.

Ein kleiner Deutscher, den er in seinem Buch „Scientific Management“ by F. Taylor, ich glaube bei Macmillan erschienen,) schonungsvoll Schmidt nennt, lenkte durch sein Gebaren Taylors Aufmerksamkeit auf sich. Dieser kleine Deutsche war ein kräftiger Bursche, der es zuwege brachte, täglich etwa $12\frac{1}{2}$ Tonnen „Pig-Iron“ auf die Karren zu laden. Für einen Tagelohn von 1 : 15 Dollars leistete er diese Arbeit. Taylor sah dem Burschen zu und erkundigte sich beim Aufseher nach dem Privatleben des kleinen Deutschen. Schmidt war Familienvater, hatte sich von seinem Lohn ein Stückchen Land vor der Stadt erworben, auf dem er täglich eine Stunde, eh er in die Werke kam, eine Stunde, nachdem er abends heimkehrte, mit eigenen Händen ein Häuschen baute, für sich und die Seinen, um darin zu wohnen.

Dieser Schmidt ist ein Dieb! sagte sich Taylor. Die zwei Stunden Arbeit, die er an seinem Häuschen tut, beweisen, daß er zwei Stunden Kraft den Bethlehem-Stahlwerken entwendet, die ihm diese Kraft doch für 1 : 15 Dollars pro Tag abgekauft haben, das ist klar.

Taylor ließ Schmidt kommen und frug ihn, ob er nicht gern 1 : 85 Dollars verdienen möchte? Schmidt bejahte diese sonderbare Frage, konnte sich aber nicht enthalten, Taylor nach den Bedingungen zu fragen, die als Gegenleistung von ihm verlangt würden? Taylor rief hierauf einen Aufseher und ging mit dem Aufseher und Schmidt in den Hof zu den Eisenklumpen hinaus, wo er den beiden ein paar Körperbewegungen vorzumachen begann.

Schmidt ahmte auf Wunsch Taylors diese Körperbewegungen nach, arbeitete im Tempo, das ihm Taylor mit: Eine — zweie — dreie bestimmte, setzte sich zur Ruhe hin, wenn Taylor „Rührt Euch“ kommandierte, . . . Schmidt fing an 1 : 85 pro Tag zu verdienen, und dafür $47\frac{1}{2}$ schriftlich: siebenundvierzig und eine halbe Tonne pro Tag zu verladen, (gegen $12\frac{1}{2}$, die er bis zu diesem Tag bewältigt hatte). . . Schmidt verdiente für seine vervierfachte Leistung anderthalbmal so viel wie früher. Sein Häuschen weiterbauen, das konnte er natürlich nicht mehr, dazu war er am Abend zu müde, am Morgen zu schlaftrunken. Das System Taylor aber war geboren, das System der „wissenschaftlichen Ausnutzung

der menschlichen Kraft im Dienste der Fabrikarbeit“, das System des „Speeding-up“, der Aufpulverung, wie ich es nennen möchte, das System der Anspannung und des Verbrauches der menschlichen Energie bis an die äußerste Grenze der natürlichen Bedingungen. —

Andre haben dieses System auf andre Gewerbe angewandt, Gilbreth z. B. auf das Maurergewerbe. Der amerikanische Maurer hebt den Ziegelstein nicht mehr mit beiden Händen, sondern mit der rechten Hand, derweil führt die linke den Spachtel in die Kalklösung. Auf diese Weise wird ein Ziegelhaus im Tempo von 350 Ziegeln die Stunde erbaut statt wie bisher im Tempo von 120 Ziegeln die Stunde.

Ein neuer Typus des Aufsehers (oder haben die Pharaonen und Caracalla ihn schon vorgeahnt?) ist so in das amerikanische Arbeitsfeld eingetreten. Der Aufseher vor der Geburt des Taylor-Systems hatte die Pflicht, nachzusehen, ob die Arbeit richtig und pünktlich gemacht wurde. Der neue aber, der speed-boss, bestimmt das Tempo, die Stückzahl, die geliefert werden muß; er ist der Mann einen Rekord von seinen Leuten zu verlangen; wer den Rekord nicht einhält, fliegt aus seinem Job und kann zusehn, wie er weiterkommt in diesem Leben. —

Was sind die Folgen dieser Stückarbeit, dieses mörderischen Tempos, für den Arbeiter und die Industrie?

Erst rangiert der Tüchtige den Untüchtigen aus, das ist selbstverständlich. Dann aber rangiert der Tüchtigste sich selbst, wie gesagt, den Tüchtigsten aus. Denn bei dieser Art von Arbeit wird natürlich ein solch ungeheures Plus an Waren produziert, daß die Fabriken immer öfter und für immer längere Zeit zusperren müssen, weil sie so schon nicht mehr wissen, wohin mit ihren aufgehäuften, aufgestapelten Lagern. Amerika produziert dreimal so viel Waren als es selber konsumiert, und der Export hält mit dieser Überproduktion nicht Schritt. (Schmidt von den Bethlehem-Stahlwerken ist die unmittelbare Ursache der chinesischen Revolution, sei nebenbei bemerkt. Hätte der Stahltrust seine Exportgelüste nach dem Reich der Mitte bezähmt, so wäre Herr Sun Yat Sen aus der Wall-Street nicht geradenwegs in die Weltgeschichte hineingestiegen!)

Der Arbeiter also feiert einen Teil des Jahres, zehrt seine elenden Ersparnisse, wenn er dergleichen überhaupt hat, gänzlich auf und hat sich somit aus seiner eigenen Tüchtigkeit einen guten soliden Strick gedreht, wie man sieht.

Das System aber, das elende, hundsföttische Stückarbeit-Schindsystem in seiner neuesten Variante blüht, erobert sich in dem weiten Amerika einen Fabrikationszweig nach dem andern, eine Fabrik nach der andern, streckt schon seine Fangarme zu uns herüber, nach dem Kreuzot, nach Essen, nach dem Vogelland, überallhin. . . .

Eine weitere Konsequenz dieser Kraftausnutzung bis ins Extreme ist die — vorläufig — spezifisch-amerikanische Einrichtung der „Age Line“, der Altersgrenze. —

Es ist in Amerika für einen Arbeiter, der die 40 überschritten hat, sehr schwer, eine Stellung in einem Fabriksbetriebe oder einem Geschäftsbetriebe zu finden. Es ist aber auch sehr schwer, mit 40 Jahren eine Stelle zu behalten. Der speed-boss erstattet dem Chef eine kleine Anzeige, der brave, tüchtige Arbeiter erhält am Sonnabend in dem Kuvert mit seinem Wochenlohn einen Schreibmaschinenwisch und kann damit direkt ins Wasser gehn. Das ist das Gescheiteste, das er tun kann. Der Boss telephoniert an ein Bureau, Montag Morgen um 6 stehen fünfhundert junge Männer vor dem Fabriktor, auf dem die Tafel hängt:

„We dont employ people over 40!“

und der Boss hat die Wahl unter den Kräftigsten und Jüngsten. —

In Neuyork hat man mir einen Arbeiter gezeigt, der sich die Haare färbte; daß sich Arbeiter, eh sie in ihren Job gehn, die Schläfen mit Schuhwische schmieren, gehört zu den alltäglichen Beobachtungen; welche legen Rot auf; andre geben 10 Dollars im Monat für drugs aus, das heißt: für Arsenikpräparate, die die Herztätigkeit während der Arbeitsstunden künstlich stimulieren.

In Chicago las ich in einer Zeitung einen Artikel mit der Überschrift: „Was kann ein vierzigjähriger Arbeiter, der seinen Job verloren hat, beginnen?“ Antwort: er kann z. B. Portier vor einem Kinematographentheater werden.

(Wie die organisierten Verbände, die die besten und tüchtigsten Arbeitskräfte um sich versammelt haben, dieser Tyrannei begegnen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die großen Trusts keinen organisierten Arbeiter aufnehmen mögen. Die „Unions“ aber stehen, zufolge ihrer skandalösen Schikanen, die sich zumeist gegen die privaten und gewiß unschuldigen Arbeitgeber richten, im ganzen Lande in gewiß nicht unberechtigtem Verruf. Hierüber später.)

Heute zerreiße ich den Rest meiner Empfehlungsschreiben, die ich an allerhand große Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre Chicagos mitbekommen habe und in meinem Koffer führte die ganze Reise lang. Ich weiß es ja schon auswendig, wie unser Gespräch abläuft. Siebzehnmal mindestens habe ich denselben Dialog nun mit Kaufleuten, Fabrikanten, Millionären geführt. Nach fünf Minuten fing mein Gegenüber an auf die „Labour Unions“ zu schimpfen, nach zehn hielten wir bei den Wohltätigkeits-Organisationen, und als mein Gegenüber dann aufsprang, zum Fenster lief, mit den Wolfenkräger auf der andren Seite der Straße zeigte zum Beweis für

das wunderbare Wachstum des Vaterlandes, da mußte ich, die Zeit sei gekommen, meinen Paletot vom Nagel zu holen. Denn was nachher kam, waren vier neue Empfehlungsbriefe an Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre, die den frommen Wunsch maskierten: Scher dich zum Teufel, Europäer. —

Was geschieht mit den Alten, Ausrangierten, Abgetanen, denen, die mit 40 noch nicht ihr Schäschen auf dem Trocknen haben, ja es nicht mal zur Würde eines speed-boss gebracht haben, mit den Opfern?

Zum Glück stirbt der amerikanische Arbeiter jung. — Zu seinem Glück. — Zum Unglück Amerikas nimmt der Prozentsatz der Selbstmorde, der Geisteskrankheiten, der Verbrechen aus Not in Schauer erregendem Maße zu. — Arbeits-, Irren-, Zuchthäuser schießen in die Höhe und können ihren Inhalt kaum fassen. — In Industriestädten bin ich nach Sonnenuntergang angebettelt worden wie nur noch in Rom und Neapel. — Wer von der hoffnungslosesten Erniedrigung der menschlichen Kreatur ein Bild gewinnen will, mag in die Volkshotels in Kansas City, in South Clark Street in Chicago, ja, in die vielgerühmten Mills-Hotels auf der New Yorker Ostseite gehn, mag um 1 Uhr nachts die bread-line, die Brotlinie vor den Toren einiger großer Speisehäuser, der Heilsarmee, der Brot- und Suppen-Missionen sich formen sehn, Häuservierecke lang, zweitausend, dreitausend kräftige Männer, die wortlos und geduldig warten, Arbeitslose, Hungernde, Bescheidene, Bettler, in der Nacht. . . .

Er mag sich auch in den Wohltätigkeitsämtern der großen Städte nach den „Hinterbliebenen“ der Vagabunden erkundigen, die sich mit ihrem letzten Wochenlohn in der Tasche auf Nimmerwiedersehn nach dem lockenden, wilden Westen aufgemacht haben!

Ein amerikanisches Problem schwerster Art ist das des Landstreichers, des Tramp. Die jüdische Bevölkerung, die jüdische Einwanderung stellt einen erschreckend hohen Prozentsatz zu dieser „Berufsgattung“. Der arme jüdische Arbeiter, der schon entnervt, geschlagen vor der Schlacht, von den heimatlichen Pogroms anämisch geworden, ins Land der Freiheit und der siegreichen Energie kommt, hält selbstverständlich dem Speed nicht lange Stand.

Er hat die Wahl zwischen Selbstmord, Erschöpfungstod, Wahnsinn und Verbrechen. Er wählt die Landstreicherei. Sans Adieu verläßt er, zumeist in einem Alter von 37—40 Jahren, Weib und Kinder, wird ein Bum und verschwindet im Westen oder im Süden.

Der Amerikaner ist gutherzig, verhungern läßt er einen so leicht nicht. Der Arme tut keinem Armen was zuleide. Nur der Reiche tut dem Armen gebrannte Leiden an. Selbst der große Philanthrop und Friedensapostel Carnegie erweist sich bei näherem Hinschauen als der tückischste, er-

barmungslofefte Leuteschinder. In den Pittsbuiger Werken gibts noch eine 24=Stunden=Schicht, die berüchtigte Schicht des „Doppelten Lunch-Korbs“. Sämtliche „Schmugauführer“ des intellektuellen Amerikas haben sich an der Mauer um diese Pittsbuiger Ungeheuerlichkeit Beulen in die Schädel gerannt. Sobald es sich aber nicht mehr um Geschäft und Eintausch von Energie und Kraft gegen Geld und Nahrung handelt, kehrt Arm und Reich sozusagen wieder sein fühlendes Innere nach außen.

Was riskiert der arme jüdische oder andersgläubige „Bum“ bei der ganzen Geschichte? Schlimmer als in seiner Schwibbude und seinem Massenquartier kanns ihm im Freien und bei den Leuten der weiten Einöde auch nicht gehn. Hat er sich erst zum Pacific durchgeschlagen, so ist er ein Lazzarone oder doch etwas Ähnliches und sein heraus. Und wenn auch nicht? Den Tod sieht er immer noch als Tröster und milden Herbergsvater in der Ferne winken.

Mögen sich die Wohltätigkeitsvereine seiner „Hinterbliebenen“ annehmen. Was schiert ihn Weib und Kind? In ihrer Not und Verwaistheit wird ihnen wahrscheinlich sicherer durchs Leben geholfen werden, als er es zu seinen „Lebzeiten“ vermocht hätte. Hat Er sie etwa auf dem Gewissen, sein Weib und seine Kinder?

Shne einzelne Fabriken, die ich gesehen habe, zu denunzieren, muß ich sagen, daß ich auf dermaßen mörderische, unhygienische und verbrecherisch vernachlässigte „Shops“ doch nicht vorbereitet war.

Daß ich selber heiler Haut aus diesen Räumen herauskam, in denen Treibriemen ohne Schutzgitter herumsausen, siedende Wachsmasse frei herumspritzt, Ätherstoffe ohne Maske auf Schuhleder gerieben werden, tausend Unzukömmlichkeiten auf Schritt und Tritt auffallen und einem das Gefühl revoltieren, dafür sage ich hiermit meinem Schutzengel, der mich auf der ganzen Reise getreulich begleitet hat, öffentlich tiefgefühlten Dank.

Unfallsversicherungen, Altersversorgung, Invaliditätspension und ähnliche zivilisierte Dinge kennt das demokratische Land des freien Wettbewerbes nicht. Neben den Bettlern mit heiler Haut fallen einem die Verstümmelten aller Kategorien peinlich auf. Rabelais könnte sich keine groteskeren Gesellen wünschen als diese im Getriebe des amerikanischen Fabrikwesens zu Schaden gekommenen Gestalten, die einem in den Straßen, in den Saloons, an den Drehkurbeln der Lifts begegnen.

Es muß aber nicht gerade der körperlich Verstümmelte sein, dem sich das volle Mitleid des Betrachters zuwendet. Arger ist es, was die heutige Produktionsweise mit der Seele des Arbeitenden anfängt. —

Die Scheibe, die die quietschenden Schweine dem kleinen Bierschrötigen zuführt, in den Armour-Werken, wird durch das Gebot des speed-boss in Bewegung gesetzt und wenn sie sich bis heute mit einer Schnelligkeit von

25 Eieren in der Minute gedreht hat, so genügt eine Kurbeldrehung, um sie sich morgen mit einer Schnelligkeit von 30 Eieren in der Minute herumdrehen zu lassen.

Wenn das armselige Wesen eben in dem Packsaal täglich 15000 Blechdosen in Papier einwickelt — ihre Hände bewegen sich rasend rasch, so daß man die Finger kaum sieht — so genügt ein mißgelaunter Blick der Aufseherin und sie wird morgen, bei Entlassungsstrafe, 16000 und 17000 Dosen einwickeln usw.

Unten in der Schlachthalle stehen die Schlächter in einer Reihe. Vor ihnen ziehen, mit dem dampfenden Leib, der noch blutet, oder der schon durch das Laugenbad gegangen ist, die Tiere an den Ketten aufgehängt, vorüber. Jeder von den Schlächtern hat eine einzige Bewegung auszuführen. Einer rasiert mit einem kurzen scharfen Messer die obere Partie um den Schwanz herum; der nächste in der Reihe rasiert die untere; der nächste trennt mit einem Schnitt den Schwanz vom Rückgrat ab; der nächste reißt das Eingeweide des Tieres aus dem Bauch heraus; der nächste wirft es auf einen Karren, der sich mechanisch unter ihm fortbewegt; der nächste trennt aus dem Eingeweide im Karren die Leber weg, usw.

Jeder dieser Menschen hat, von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends, denselben kleinen aber wichtigen Handgriff zu vollführen; er muß aufpassen, daß er ihm gelinge, denn die Kette kennt keinen Aufenthalt. Sprechen, sich den Schweiß von der Stirne wischen, das Blut, das von den Kadavern spritzt, wegzustreichen, wie könnte er das. Er kaut Tabak, das ist seine einzige Erholung, seine Erlösung. Was kümmerts ihn, wohin er seinen Tabaksaft spritzt, auf welche Weise er seine Nase erleichtert?

Vor ihm ziehn die Tiere an der endlosen Kette vorbei, hinter ihm ist der Aufseher her. Passiert nur ein einziges Tier, ohne daß der Schlächter seine Arbeit an ihm verrichtet, so ist der Schlächter erledigt und zwar gründlich.

Rechne es dir aus, wie oft ein Mensch, eine Kreatur mit diesem wundervollen Mechanismus des Herzens, des Nerven- und Gangliensystems, mit der staunenswerten Muskulatur des Armes, der Gelenke, der Hände und Finger in 10 mal 60 mal 60 Sekunden, die gleiche, immer gleiche Bewegung ausführen muß, damit jener Mechanismus, jenes Mysterium nicht stocke, erlösche, damit es notdürftig fort sich friste durch eine dunkle Nacht hinüber zu einem trostlosen Morgen.

Drüben in den schönen, lichten und blanken Hallen der berühmten Uhrenfabrik von Elgin sitzen 3700 Menschen, von denen jeder eine einzige, kleinwinzige Verrichtung zu besorgen hat. Täglich werden dort 2500 Uhren hergestellt, jede Uhr hat 211 Bestandteile. Welche Blicke treffen dich, wenn du neugierig und wißbegierig an den Tischen der Arbeiter vorüber schreitest. Haben Dante in den Pfählen der Verdammnis solche Menschen-

blicke getroffen? Und doch sind die, die von ihrer Arbeit aufblicken können, noch die glücklich zu preisenden unter den Sklaven dahier. Vor den meisten zischt und wettert und schlägt eine Maschine, die sie zu bedienen haben. Haarscharfe Nadeln bohren haardünne Löcher in kleine Kupferplättchen, ein Augenblick, ein um einen Millimeter zu weites Vorwärtsschieben des Fingers und die Nadel fährt ins Fleisch, in den Fingernagel, das Brot verschwindet mit dem Bewußtsein, das den Körper mildtätig ein paar Augenblicke lang von seinen Schmerzen erlöst.

In vielen Fabriken, Warenhäusern usw. wurden mir kleine Broschüren über die Baseball-, Tennis- und Fußball-Mannschaften in die Hand gedrückt, sie handelten von den Taten dieser Mannschaften, der Fabriksmannschaften, in den freien Stunden nach getaner Arbeit.

Aber ich habe auch die „Whisky-Zeile“ gesehen an der Grenze der Schlachthäuser und der Stadt, — wo der Arbeiter seinen „Augenöffner“ am Morgen hinuntergießt ehe er an die Arbeit geht, um seinen Magen zur Aufnahme der Nahrung gefügig zu machen, die ihm bis zur Mittagspause hinüber helfen soll — am Abend aber den Befreiungstrunk hinunterspült, womit er den Ekel und die Verzweiflung nach dem Tagewerk, nach den 10 Stunden, die ihm seine Seele vergiftet haben, loswird.

Mehr als das, was der Arbeiter nach den Arbeitsstunden mit seiner Zeit beginnt, interessiert es mich, zu erfahren: wie geht es ihm während dieser Stunden seiner Fron? und die Sorge um das Seelenheil des Arbeiters während dieser Stunden ist, scheint mir, ein weitaus wichtigeres Problem als alle Baseballteams.

Die Spezialisierung der Arbeit, durch die Massenproduktion hervorgerufen, bringt den Arbeiter immer mehr auf das Niveau des leblosen Maschinenbestandteils, des präzisen und automatisch funktionierenden Stahlhebels oder Rades herab.

Der monotone Rhythmus ein und derselben Geberde, eines und desselben Geräusches ertötet die Intelligenz, die Instinkte der selbständigen Aktion und die Triebe zur Unterscheidung, Wahrnehmung und Synthese, die Funktionen des Kleingehirns hören auf und das vollendetste Geschöpf der Natur sinkt mehr und mehr zum Tier hinab.

In den wunderbaren, großartigen Universitätsstiftungen von Carnegie, Rockefeller, Morgan sitzen Menschen, die der Maschine den letzten Grad der Vervollkommnung zu geben versuchen um hierdurch ihre Mitmenschen in den Zustand der tiefsten Sklaverei hinunterzustößen.

Dieser Tage hat im Klub der Kaufleute Chicagos der Dekan der Ingenieursfakultät an der Universität Cincinnati, Dr. Hermann Schneider, einen Vortrag gehalten. Er gab einige Erfahrungen zum besten, die in jüngster

Zeit um die Erhaltung der kostbarsten Eigenschaft, der Quintessenz der Arbeitskraft, die Frische und Lust des Aufschwungs gemacht worden sind. Es handelte sich dabei, dies sei gleich gesagt, weniger um die Seelen der Arbeiter als um die Seele des Speed sozusagen.

Über einige Experimente, zum Beispiel das Vorlesen populärer Novellen in Zigarrenfabriken oder den unschuldigen Gefang in Blusenäherinnen-Ateliers, haben mir seither Freundinnen in Newyork berichtet. Das Experiment aber, von dem Dekan Dr. Schneider berichtete, ist so pittoresk, daß ich nach ihm das ganze Kapitel dahier betitelt habe. —

In einer Klavierfabrik in Ohio wars mit den Mädchen, die zur Fabrication eines einzelnen an sich ziemlich belanglosen Bestandteils verwendet wurden, nicht mehr zum Aushalten. Die armen Dinger wurden bleich, müde, apathisch, verloren den Appetit und blieben schließlich ganz weg, um nicht wahnsinnig zu werden von der Monotonie ihrer Arbeit.

Der Boss der Abteilung sann hin und her, versuchte dies und das, versuchte es mit hübschen Dekorationen im Arbeitsraum, bequemen Sesseln, nichts half. Immer wieder desertierten die Mädchen dieser Abteilung, der Betrieb stockte, beeinträchtigte die anderen Betriebe ringsum, die ganze Fabrik. Endlich kam dem Boss die erlösende Idee. Er verschaffte sich eine schöne große maltesische Käse und brachte sie eines Morgens in den Arbeitsaal zu den Mädchen mit. Die Käse wurde sofort der Liebling und Abgott der Abteilung. Jedes Mädchen brachte ihr etwas, die eine irgendeinen Leckerbissen, die andere ein Bändchen, jene ein Glöckchen mit.

Der Korb der Käse wurde der Mittelpunkt aller mütterlichen Instinkte dieser armen Mädchen, die mit keiner Puppe spielen, kein Kind wiegen durften, sondern deren Los es war, zu arbeiten, zu arbeiten, ohne Unterlaß, ohne Hoffnung, endlos . . .

„Die geschäftliche Ausnutzung der eingeborenen Sympathie des Weibes für die Käse hat die Arbeitsleistung in dieser Abteilung um etwa zehn Prozent gehoben“, sagte Dekan Schneider. „Der gute Einfall des Vormannes tat auch in anderen Abteilungen seine Schuldigkeit. Man hat in diesen ähnliche Stimulantien eingeführt, alle haben sich aufs beste bewährt.“

Chicago hat mich krank gemacht. In dieser Stadt habe ich die blutige Schande der heutigen Zivilisation von Angesicht gesehen, gesehen und erkannt. Soll ich fort? Wohin? Der Hölle entrimmen? Wo ist sie nicht? Die heutige Welt ist die Hölle.

Ein Tag in den Schulen Chicagos

Morgens um 8 holen wir Miß Starr Kellogg, Aufseherin eines städtischen Schuldistriktes, aus dem „Hullhouse“ ab und vertrauen

uns ihrer Führung an auf einem Rundgang durch die öffentlichen und privaten Volksschulen und durch Gewerbeschulen des westlichen Chicagos.

In der Gesellschaft dieser wundervollen Amerikanerin erlebe ich mit meinem Freund einen meiner großen amerikanischen Tage, einen Tag, dessen Gedächtnis wahrscheinlich sehr lange frisch und lebendig in mir sein wird. Rührung und Heiterkeit werden es frisch erhalten haben, Rührung und Heiterkeit waren die Zeichen dieses Tages, den wir in den Schulen Chicagos verbracht haben.

In der „Rowland“-Schule fangen wir mit den Kindergärten an, in denen die Kleinsten ihre Ringelreihen tanzen, mit glückstrahlenden Gesichtlein Sandhäufchen aufbauen, in die sie Indianerwigwams, Bäume, und Büffel zwischen die Bäume pflanzen. Durch Säle geht unser Weg, in denen malen Kinder hübsche kleine Abbilder von allerlei Gebrauchsgegenständen mit farbiger Kreide auf die Tafeln. In einen Saal kommen wir, da analysieren sechs- bis siebenjährige Kleine eine Herbstlandschaft. Nacheinander treten Knäblein, Mädchlein vor die Lehrerin hin und nennen zwei Dinge, die ein „hübsches Bild des Herbstes“ ergeben: eine gelbe Baumkrone und eine weiße Wolke dahinter, oder eine Krähe, die auf einem Stoppelacker sitzt, „gives a pretty picture of autumn“. Im nächsten Saal turnen Kinder vor einem offenen Fenster mit Kumpfsbeugen Atem in sich hinein und aus sich heraus. Ah, wir sehen, aus dem Deutschland Fröbels und Pestalozzis kommen wir allmählich in amerikanische Regionen. In einem Saal, der fünfzig oder sechzig Kinder von zehn bis zwölf Jahren beherbergt, stoppt der Unterricht, wie wir eintreten. Auf Miß Kelloggs Geheiß erhebt sich die Klasse und trägt unisono die Ballade vom „Brand von Chicago“ vor. Gesten begleiten die Worte. Die Worte fallen, einzeln und sauber artikuliert, wie Kristallkugeln von den reinen Kinderlippen. Dies sind fremde Kinder, Kinder russischer Juden, Böhmen, Griechen, Sizilianer. Die Lehrerin hört wie ein guter Dirigent aus dem großen Orchester das Kind heraus, das ein Wort falsch ausgesprochen, eine Betonung auf der unrichtigen Silbe angebracht hat. Hier wird den Kindern all der fernen, fremden Länder die Sprache des Landes, die mächtige englische Sprache beigebracht. Hier wird das Werkzeug gebildet und geschliffen, das einige Säle weiter schon scharf und formidabel zu Diensten der erwachsenden Kinder steht, die sich bald seiner zu bedienen anfangen werden im Kampf ums Brot und die Freiheit.

Schön und sonor klingen die Verse vom „Brand von Chicago“. Auf und nieder stürzt der Rhythmus der Strophen. Ein Crescendo:

„Fire — Fire — FIRE!“

und auf hundert kleinen Gesichtern, die sich in die Höhe gewandt haben, brennt in kindlicher Erregung der Widerschein der flammenden Stadt!

Aber das Gedicht ist lang und wir müssen weiter. Miß Kellogg läßt die Kinder niedersitzen und jetzt müssen sie einzeln aufstehen, nach Nationalitäten,

dann, um zu zeigen, wie viele noch in der alten Heimat, wie viele schon herüber geboren sind. Von den fünfzig sind nur zehn in Amerika geboren, die anderen kamen vor nicht langer Zeit. Zwei deutsche Kinder sind unter den fünfzig, die anderen sind Böhmen, polnische Juden, Lithauer, Serben, Griechen, Irländer, Sizilianer. Wie sie alle wieder sitzen, tritt Miß Kellogg vor und ruft laut in den Schulsaal hinein:

„Und nun, Kinder, sagt, was sind wir alle?“ Die Kinder springen auf, als wäre ein elektrischer Schlag in sie gefahren, die hellen Stimmen jauchzen und schreien und jubeln auf: „Americans!“

Eine Stunde des Unterrichts gehört im Stundenplan der Schulen Amerikas den „Civics“. Ins Deutsche könnte man das mit „Bürgerrechte“ übersetzen. Einer solchen „Civics“-Stunde haben wir in der „Cooper“-Schule beigewohnt. Nicht viele Stunden hat es während meines Aufenthaltes in Amerika gegeben, die mir solche reiche Belehrung über Amerika gegeben, gleich tiefe, dauernde Liebe zu diesem Land, seinem Volke, seinem Geiste geschenkt hätten, wie diese.

Als wir eintraten, stand ein kleiner Böhme von dreizehn Jahren da und sprach vom „Recall“.

Recall bedeutet: „Das Recht zum Widerruf solcher Richter, die ihr verantwortungsvolles und mit unumschränkter Macht bekleidetes Amt zur Unterstützung korrupter Korporationen, Eisenbahnen, Trusts, gegen den geschädigten und wehrlosen Privatmann mißbrauchen“. Dies Recht dem Volk zu geben, danach strebt jetzt ein großer Teil der fortschrittlichen Politiker Amerikas. Andre Rechte, wie das des „Referendum“, wörtlich: „Gesetzesentwürfe sollen dem Volk unterbreitet werden zur endgültigen Annahme oder Ablehnung“ — und das der „Initiative“, wörtlich: „dem Volke soll das Recht übertragen werden, Vorschläge zu machen, die zum Gesetz erhoben werden sollen“ — Rechte, die die „direkte Gesetzgebung durch das Volk“ bezwecken, sind schon in vielen Staaten der Union, namentlich in denen westlich vom Mississippi, dem Volke gegeben worden. Auch über das „Referendum“ und die „Initiative“ hören wir den kleinen Böhmen perorieren. Schließlich faßt der Dreikäsehoch seine Rede in folgenden Sätzen zusammen: „Wir müssen es durchsetzen, daß die Senatoren vom Volke gewählt werden! There is nothing, the People needs more, than direct legislation!“ und setzt sich auf seine Bank zurück!!

Man ist auf den Kopf geschlagen. Sind wir hier im Kongreß in Washington oder in einer Volksschule, was Teufel? Man ist versucht, den Kleinen dort beim Ohr zu fassen, und während man es gelinde beutelt, zu fragen: „woher weist du denn, was das Volk braucht oder nicht braucht? geh und spiel mit Murneln, Naseweis!“

Aber man horcht doch ein bißchen auf, wenn ein kleines elfjähriges Mädchen aufsteht und die Staaten herzählt, in denen die Frauen das Wahlrecht besitzen. Das Kind nennt den Staat Colorado, da fragt die Lehrerin die Klasse: „Wie heißt die Hauptstadt von Colorado?“

„Denver!“ rufen die Kinder.

„Wer ist in Denver zu Hause?“ fragt die Lehrerin.

Und da höre ich von Kinderstimmen den Namen gerufen, dessen Nennen mir Rührung in die Augen treiben will, honest Bens Namen, den Namen des milden Richters der Kinder von Colorado.

„Ben Lindsen!“ rufen die Kinder.

Und sie stehen auf, eins nach dem andern, und berichten von den Taten des „Freundes der Kinder“. Ein kleiner Junge weiß davon zu berichten, daß Lindsen es den wahlberechtigten Frauen Colorados verdankt, daß er, den die Parteien befehden haben, auf seinem Posten bleiben durfte. (Treibt hier die Lehrerin Suffragetten-Propaganda? Nun, was weiter? Um so besser, wenn sie's tut!) Ein anderer kleiner Knabe berichtet ernst und sachlich, mit ruhiger, ernster Stimme, was der Richter für die Kinder Denvers getan hat. Er spricht von der Fürsorge für die Waisen, von der Aufsicht, die den kleinen Straßenstrolchen zugute kommt, von dem großen Schwimmbassin im Armenviertel, vergißt nicht, zu erwähnen, wie breit und wie tief dieses Bassin ist, noch das Material, aus dem es erbaut ist: „concrete“, das heißt Beton.

Ein Kind steht auf und spricht von den Gesetzen in Oregon, in Tennessee, in Wyoming. Ein andres knüpft an diesen Bericht an und spricht von den „südlichen Parks“ von Chicago und den Einrichtungen, die dort für die Kinder der Armen geschaffen sind.

Allmählich leuchtet mir doch der Zusammenhang zwischen Politik und Volksschule ein. Ich lerne verstehen, auf welche Art das amerikanische Kind für das öffentliche Leben vorbereitet wird, daran es teilnehmen wird, wenn es erst erwachsen ist. Ich sehe: dies ist nicht nur eine Fortsetzung des Geschichtsunterrichtes bis in die Gegenwart, sondern dies ist der wahre Geschichtsunterricht. Ich sehe, was in Amerika Nationalgefühl heißt und wie dieses geweckt wird. Ich sehe, man muß nicht mit und vor den Merowingern anfangen, um dem Kind klar zu machen, daß es einer großen Nation angehört. (Nicht einmal mit den Puritanern!) Ich sehe deutlich die Grenzlinien zwischen dem Nationalgefühl und dem Gefühl für die Menschheit, ich horche durstig hin, darauf, was die Kinder sagen, ich lerne manches in dieser Unterrichtsstunde, ich fühle viel in ihr.

Miss Kellogg erzählt uns leise, während der Unterricht weitergeht, daß die Kinder dieser Schulklasse aus eigenem Antrieb eine Eingabe an die Stadtbehörde zum Schutz und zur Rettung von zwei Bäumen auf ihrem

Spielplatz gerichtet haben, als diese gefällt werden sollten. Daß sie Versammlungen abhielten, um gegen die Kandidatur eines berüchtigten, verhafteten und verbrecherischen Stadtverordneten zu protestieren. Daß sie nach Washington um offizielle Berichte und Broschüren zu schreiben pflegen, wenn ein Gesetzesentwurf zur Tagesordnung steht, für den sie sich interessieren, diese amerikanischen Kinder. . . .

Die Stunde geht zu Ende, unsre Zeit drängt. Miß Kellogg hält eine kleine Ansprache:

„Kinder! Seht um euch! Wenn euch Dinge auffallen, die einer Verbesserung bedürfen, wenn Dinge geschehen, die euch unrecht scheinen, sagt es hier! Denkt darüber nach, wie ihr sie besser machen würdet, und sagt auch dies hier laut. Aber denkt erst nach darüber, warum sie falsch und böse sind. Seht euch um, Kinder!“

„All right, Miß Kellogg, we will!“ rufen die Kinder.

Dann fühlt sich die liebenswürdige Lehrerin der Klasse zu einem kleinen Akte der internationalen Höflichkeit veranlaßt.

„Kinder!“ sagt sie, „wir haben heute das Vergnügen, einen Gast aus Berlin bei uns zu begrüßen. Wir wollen uns jetzt alle erheben und die ‚Wacht am Rhein‘ singen.“

Und da stehen wir nun, Miß Kellogg, mein Freund und ich, die Kinder aber singen die „Wacht am Rhein!“

„Stand fast and true

„And guard the German Rhine!“

„Danke!“ sage ich der Lehrerin, wie wir zur Tür hinaus sind, „heißen Dank im Namen Wilhelm II.! Mir, aufrichtig gesagt, bitte, legen Sie mir das nicht als Undankbarkeit aus, wäre die ‚Marseillaise‘ lieber gewesen — nicht die national-französische, sondern, Sie wissen, welche ich meine!“

„Oh, you are a Socialist! Aren't you?“ sagt die Lehrerin.

„Well, not exactly, something in this line!“ erwidere ich.

„All right, now come along. I'll show you something!“

Wir gehen in das Bibliothekszimmer der Schule. Auf einem langen Tisch liegen Monats-, Wochenschriften, Tageszeitungen. Zeitungen aller Parteirichtungen. Ich sehe einige Hefte des Bostoner „Twentieth Century“ und des Newyorker „Call“. Das ist die führende Monatschrift und die führende Tageszeitung der amerikanischen Sozialisten.

„Wir lesen mit den Kindern viele politische Artikel,“ sagt die Lehrerin. „Finde ich einen politischen Vorgang in einem sozialistischen Blatt gerechter und freier behandelt als in einem anderen, so lesen wir, die Kinder und ich, den Artikel aus dem sozialistischen Blatte vor. . . .“

Ich stelle mir das große Deutschland vor, ich stelle mir eine Berliner

Volksschule vor, in der der Lehrer in der Stunde mit den Kindern einen Artikel aus dem „Vorwärts“ oder der „Arbeiterzeitung“, aus der „Neuen Zeit“ liest.

Ich sehe schon: die amerikanische Schule ist keine Anstalt, in der die Kinder mit allerhand Gelehrsamkeit vollgestopft werden, die sie später nicht brauchen können, ja verschwizen müssen, um Menschen zu werden. Sie ist ein Werkzeug, mit dessen Hilfe aus den Kindern Amerikaner, d. h. politische Wesen, d. h. Weltbürger, gemacht werden. Aller fremden Nationen Kinder kommen in diesen „Schmelztiegel“ hinein, aus dem das harte Metall der Zukunft Amerikas, die die Zukunft der Welt ist, hervorsteigen wird.

Aller unterdrückten Völker Kindern, den russischen Juden, Polen, Ir-
ländern, Böhmen, Finnen, wird hier beigebracht, daß sie Menschen mit Rechten sind, in ihrer alten Heimat haben sie dies nicht gewußt, ihre Eltern haben es in der neuen auch nicht mehr lernen können. Diese Wissenschaft ist, glaube ich, mindestens ebenso wichtig, wie das Einmaleins und das Alphabet.

In den Kindern wird das Bewußtsein, die Lehre: Ihr seid Menschen und habt Rechte, zugleich mit dem Bewußtsein und der Lehre: Ihr seid Amerikaner! entfacht und erhist. Und auf einmal heißt es in diesen kleinen Gehirnen: Menschenrecht ist = Amerika.

Jetzt verraucht mir allmählich auch mein Vorurteil gegen die Erziehung des amerikanischen Kindes durch Frauen. Ich habe so viele bewundernswürdige Tatsachen im öffentlichen Leben Amerikas entdeckt, die dem direkten politischen Einfluß der Frau ihre Existenz verdanken. Es ist nicht denkbar, daß die Fürsorge für arme Mütter während der Schwangerschaft, für uneheliche Kinder, für Waisen, für Wohlfahrtseinrichtungen, die die Pflege der Frau und des Kindes zum Zweck haben, ohne einschneidenden Einfluß auf das ganze Gewebe einer Gesellschaft bleiben könnte. Indem sich die Frau vorerst auf ihre traditionelle Wirkungsdomäne beschränkt, wandelt sie doch unmerklich die Zusammenhänge der heutigen Ordnung, so daß die Zukunft weniger trüb, die Gegenwart der Menschen um etliches freier und lichter erscheint von Tag zu Tag.

Die amerikanische Lehrerin, die ihren Beruf nicht als simplen Broterwerb auffaßt, sondern aus mütterlichem Instinkt und Liebe zu den Kindern ergriffen hat, trägt soviel Wärme, Güte und Schönheit in die Schulstube hinein, daß einen tiefes Mitleid und ohnmächtige Empörung erfassen will — denkt man an seine eigenen Kinderjahre, die einem von einer Horde von eingebildeten Tyrannen und rechthaberischen Narren gestohlen worden sind. Bei uns, wenn man die Kinder des Mittelstandes und ihr Leben sich ansieht, löst der Lehrer die Gouvernante ab in dem Moment, in dems gilt, etwas zu lernen. Der junge Knabe lernt auf diese Weise wirklich die

Frau, etwas früh schon, als unzulänglich und für die ernstesten Dinge, die sich ihm erschließen sollen unbrauchbar, verachten. Der amerikanische Knabe lernt bis zu seinem 14. Jahr auf derselben Schulbank mit den Mädchen sitzend, von einer Lehrerin, was nach der Auffassung des „Board of Education“ das amerikanische Kind bis zum 14. Lebensjahr eben wissen muß. Ein Geist des Respektes wird auf solche Weise in ihm genährt gegen das andere Geschlecht, etwas, was sich der europäische Knabe auf allerhand Umwegen in späteren Jahren erwerben muß. Fähigkeiten entwickeln sich in ihm, die im europäischen Knaben gefälscht werden, zumeist verkümmern. Auf die primitivste Art lernt er den Sinn des Wortes Gleichheit verstehen, denn wo sollte die Gleichheit sonst beginnen als bei der rechtlichen Gleichstellung der beiden Geschlechter im Menschengeschlecht?

Allerhand feine Exerzitien wurden uns an diesem Tag vorgeführt. Eh wir die letztgenannte Schule verließen, ließ die Direktorin draußen im Korridor den Feueralarm ertönen, durch ein dreimaliges Anschlagen der Glocke in bestimmten Intervallen. Vor uns im Korridor stand ein Pianino. Das erste menschliche Wesen, das auf dem Plan erschien, war eine junge Lehrerin, sie setzte sich rasch ans Pianino und fing an, einen frischen Marsch von J. Ph. Sousa zu spielen. Ins ganze große Haus kam Leben. Zwei kleine Knaben, zwei größere Mädchen stürmten die Treppen hinunter und stellten sich auf der Mitte der letzten Stufen auf. Dies waren die School-officers, von den Kindern jeder Klasse gewählte Funktionäre. (Diesen liegt die Sorge und Aufsicht über die internen Angelegenheiten der Klasse, aber auch über die Räume, die Bibliothek, die Spielplätze, ob. Jede Schule stellt eine kleine Republik dar, hat ihren Kinderpräsidenten, ihren Gerichtshof, ihre politischen Versammlungen, in denen Stellung zur Politik der Stadt und zu Washington genommen wird.)

Oben auf den Treppen erscheinen die Züge der Klassen, von den Lehrerinnen geführt, in Reihen zu Dritt marschieren sie herbei, im Takt des frischen Sousamarsches; wir schauen auf die Uhr, in kaum drei Minuten sind die 540 Kinder wohlbehalten unten auf dem Hofe angelangt. —

Tanz und Turnen, Gruppenererzitien mancher Art, nehmen einen großen Raum im amerikanischen Unterricht ein. Da die Wehrpflicht nicht besteht, ist dieser Unterricht keine Vorbereitung zur Disziplin, sondern eine richtige Art, den Körper geschmeidig zu machen für den künftigen Wettbewerb.

In einer der größten Gewerbeschulen Chicagos sitzen wir, nachdem wir durch die verschiedenen „Shops“, die Werkstätten für Tischlereiarbeiten, Maschinen, Elektrizitätskonstruktionen hindurchspaziert sind, im Lehrsaal, in dem 16—20 Jahre alte Schüler gerade die einzelnen Punkte der amerikanischen

Verfassung durchnehmen. Mit ihrem Lehrer in einem uns wunderbar anmutenden freien und angeregten Gespräch diskutieren. Möglich klingelt das Telephon (in der Schulstube!), der Schüler, der dem Kasten zunächst sitzt, hallot in den Apparat und wir erfahren und mit uns erfährt es die Klasse: den Fremden von Distinktion zu Ehren ist eine große Generalversammlung unten im Festsaal einberufen.

Vor der Tür treffen wir Miß Kellogg. Der Unterricht im ganzen Haus ist unterbrochen worden. Die Lehrer sind von ihren Tischen aufgestanden, die Treibriemen in den Shops stehen still. Wie wir, von Miß Kellogg und dem Direktor der Schule geführt, den Festsaal betreten, ist der Saal, die Galerie schon zum Bersten voll. Betäubendes Händeklatschen empfängt uns. Zwischen den 1500 Schülern gehen wir zur Bühne des Saales, nehmen in den Lehnsesseln auf der Bühne Platz. Der Direktor stellt uns den Schülern vor. Erneuerte Applausfalve. Aus Berlin, der Hauptstadt des mächtigen deutschen Reiches. Applaus. (Dank, heißen Dank im Namen des Oberbürgermeisters!) Dann dürfen wir wieder niedersitzen. Die erwählten Festordner der Schule treten an die Rampe der Bühne vor und die Begrüßung nimmt ihren Fortgang. Die beiden jungen Leute sind wahre Athleten. Sie ziehen ihre Jacken aus, um sich freier bewegen zu können. Breitbeinig stellen sie sich hin und beginnen mit großen Windmühlenflügelbewegungen Arme und Oberkörper zu schwingen. Wie sie im Schwung sind, machen sie die Kumpfbeuge und stoßen beide Fäuste hinunter, dem Boden zu. Der College=Holl ertönt, d. h.: das Schulgebrüll, das Indianergebrüll der Schüler wird im Rhythmus, den die Athleten mit ihren Geberden angeben, ausgestoßen. Fünfzehnhundert junge Kehlen brüllen:

„Rah! Rah! Rah! — Reh! Reh!“ —

Dann den Namen der Schule. —

Dann ein Pfiff zum Laubwerden. —

Hierauf wird der Schulgesang angestimmt, ein Hymnus, dessen ausschließlicher Text der Name der Schule ist. Da die Schule nach ihrem Stifter benannt ist und der Name des Stifters auf deutsch ungefähr Friedrich Wilhelm Schulze heißen könnte, so hört sich dieser Hymnus nicht gerade erhebend an.

Nun treten die einzelnen Champions der Baseball- und Fußballmannschaften, der Leichtgewichts-, der Bantamgewichts- und Schwergewichtschampion einzeln vor die Rampe. Sie berichten der Versammlung von den Hoffnungen der Mannschaften und ihren eigenen Hoffnungen für die nächsten Wettkämpfe. Von den Ursachen ihrer Siege und von den Übungen, die sie unternommen haben, um ihre Niederlagen wettzumachen. Applausfalven belohnen diese Ausführung. Der Direktor an unserer Seite sieht uns strahlend vor Vergnügen und Stolz an. Miß Kelloggs liebes und gutmütiges Gesicht strahlt vor Vergnügen und Stolz.

Händeklatschen geleitet uns durch die Reihen zurück. Wir nehmen Abschied von den Studenten, dem Direktor, den Professoren, von unserer liebenswürdigen Führerin. — Draußen auf der Straße bleiben wir stehen, mein Freund und ich und sehen uns an:

„Theater!“ sagt mein Freund.

„Haben Sie auf die Uhr gesehen? Von drei Uhr bis sieben Minuten vor vier hat die Prozedur gedauert! Dreiundfünfzig Minuten eines Schultages sind in Spielereien aufgegangen.“ — — —

Und wenns auch so ist? Ihren Lungen ist das Rah Rah Rah wohl ganz gut bekommen. Zwischen Arbeit und Arbeit haben sie eine Stunde lang von Sport gesprochen. Zwei wildfremden Menschen haben sie Freundlichkeit bezeugt auf ihre Art, jawohl. Sie haben nicht Theater vor ihnen gespielt, sondern haben sie an ihrem eigenen Vergnügen teilhaben lassen. Wo stehts denn geschrieben, daß der Unterricht wichtiger ist, als die Pausen zwischen den Stunden? Daß die Tretmühle vor dem Baseballfeld rangiert? Daß für junge kräftige Weltbürger zwischen 16 und 20 Jahren der Leichtgewichtschampion und seine Taten von minderer Wichtigkeit sein müssen, als alle Punkte der amerikanischen Verfassung und die Gesetze des Weltalls von Galilei bis Ostwald dazu!

Gewiß lernt man in Amerika weniger Zeugs in sich hinein, als in Europa. Aber ganz gewiß! Das eine weiß ich aber auch: von Schülerelbstmorden habe ich all die Zeit in Amerika kein Wort gehört.

Die Wölfe

Novelle von Irene Forbes-Wosse

Das Herrenhaus war damals schon grau und verwittert, und wenn im Winter der Schnee lag und die Krähen in den Rüstern vor dem Tore hockten, glich es mit seinem tiefen Dach selber einer uralten Krähe, grau und weiß und in sich geduckt. Auf einer Seite war der Hof, Treppe und Treppchen, gemütliche Brümchen die rieselten und schwarze unheimliche Ziehbrunnen, wo es gluckste; dort fuhren die Reisewagen herein, kotbespritzt, oder Reiter kamen und die Pferdehufe polterten auf der hölzernen Brücke. Jenseits breiteten sich Felder aus; Ebereschenbäume standen an der Landstraße, mit leuchtenden Büscheln am blauen Herbsthimmel; und weiterhin Heideflächen und Torfmoore mit glitzernden Flockblumen übersät. Und da und dort niedrige Kätnerhäuser und Klumpen ungestalter Eichen, wie giftige Riesen im Nebel.

Aber auf der andern Seite des Hauses war der Apfelgarten voll alter moosiger Bäume, die viel Blüten trieben, aber nur spärlche, holzige Frucht. Er lag über einem Abhang, von einer niedern Mauerbrüstung umschlossen. Wo im Juni Ampfer und Wiesenbart in der Sonne blühten, weiter unten aber auch Winsen und Kletten und große Vergifmeinnicht, denn dort wurde die Erde schwarz und moorig und man fühlte sie zittern unter den Füßen.

Grad gegenüber stand der Wald, finster und dicht, wie ein schweigender Tyrann. Da war kein Vorspiel von Laubholz und Gesträuch, wo die Sonne Platz hat, sich zu lagern, und Erdbeerkraut und Heidelbeeren die alten Stümpfe bekleiden: nein, er setzte gleich mit einem strengen, düstern Akkorde ein, er schlug einen schweren Mantel um die Seele, sobald man eintrat.

Dorthin durfte das kleinste Fräulein nicht. Einmal hatte der alte Vetter Klaus sie auf sein Pferd genommen und war mit ihr einen schwarzen, hallenden Weg hineingeritten, aber allzu rasch wieder umgekehrt, und sie grämte sich, grämte sich, als sei ihr ein Kelch von kühl-dunklem Wein vom Munde gerissen worden. Denn der Weg war wie ein Trichter gewesen, ganz am Ende nur ein heller, lockender Punkt: dorthin wollte sie, das sog und zog wie in der Kirche, wenn die Kerzen brannten und Wachsduft in die Kuppel aufstieg, die ihre gewölbten Kelchblätter sanft über dem Mysterium faltete. Dann hatte sie im gradlehnigen Kirchenstuhl oft gemeint, ein goldner, schimmernder Rachen schlürfe sie ein, und sie müsse aufstehn und immer nähergehn und zu den Kerzen sprechen: Macht mir ein wenig Platz, seht Ihr nicht wie ich brenne?

Das kleine Fräulein war von vier Töchtern die letzte im Hause. Zwei waren verheiratet, die dritte im adligen Kloster, wo sie Anwartschaft auf

eine Freistelle hatte; schon als Kind hatte sie sich immer ein wenig absondert und war oft zum Besuch bei den alten, freundlichen Damen, von wo sie mit runden verschmürten Schachteln voller Gebäck und verzuckerter Früchte heimkehrte, die sie sorgsam einschloß und heimlich aufkusperte, was ihr beizeiten die verstohlenen Bewegungen und den raschen, argwöhnischen Blick einer Ratte gegeben hatte.

Zum Leben gehört so manches: Luft und Licht, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe. Und jeder hat etwas von alledem, und oft ist so knapp bemessen, daß man nur grade besteht. Aber daneben gibts noch eine tiefe verborgne Schicht, wohin die feinsten, suchenden Wurzeln der Seele reichen, unbewußt oft, und doch so unfehlbar sicher, wie Blinde in der Nacht den Weg finden. Etwas von dem kein anderer weiß und ohne das doch kein Blühen ist.

Für das kleine Fräulein nun wars das Haus der Gärtnersleute und die Geschichten der Gärtnersfrau, wo sie diese heimliche Nahrung fand.

Die Gärtnersfrau war noch jung, aber krank, sie saß wie eine fremdländische Spalierfrucht an der Südmauer ihres weißen Häuschens und sah still, mit schwarzumwimperten Augen, in die stille Luft. Sie konnte kaum mehr nach der Wirtschaft sehen: aber der Gärtner, der die schweren Nelkenhäupter hochband und alle Tage das Fallobst auflas, das ein heimlicher Wurm nicht hatte reifen lassen, war ein langmütiger Mann und wenn mittags die Suppe verbraunt und die Kartoffeln hart waren, sagte er nichts, seufzte nur ein wenig, wenn er vor seinen Bienenstöcken stand und den Bienen zusah, die so fleißig schaffen konnten. Dafür summten und brummten sie aber ohne Unterlaß, und das tat sein Wienete nie. Einmal nur, am Anfang wars zu scharfen Worten gekommen, als der Mann eines Tags seinen guten Rock hatte anziehen wollen, und es sich zeigte, daß die Mäuse ihn ganz zerfressen hatten, weil die Frau im Winter kein einzimal danach gesehen. Da hatte es Sturm und Regen gegeben. Aber am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, war sie aus dem Bett gekrochen und hatte mit einer Scherbe auf den großen Kürbiß vor dem Haus die Worte gerigt: „Lieber Schatz, sei wieder gut . . .“

Seitdem hatte der Gärtner nie wieder ein Wort gesagt, wemns ihn auch manchmal wurmte, denn er war ein gefetzter Mann und seine Mutter hatte ihn von Kleinauf an Ordnung gewöhnt.

Das kleine Fräulein lief, wann es nur immer konnte, zur Gärtnersfrau, und dies war nicht schwierig, denn seine Hofmeisterin war alt und wunderbarlich und kam fast nie aus ihrem Zimmer im Westturm heraus. Dort hielt sie sich unzählige gurrende Tauben in Käfigen an den Wänden, rief sie alle bei Namen, die sie in alten empfindsamen Büchern gefunden hatte und hielt zärtliche Gespräche mit ihnen. Sonst saß sie auch viel mit verbundnem

Kopf beim Ofen, wo der Kaffeetopf brodelte, und nahm Melissengeist auf Zucker, wenn Gewitterluft war. Der Schullehrer kam freilich alle Tage, aber wenn das Kind seinen Katechismus und seine Fabel einigermaßen hersagen konnte, nahm ers mit dem übrigen nicht so genau, und es war leicht, ihn unter dem Vorwand zu botanisieren in den Gemüsgarten zu locken.

War es Sommer, so saß man in der Bohnenlaube, in den Akazien summten die Bienen und die Luft war schwer von Honigdust. Im Winter aber wars heimlich in Wienekes Küche: es hingen Zwiebelketten und Kräuterbündel von der Decke; die Kage kam schnurrend und mußte auf den Schoß genommen werden, und vor den kleinen grünlichen Scheiben drängte sich der Schnee und blinkte ins Zimmer hinein, wo auf dem Sims der Myrentopf stand und das Gesangbuch lag. Es war viel wärmer bei Wieneke als auf dem Schloß, wo nur kleine Feuer in den Kaminen brannten und Mutter und Tante mit ihren Sticklehnen und Spielkarten bei zwei Kerzen saßen. Vaters Pelz war schäbig wie er da mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab ging, und Mutter zankte alle Tage in der Küche, es würde zuviel verbraucht. Die Wände freilich waren mit zerchlissner Seide bespannt, und der Fußboden war so glatt, — man hätte darauf schlittern können, und der alte Mops glitt auch immer an der einen Stelle aus.

Wieneke wußte die schönsten Geschichten, nicht nur von Hexen und Gespenstern wie sie alle Frauen im Dorf erzählen konnten, sondern auch Eigenerlebtes aus ihrer Kinderzeit, als sie, ein Waisenkind, zu einer alten Frau mit roten Augen gekommen war, und um nicht zu verhungern, von der Alten ausgeschickt wurde, die tägliche Nahrung zusammenzubetteln oder wenns ging, zu nehmen, was Gott am Wege wachsen ließ. Holz und Pilze hatte sie gesammelt, und Rüben an den Feldrändern ausgezupft, und Äpfel gemaust, wenn sie fein säuberlich unter den Stämmen lagen, wie in Osterneuern. Sie war in den todesstillen Tannenwäldern umhergegangen, wo es kühl und düster war, bis dann auf einmal ein großer, schräger Sonnenbalken niederglühete und alles auf seinem Wege zu Gold machte: „nun kommt der Herr Jesus gegangen“ hatte sie gedacht und die kleinen zerkrakten Hände fest in die Schürze gewickelt und an die Brust gepreßt.

Wieneke war damals auch mit Zigeunern herumgestreift, hatte an ihren Feuern gefessen und aus ihren Töpfen genascht, wo alles durcheinander brodelte und dampfte, gewilderte Hasen und gestohlene Hühner, ja auch Igel und Krähen. Und sie und die Zigeunerkinder hatten sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und Ringeltänze getanzt, in der Waldblichtung, im weißen Mondlicht, während die Alten schnarchten und der kleine zottige Hund das Wägelchen bewachte. Auch die Köhler waren ihr wohlbekannt; sie zogen dort so hin und her; wo sie grad ihre Meiler hatten, da bauten sie sich Hütten und waren noch schwärzer als die Zigeuner; ihre Kleider und Hände, alles war harzig

und noch bitter — die Frau zog mit feinen Müstern die milde Luft ein — ach, dort im Wald, das noch eigentlich schöner als Linden und Geißblatt und Klee . . . Denn wer sich einmal an Bitterem berauscht hat, der macht sich aus dem Süßen nicht mehr so viel.

„Warum darf ich nie in den Wald?“ sagte das Kind; „nur in der großen Kutsche, den breiten Weg in der Mitte, wenn wir zu Tante Abtiffin fahren, aber nie in das Dunkle hinein, und niemals zu Fuß.“

„Ja, da ist's nicht gehener“ sagte die Frau, „und der Herr Vater wird es wohl nicht gestatten“ — sie senkte die Stimme — „wegen der hochseligen Tante und den Wölfen.“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte das kleine Fräulein, und es wurde ihr ganz kalt zwischen den Schulterblättern. „Erzähl mir's o Wieneke, ich bitte dich!“

Und nun hörte sie die Geschichte von der armen Annalena, so wie Wieneke sie von ihrer Pflegemutter gehört, und deren Mutter war Küchenmagd im Schloß gewesen, grad als sich das alles begab.

Es hatte sich aber also zugetragen: Die selige Annalena hatte eines Tages als sie eben erst vom Fieber genesen war, dem Jäger drei junge Wölfe abgebettelt, wie er sie gerade umbringen wollte; sie waren noch ganz klein und wollig. Er mochte ihr's nicht abschlagen, weil sie totkrank gewesen und seltsam leidvolle Augen hatte wenn sie recht heftig um etwas bat. Sie war nun einmal so eigen mit allem Getier und hätte besser in den Garten Eden gepaßt als in ihres Vaters Haus, wo die kleinen Kinder in der Wiege schon die Händchen nach Armbrust und Jagdspieß streckten. Der Jäger trug die kleinen knurrigen Gesellen zurück in ihr warmes, raschelndes Nest, und nahm hin und wieder das bittende Kind mit, das ihnen allerhand schrecklichen Abfall aus der Küche mitbrachte, vor dem es sich sonst wohl geschüttelt hätte, aber wenn sich's um die jungen Wölfe handelte, konnte es sich selbst wie ein kleines Raubtier über die Hühnerköpfe und Hasenläufe freuen, die ihm die Küchenmagd ins Körbchen tat.

Wenn sie später am Waldrand saß geschah es wohl bisweilen, daß ein spitzer, schnobernder Kopf mit schrägen, glühenden Augen aus dem Dickicht fuhr und sie unbeweglich anstarrte. Auch erzählte sie, es käme manchmal Nachts ein schlankes, braunes Tier in ihr Zimmer, das gliche einem Hunde, setzte sich neben ihr Bett und schlug mit dem Schweif auf die Diele. Sie hätte keine Angst, sagte sie, denn es sähe sie so freundlich an, als wollte es eben anfangen zu erzählen. Einmal habe sie ihm gesagt, es möge sich's doch bequem machen, da sei das Tier auf ihr Bett gesprungen und habe sich um sie hergeringelt, und nie hätte sie so schön geschlafen, es hätte nach welchem Laub und Thymian gerochen, und im Schlaf hätte sie den Atemzug gespürt,

wie einen warmen Blasebalg. Aber man dachte es müsse ihr geträumt haben, oder es sei ein Hund ihrer Brüder gewesen der sich zu ihr geschlichen, und schließlich glaubte sie selbst, die andern könnten wohl Recht haben.

Es kam die Zeit da beschlossen ward, daß Annalena heiraten sollte; der Freier war ein begüterter Herr, dessen Wälder an die Wälder ihres gnädigen Herrn Vaters grenzten. Er hatte schon zwei Frauen begraben und war noch immer ohne den erwünschten Leibeserben. Er war feist und rot und schnaufte stark wenn er mit seiner Perücke und dem Stock mit goldnem Knäuf aus der Kutsche stieg. Annalena jammerte; sie wollte nicht zu dem dicken, häßlichen Mann in sein blankes Haus, in den Garten mit Hecken und Labyrinth und den schrecklichen Grotten wo man plötzlich mit Wasser bespritzt wurde oder sich lang und dünn oder breit und krummbeinig in einem Spiegel erblickte. Aber ihre Mutter, eine dürre Frau, die einstmals schön gewesen, hatte ihr kaum Gehör gegeben und dann gesagt „ob Annalena sich etwa einbilde, daß sie den Vater aus Liebe geheiratet — in ihrer Zeit seien solche Ausdrücke nicht gebräuchlich gewesen. Es sei aber ein vorlauter Geist in die Mamsells gefahren, das käme von dem Romanelesen und dem gefühlvollen Schnickschnack, aber dazu würde sie nun bald keine Zeit mehr haben, und das sei ein Segen.“

Dann schickte der Bräutigam, der, wie reich er auch war, ungern etwas verkommen ließ, Kleider und Kanten seiner Seligen zum Geschenk, und nun wurde zertrennt und zugeschnitten und wieder angepaßt: Annalena stand steif wie eine Puppe in den engen Schnürleibern von Brokat und geschwärzten Silberspitzen über die wohl schon die Tränen ihrer Vorgängerinnen geflossen waren.

Am Vorabend der Hochzeit, als alle brav gegessen und getrunken hatten, und was übrig von den kunstvoll aufgetürmten Gerichten an die Dorfleute und Armen verteilt worden, und nachdem eine Schar junger Landmädchen unter dem Absingen teils scherzhafter, teils empfindsamer Strophen der Braut schöngeflochtne Körbchen mit Früchten, Eiern und selbstgesponnenem Garn überreicht hatten, schlugen plötzlich die Hunde im Hof und im Vorsaal wie rasend an. Es ließen sich vier fahrende Musikanten melden. Da es anfing zu dunkeln, wurden sie in die lange Galerie geführt, deren hohe Fenster sich rückwärts, dem Äpfelgarten und dem Walde zu, öffneten.

Seltene Gestalten. Eine alte Frau mit wirrem, grauem Haar, einen Sack über den Rücken, in einen schäbigen Pelz gekleidet, den ein Strick um den Leib zusammenhielt, welche, nachdem sie sich auf die Erde gehockt, abwechselnd auf einer Maultrommel und einer kleinen Harfe spielte die sie aus ihrem Sack hervorgeholt. Auch stieß sie von Zeit zu Zeit einen langen, klagenden Ton aus, wobei die Kerzen aufzulackern schienen. Mit ihr kamen zwei junge Männer, fast noch Knaben, und ein schmalhüftiges Mädchen

zur Tür herein. Der eine, mit düsterrotem, abstechendem Haar, schmalen, pffifigen Augen und einer Narbe über dem Gesicht, spielte die Laute; der zweite, unterseht zottig, finsternen Blicks, ging etwas lahm und entlockte seiner Geige schmerzliche Töne, wie wenn der Wind durch verlassne Häuser geht, lockende Töne wie das Gurgeln des Wassers wo es eine Erdfuge einschluckt, tief im Schilf, dem man nachsteigen möchte in den grünen, verstohlenen Sumpf.

Das Mädchen, von brauner Gesichtsfarbe, mit dichtem, düstern Haar, das sie pagenartig verschnitten trug, in zerشلiffnem Rock, vielfarbig gestreift, und grünem, vertragenen Sammetjäckchen, dessen enge Ärmel bis zu den braunen schmalen Händen reichten, führte ein Triangel bei sich, an das sie, im Schreiten und Wiegen des Tanzes, wie träumend anschlug. Ab und zu aber traten die beiden andern zurück, und nun vollführte sie auf einer kleinen Flöte, die Alte umtanzend, mit derselben ein schauerlich lächerliches Duett, daß es klang als ob sie sich bissen und kraßten, und war doch eine wilde Liebe darin, die Liebe des wilden Bluts das zusammengehört.

Die Zuhörer hatten zuerst über den drolligen Aufzug, die Musik und die Sprünge gespottet und die Nase gerümpft, aber sie waren allgemach still geworden, und seltsam: wie sie da steif und stumm an den Wänden und Kartentischen, auf Sesseln und Taburets herumsaßen, schien es als wären ihre Körper die dürrn, durchsichtigen Hülfsen aus denen Mücken und Wasserjungfern ihren Flug nehmen für den einen, kurzen Sommertag der ihr Leben bedeutet; als wären es nur die starren, knisternden Hüllen die zurückgeblieben; denn sie selbst, ihre armen, dürftigen Seelen, waren weit weg, hinter den Klängen her, verstört und willenlos.

Töne kamen und riefen, wie mit Stimmen vorwurfsvoller Kindheit; fernes Verhengeschwirr hoch in der Bläue, und der Hauch frühesten Morgenstunde ging wie ein Messer durchs Herz, Stunden wenn die Seele sich auf tut, ohne Rückhalt, ohne Eigennuß. Dann waren es tiefe Rufe der Nacht, die ihr Sentblei hinunter sandten in die Herzen, und die erste Liebe wachte auf, die so früh erstickte, die, die nichts will, nicht Ehre, nicht Lust, nicht einmal Antwort, die nur folgen muß, im zerrissenen Kleid, ob sie gleich nicht weiß, wohin der Weg führt . . .

Und nun fester schreitender Rhythmus, gedämpft erst, behutsam, wie die Füße der Wächter durch die schlafende Stadt, nun atemlos, mit nassen, schleifenden Fahnen, den Abhang empor über Steine und Gestrüpp, wo man sich hinter Felsen duckt wenn die Sonne aufgeht, und die Muskeln der Hand am Lanzenstange sich spannen, wenn man hinunter späht in den Dampf . . . Und jetzt — ein Wenden des Hauptes, o Freundes Anlitz, rosig angestrahlt neben mir, Helmschatten über den Brauen, der zu Todeschatten wurde als der Abend kam . . . ach, fühlte ich je zuvor deine ganze, quellen-

reine Treue? . . . Du bist mein bestes Kleinod gewesen auf Erden — gewesen, ja, denn ich fühl's, heute noch gehst du mir verloren.

Schließlich spielte die Geige ganz allein, die andern summten und brummten nur leise dazu, wie ein Wald im Hintergrund säuselt und summt . . . Und die Geige wanderte dahin, wie das Wachstum einer Jugend, die sich dehnt und die Krallen am Baumstamm probiert und ihrer Kraft bewußt wird. Erst noch umfangen von Menschenzärtlichkeit, aber ungeduldig schon, der herberen Luft nachwitternd . . . Immer höher ging's und steiler, die Muskeln spannten sich, da waren harte feindliche Dinge, die man zertritt und rote leuchtende Dinge, die man zwischen den Lippen auspreßt und trinkt und von sich wirft und nun ein letzter Aufschwung, fast ein Gestöhn, und die Seele war ein einsamer Baum geworden hoch droben auf dem Bergkamm, seine Äste weiteten sich in der Luft, seine Krone reckte sich dem Licht, aus den Wunden quoll goldnes Harz in der Sonne; da war kein Sehnen, keine Empörung mehr . . . nur tiefes, tiefes Atmen wie am ersten Schöpfungstag. —

Als die Geige mit großem, rauschendem Strich geendet, der sich wie ein letzter Umblick, ein Dehnen der Arme nach Ost und West, groß und wonnevoll ausbreitete, saßen die Zuhörer wie gelähmt. Der Bräutigam stierte mit glasigem Blick, nur seine schweren, schlaffen Backen zitterten merklich. Da war es gewesen, daß die Braut in ihrem Silberstaat, blaß wie der Kalk an der Wand, mit großen, brennenden Augen aufstand und zu den Musikanten trat. Das braune Mädchen ließ das Triangel sinken und legte den schmalen Arm um ihren Leib, die andern umringten sie, eilig doch ohne Haß, und zusammen schlüpfen sie hinaus in den finstern Garten.

Da aber kam Bewegung in die Gesellschaft. Fluchend stürzten die Söhne des Hauses und der heftig schnaufende Bräutigam ihnen nach. Man hörte Rufen und Schreien und das Knacken von Ästen unter eiligen Schritten. Dann hatte ein gräßlicher Aufschrei alles andere übertönt, und als die Diener mit Laternen und Windlichtern kamen lag der Bräutigam mit durchbissener Kehle am Rande des Waldes, rief mit gurgelnder Stimme „Wölfe — Wölfe“ — und verschied.

Annalena wurde erst ein paar Tage später im tiefsten Dickicht aufgefunden. Sie schien alles Geschehene vergessen zu haben, hatte sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und war in ihrem ganzen Gebahren wie um zehn Jahre zurückversetzt in ihre unvernünftige Kindheit. Da weder Güte noch Strenge, weder Gebete noch Gelübde ihrer hartgeprüften Eltern ihren Zustand änderten, ihr Anblick aber für dieselben tiefbetäubend war, so wurde ihr der kleine Kaffee-Pavillon am fernsten Ende des Gartens zur Wohnung eingeräumt, wo sie in der Obhut einer Magd ihr nicht mehr allzulanges Leben verbrachte. Still und in sich gekehrt, aber ohne Tücke, lebte sie dort die Jahre die ihr noch beschieden waren, und benahm sich in keiner Weise

anders als irgend sonst eine friedfertige Person von beschränktem Verstande. Als einzige Seltsamkeit durch die sie sich von ähnlichen, beklagenswerten Kreaturen unterschied, kann bezeichnet werden, daß sie stets bei Dunkelwerden das Essen, welches sie sich tagsüber — und zwar in dem Maße, daß sie selbst oft Hunger litt — abgespart hatte, auf die Türschwelle stellte, „für arme, verirrte Tiere“ wie sie der Magd auf deren Frage zur Antwort gab; dann auch, daß sie am Abend stundenlang auf dem Mäuerchen, am untersten Ende des Apfelgartens, sitzen blieb, auf einer kleinen Maultrommel, die sie immer bei sich trug, leise quinquillierend, und den Blick auf den Waldrand geheftet als warte sie zuversichtlich auf Jemand der von dorthier kommen würde.

Jakob Wassermann

von Stefan Zweig

Es hieße sich in Deutschland einer gefährlichen Täuschung hingeben, wollte man annehmen, die deutsche Erzählungskunst habe seit längster Zeit, vielleicht seit dem Erscheinen des „Werther“, den auch nur mindesten Einfluß auf die Weltliteratur genommen. Was seit hundert Jahren bei uns an Belletristik produziert wurde, ist — kein Zeugnis hilft gegen Tatsachen — für den nationalen Hausgebrauch gewesen und unsere epische Handelsbilanz bleibt noch heute erschreckend passiv. Blättert man die Verzeichnisse englischer, französischer, italienischer Ausgaben durch, die bestrebt sind, die Standard Works der Erzählungskunst zu vereinen, so wird man mit einigem Erstaunen und noch größerer Kränkung unter hundert, oft fünfhundert Werken nicht ein einziges deutsches finden. Solche Übereinstimmung nun ist niemals Zufall, sondern Zutagetreten eines latenten Defekts. Selbst unsere bedeutendsten sogenannten Romane, der „Wilhelm Meister“ und der „Grüne Heinrich“, liegen bei ihrer eminenten Bedeutung für jeden, der seelische Erlebnisse sucht, doch weitab vom Begriff des reinen epischen Kunstwerkes und — tragisches Verhängnis! — der einzige deutsche Roman, der hätte Weltliteratur werden können, war jenes dickleibige Manuskript, das Heinrich von Kleist kurz vor dem Ende seinem Verleger übergab, der es als Makulatur verwendete. Erzähler im höchsten Sinne kann nur ein freier, mit sich selbst nicht mehr beschäftigter Mensch sein, Proteus, der Gestaltlose, er, dem es gegeben ist, sich in steter Selbstentäußerung in seine eigenen Gestalten restlos zu verwandeln, in ihren Meinungen die seine zu vergessen, einer, der aufhören kann im Schaffen, Substanz zu sein, Körper und Seele, der nur Sinn wird, sehendes Auge, horchendes Ohr, redende Zunge. Bei den Deutschen nun, denen jedes Kunstwerk nur immer Vorwand ist, näher an sich selbst (statt an die Welt) heranzugelangen, das innere Kunstwerk der Persönlichkeit zu schaffen (statt das äußere des Werkes) scheint irgendetwas dieser letzten Selbstzerstörung, dieser äußersten Verwandlungsfähigkeit zu widerstreben. Die deutschen Erzähler gleichen alle jenen (oft unendlich bezwingenden) Schauspielern, die nie sich ganz in ihren Gestalten verlieren, von deren Ich immer noch etwas im Spiele wach bleibt, statt ganz im Traum der Schöpfung zu versinken. Unseren bedeutendsten Romanen — ich nannte schon den „Wilhelm Meister“ und den „Grünen Heinrich“ — haftet diese Zwitterhaftigkeit der Erlebnisdichtung an, sie sind, um ein Bild der Geometrie zu versuchen, nie Kreise der Welt, die sich völlig ineinanderschließen, sondern Tangenten vom Rande einer Persönlichkeit in die Welt hinaus. Nicht das Werk ist der Kreis, Symbol der fehlerlosen Geschlossenheit, sondern der Schöpfer, nicht der Künstler voll-

endet sich, sondern der Mensch (der für das Kunstwerk recht gleichgültig ist). Erlebnisdichtung ist eben keine reine Dichtung, und die wachsende Geschlossenheit im Schöpfer rächt sich mit einer fast proportionalen Brüchigkeit im Geschaffenen. Die besten Romane auch unserer Zeit, die sich ungleich deutlicher als jede frühere um kunsttheoretische Erkenntnis bemüht, sind verhängnisvollerweise in ihren besten Exemplaren — ich nenne nur Thomas Manns „Buddenbrocks“, Schnitzlers „Weg ins Freie“, Ricarda Huchs „Ludolf Ursleu“ und Hesses „Gamenzind“ — verwandeltes Eigenerlebnis, zerdehntes Rückensinnen des Auges und Ohres, statt frei Erfundenes, und haben alle die Gefahr, mit dieser ersten unmittelbarsten Widergabe des Selbsterlebten schon ihre ganze innere Welt zu verraten. Damit soll — ich liebe alle diese Bücher sehr — kein Einwand gegen ihre Schönheit, sondern nur gegen die Unreinheit der Gattung versucht sein, und tatsächlich hat schon die Weltliteratur dieses Empfinden bekräftigt, denn keiner dieser Romane hat irgendwo im Auslande eine auch nur annähernd ähnliche Wirkung sich erzwingen können. Wie ein Verhängnis scheint die Persönlichkeitskultur, das Erbteil Goethes, und der jedem Deutschen innewohnende metaphysische Trieb, an dem Blut jedes einzelnen Kunstwerks zu zehren und jener freien Darstellung, jener unbefangenen fast spielenden Art des Erfindens („Fiktion“ nennt der Engländer die Belletristik und trifft damit ins Schwarze) zu wehren, die für den großen Erzähler immer charakteristisch bleiben wird. Darum ist es kein Zufall, daß die beiden, die neben Thomas Mann, dem bewußt Erstarkenden, die beste Hoffnung auf einen wirklichen deutschen Roman geben, daß Heinrich Mann und Jakob Wassermann schon mit ihrem Blute von der deutschen Tradition gelöst sind. Der eine, Heinrich Mann, durch romanische Abkunft und vor allem seine innerliche Antipathie gegen das Breitbürgerliche, das heute die deutsche Kunst so zu verfetten droht, der andere, Jakob Wassermann, durch stark ausgeprägte Rassenfremdheit und einen Willen zur reinen Epik, wie er ähnlich bewußt in Deutschland noch nicht zu finden war.

Jakob Wassermann, sagte ich, entgeht diesem Gesetz. Denn er ist Jude. Jude in einem viel tieferen, lebendigeren Sinn der inneren Bestimmung, als sonst der konfessionelle Vermerk zu begrenzen pflegt. Denn bei den meisten jüdischen Schriftstellern in Deutschland ist das Judentum längst nicht mehr die innere Substanz, der Kern ihres Wesens, sondern nur eine Art intellektueller Optik, eine Anschauungsform, ein geistiger Mechanismus. Es ist nicht Blickform, sondern Brille, ein Medium der Anschauung, aber nichts selbst Wirkendes, und darum eher ein Hemmnis höchster Anspannung. Dieses Kulturjudentum ist fast nie künstlerisch nahrhaft, weil es eine zu dünne Oberflächenschicht ist und bedingt jene merkwürdige Wurzellosigkeit, die allerdings wieder durch gesteigerte Anpassungsmöglichkeiten kompensiert wird. Es ist auf dem Weg der tausend Verwandlungen, Filtrierungen und

Vermischungen dem echten, dem alttestamentarischen, schon so ferne geworden, daß solche Kulturjuden ebensowenig Juden genannt werden dürften wie die Italiener von heute noch Römer und die Griechen Hellenen. Wassermanns Zusammenhang mit seiner Rasse ist ein viel intimerer, er ist nicht nur tingiert vom Judentum, sondern fast ausschließlich von ihm bestimmt, nur aus ihm zu begreifen, wenn auch er (mit J. J. David) von allen modernen Erzählern der deutscheste scheint. Er stammt aus einem jener Winkel in Franken, wo die jüdischen Gemeinden seit Jahrhunderten eingemischt, in dauernd gegensätzlicher Abgeschlossenheit ihre eigene Art und damit die schöpferische Tradition bewahrt haben. Und durch eine geheimnisvolle Polarität der angespannten Gegensätze ist die elementare Urkraft der jüdischen Weltvision der deutschen näher wie der jeder anderen Nation, weil ja beide in ihren Endzielen nach einer einheitlichen moralisch-metaphysischen Vergeistigung des ganzen Lebens streben, freilich in einer unendlichen Verschiedenheit der Methode, aber eins im höchsten Weltbilde, etwa in jener bedeutsamen Begegnung Spinozas und Goethes am äußersten Endpunkte ihrer Geistigkeit. Während aber bei den Deutschen diese Idee der Einheit eine schon eingeborene ist, die nur einer inneren Vervollkommnung und Läuterung bedarf, ist sie bei dem Judentum erst eine errungene. Martin Buber hat in seinen so bedeutsamen Reden über das Judentum die schöne Formel gefunden, daß es ein ständiger Dualismus mit steter Sehnsucht nach Einheit sei. Diese Dualität zwischen der geistigen und sinnlichen Sphäre ist nun für den Künstler die Wahl zwischen der Vision und der Analyse bei jeder innern Weltgestaltung. Schon das Alte Testament, die höchste Probe der jüdischen Kunst, birgt die Urform dieses Zwiespalts in sich, die orientalisches üppige Bilderpracht und die mathematisch reine Formulierung der Idee, den Trieb zum geistigen Gesetz, der in unendlichen Zwischenstufen aufsteigt bis zu jener unsinnlichen Form Gottes, der vielleicht bedeutendsten logischen Idee der Welt. Wassermann, dessen Begabung noch in jenem alttestamentarischen, orientalischem Judentum verwurzelt ist, hat beide diese Urkräfte gegensätzlich in sich entwickelt, eine ungestüme, zu lyrischer Ausschweifung geneigte sinnlich-visionäre, typisch orientalische Phantasie, aber gekreuzt von einem sicheren Wirklichkeitsinn, einem analytischen Spürtrieb, beide voll Gier sich welt-schöpferisch zu betätigen, beide schroff einander gegenüber. Und die Geschichte des Aufstiegs in Wassermanns Schaffen ist die ihrer Versöhnung, ihrer gewaltsamen Vereinigung durch einen erstarkenden Willen zur reinen Kunst. Anfangs hat der noch von Verantwortungsgefühl nicht so sehr beschwerte Dichter diese beiden Triebe frei schaffen lassen, es gibt Bücher, die nur von dem einen geschaffen sind (der „Alexander“ und das wundervolle Vorspiel zu den „Juden von Zirndorf“ vom ziellos-visionären) und solche, die nur Destillate der Wirklichkeit sind („Der Moloch“ und die kunsttheoretischen

Dialoge), aber das Wachsen seines Werkes ist ausschließlich von dem Urtrieb bestimmt, die beiden voneinander arbeitenden Kräfte in eine einzige zu verwandeln, der blinden Gewalt der Sinnlichkeit die Zielbestimmung des Intellekts zu verleihen, eine logische Ordnung der Visionen zu ermöglichen und so, auf künstlichem Wege, eine gesteigerte, aber doch richtige künstlerische Anschauung der Welt in seinen Büchern zu gewinnen, die der elementaren sinnlich-angeborenen gleichwertig ist.

Denn Wassermanns Kunst der einheitlichen Weltanschauung — dafür zeugt seine Rasse und seine Anfänge — ist nicht elementar, nicht primitiv wie die der meisten großen Erzähler, sondern erungen, erlernt und erobert. Es gibt Künstler, denen sie von Anbeginn geschenkt ist. Tolstoi war einer, Gottfried Keller, Dickens, Dichter sie alle, deren künstlicher Kosmos neben dem wirklichen existierte, aber identisch mit ihm durch jene „prästabilisierte Harmonie“ der Anschauung, der zufolge jede Monade, jedes flüchtigste Geschehnis hüben und drüben durch einen unbegreiflichen Zufall (der eben das Genie der Darstellung bedeutet) immerwährend identisch bleibt. Der Künstler, der nur aus Vision schafft, ist gewissermaßen der Weitsichtige, dem alle Realität vor den Augen verschwimmt und Geschehnisse nur in wolkiger Ferne auftauchen, während der Analytiker wiederum der Nahsichtige wäre, der über der deutlichen Erkenntnis des Geschauten jeden Horizont verliert. Sie aber, diese Unmittelbaren, die reinen Erzähler wären dann die Normalsichtigen, die Nähe und Ferne in richtiger Proportion zu sich selbst erfassen, die ohne Spiegelungen scharfrandig und klar sehen, sie sind — das Unkomplizierte ist ja nicht das Gewöhnliche, sondern das Seltenste des Lebens — Außerordentliche und Begnadete, deren dichterische Welt zu einer ursprünglichen Identität mit der realen gelangt. Wassermann ist keiner von diesen Beschenkten. Er ist, wie jeder Leidenschaftliche, anfangs geneigt, unwahr zu sein durch Übertreibung und Überhizung der Gefühlswelt, gleichzeitig aber — der jüdische Zwiespalt — als Analytiker versucht, skeptisch seine eigenen Visionen zu zerlegen. Unruhe ist sein Anbeginn und seine ganze Entwicklung eigentlich nichts als das Ringen um jenes Equilibrium, das für den Epiker notwendig ist, um eine schöpferische Vereinigung seiner disparaten Fähigkeiten. Keiner von den Neueren hat sich ähnlich zäh und bewusst um alle Probleme des Erzählens, des Stils und der Gestaltung bemüht, und schon darum ist Wassermanns Entwicklung eine der schönsten Anspannungen künstlerischer Kraft um ihre eigene innere Ordnung, ein Kampf, der, von reinstem Wertgefühl begonnen, mit zunehmender Erkenntnis der Schwierigkeiten immer erbitterter wird. Neun Zehntel der Energie, die Wassermann für sein Werk verbraucht hat, liegt nicht in den Büchern beschlossenen, sondern in verworfenen Versuchen, in unterdrückten Werken. Sein Wille zur reinen epischen Kunst ist eine der heroischsten Anspannungen eines Talents um seine innere Voll-

endung, würdig Glauberts, der in der Mitte seines Werkes ihm als Beispiel zur Seite trat, ein Kampf, dämonisch wie jeder, den menschlicher Wille gegen die Natur und gegen das Schicksal führt. Wie schmerzhaft Wassermann an dem eingeborenen Zwiespalt gelitten hat, spürt man, wenn man sich tiefer in seine Bücher beugt und auf ihrem untersten Grunde (schon in jenen ersten nur ahnungsvollen) als letztes Motiv eben jene Vernichtung des Zwiespältigen, jene brennende Sehnsucht nach Unmittelbarkeit findet. Der reine Mensch — etwa Dostojewskis „Idiot“ — der unkompliziert fühlende, elementare, von der Sinnlichkeit nicht getrübt, von der Logik nicht verschürte (also auch der reine Künstler), erscheint dort als der höchste Typus des Lebens. Durch alle seine Gestalten glänzt diese sehnsüchtige Idee der Befreiung, des nackt der Welt Gegenüberstehens, des Weltbegreifens ohne Medium. Sein „Agathon“ war der erste dieser Reihe, der „Gute“ neben Anselm Wanderer, dem noch unsicheren, noch nicht angelangten, Agathon, sein Symbol der Überwindung des jüdischen Zwiespalts, dann „Caspar Hauser“, der von allen Rassen und Vorurteilen Freie, und gleichzeitig im Weiblichen „Kenate“, die unbefleckbare, und „Virginia“, die unbefleckte — immer aber der klare ungefaltete rein triebhafte Mensch als Ideal der Vollendung. Und immer neben oder schon hinter ihnen — das Antithetische ist Wassermann im Theoretischen und Künstlerischen geblieben — in parallelen Linien zum Aufstieg, den sie erreichen, die Gefahr, der sie entflüchten. Stefan Gudsticker, der Lügner, Erwin Keiner, der Blender, Archideus, der Sophist — alles, wie Wassermann später aufgedeckt hat, Wandelformen des „Literaten“, des nicht Unmittelbaren — begleiten als Schatten die Strahlenden, immer lauert der Zwiespalt, noch nicht ganz überwunden, hinter der Einheit. Diese eine große Idee der Unmittelbarkeit, die gleichzeitig auch die seiner Kunst ist, überschwebt unsichtbar alle Bücher Wassermanns, so wie über den hellen und finsternen Bildern der Bibel die Gestalt der namenlosen Gottes waltet. Und zu dieser Reinheit der Figuren mit gleicher Reinheit des Schaffens emporzusteigen, solche irdische Vollendung mit gleicher der Kunst zu vereinen, das ist die dämonische Anspannung seiner fünfzehn Jahre Arbeit. Noch ist er nicht am Ziel, noch ist niemals in seinen Büchern diese ideale Gestalt, dieser neue Weltmensch vollendet: immer ließ er ihn, als noch nicht reif in seiner Welt, noch nicht vollendet in der Kunst vergehen. Agathon, den ersten, ließ er vorschnell zerbrechen, Caspar Hauser noch als Jüngling scheiden vor dem Erlebnis der Frauen, Kenaten verging an den Träumen, Virginia versinkt in die Wirklichkeit. Noch ist das Ideal nicht geschaffen, noch die Geschichte des Beatus nicht geschrieben, Sohnes Agathons und Kenatens, des Erlösers und der Erlösten, die Geschichte des Freien von beiden Rassen, des allen Jähzornen Befreiten. Nur sich selbst, den Künstler, hat Wassermann in diesen Jahren der Anstrengung errungen, noch nicht sein höchstes Werk.

Es gibt ein paar Bücher von Jakob Wassermann (ganz frühe und heute schon verlorene) die von diesen ersten Anstrengungen um die Kunst noch nichts wissen. Die sorglosen möchte ich sie nennen. Sie sind noch ohne jenes schmerzhaftes Bewußtsein letzter künstlerischer Verantwortung geschrieben, noch ohne Zurückhaltung, rasch nur ein Erlebnis in Schilderung verwandelnd, aber bemerkbar schon durch den gebändigten Stil, der sich unbewußt gegen jeden seelischen Lyrismus, gegen den sprudelnden Rhythmus der Ekstase wehrt. „Melusine“ heißt das eine, „Schläfst Du, Mutter?“ das andere. Sie gehören beide zu seiner Biographie, aber noch nicht zu seinem Werk.

Wassermanns erste Tat sind die „Juden von Zirndorf“, eines der merkwürdigsten und bei aller Verwirrung genialsten Werke unserer neuen Literatur. Sie sind eines jener dämonischen Erstlingswerke, die gleich verräterisch für das Genie und seine Gefahr, die ganze zukünftige Entwicklung, das spätere Erlebnis, schon mit wahrer prophetischen Runen in sich aufgezeichnet haben: eines der Werke, das nachtwandlerisch schon die Pfade geht, die alle Späteren dann mit der ungeheuern Mühe des Gefahrbewußten beschreiten werden. Eine Urkraft flackert darin, die zum mütterlichen Ganzen des Weltgefühls in verzweifelter Sehnsucht zurückwill, die Gier, alle Probleme des Lebens in die Faust einzupressen, schon mit dem ersten Ansprung verwegen das Unzulänglichste zu fassen. Ich möchte Wassermann damals gekannt haben, glühend und verworren, in diesem — fast möchte ich sagen: vulkanischen — Augenblicke, da er sein ganzes Blut in ein einziges Werk stürzen wollte, da er das Höchste plante, Erlösung seiner selbst im Symbol, Austilgung seiner Rasse, einen neuen Mythos eines neuen Heilands (das gleiche, was zwanzig Jahre später Gerhart Hauptmann für unsere Welt im „Emanuel Quint“, was Dostojewski für die russische versucht hatte.) Auftauchend, noch ganz heiß von der jüdischen Tradition, in seine eigene Welt wirft er ihr den glühenden Gedanken zu, den er ihren Tiefen entrungen: die messianische Idee, in der jeder jüdische Idealismus am tiefsten wurzelt. Denn dieser Agathon, der reine Apostel einer verworrenen Welt, will nichts geringeres, als seinem entgötterten Volke eine neue Gläubigkeit schaffen, noch einmal wie der Sabbatai Zevi des Vorspiels vom Morgenlande, vom Orient aus die Welt erlösen (sowie Aljoscha Karamassow sein Rußland). Wassermann hat ihm seine ganze unverbrauchte Leidenschaft mitgegeben, ihn gespeist mit allen Kräften einer angespannten Rasse — aber der Künstler in ihm war nicht stark genug, um ihn über ein ganzes Leben zu halten. Agathon, der ein Christus hätte werden sollen, ist in den „Juden von Zirndorf“ der Johannes geblieben, der Verkündiger statt der Erlöser. Die Wistonen, die im historischen Vorspiel, im Irrealen, unerhörten Flug nehmen, zerscheitern an den Wirklichkeiten: der Dualismus des künstlerischen Prinzips, Fluch der

Rasse, ließ Wassermann das Werk vorschnell, mit jugendlicher Ungeduld beenden. Die „Juden von Zirndorf“ sind Fragment geblieben (nicht äußerlich, aber innerlich), sein Urfaust, ein Chaos von Möglichkeiten, durch das die Schicksale wie Meteore taumeln statt als Sterne in geeintem Umschwung. Wassermann hatte damals zu wenig künstlerisches Gesetz in sich, nur den Willen, dieser aber war kühner als je in einem spätern Werk; und erst wenn die Spirale seiner Entwicklung wieder zu jenen höchsten Anspannungen zurückkehrt, die er damals haltlos, voreiligen Pfeilen gleich, nach oben schnellte, wird man der künstlerischen Gewalt inne werden, die jene Jahre innerer Arbeit in ihm gezeitigt haben.

Damals war er noch zu schwach, zu leidenschaftlich, das Bild seines Ideals vom unmittelbaren Menschen zu vollenden. Und zerbrach es lieber (um es später neu zu erschaffen) statt es zu verderben. Er ließ Agathon hinschwinden, unerfüllten Werkes, in seinem nächsten Roman der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“, die von all seinen Werken bis heute den stärksten Erfolg gehabt hat. Einen verhängnisvollen, weil aus Zufälligem und Nebensächlichem genährten, wie er bald erkannte, verdankt eigentlich nur einem intellektuellen Bitterungs Sinn für das brennende Problem der Zeit, für die Frauenfrage. Aber auch hier ist die Idee eines klaren ursprünglichen Verhältnisses zur Welt das innerste Motiv: Renate Fuchs, bei der sich selbstverständlich der Wille zum unmittelbaren Erlebnis ins Erotische wendet, geht der Reinheit des Gefühles nach und wird dadurch zur Asbestseele, die in allen trüben Feuern des Lebens ihre innere Unberührtheit beschützt. Sie gibt zuerst — wieder ist das Schicksal des Künstlers hier zur Tragödie seiner Menschen verwandelt — nur irgendeiner leidenschaftlichen Ungeduld nach, sie verschwendet blind ihre lyrisch aufgeregten Kräfte an die Verlockungen des Scheines, um erst durch Prüfungen zu ihrem Wert- und Unterscheidungsgefühl zu gelangen. Wie Agathon, der sie entsüht, ist sie noch eine Unvollendete, eine Suchende, eine werdende, aber doch schon voll Erkenntnis des Wertlosen, der künstlichen Kultur des Wortes, die Gudssticker, der äußerliche Dichter, hier symbolisiert, der Literat, die immanente Gefahr des stets nur gewerteten und gespiegelten, statt wahrhaft gelebten Lebens. Und stärker drängt dieser Roman schon ins Wirkliche hinein, freilich mit noch unzulänglichen Kräften. Die Überwertung der Frau, wohl begründet in einem momentanen Erlebnis, hat, wie bei so vielen Künstlern, hier die moralische Absicht sentimental gefärbt, der visionäre Trieb wird niedergehalten durch die immer vordringendere Einnengung der Realitäten. Je näher Wassermann in diesen ersten Büchern dem Unmittelbaren tritt, desto deutlicher wird seine künstlerische Unzulänglichkeit (im Vergleich zu den späteren Romanen). Die Gestalten stürzen, wie aus jäh aufgerissenen Türen geschleudert, ganz heiß noch von Wirklichkeit, auf die Szene, mengen sich

ein und verschwinden, hemmen das sausende Schwungrad der Handlung, verschatten mit ihren Körpern das innerliche Licht. Irgendeine Ungeduld verschiebt auch hier das Schwergewicht der Handlung; ebenso wie in den „Juden von Zirndorf“ beginnt in den letzten Kapiteln die zu rasch aufgebauete, mit zuviel Details beschwerte künstlerische Masse zu knistern und bricht in unvermittelter Katastrophe zusammen. Eine feuerfarbene aber innerlich kalte Vision von der Todesvereinigung Agathons und Renatens verbrennt den mühsam gehäuften Stoff kostbarer Beobachtungen.

Aber Wassermann, vielleicht verwirrt durch den Erfolg, wollte noch tiefer hinein in das Wirkliche und maß im nächsten seiner Romane „Der Moloch“ seine jugendliche Kraft mit dem schwersten aller künstlerischen Probleme, mit einer Aktualität. Ein Prozeß, den eine jüdische Familie gegen die Räuber ihres gewaltsam getauften Kindes anstrebten und der damals in ganz Österreich größte Aufregung hervorrief, verlockte ihn zu einem Zeitroman, jener Gattung der Kunst, die nicht nur Talent, sondern eine ungemeine Sicherheit gegenüber den Tatsachen, ein eminentes künstlerisches Equilibrium und vor allem absolute Leidenschaftslosigkeit verlangt (denn ein Zeitroman mit innerer Beteiligung wird zum Pamphlet). Das alles war im zwiespältigen Talent Wassermanns nicht zur Reife gelangt, und darum ist der „Moloch“ bis heute sein mißlungenstes Werk, der vielleicht einzige wirkliche Fehlgriff seiner sonst instinktiv unendlich glücklichen Stoffwahl. Auch hier ist der Gedanke der Unmittelbarkeit, des reinen Menschen, in dem ich das Leitmotiv seiner Jugend sehe, wieder angeschlagen. Man sieht, daß Wassermann sich selber bewußt ist, diese Idee nicht bewältigt zu haben, er rollt sie hin und her, knabbert sie von allen Seiten an wie ein Hund den übergroßen Brocken, den er nicht mit einemmal verschlucken kann. Er spielt mit dieser großen Idee, packt sie so ungeduldig, daß sie ihm immer wieder entgleitet, aber er läßt sie nicht frei mit jener erhabenen Fähigkeit des großen Künstlers, der mit dem Engel ringt, bis daß er ihn segnet. Hier ist sie zum erstenmal, die erlösende Idee, ins Tragische gewandt, nicht gezeigt, wie sich ein Mensch durch den Wust des Lebens zur innern überzeugenden Klarheit durchringt, sondern das Widerspiel, das Trübwerden, das Erblinden des Ideals, der Untergang des Reinen im Sumpf der Leidenschaften. Schon Anselm Wanderer, der problematische Held der „Renate Fuchs“, war ein Unsicherer gewesen, pendelnd zwischen dem schöpferischen und dem bloß gaukelnden Menschen, zwischen Agathon und Gudsticker, hier aber ist die Ernüchterung des Ideals, die Verzweiflung an der innern Vollendung (und sicherlich wieder korrespondierend mit einer menschlichen Depression des Künstlers) Tatsache geworden. Der „Moloch“ stellt die innere Krisis des Künstlers Wassermann dar: eine ungemein wertvolle, wie sein späterer Aufstieg erweist. Er hat ja allen diesen drei Büchern selbst das Urteil gesprochen — ich meine

immer: im höchsten Sinne — indem er die Helden, die er anfänglich zu den äußersten Vollendungen emporsteigen lassen wollte, vorschnell zum Tode bestimmt. Sie alle, Agathon, Renate und der Held des „Moloch“ sind noch nicht ganz rein, ganz schöpferisch, sie haben noch nicht alle Schlacken der Rasse und der Beziehungen in sich ausgetilgt, sie haben alle noch Dunkelheit und Schwere in sich, schwarzes, jüdisch-grüblerisches Blut. Sie ringen noch mit dem Leben, statt mit ihm zu spielen, wie die ganz Großen. Mit ihrer Vernichtung vernichtet Wassermann in sich selbst seinen höchsten Willen, zu dem er noch nicht die Stärke fühlt. Er weiß, daß er sich in diesen noch brüchigen Gestalten nicht verschwenden darf, sondern sparen muß, um seiner letzten Aufgabe (spät in den Jahren vielleicht einmal) entgegenzugehen, die all diese frühen Versuche zusammenfaßt: die Geschichte des Beatus, des Glücklichen, Sohnes des Agathon und der Renate, des Kindes zweier Rassen, aus der Umarmung des Todes und des Lebens empfangen, von Verzweiflung und Hoffnung mythisch gezeugt, in der seine höchste Absicht von einst mit seinem inzwischen zur Vollendung gesteigerten Können sich vielleicht vollkommen versöhnen wird.

Wassermann erster, durch den heroischen Elan bewundernswerter, Ansturm gegen die Realität, war mit diesen drei Büchern mißlungen. Das lebendige Leben ist zu eigenwillig, um sich leidenschaftlich in einer heißen Minute nehmen zu lassen, es verlangt vom Künstler auch bedingungslose Treue und Geduld. Diese ordnende Verteilung der schöpferischen Kraft ist Aufgabe der Mannesjahre. Es kommt nun in Wassermann zu einer Ruhepause der Selbstbesinnung, die auch zusammenhängt mit einer gleichzeitigen Wandlung seiner äußeren Existenz, seiner Verheiratung und der Stabilisierung seines Wohnorts. Er übersiedelt nach Wien, und hier tritt der Heiße und Ungestüme in einen Kreis von Künstlern, die vom ersten Beginn sich strenge Selbstverantwortlichkeit zum Ziel gesetzt haben und innerlich beständig die schöpferische Aufgabe dem Maß ihrer Kraft anpassen. Und er lernt von ihnen. Nichts Fremdes freilich, sondern nur, sich selber beherrschen und wird reif durch Resignation. Sein Wille befeuert nicht mehr vereinzelt, in heißen Visionen das einzelne Kunstwerk, sondern schließt seine Blut zusammen in eine einzige geschlossene Anspannung zur Kunst. Zur Kunst des Schreibens, des Erzählens, des Gestaltens, zur bewußten, auf Dauer gedachten, Schöpfung. Wassermann beginnt, er, der Unbändige, Chaotische, zu erkennen, daß Genie auch Geduld sei, Flaubert wird sein Lehrmeister, die großen Schweizer Keller und Conrad Ferdinand Meyer nehmen ihn in die Zucht. Und Geduld, geschlossene Anspannung füllt langsam die Kluft zwischen den beiden eingeborenen Formen seines Talents, der Vision und der Analyse, nicht mehr diametral beginnen sie zu wirken, unruhig die Erzählung bald an einem bald am anderen Strange nach vorwärts reißend, sondern der sichere Kunst-

wille macht eine der anderen dienstbar, was um so eher gelingt, als die bisher übermächtige Vision mit der abnehmenden Jugend an Rauschkraft verliert, indes die künstlerische Logik sich an den Erfahrungen täglich bereichert. Eine Ruhe, ein innerer Ausgleich geschieht in Wassermann, der sich auch in seinem Stil spiegelt, deutlicher als der Raum hier nachzubilden erlaubt. Auch er barg beide Extreme der Sinnlichkeit und Geistigkeit, die farbig wirre lyrische Aufwallung, die sprühende Kaskade verschlungener Sätze, und andererseits die knappe Kristallisation, die Neigung zur epigrammatischen Verkürzung, die beide heute noch in Wassermanns Stil bestehen, aber in einer wunderbaren Ausgeglichenheit. Er hat sich damals vom Ornament befreit, vom Überflüssigen zum Notwendigen gebändigt, und sein epischer Vortrag hat nun jenen wie rhythmisch bewegten Wellenschlag, der ohne Lärm, nur mit wohlthuend sanftem, unmerklich mitschlingendem Wiegen die Erzählung weiterspinnt. Er ist nicht funkelnd, sein Stil, sondern dunkel metallisch, nicht ein flirrendes Geschmeide von Worten, sondern geschliffener Stahl, biegsam und elastisch, nicht Feuer sprühend, aber in Feuer gehärtet. Er opfert die Melodie dem Rhythmus, den verführerischen Schwung der steten Beharrlichkeit, an jenen gleichmäßig festen Schritt geübter Bergsteiger gemahnend, die höchste Gipfel erklimmen wollen und wissen, daß Sprünge und Eile vorschnell die Kraft ermüden. Aber er ist nicht trocken; in seiner Dunkelheit glänzt jenes innere Licht, das auch den paar Gedichten Wassermanns die merkwürdig orphische Musik gibt. Und er ist deutsch in dem hohen Sinne von Zucht, für den Bach musikalisch und Kleist literarisch den reinsten Typus darstellen.

Die drei nächsten Bücher, die Jakob Wassermann schrieb, der „Alexander in Babylon“, „Die Schwestern“ und der „Caspar Hauser“ sind technisch untadelige Werke geworden durch den erwachten Sinn zur Selbstbeherrschung. Nun erst der Schwierigkeiten bewußt, die der zeitgenössische Roman gerade seinem, auf Zwiespalt ruhenden, Talent bot, wandte er sich zunächst zum Historischen zurück (oder, um näher zu seinen Worten zu sprechen, er versucht Mythos nicht aus dem optisch Realen, sondern der Überlieferung zu gewinnen). Das Historische bedeutet eine wunderbare Zwischenstufe zwischen dem Ersonnenen und dem Geschauten, dadurch, daß es zwar Realität ist, aber doch eine nur individuelle und darum unkontrollierbare, eine Wirklichkeit, die erst der schöpferischen Vision bedarf, um in die Erscheinung zu treten. Und hier entfaltet sich gerade die Doppelwirkung seines Talents aufs glücklichste: sein reifer Intellekt, gepaart mit dem nun ganz gehärteten Stilgefühl, spürt aus dem Wirrsal der erhaltenen chronistischen Berichte den Funken Leben, den seine Vision dann zu brennender Glut ansacht. Wassermann weiß jetzt, wie gefährlich es ist, vorschnell das Ganze zu wollen und teilt seine Kräfte. Einmal gibt er noch der ganz wilden, ganz

farbetrunkenen orientalischen Phantasie freien Lauf, im „Alexander“, dieser Orgie der wie mit Haschisch aufgeheizten Sinne. Wir haben in der ganzen deutschen Literatur vielleicht kein Buch, das so sehr Rausch ist, so sehr Farben-trunkenheit, so sehr innerlichen Zusammenhang mit den modernen Malern hat, die auch in den grellroten glühendsten Farben mit einer fast sinnlichen Lust wühlen. Nie ist der Orient ekstatischer geschildert worden, als hier aus einer vielleicht geheimnisvoll-sehnsüchtigen Rückerinnerung des Blutes. Nur eine Sekunde der Weltgeschichte zeigt er, aber jene grandiose des Zusammenbruches des größten aller Kaiserreiche in einem einzigen Menschen, die Selbstvernichtung der Leidenschaft, in der Wassermann vielleicht seine eigene überwundene Gefahr vergeistigt hat. Denn so stark ist das künstlerische Verantwortungsgefühl schon in ihm geworden, daß die Kunst ihm zum Lebensproblem wird, daß ihm im Sinne Flauberts das ganze unendliche Leben nicht mehr Selbstzweck scheint, sondern Materie, die in Kunst zu verwandeln ist. Eine ungemein fruchtbare Bescheidung wird sichtbar. Wassermann will nicht mehr wie im Beginn sein Volk oder die Frauen erlösen, sondern den Künstler in sich ganz frei machen. Er stößt sich selbst aus seinem Kunstwerk heraus und macht es dadurch vollendet, wenn er auch manchem dadurch persönlich uninteressanter wird. Immer mehr wird er anonym, der unsichtbare Schöpfergott, den sein Werk zwar ahnen läßt, nie aber im Sichtbaren zeigt. Immer mehr gewinnt er die Zügel über sein Talent. In den drei Novellen „Die Schwestern“, die komplizierteste seelische Zustände mit psychologischer Meisterschaft schildern, spürt man zum erstenmal eine klare Disposition, eine anordnende, wägende, ausgleichende und verwerfende Hand, nicht nur glühende Sinne. Wo früher eruptive visionäre Entladungen gleich Motoren die Handlung über breite sandige Strecken forttrieben, arbeitet nun eine wohlberechnete Kraft. Die kunstvollen Gebäude gehorchen nicht nur der Schönheit, sondern auch den Gesetzen der Schwerkraft, sie haben Stabilität, indes die frühern Novellen etwas fluktuierendes hatten, das farbige Gleiten von Wolken oder Träumen. Besonders in der Kriminalnovelle, in der aus flüchtigem Verdacht die Lawine des Verhängnisses anschwillt, bewundert man die Meisterschaft des literarischen Kontrapunkts: wie im Schachspiel ist Zug gegen Zug gesetzt, in sicherer unaufhaltsamer Umkreisung ein Leben vom Netz des Verhängnisses umschnürt, alles geschieht mit der Notwendigkeit des Spontanen, die innerlich wieder verzahnt ist in die immanente Absicht des Schicksals. Auch hier ist das Ornament überwunden, das Zufällige, das Schmückende ersetzt durch die stählerne Fügung, Stoff und Stil also zur Identität gezwungen. Und von diesen Versuchen, Schicksale in der Stunde ihrer Reife, eben ihres Schicksals, zu schildern, mag ihm der Mut geworden sein, einen Menschen von der ersten Entwicklung aufzubauen, den unzugänglichen, weil

organischen Prozeß der seelischen Kristallisation mit der Alchimie der Kunst nachbildend zu versuchen.

Ich meine den „Caspar Hauser“ (der hier nur in der Beschränkung des Zusammenhangs mit den früheren Werken betrachtet sei). Hier hat Wassermann sein altes Ideal vom unmittelbaren Menschen wieder aufgenommen, aber gleichzeitig bewahrt vor der Gefahr des Persönlichen, indem er diesen außerordentlichen Menschen als einmaligen Einzelfall, nicht als Typus gestaltet hat. Er hat ihn von den Wirklichkeiten weggehalten, sogar vom allgemein Menschlichen, indem er ihn tiefer verstrickt sein ließ mit den Urkräften der Erde, sein Blut begabte, Gewitter und jedes elementare Geschehen, selbst seinen Tod prophetisch zu spüren, indem er ihm mystische Bitterung gab, das Herz aus den Worten zu erlauschen. Aber er hat gleichzeitig in seinem Erlebnis eine Verkürzung des ganzen seelischen Weltbegreifens gegeben, und die pathetische Historie des namenlosen Findlings, dessen Tragödie es war, keine Kindheit zu haben und nur Jüngling zu sein, verdichtet zu der Geschichte der Kindheit überhaupt, zur Bewußtwerdung der in trüben Erinnerungen vergehenden Entwicklung der Seele. Es ist im wesentlichen nur der geheimnisvolle Moment der Entdeckung des „Ich“ im Menschen gegenüber dem unendlich vielfältigen „Du“ der Welt, der uns allen verdämmert und der nur im Künstler (der in manchen Sekunden dem Kosmos wie zum ersten Male gegenübersteht) wieder wach wird. Und es ist gleichzeitig die Geschichte des reinen Menschen, der nicht von fremden Begriffen gefälscht ist, des ganz Unmittelbaren, der primitiv und mit intuitiver Klarheit den Dingen gegenübersteht und darum von keinem begriffen wird, irgendein Symbol des ganz nur von sich bestimmten, des namenlosen, gattungslosen Begriffes Mensch, der uns längst im Schwall der Vorstellungen entglitten ist. Und sein Tod ist nicht wie der frühere aller Helden Wassermanns auch ein Urteil, Abspruch der Lebenstüchtigkeit, sondern Schicksal, denn Caspar Hauser ist nicht für das Leben gedacht (das Übergang bedeutet), sondern als Sekunde, als die Sekunde Jüngling, sein Körper, sein Leben nur eine versteinerte Durchgangsform eines entgleitenden Begriffes. Und dieses Werk Wassermanns — für mein Empfinden sein bisher vollendetes — ist mißverstanden, wenn es nur erzählerisch gewertet wird, als Geschichte eines Menschen. Es ist Symbol für unsere eigene mystische Weltentdeckung, Komprimierung unserer breiten kindlichen Erfahrungen in ein einziges Erlebnis, ein kühnerer Versuch ins Dunkel des Wachwerdens, als er mit dichterischer Flamme bislang versucht wurde. Und auch in der Gestaltung ist das Gefühl des Einmaligen, des Monumentalen, der Wille, diese in Legenden schwankende Gestalt ganz ins Dauernde, ins Unwiderlegliche zu heben. Eine tiefe Gläubigkeit an seine Gestalt übermannt Wassermann: zum erstenmal, glaube ich, liebt er in einem Werke seinen

Menschen. Und bestätigt sich damit selbst zum erstenmal als produktiven Künstler, er, der bislang seine Gestalten vor der Vollendung zerbrach und damit ihre Unzulänglichkeit gegenüber dem innern Ideal bekundete.

Nach diesen drei Büchern, die alle der Belebung der Vergangenheit galten, versucht Wassermann, mit nun gereiften Kräften sich wiederum der Gegenwart zu bemächtigen in seinem viel diskutierten und auch viel befeindeten Roman „Die Masken des Erwin Reiner“. Es ist der Roman des Literaten, den Wassermann in seiner Studie über den „Literaten“ hinter fast allen Formen des halbgeschöpferisch fähigen Menschen aufgespürt hat, des Trügerischen und Blendenden, der mit dem Leben spielt statt es zu leben, der es beredet statt es zu begreifen, der es am meisten zu besitzen scheint und doch immer nur Spiegelglanz hat, wertlosen Widerschein. Und ihm gegenüber in jener geheimnisvollen Gegnerschaft, die Wassermann so oft schon aufgedeckt hat und die ihm nicht minder bedeutsam scheint als der Widerstand der Geschlechter, der elementare Mensch, der Fruchtbare gegenüber dem Wertlosen — hier aber zum erstenmal in der Gestalt einer Frau gesehen. Virginia — die Namen sind wie so oft bei Wassermann verräterisch in ihrer Symbolik — ist die Selbstsichere, die nicht nur körperlich Unberührte, sondern auch seelisch nicht Verführbare, in ihrer Einsalt stärker als alle Künste ihres geschmeidigen Verführers. Und zum ersten Male in Wassermanns Werk ist es nun die reine unmittelbare Kraft, die über den Schein siegt — den Menschen, der hinter seinen Masken keine Seele birgt — ein Symbol, wenn man will, für das künstlerische Selbstgefühl, für die gesicherte Weltanschauung des Dichters, der sich selbst als Schaffenden und darum Siegreichen bejaht. Gudsticker beschämte noch Agathon und Anselm im Beginne, hier — denn Reiner ist ja nur Wandelform dieses Urbegriffes — bricht er von der unwiderstehlichen Gewalt des einheitlichen, innerlich klaren Menschen zusammen. Virginia ist intuitiv das, wozu Renate gelangen will, die Keuschheit des Fühlens, die Wahrhaftigkeit der von den Sinnen nicht mehr zu verleitenden Seele, die Frau, die sich nicht mehr nehmen läßt, sondern nur schenkt, und darum die ganz Freie, dem äußersten Ideal des Unmittelbarkeitsbegriffes Wassermanns schon sehr nahe. Es wäre verlockend, auszuführen, wie sehr dieser seit langem erste Wirklichkeitsroman Wassermanns den früheren überlegen ist, wie die Einschränkung des Problems in den Kreis des Einzelschicksals ohne die pathetischen Versuche der Renate zur aktuellen Bedeutsamkeit die innere Architektonik gefördert hat, eine wie genaue Berechnung der Wirkungen hinter den wie zufällig sich abrollenden Geschehnissen ständig zu spüren ist. Denn Wassermann hat gelernt, systematischer als jeder andere, hat im Arsenal der epischen Kunst alle Waffen geprüft, die Geheimnisse der Wirkung theoretisch durchforscht — die „Kunst des Erzählens“, seine Studie verrät nur einen

Teil seiner angespannten Bemühungen — und nicht gezögert, die verachteten Elemente der epischen Dichtung, Spannung und Grauen, in künstlerischer Veredelung als Blutzufuhr seinen Romanen zu eigen zu machen. Er hat nicht gezögert, die elementaren Gesetze der Wirkung aus Kolportagegeschichten und niederer Unterhaltungslektüre aufzuspüren, epischen Stoff selbst in melodramatischer Verkleidung zu wittern und kühn noch einmal anzufassen, was andere schon mit ungeschickten Händen dauernd verpfuscht zu haben schienen. Man vergesse nicht, daß „Klarissa Mirabel“, seine Meisternovelle, ihren Ursprung im verachteten „Pitaval“ hat, daß Caspar Hauser ein Lieblingsobjekt antidynastischer Kolportageromane war, daß selbst die Geschichte Erwin Reiners im Grunde die Geschichte der immer und über alle Künste des verlockenden Don Juans obsiegenden Tugend ist. Aber alle diese fast volkstümlichen Elemente hat Wassermann bewußt aufgenommen, eben weil er fühlte, daß die allzu vornehme Verachtung des Spannenden, dieses ewigen Urelements alles Erzählens und die rigorose Ausschaltung des Sonderbaren jene merkwürdige Bleichsucht des deutschen Romans erzeugt haben, an der wir seit einem Jahrhundert krank sind; er hat erkannt, daß Psychologie zwar unsichtbare Triebkraft, nie aber Geschick in einem Werke sein müsse und daß Sparsamkeit der Darstellung ebenso notwendig sei, wie Vielfalt des Geschehens. Er tritt damit, obzwar er deutscher schreibt als fast alle unsere gegenwärtigen Erzähler, entschlossen aus der deutschen Romantradition heraus, mit dem sichern Willen in einen höheren Kreis zu treten, den der Epik überhaupt, des allerorts und jederlands gleich gültigen Kunstwerks der Erzählung. In ihm ist heute ein Wille über die deutsche hinaus in die Weltliteratur.

Zu welcher Virtuosität sich das rein technische Können Wassermanns an den Erfahrungen und im Mißlingen emporgehoben hat, bezeugt sein letztes Buch „Der goldene Spiegel“, das in seiner Art irgendeinen neuen Begriff darstellt. Es sind Erzählungen in einem Rahmen, aber der Rahmen beginnt schließlich selbst zu leben, fließt farbig über ins Geschehen, das wiederum Geschichte um Geschichte im Urteil ordnend spiegelt. Es scheint Mosaik und ist doch mehr, weil all die funkelnden epischen Fragmente gleichzeitig wieder den einzelnen Erzähler charakterisieren, der hier immer zwischen die einzelne Novelle und den Dichter als Reflex eingeschoben ist, so daß die Charakteristik nicht unmittelbar durch Beschreibung, sondern kristallinisch durch innere Werturteile in die Handlung wächst. Verwirrend ist diese Kunstfertigkeit. Es sind ganz kleine Anekdoten darin — die „Keimzelle der Epik“, wie sie Bab jüngst so glücklich nannte — und die raffiniertesten breitesten Novellen wie „Aurora“ oder „Die Pest im Bintschgau“, alle aber ineinander verzahnt, wie das Räderwerk einer Uhr, wo kleine Räder die großen treiben, feine silberne Stifte dazwischen das Equilibrium halten, kleine künstliche

Federn spannen oder retardieren, um alle zusammen den ebenmäßigen Rhythmus, den Takt des Erzählens im steten Gleichmaß zu halten. Zum ersten Male hat Wassermann hier als Erzähler den ganz ruhigen Atem des rhythmisch Schreitenden, zum erstenmal ist es ihm gelungen, sich ganz auszuschalten, anonym zu bleiben hinter dem Werke. Das Historische und das Reale sind darin versöhnt, aber auch das Wichtigere, seine beiden diametralen Erzählertriebe, Logik und Leidenschaft.

Diese immer größere Ruhe und Sicherheit kennzeichnet heute Wassermanns Schaffen. Er stürzt nicht mehr in seine Bücher sich kopfüber hinein mit jener schönen berserkerischen Wut seines Beginneus, sondern er bändigt sie. War er früher von der Welt wie brünstig in das Dickicht der Kunst geheßt, sich dort vor der Übermächtigkeit des Lebens zu retten, so ist er heute selbst schon der Jäger, die Kunst ward ihm Waffe, das Leben sein Wild und bald die Beute. Das Schaffen beginnt für ihn endlich statt eines Kampfes ein Spiel zu werden. Das unangenehm Krampfartige, Eruptive, das Quälische und künstlich Verworrene, das vielen den Genuß seiner Bücher verleidete, ist langsam wie Rauch ihnen entwichen, sie klären sich in dem Maße, als die geistigen Strahlen, statt sich in Blitzen sinnlos zu entladen, harmonisch in eine Lichtquelle sich sammeln. Die Dunkelheit und lastende Trübe hebt langsam an, von Wassermanns Büchern zu weichen, der Krampf der Jugend wandelt sich in stetige zielsichere Kraft. Und es könnte leicht sein, daß nun bald jener goldene Glanz von Heiterkeit auf ihnen zu ruhen beginnt, der auf beruhigten Wassern nach wühlenden Stürmen so gerne sich spiegelt.

R u n d s c h a u

Elfäßische Fragen

von Otto Gläse

Dieser Tage ist ein Buch „vom deutschen Gedanken in der Welt“ erschienen. Es ist vom Standpunkt eines edlen und bewußten Nationalismus geschrieben und eine Verherrlichung des Energiebegriffes, in dem sich Tatsächliches und allerlei Imperatives des deutschen Wesens so eng verbinden. Die Franzosen werden darin behandelt, wie sie es nach Meinung des Verfassers als ein Volk verdienen, das seine Kinderzahl, diese Quelle der Energie, freiwillig beschränkt; sie erscheinen als ein Faktor zweiten Ranges, der bei der künftigen Gestaltung der Welt, die sich zwischen Engländern und Deutschen vollzieht, nicht mehr mitsprechen werde. Wodurch sie sich überhaupt noch im Bewußtsein der umworbenen Völker halten, sei die Sympathie, die man ihnen als den Vorkämpfern der politischen Freiheit und der Übersichtlichkeit ihres Kultursystems entgegenbringt. Vielleicht ist es wirklich so, daß die Stunde Frankreichs — als Weltmacht — geschlagen hat oder der Zeiger doch wenigstens schnarrend und drohend aushebt. Und doch muß man in diesen Dingen so vorsichtig sein. Wenn auch auf die Dauer die Machtmittel allein den Ausschlag geben, so können doch noch immer in der Kultur positive Werte liegen, die auf Generationen hinaus die Entscheidung hinhalten und sogar stark genug sind, ganze Stämme von dem Anschluß an die Großmächte der Energie fernzuhalten, sogar wenn sie äußerlich zu ihnen gehören. Wie sollte jemand, der die elfäßische Frage kennt, das übersehen; wo gäbe es ein eindringlicheres Beispiel als die elfäßische Frage? —

Die Mühe, die das Deutschtum hatte und hat, um sich im Elsaß durchzusetzen oder auch nur festzusetzen, weist auf die beiden Prämissen hin, ohne die es unmöglich ist, ein vernünftiges Wort über die Frage zu sagen. Diese Prämissen sind: erstens, die Franzöfierung der Elfässer hatte, als sie deutsch wurden, den entscheidenden Punkt bereits erreicht; zweitens, die deutsche Kultur konnte sich an Werbekraft nicht mit der französischen messen. Die elfäßische Frage ist einer jener Ideenkomplexe, über deren Widersprüchen man die Hoffnung, alle Gesichtspunkte einbeziehen zu können, aufgeben

möchte; und doch kommt man eines Tages dahinter, daß selbst über die schwierigsten Gebilde Klarheit möglich ist. Man muß nur die Einwände zu sortieren wissen. Das ganze Geheimnis liegt in den verschiedenen Standpunkten der Beurteiler. Jeder kommt aus seiner Welt, und sein Blick ist für das geschärft, was ihm am verwandtesten ist. Da sind z. B. die Gründe der Nationalgesinnten, ob sie nun zu dem schnarrenden oder anständigen Teile gehören. Sie argumentierten anno 1871: Wir haben ein Land zurückerobert, das immer deutsch gewesen ist, ausgenommen die letzten zwei Jahrhunderte; diese haben manches, aber nicht alles ändern können, vor allem nicht die Grundanlage des Stammes und nicht seine deutsche Sprache, die ja für den Bauer noch immer das einzige Ausdrucksmittel ist; die Lebendigkeit dieser Sprache hat der französischen Regierung genug zu schaffen gemacht, sobald sie einmal — und das geschah unter dem dritten Napoleon, der die bewußte Interessenpolitik in die europäische Regierungskunst eingeführt hat — nationalistisch wurde. Diese Argumentation war einfach, kompakt und unraffiniert, und sie hatte durchaus den Anschein der Logik für sich; es wäre ein Wunder gewesen, wenn damals jemand mit anderen Gedanken über den Rhein gekommen wäre. Selbst Leute, die nicht weiter chauvinistisch waren, glaubten, sie würden von den „wiedergewonnenen Brüdern“ nicht anders als mit Tränen des Dankes „für die Befreiung aus dem welschen Joch“ begrüßt werden, und verloren jede Orientierung, als sie statt dieser Geste abweisende und verschlossene Gesichter fanden. Die Logik war unvollständig gewesen: an diesem, dem Ursprung, dem Naturell, dem Temperament nach schwäbischen Elsäßer waren die zweihundert Jahre französischer Zugehörigkeit eben nicht spurlos vorübergegangen. Im Gegenteil, sie hatten solche Spuren hinterlassen, daß der Sieg des französischen Gedankens bereits den entscheidenden Punkt zu überschreiten begann: noch vierzig Jahre später, und die Assimilation der gesamten städtischen und der halben dörflichen Bevölkerung wäre beendet gewesen — eben begann man Hand an den Hebel zu legen, der sich am besten als Weiche benutzen läßt, den Volksschulunterricht. Der Krieg fiel in eine Übergangs- oder Verwandlungsperiode, deren Geschwindigkeit sich mit jedem Jahr wie bei einem Bewegungsvorgang in der Natur vervielfacht hätte; die Hemmungen, bei denen man auf Seite der Eingewanderten so sehr verweilt, bestanden zwar noch, z. B. das Interesse gewisser provinziell und bescheiden dichtender Kreise für Erscheinungen der deutschen Literatur wie Schiller, die Romantiker und Uhland, oder gar die Ablehnung des geschäftsträchigen Boulevardgeistes französischer Literaten durch einen so vereinsamten und tragischen Mann wie Spach, aber diese Hemmungen standen zu der Wucht der Entwicklung in keinem Verhältnis mehr. Bereits war das elsässische Leben in eine Rotation um den Zentralbegriff des französischen Gedankens geraten,

bereits war für ganze, bedeutsame Teile des elsässischen Lebens die Neulagerung um die französische Achse entschieden. Das ist fast mehr als ein Bild, denn was könnte in Frankreich selbst den so eigentümlichen wirksamen Aufbau des sozialen und damit kulturellen Daseins besser charakterisieren, als wenn man von einer Rotation um eine einheitliche Idee spricht? Alles, was sich nicht angliedern will, wird bei diesem Vorgang wie ein Stück Erde hinweggeschleudert; was bleibt, schließt sich zu einem festen, harmonischen Körper voll Gleichgewicht, Schwungkraft und Lebensdauer zusammen. Diese Tendenz des französischen Lebens, ein Kosmos zu werden, die heute noch Frankreich erhält, hatte sich bereits vollzogen, als das Elsaß zu Frankreich kam, oder sie trat gerade in die glänzende Entscheidungsperiode, damals unter Ludwig XIV., und zweihundert Jahre später war das kleine Anhängsel selbst der Zentrifugalkraft des französischen Geistes erlegen und begann sich in das System einzuordnen. Der soziale Aufbau war bereits so gut wie abgeschlossen, er besteht noch heute in seinen materiellen und kulturellen Wirkungen. Der elsässische Bauernstamm hatte von Hause aus eine Neigung, alles, was nach unklaren Hirngespinnsten ausfah, abzulehnen und sein Dasein auf der Materialität dieses Lebens, die Besitz, Erwerb und Nutzung heißt, aufzubauen. Und nun war er an eine Nation gekommen, deren höchste und raffinierteste Kultur doch nur das blühende Fleisch auf einem soliden Gerüst der Materialität ist.

Die Lebensklugheit, die Denkklarheit, die Normalität des französischen Hirnes, alles ist das Produkt eines verfeinerten, aber darum nicht weniger verspürbaren Egoismus, also einer Lebenstüchtigkeit, die dem deutschen Drang in die Weite nicht nur die Wage hält, sondern viele Vorteile vor ihm hat. Es ist schon manchem Deutschen elend in Paris geworden vor der Erkenntnis dieser Vitalität, elend, weil er fühlte, daß sie wie ein Salz seinem Blute fehlt. Hinter der Hülle der Höflichkeit und Geschmeidigkeit stößt man überall auf diese französischen Eigenschaften; der Franzose, dem aber die Französin in nichts nachsteht, rechnet, macht so wenig Dummheiten, und falls er sie macht, nur im Alter, wenn er sie sich leisten kann; er ist auf seinen Weg bedacht, ordnet sich ein und unter, spart, genießt im Kleinen, ist unbewußt wie eine Ameise in einem großem Bau, für die es keinen stärkeren Instinkt als die Ordnung des Ganzen gibt. Kurz, die Materialität hat den französischsten aller Begriffe, die Bürgerlichkeit, erzeugt, diese Summe aller Familien, die so vorsichtig, Schritt für Schritt aufsteigen und kein Zwischenglied überspringen, um nicht den Besitz zu gefährden, die lieber Kleinbürger bleiben, als sich durch die Unruhe des Blutes ins Uferlose treiben zu lassen. Man hat vor kurzem bei einer Untersuchung der Vermögensverteilung gefunden, daß die französischste aller Provinzen, was die Gleichmäßigkeit der kleinen Rentner angeht — das Elsaß, und zwar das von

heute, ist. Der Aufbau der elsässischen Gesellschaft zeigt in der That dieselbe Klarheit und dieselbe Bodenständigkeit, die zu dem Leben jenseits der Vogesen gehört und eine so große künstlerische Stimmung besitzt — die Stimmung dessen, was von einer gefunden und durchdachten Realität ist. In Deutschland sind die Klassen durch künstliche Schranken, wie Rang und Stand getrennt, im Elsaß nur durch Wirklichkeiten, was ihnen alles Schrotte nimmt. Bauern und Städter, Großbourgeois und Mittelbürger sind überhaupt keine Klassen, sondern nur Lagerungsschichten innerhalb eines Organismus. Es gibt nur eine einheitliche Masse des Volkes, keine seiner Schichten kann wegfallen, ohne daß der ganze Bau zusammenstürzt. Die obersten Schichten gelten natürlich als vornehmer, aber die Kräfte steigen aus den unteren hinauf. Immer begegnet man dem Gemeinschaftsgefühl aller Schichten. Nirgends ist die Verbindung mit dem Lande, der Scholle, dem Bauern, inniger. Es gibt keine städtische Familie, auch nicht unter den Vornehmsten, die nicht irgendwo mit einem Fleck des Landes und seinen Bewohnern in verwandtschaftlicher Beziehung stände. Es gibt keinen angeseheneren Mann als den elsässischen Winzer. Die Revolution räumte mit dem Feudalrechte deutscher Fürsten auf, und der Code civile Napoleons, der die Gleichberechtigung aller Erben feststellte, war auch für das Elsaß von der größten Bedeutung, denn er hinderte die Bildung von Fideikommissen und Großgrundbesitzen; das Elsaß ist ein Land freier Bauern. Die Kräfte, die der Bauer abgibt, machen nun einen Filtrationsprozeß durch. Der wohlhabende schiebt seine Söhne auf die Schule und die Universität, der bescheidenere liefert der Stadt einen Zuschuß von Arbeitskräften, aus denen rasch Kleinbürger und Mittelständler werden; deren Kinder werden dann den Aufstieg nach oben fortsetzen und in den Familientonzern eindringen, der sich aus Ärzten, Notaren, Anwälten, Großkaufleuten zusammensetzt. Auch hier herrscht wie in Frankreich die Politik des Heiratens und des Verwandtschaftsringes. Der einzige Unterschied unter allen Schichten besteht darin, in welchem Stadium des Aufstiegs sie sich befinden, und das Merkmal, durch das sie sich äußerlich kennzeichnen, ist der Grad der Beherrschung französischer Sprache und französischen Stiles. Die oberen Familien sprechen ausschließlich französisch, denn sie sind schon darin erzogen. Andere, die eben erst frisch von unten eingetroffen sind, lassen wenigstens ihre Kinder französisch erziehen; je weiter man dann nach unten dringt, desto mehr begegnet man jener Mischung von Deutsch und Französisch, die den Wigblättern eine stehende Rubrik geliefert hat. Französisch ist gleichsam das Hochdeutsch des Elsässers, und wenn man auch unter sich noch Dialekt spricht, so greift man doch, sobald ein Zuschauer naht, nach den paar Brocken der feineren Sprache. Und schließlich läßt sich auch in den eigentlichen Volkskreisen der Anteil an französischem Blute nicht berechnen,

ist aber vielleicht viel größer, als man annimmt. Man muß bedenken, daß die Burschen ihre Jahre in Frankreich abdieneten und vielfach Stellen fanden, daß die Mädchen, wie noch heute, kein größeres Verlangen kannten, als in Frankreich anzukommen und zu lernen, daß in einer Garnison- und Studentenstadt wie Straßburg die illegitimen Verbindungen gang und gebe waren; das alles brachte Mischungen hervor, deren Wirkung man hier und da handgreiflich zu begegnen glaubt, zum Beispiel an Tagen, wenn das Volk sich vergnügt: die Pompiers, die Musikvereine, die Turner, das kommt und geht in französischem Zuschnitt, und dann steigt französische Verbe wie eine Erinnerung des Blutes selbst ans Licht. Ferner hat das Elsaß die großen Erlebnisse des deutschen Geistes und der deutschen Geschichte, die Blüte der klassischen Literatur, die Befreiungskriege, die deutsche Frage nicht mitgemacht und wußte nichts von ihnen. Dafür wurde es mit Frankreich durch das große Erlebnis der Revolution verbunden. Die zwei unwiderstehlichen Elemente der Revolution, der demokratische Freiheitsgedanke und das Kriegspathos, löschten die Vergangenheit aus. Ein elsässischer Schriftsteller sagt: „Der anfangs uferlosen enthusiastischen Volksstimmung schaffte das Kaisertum eine organische Vorstellungswelt, halb Realität, halb Symbol und Legende, aber eben durchaus militärischen Gepräges: die Welt der nationalen Gloire. Diese ersetzt und beseitigt endlich die mittelalterlich-elsässische Gedankenwelt. Nach anderthalb Jahrhunderten vermischter Individualität spielt der Stamm, und zwar durch eine persönliche Stammestugend, wieder in der Geschichte mit. Das wirkt wie nationale Neugeburt. Man war nationalfranzösisch geworden, als die Befreiungskriege einsetzten.“ Da haben wir die Ergänzung des praktischen französischen Geistes, die ideelle Seite, in der sich seine überschüssigen, über das Bürgerliche hinausstrebenden Kräfte entladen. Und als die soziale Neugestaltung des elsässischen Lebens, von der wir schon gesprochen haben, sich vollzog, im Zeitalter des Bürgerkönigs und der Industrie, waren die Herzen bereits gewonnen. Dieselbe Energie, die Mülhausen zu einem Fabrikzentrum von Weltbedeutung machte, schuf auch die charaktervollen Köpfe, die das Elsaß in die französische Politik, den Journalismus, die Juristenwelt, die Universität exportierte.

Damit wollen wir es an Beweisgründen für unsere erste Prämisse genug sein lassen und uns zur zweiten wenden. Hier alles sagen, was sich sagen läßt, hieße ein Buch schreiben, nicht nur über die praktischen Fehler, die die Deutschen im Elsaß begingen, sondern auch über deutsches Wesen überhaupt, sei es das Alltags- und Umgangswesen, sei es das seelische, die Grundveranlagung. Entweder versteht man auf diesem Gebiete alle die Klagen und Erörterungen, die einst mit Nietzsche begannen und seither in tausend Einzelheiten nachentdeckt worden sind, oder man lehnt sie mit jener deutschen Schneidigkeit ab, die bewußtes und jungenhaftes Unrechtun-

wollen ist. In diesem Falle schert einen auch die elsässische Frage nicht viel, denn sie ist eine Machtfrage, in jenem ermißt man von ungefähr die Bedeutung dieses Problems, das weiter nichts als das Zifferblatt ist, an dem man ablesen kann, wie es mit der deutschen Kultur steht. Durch die Eroberung des Elsaß erlegte sich der Deutsche, ohne es zu ahnen, die Notwendigkeit auf, zu zeigen, ob seine Kultur Eroberungen machen kann, und er schuf sich selbst die Aufgabe, durch fortwährende Beunruhigung zur Selbsterkenntnis zu kommen. Das Elsaß, dieser kleine, ausgeglichene Organismus, dieser Trabant im System des französischen Einheitsstaates und der französischen Einheitskultur, wurde an ein Volk geschmiedet, das im sozialen wie im kulturellen Sinne überhaupt noch kein Volk war. Deutschland hatte wohl ein politisches Erlebnis gehabt, da es seiner Einheit zustrebte, aber noch kein bürgerliches, keine Auseinandersetzung der Stände unter sich, kein Ringen um die Gleichberechtigung. Alle die feineren Eigenschaften, die aus Erfahrung, Alter und Entwicklungskämpfen folgen, waren ihm unbekannt, es brachte nur den ungestalteten Willen mit, etwas zu werden, und vorläufig als Ersatz den herausfordernden Anspruch, etwas zu sein: „Alles Fassade und dahinter ist nichts.“ Daß Deutschland auf einer anderen, vormodernen, niedereren Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung stand, das ist der Kern der elsässischen Frage gewesen. Die Elsässer hatten ihre Experimentierzeit hinter sich, die Gleichgewichtslage war gefunden; nun sollten sie mit den Norddeutschen von vorne anfangen, und noch schlimmer, sie sollten die von dem ganzen übrigen Europa geteilte Überzeugung, daß demokratische Entwicklung und Kulturfortschritt in modernen Zeiten unlöslich aneinander gebunden sind, aufgeben und die Behauptung, der militaristische und feudale Zustand Deutschlands sei das letzte Wort alter Kultur, gläubig hinnehmen. Man saß in einer heiteren, grünen und fruchtbaren Landschaft, die, nicht zum wenigsten in den einfachen und doch so warmen Landhäusern, manches geschmackvolle Merkmal französischer Anordnung aufwies, und das Privatleben bot dieselbe gegliederte Übersichtlichkeit, wie der ganze Gesellschaftskörper — diese Übersichtlichkeit sollte man gegen die düstere, abstoßende, halbbarbarische Verworrenheit eintauschen, in der sich so viele deutsche Existenzen selbst unglücklich fühlen. In ein Land des stärksten Heimatsgefühls ergoß sich ein Strom von Beamten und Soldaten, die nicht etwa Kolonisatoren, sondern vorübergehende Kolonisten waren, blinde Anbeter des Staates, der ihnen Brot und Würde gab und sie dafür von Ost nach West und wieder zurückwarf und nie Wurzeln schlagen ließ. Das Kapitel vom jämmerlichen Fiasko des Deutschen im Privatumgang, von der Abneigung, die er bei ruhigeren, taktvolleren und vereinfachteren Menschen erzeugt, wollen wir nicht weiter anschnneiden. Daß diese Abneigung in einem annektierten Lande in Haß überging, ist klar. Jeder

Organismus weigert sich instinktiv, einen nach langer Entwicklung erreichten Ruhezustand wieder aufzugeben und sich neuen Einflüssen zu überlassen, von denen er fühlt, daß sie zu mächtig sind, um ihn nicht geradezu zu zerfetzen. Mit geschlossenen Augen in das deutsche Leben hineinzuspringen, hätte einfach Selbstauflösung geheißen: wem zuliebe hätte das Elsaß das wohl tun sollen?

Wenn also die Fugen des kleinen Körpers heute gleichwohl stark gelockert sind, so ist das eine Folge davon, daß der stärkste Organismus dem Druck von Zeit und Wirklichkeit nicht widerstehen kann. Die Aussicht, durch Frankreich zurückerobert zu werden, wurde zwar immer mehr oder weniger künstlich frei gehalten, hatte aber die Haupteigenschaft schöner Ausichten, sich im Fernen zu verlieren; praktisch konnte man nicht mehr damit rechnen. Die achtziger Jahre hatten mit der Hoffnung auf Boulanger die wilden Protestlererscheinungen gebracht, die neunziger verliefen überraschend ruhig, die Wunden schlossen sich, der Abstand vom Kriege wurde größer und größer. Mit 1900 setzte eine Pflege des Heimatgedankens, ein Kultus der Vergangenheit ein, der nur noch geistig sein sollte; der Gedanke der Doppelkultur kam auf. Politisch wollte man zu Deutschland gehören, kulturell aber unabhängig bleiben und von Französischem alles, was dem Blute lieb war, von Deutschem so viel nehmen, als daran imponierte. In diesem Programm konnte man zugleich eine Resignation und eine Wiederbelebung des Gefühles für die eigene Art sehen. Aber veranlaßt wurde es durch jene unmerkliche Germanisation, die von dem Wirtschaftsleben ausgeht. Über die Städte und Städtchen fuhr der erste heiße Hauch des neudeutschen Erwerbsgeistes, der nicht unsympathisch wirkt, weil er Geld verdienen will, — das verständen Elsässer sehr gut, — sondern, weil er rein geschäftsmäßig ist, weil er traditionslos ist und zunächst das Alte, Organische und Reizvolle zerstört. Heute, wo ein Blinder es greifen kann, daß die große Umwandlung des elsässischen Lebens begonnen hat, daß es von dem Marschtempo des deutschen Industrialismus mitgerissen wird, hat die von der französischen Bourgeoisie ausgehende Pflege des Alten, das heißt des Französischen, etwas Gequältes, aber auch etwas Zugeschärftes angenommen: selbst wenn der Wille, auch Frankreich gegenüber den Abstand zu wahren, ehrlich gewesen war, so hat doch das Gefühl, mehr und mehr auf einen einsamen Posten gedrängt zu werden, dazu geführt, das Rüstzeug der Gedanken nicht mehr selbst zu schmieden, sondern aus dem so eifrig zur Verfügung gestellten Arsenal jenes Frankreichs zu holen, das die Tradition der nationalen Idee, der soldatischen Tugenden, der Saloneleganz, der klassizistischen Richtung am stärksten pflegt, des Frankreichs um die Akademie, um Barrès, Léon Daudet, Claretie. Es gibt auch ein anderes, moderneres Frankreich; die Berührung mit ihm wäre vielleicht gefährlicher — und wünschenswerter. Die Tragik, die Qual, die Unerquicklichkeit dieses Zustandes würden abgekürzt.

Denn es handelt sich um einen tragischen Zustand. Er wird um so geringer empfunden, je größer der Abstand von der Bourgeoisie der Oberschicht ist: denn desto stärker ist die Verührung mit dem Leben, sowohl dem deutschen als dem Leben überhaupt, das überall den Satz predigt, sich abzufinden und keine Kräfte im nutzlosen Widerstande zu verschwenden. Nun ist aber die Bourgeoisie hierzulande nicht nur der Kreis der Intellektuellen, sondern auch, wie wir sahen, für die anderen Schichten Vorbild, Ziel und Maßstab. Wer die Macht kennt, die von einer Heimatatmosphäre ausgeht, und je empfunden hat, daß es fast unmöglich ist, sich ihr zu entziehen, der vervielfältigte sie; das ist dann die Macht, die elsässische Bourgeoisie über ihre Mitglieder besitzt. Nach mehr als vierzig Jahren wird zwar selbst in den widerstrebendsten Köpfen hier und da die Frage auftauchen, ob es nicht besser sei, entschlossen ein Ende zu machen und zu dulden, was nicht zu ändern ist; und ebenso wird beim Verkehr mit den Gegnern, die doch eine Menge vernünftiger Persönlichkeiten und große Kulturgüter aufzuweisen haben, der Gedanke nahe liegen, daß man nur die einzelnen Menschen beurteilen dürfe; aber dann kehrt man in die Luft des Familientozernes zurück und da würde, um ein Revolutionär werden zu wollen, nicht nur Energie, sondern Robustheit, nicht nur Mut, sondern Mißachtung, und es würde noch mehr nötig sein: innere Entfremdung. Jedem gut erzogenen Elsässer wird die elsässische Stimmung, und das ist nun einmal zur größeren Hälfte die französische, lieb und teuer sein, denn es ist seine Heimatstimmung, in der er aufwuchs, die man wie die Luft zum Leben einfach einatmet. Ungenommen, es träte der Fall ein, daß ein elsässischer Notabler um einer theoretischen Einsicht willen in seinem Hause das Gesetz erließe, daß nur noch deutsch gesprochen wird, so werden die Hausgenossen nicht mitmachen, sie werden sich lächerlich und beschämt vorkommen und in diesem Augenblick die ganze instinktive Abneigung, die sich durch tausend kleine Verührungen mit deutscher Schroffheit gesammelt hat, empfinden. Unmöglich wäre es ja gewiß nicht, auf die Dauer den Widerstand eines solchen ersten Gefühles zu besiegen, aber woher nähme man den starken Grund, es wirklich zu wollen? Da fehlt etwas, was gefunden werden müßte, um den Elsässern den Anschluß an ihr neues Vaterland zu erleichtern; vielleicht fehlt ein großes gemeinsames Erlebnis, wie sie es mit Frankreich zur Zeit Napoleons hatten, oder etwas wie die Entstehung der Mülhauser Industriellen, die man nur Frankreich verdankte, kurz ein Ereignis, das die nationale und kulturelle Kameradschaftlichkeit herstellen würde. Vielleicht birgt die Zukunft es, vorausgesetzt, daß sie nicht einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland bringt, der alles verderben würde, weil die Verwandtschaftsbeziehungen und die Sympathien zu groß sind. Wer weiß, ob die politische Umwälzung, der Deutschland entgegengeht und die vielleicht eines Tages mit Revolution,

aufflammender Blut und Kampf endigt, dazu berufen ist? Man hätte etwas Ähnliches wohl schon geäußert. Die Elsässer sind Demokraten; sie sind Republikaner; sie sind sowohl Süddeutsche als voll der politischen Instinkte der Franzosen; sie sind, wenn Zivilisation Ausgeglichenheit des einzelnen bedeutet, weiter in der Zivilisation; sie sind frei von den Instinkten der Subordination, die den brauchbarsten Deutschen entstellen; sie haben in ihrem Lande weder Gottesgnadentum noch Feudalherrschaft noch Klassenhaß gekannt: warum sollten sie mit diesen Eigenschaften, dem neuen, dem künftigen Deutschland nicht Führer stellen? Das ist in der That nicht undenkbar, denn zu allen diesen Gründen kommt noch der, daß das Elsaß seit dem Kriege keine große Energieregung mehr gekannt hat, daß es also gespart hat. Aber ebenso gewiß ist, daß man diese Führer nicht mehr von der oberen Bourgeoisie erwarten darf, wie man (und ich) bei der literarischen Gestaltung dieses Gedankens getan hat. Die Bourgeoisie ist doch wohl dazu verurteilt, die Führung des Volkes, die sie wie wenige andere einmal besessen hatte, zu verlieren. Die Kräfte, die wirken werden, steigen von unten herauf, aus den Schichten, die durch den Pflug des Eroberers, widerwillig genug, gelockert worden sind, auch die Sozialdemokratie gehört hierher.

Es ist nicht unmöglich, daß man eines Tages, wenn diese Dinge längst Geschichte geworden sind, den Grund für den Stillstand unserer Bourgeoisie darin findet, daß ihr die französische Lebensauffassung und Lebensgestaltung zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind. So unvergleichlich stark der Reiz ist, der von dem, was wir den kultivierten Realismus Frankreichs nannten, und von allen seinen Folgen, als da sind Übersichtlichkeit, Heiterkeit, Wärme und gesunde Farbe, ausgeht — es kommt doch ein Augenblick, wo diese Art, das Dasein zu bewirtschaften, auf Kosten der Lebensäfte selbst geht und von einer anderen Art, die man die deutsche mit ihren angelsächsischen Abarten nennen kann, überholt wird. Die Gefahr des französischen Systems ist der Stillstand, das Ausruhen, die Verkümmernng des Unternehmungsmutes. Was für einen künstlerisch empfindenden Menschen der größte Reiz französischer Städtchen ist, daß sie noch da liegen, wie vor fünfzig Jahren, so klar geordnet, so unerregt und so genügsam, das wird in seinen Augen, sobald er anderen und ebenso wichtigen Gesichtspunkten Einfluß einräumt, zu einem Symbol ihres Schicksals, und man kann nicht sagen, daß er unrecht hat. Und nun ist zudem das Elsaß ein Land, das in der zweiten Generation von seinem Vorbilde getrennt ist und doch nicht das besitzt, was bei den Franzosen den Widerwillen, aufs Unge-
wisse hin Geld und Kräfte zu wagen, einigermaßen ersetzt, nämlich Schwung, Leichtigkeit und die Fähigkeit, wenigstens auf politischen Gebiet und auf dem des Genusses sich frisch zu erhalten. Die Zufuhr dieser Eigenschaften ist unmöglich, denn sie lassen sich nur durch unmittelbare Berührung

gewinnen. So ist die elsässische Bourgeoisie in der Lage dessen, der hilflos zurückgelassen wurde und dem nur übrig bleibt, konservativer als das französische Bürgertum zu sein und ein Opfer seiner Pietät zu werden. Es ist zum guten Teil kleinbürgerlicher Provinzialismus, der einem im Elsaß entgegentritt. Vor ein paar Jahren hat ein Elsässer aus einer Kolmarer Notablenfamilie in einer Pariser Zeitschrift festgestellt, es scheine ihm, daß man schon jetzt einen gewissen Niedergang der Bildung nicht übersehen könne; das Bürgertum sei vollkommen unempfindlich für geistige Angelegenheiten, sein Mangel an Wißbegier noch größer als anderswo. Das ist eine Beobachtung aus dem Inneren der Familien heraus. Wer nach dem öffentlichen Leben beurteilt, wird einen analogen Mangel an ausgesprochenem Charakter finden, einen Mangel an Initiative, aber auch an männlichen Eigenschaften der Ehrlichkeit und des offenen Bisters. Es ist viel Gewundenes im elsässischen Durchschnittscharakter von heute, ein Lavieren, ein Versuchen nach beiden Seiten hin, eine innere Unentschiedenheit.

Was die Zukunft der Bourgeoisie bringt, ob sich genug Außenseiter, Intelligenzen und Willensmenschen erheben werden, um ihr frisches Blut zuzuführen, oder ob sie, von einem gewissen tragischen Schimmer umflossen, dahinsterven wird, das läßt sich schwer voraussagen. Es berührt auch die elsässische Frage nicht mehr, sondern ist nur noch eine der inneren elsässischen Fragen. Denn es gibt keine elsässische Frage im alten Sinne mehr, seitdem der Weg der politischen Autonomie beschritten worden ist — mögen auch im Augenblick französischer Nationalismus und deutscher Chauvinismus fast wilder als je zuvor aufleben und an dem unglücklichen Opfer in der Mitte, den Elsässern, hin- und herzerren. Die schöne Klarheit und Geschlossenheit dieses kleinen Landes ist zerstört, seine Stimmung, die kaum mehr romantisch zu nennen war, so sehr war sie mit Wirklichkeit durchsetzt, muß sich zurückdrängen lassen, die vielen Einwirkungen, die in die elsässische Seele einströmen, werden ein Übergangszeitalter herbeiführen und danach vielleicht ein Stück von der deutschen Vielspältigkeit und Uneinlichkeit auch hierher verpflanzen — aber dieses neue Chaos, gegen das man sich so lange gewehrt hat, ist doch vor allen Dingen Leben und Kampf. Und es ist zu hoffen, daß dieser Kampf durch die elsässische Unsentimentalität eine Färbung annimmt, in der wieder etwas von dem heraufsteigt, wovon schon einmal die Rede war, der französischen Nerve. Etwas Besonderes werden die Elsässer immer bleiben, etwas von dem französischen Erbe wird immer in ihnen nachwirken; das ist nicht nur ihr Recht, sondern auch ihr Vorzug. Man darf, weil die Richtung, die die Entwicklung einschlägt, nicht mehr zweifelhaft ist, doch nicht zu rasch an den endgültigen Sieg denken. Es ist ausgeschlossen, daß die Elsässer sich in der deutschen Kultur von heute auflösen, aber man kann für sicher annehmen, daß die deutsche Kultur von morgen sich in vielem, nicht zum

wenigsten in politischen Anschauungen, ihren Forderungen annähern wird. „Die elsässische Avantgarde wird gleichmäßig aus Enkeln von Altelsässern und Altdeutschen bestehen.“

Neue Epik von Jakob Schaffner

Die Intellektuellen, Roman von Grete Meisel-Hef

Dieser Roman ist vornehmlich ein Werk der Vernunft. Eine Frau will damit einmal Mannesarbeit leisten und fängt es groß und unerbittlich an. Die Herzensangelegenheit im Buch erscheint lehrhaft; sein Stoff ist von Hause aus unherzlich, verstandesmäßig, eben intellektuell, und er glaubt nicht an sich selber; damit habe ich schon sein Problem aufgezeigt. Sein Phänomen ist jene Unterwelt der Halbtalente, der nicht auserwählten Berufenen, der Subalternen im Reich des heiligen Geistes, der Unerlösten. Es ist jene betäubte Schar, die ewig auf den Messias wartet, und ewig mit einem Engel vorlieb nehmen muß. Messias, das ist: die Idee; sie findet und ergreift der Engel Gedanke.

In Christus war die Idee verkörpert, in den Jüngern der Gedanke, die Liebe, der Glaube, die Hoffnung, in jedem Jünger ein Gedanke. Stanislaus Diamant hat ebenfalls einen Engel gesehen; sein Gedanke ist das Schicksal der unehlichen Kinder. Werner sucht den seinen erst; er wird eine Art Mönch, nachdem er einen Blick in die Hölle getan und ihn nicht ausgehalten hat. Der Fürst dieser Hölle ist das Weib; dem andern erscheint es als Morgenstern. Einer wärmt sich abends im Café die Hände an einem Glas Melange, damit sie am andern Morgen willig sind für die Schneeschaukel; nebenher schreibt er vielleicht ein Werk über die Erlösung der Menschheit durch Selbstverleugnung. Es kommt nicht genau darauf an, was für ein Gedanke es ist: es dringt doch keiner zum Leben durch; es kommt nur darauf an, daß ein Café da ist. Das Beste, was dies Reich geben kann, ist der Stoff zu einem Roman. Und das Höchste, was sich daraus formt, ist ein Agitator. Grete Meisel-Hef meint natürlich, Manfred, der Held, der Denker, der Schöne, der Weitgereiste, der Männliche — Manfred sei die Welt, die Summe, die gesammelte Idee, aber er ist nur eine Hypothese, und zwar eine Hypothese des weiblichen Verstandes, der durchs Herz denkt. Schließlich weiß sie richtig nichts mehr mit ihm anzufangen und er kommt bei einem Eisenbahnunglück um, so zufällig, so dumm, so zwecklos, wie man es wünschen mag. Als Christus starb, hinter-

ließ er eine fertige neue Welt; der Held Manfred hinterläßt ein Wrack voll Schiffbrüchiger. Und eine neue Zeitschrift.

Diese Welt ist erst angerufen, noch nicht einmal dargestellt, und vor allem nicht gerichtet. Keine Liebe ist so groß, daß sie eine Gesellschaft von Halbblinden, die den naiven Sehenden das Licht bricht, vor dem Urtheil bewahren kann. Sie sollten demütig sein und den Rücken zu einer ehrlichen Arbeit beugen, und sie gehen umher und beugen das Wort. Sie zersplittern die Idee, sie erfüllen die Gegenwart mit dem Lärm ihrer unmaßgeblichen Meinungen und dem unwillkommenen Rauch ihrer Leiden, die aus Halbheit kommen, und diese Gegenwart sieht vor dem unehrlichen Fuchteln ihrer Hände die große, einfache, dargebotene Hand des einigen und einzigen Gottes nicht mehr. Feig, arm, vertrieben, anmaßend, bitter, blaß, so ziehen sie durch die Vortragsäle und schleichen ihre Broschüren durch die Hände der Leser. Und sie kommen zu Wort, denn sie sind mittelmäßig, mittelmäßig, mittelmäßig! Sie sind überflüssig, und sie sind schädlich. Sie hassen sich selber, und wenn sie an Gott denken, so wird ihr Blick scheu. Sie sollten Schneider, Tischler oder Totengräber sein, aber ihre Unbrauchbarkeit inmitten einer tätigen Zeit hat sie dazu gemacht, was sie sind: die Intellektuellen. Eine Name schlägt ihrer zehntausend tot: Goethe. Noch einer: Christus. Noch einer: Franz von Assisi. Noch einer: Gottfried Keller. Unter einem Schuh Gerhart Hauptmanns haben dreitausend Platz. Wozu also der Lärm? Sie sind wirklich überflüssig.

Es ist das wahrscheinlich unbeabsichtigte Verdienst der Frau Grete Meisel-Hefß, dies gezeigt zu haben. Die Rechtfertigung ist ihr auch in der Synthese nicht gelungen. Vielleicht dringt sie im weiteren Verlauf ihrer Auseinandersetzung zum Gericht durch, nämlich dann, wenn sie zu ihrer Freiheit durchgedrungen ist. Die Freiheit des Weibes ist, unbegrenzt fruchtbar zu sein. Olga Diamant — die Intellektuellen rekrutieren sich zum größten Teil aus dem Judentum! — Olga Diamant soll in einer unwirklichen, tautenhaften Bescheidung ihre Freiheit finden. Sie hat alles verloren, was man verlieren kann, die Jugend, die Heimat, die Hoffnung, den nie besessenen Geliebten dem Geiste nach, der dem Leibe nach mit einer andern Frau einen Knaben zeugte und dann eben bei jenem Eisenbahnunglück zugrunde ging. Die Freude nun, daß dieses Kind geboren ist, und der Gedanke an die einsame Urne im weißen Stein bewirken ein Gefühl der endlichen Freiheit in ihr. Aber die Mutter des Kindes ist doch noch da! Ist das eine Freiheit, Tante zu sein, und zur Abwechslung Grabsteinengel? Nein, es ist ein Mangel, der sich herausgestellt hat, bei der Gestalt und bei der Gestalterin. Weiß Frau Meisel-Hefß, daß die dichterisch wertvollste Episode ihres Buches die lächelnd verdorbene Autofahrt der Frau Edda mit dem langen Amerikaner ist? Sie wirds nicht zugeben wollen.

Aber ich erinnere sie an Goethes Wort von der Theorie. Wenn sie ihre große Kraft ins offene Leben trägt, kann sie Erfolge haben, über die sie sich wundert.

Das Buch des Lappen Zuri

Im Verlag Rütten und Loening erscheint eine seltene Publikation, die der Gefahr, übersehen zu werden, schon eine Karawanenreise voraus ist. Eine dänische Malerin hat bei der Geburt des Buches Hebammendienste geleistet, aber es ist geboren aus Zuri dem Jäger und Junggesellen, der von sich spricht: „Ich bin ein Lappe, der sich mit aller Lappenarbeit abgegeben hat, und ich kenne alle Verhältnisse der Lappen.“ Das ist ein Erzväterwort; wer darf es bei uns sprechen? Das Buch ist dreimal von Bedeutung, erstens ethnographisch, zweitens politisch, und dritten ästhetisch. Wer schreibt bei uns solche Bücher?

Das Ethnographische tritt in der vollen Volks- und Lebensbreite auf, entschieden, naiv, männlich, kenntnisreich, abergläubisch, scharfsichtig, warmherzig. Das Renntier, die Käte, der Wolf, Weib und Kind, Geburt und Tod, Frühlings- und Herbstzug, Sommer und Winter, Land und Leute, Freund und Feind, alles steht würdig und auf weltmännische Weise kenntlich gemacht da. Das Werk ersetzt zwanzig Professorenkonvente und bedeutet eine Literatur für sich.

Das politische Interesse erklärt Zuri selber. „Ich habe verstanden, daß die Regierung von Schweden uns soviel helfen will, als sie kann; aber sie bekommen nicht die richtige Auffassung von unserm Leben und unsrer Lage, weil der Lappe das nicht richtig so erklären kann, wie es ist. Wenn der Lappe in einen geschlossenen Raum kommt, dann versteht er nicht viel, wenn der Wind ihm nicht in die Nase wehen kann. Aber wenn der Lappe auf hohen Bergen ist, dann hat er einen ganz klaren Verstand, und wenn da oben ein Versammlungsort wäre, dann könnte der Lappe ganz gut seine eigenen Sachen erklären. Ich habe gedacht, daß es das beste sein würde, wenn da so ein Buch wäre — —“ Nun, das Buch ist also, und zwar ein für allemal, ganz so, wie es sich Zuri dachte.

Das Ästhetische ist ursprünglich und gibt zu denken. Ich wollte, daß jeder Dichter, jeder Schriftsteller und jeder Intellektuelle das Buch aufmerksam und ehrlich läse. Der Dichter fände sich im Guten bestätigt und im zeitgemäßen Schlechten korrigiert; der Schriftsteller sähe sich zur Bescheidenheit gewiesen; er ginge hin und weinte bitterlich, und dann suchte er eine natürliche Wirksamkeit; der Intellektuelle ergriffe den Strick des Ischariot, denn er lebt das Leben des Ischariot, und befreie die Welt von seinem Argerniß. Leider wird das Buch diese schöne und ordnende Wirkung nicht haben, aber man soll es trotzdem mit Hingebung und offenen Augen lesen. Es

stellt in einer verrückten Zeit die anererschaffene Schönheit der Sache wieder her. Es zeigt, daß man nur ein starkes Objekt würdig auszusprechen hat, so entsteht Kunstwirkung. Es lehrt, daß es nicht auf Stillkunststücke ankommt, nicht auf artistische „Entwicklungen“, sondern auf die Bildung der Persönlichkeit, die auf Ernst, Bescheidenheit und Weltfrömmigkeit beruht. Sogleich werden wir aber ein paar Unberufene am Werk sehen, die Turistil kopieren. Wir habens ja schon gehört: „Die Bibel der Lappen“. So fängt aller Unfug an. Muß ein Schlagwort blödsinnig sein? Ja, damit die Narren und Wichte darauf hereinsfallen.

Die Bestimmung der Roheit, Roman von Albert Steffen

Die Bestimmung der Roheit ist, die Güte und Schönheit im Leben zu vermehren. Wenn mich jemand roh behandelt, so kann ich ihm verzeihen; aber das ist noch nicht alles; ich kann den erlittenen Schmerz als Anlaß benutzen, von nun an die Tugenden der Liebe, des Verstehens, der Menschentreue, der Hilfsbereitschaft zu üben. Der Mechanist wird sagen, das sei eine ganz zufällige Folge der Roheit im zarten Gemüt, und wird von einem System nichts wissen wollen. Der Idealist sieht ein System Gottes darin und die Welt blickt ihm wieder versöhnt. Der Idealist hat recht, und mit ihm haben alle Heiligen, Märtyrer und Propheten und hat der ganze Himmel recht.

Dieser Roman ist das merkwürdigste Buch, das jemals von einem Schweizer geschrieben wurde. Es ist die reinste und frömmste Reaktion auf eine unreine und unfromme Zeit, und zugleich ein Merkmal dafür, daß sich in der schweizerischen Psyche eine Veränderung vollzieht. Man weiß im Reich eigentlich nichts über die Schweiz; man weiß bloß von schweizerischen Sommerfrischen und von schweizerischer Grobheit. Man weiß diese Dinge, wie man überhaupt Bildung „weiß“, oberflächlich, schlagwortmäßig, ahnungslos. Einmal waren die Schweizer weltberühmte Haudegen, Materialisten vom reinsten Wasser, Verschwender und Allerweltskerle. Diesen politischen Materialismus löste nach allerlei Umwegen ein philosophisch-pädagogisch-dichterischer Realismus ab; er ist belegt mit Namen wie Pestalozzi, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller. Das zwanzigste Jahrhundert bringt uns den Idealismus, die reine, losgelöste und zur höchsten Idee gewendete Weltempfindung. Sie ist unschweizerisch der Tradition, aber unvermeidlich der Entwicklung nach. Vor Jahrhunderten stand uns die Welt offen; da waren wir mit Recht Materialisten. Die Welt wurde uns allmählich durch die Großmächte zugemauert; wir verloren die Wege ans Meer; wir mußten uns als Binnenstaat mit verkürzten Mitteln befestigen und einrichten. Dazu tat uns ein gesunder, helläugiger Realismus not. Nun ist auch diese Arbeit soweit getan. Die nächsten politischen

Geschäfte größeren Stils, die unser warten, sind heikel und eilen uns nicht; innen kann es sich immer nur um kleine Verschiebungen zwischen den Parteien handeln; der Zweck ist das Gleichgewicht. Dabei wird Kraft überschüssig. Sehnsuchten entbinden sich. Die Zeit ist für den Idealismus reif.

Albert Steffens Buch ist eine ganze, vollkommene Seele und ein unvollkommener Roman. Alles Große daran ist richtig, das Ganze unumstößlich, heilig, ergreifend, alles einzelne in der Richtung zu Gott verschoben, von unten gesehen sich selbst entfremdet, von oben betrachtet sinnvoll, schön, harmonisch, seiner selbst gewiß. Als irdisches Phänomen wirkt die Erscheinung beklemmend, beunruhigend, weckend; zurückweisend, wo dumpfe Sinne oder unreine Hände sich nähern; einladend und tröstlich, wo Leid, Schuld und Sehnsucht ist. Da reißt ein Dichter zum Mund Gottes, in dessen er sich als Gestalt auflöst. Aber er darf sich nicht auflösen; Buddha blieb mit seinem Leib zusammen; er wußte, warum. Im entkörpernten Raum tönt das Wort nicht mehr, und es soll doch gehört, gesehen und begriffen werden. Hier muß sich eine kostbare Seele Gewalt antun und um ihrer Botschaft willen einen Leib hervorbringen; vorher nämlich kann auch für sie von keiner Erlösung die Rede sein. Wie gehen die Propheten durch die Welt? Handelnd! Sich selbst darstellend! Körper zwischen Körpern!

Es ist richtig: eine Gestalt, wie die Dulderin Sophie, einen Wandel, wie den, welchen sie durch Erniedrigungen und Entfagungen ihrer Verklärung entgegengeht, hat die Welt nicht oft gesehen; die Welt wäre besser, als sie ist, wenn solche Opfer häufiger gefeiert würden. Eine der schönsten Episoden in den Evangelien ist der Gang der Frauen nach dem Grab des Herrn; dieser Gang ist viel zu singulär und viel zu historisch. Sophie, die Dulderin, hat den Weg für ihre Schwestern wieder aufgefunden; sie geht ihn still und tief sinnig, ohne zurückzusehen, wer ihr folgen will. Es sind an diesem Weg Stationen von bemerkenswerter Entrücktheit. Es begegnen ergreifend wahre Worte, unvergeßliche Situationen, die traumhaftesten Wirklichkeiten, Erkenntnisse von kindlichstem Scharfsinn, und über dem Geschehen schwebt ein Geist, dessen Name Selbstvergessenheit ist und in dessen Kopf Augen glühen, die den nicht wieder loslassen, der einmal hinein blickte. „Liebe ich dich weniger, wenn ich mit dem Fuß am Haken ziehe?“ (Damit das Gas ausströmt und zwei Mädchen von ihrem allerseitsamsten Leid erlöst.) Das ist ein Vorgang, der wirklich nicht in der Zeitung zu lesen ist, sondern allein bei einem entrückten Dichter geschehen kann.

Unvergessene Menschen, Roman von Elisabeth Siewert

Um damit anzufangen: dies Buch hat eine geheime Schwäche, die eine öffentliche Kraft wird. Das fängt gleich mit dem Titel an. Jeder gute Roman kann so heißen: unvergessene Menschen. Der Titel ist eine Ver-

sicherung beim Allgemeinen. Alle Figuren des Romans sind in der allgemeinen Versicherung affektiert; das macht sie — und jetzt kommt die Kraft — zu typischen Erscheinungen. Im ganzen Roman steht kein schiefer Zug, keine übergespannte Gewolltheit, kein gewagter Streich. Alles geht gerade, wahrscheinlich, bekant und brauchbar seines Weges. Es ist keine Spur da von jenem Schreck, den das durch die Selbstvernichtung gegangene Genie in seinem Werk hinterläßt. Es ist gutes, klares, harmonisches Werk, warmblütiges Walten in schönen und ernsten Dingen, mütterliche Gesundheit und temperamentvolles Menschentum von der idealen Kategorie. Die moderne Literatur, die auf den Ausdruck der Persönlichkeit gestellt ist, vielfach auf Kosten des Wertes, hat nichts dergleichen; ähnliches finden wir nur bei den Romantikern. Aber diese Dichterin, um ihr den richtigen Titel zu geben, ist ein so realer, scharfsichtiger Mensch, ein so kluger und wissender Künstler, daß sie gleich wieder eine kilometerbreite Kluft von der alten Romantik trennt. Sie ist eine Frau; das ist des Rätsels Knüpfung und Lösung. Die unvergessenen Menschen sind ein typischer Frauenroman, ganz Natur, ganz Ordnung, ganz Wohlgefälligkeit, auch im Elend und Tod. Was die Frau im letzten Jahrhundert gelernt hat, erscheint hier in der Synthese. Sie hat nicht wenig gelernt und die Synthese enthält eine neue Welt, aber nicht abermals nach der Welt orientiert, wie das Werk des Mannes, sondern nach dem fortgeschrittenen Haus, der weiter gebrachten Familie.

Daher treten alle Affekte gereinigt auf, nach idealen Motiven korrigiert, im Gegensatz zu Steffen wahr im Einzelnen, unwirklich im Ganzen. Nie klingt eine Welt so wohlherzogen zusammen; nie bricht das Schicksal so schön und edel in eine Schafhürde ein. Diese Magdalene ist für einen Mann bis zur Unerträglichkeit brav, klug, fest, tüchtig, beschränkt und hellichtig. Ich sage mir fortwährend im Lauf der Lektüre: „Es muß ihr noch erheblich dreckig gehen! Diese unvernünftige, kostenlose Vollkommenheit muß zusammenbrechen und das schreiende Herz muß an den Tag.“ Aber es bricht nichts zusammen, kein schreiendes Herz kommt an den Tag. Man hört einmal einen unebenen Ton; das ist alles. Elisabeth Siewert ist fest entschlossen, den Mann zu besiegen, und sie besiegt ihn, um ihn nachher zu lieben. Der Mann treibt sich ein Eisen zwischen die Rippen; er geht bankrott vor der Herrlichkeit des Weibes. Darauf tritt das Weib neugeboren auf den Plan, pflegt und triumphiert, unmotiviert, wie die Natur, unwiderstehlich, souverän und bei allem Mutterwitz und aller Schulweisheit im letzten Grund dumm, wie die Natur. Der Sieg wird ihm gegeben durch ein rein äußerliches Mittel; aber auch das ist typisch; das Weib siegt immer durch äußerliche Mittel. Wenn sein Wisz zu Ende ist, so stellt es dem Mann ein Wein. Elisabeth Siewert hat recht, Margarete Eckard hat recht, und ich habe

recht, wenn ich mich nicht betrügen lasse. (Auch die Emanzipation ist nur ein neuer Vorwand, dem Mann ein Bein zu stellen. Ich bin nicht liberal; ich halte auf meinen aufrechten Standpunkt.)

Ich protestiere auch gegen diesen „Mann“, den Leutnant Pannwitz. Merkt man, wie typisch der Name gewählt ist? Sie ist eine ganz geriebene Person, diese Elisabeth Siewert. Und so ist auch der Leutnant selber, typisch bis in die Knochen hinein; nur Männchen; nur Liebesbrunst, und dann noch mit Gott für König und Vaterland. Aber — ich protestiere nur in meinem eigenen Namen. Elisabeth Siewert hat recht: das ist wirklich der Mann, wie er herdenweise umgeht und auf hohen Stufen glänzt, und er hat wirklich nichts Besseres zu tun, als sich in seinen Trieben von Magdalena demütigen und dann lieben zu lassen, und endlich fürs Ganze zu sterben, aus dem er soviel Freuden zog.

Vielleicht darf ich in meinem eigenen Namen noch sagen, daß ichs von ganzem Herzen mit der Thekla halte. Diese Mischung aus Unglück, Neigung zur Lasterhaftigkeit, Luxus und Hochsinn ist recht nach meinem Geschmack. Siewert gibt dieser schillernden Dame und dem an der Liebe zur ihr frühgebrochenen Gymnasiasten durch die unentwegte Tüchtigkeit der Magdalena fleißig unrecht; aber wie sollte man eine Welt aushalten, in der es nur Magdalenen und keine Theklas gäbe. Doch schließlich erobert die Dichterin ihr eigenes Herz für diesen prächtigen Menschen, und gibt ihm einen Diplomaten zum Mann. Ehrlich: ich hatte sie im Verdacht der bürgerlichen Denkungsart, und das wäre an einem Künstler unausstehlich; aber sie hat sich, wenn nicht ganz gereinigt, so doch für diesmal gerettet. Und so soll man diesen schönen, eigenartigen, fraulich starken Roman nur lesen; er wird vielen wohlthun, und nur wenige Unversöhnliche werden einsam, aber vernehmlich protestieren. Bei Philippi sehen wir uns wieder!

Die Dalcrozieme

von Oskar Wie

Die Dalcrozieme hat sich aus den „Neuen Gemeinschaften“ entwickelt. Sie hat nicht mehr die unbestimmte Sehnsucht nach „irgendeinem“ Glück, das irgendwo auf sie wartet, aus irgendeinem Garten der Vorstadt sie anblickt und in irgendeinem Vers irgend eines armen Lyrikers eingeschlossen ist, sondern sie hat eine ganz bestimmte Richtung ihrer Wünsche: die rhythmische Erziehung. Sie hat Zeit und weiß mit dieser nichts Besseres anzufangen, als sie rhythmisch einzuteilen, den Rhythmus ihrem Körper zu

geben, den sie liebt, und ihn mit der Musik zu verbinden, der sie sich schwärmerisch hingibt. O Wonne des Rhythmus, der uns lehrt das Individuum zu ordnen, das Soziale zu organisieren, die wahre Kunst des Lebens zu finden und die sonnige Heiterkeit wieder zu genießen, die dem materialistischen Zeitalter verloren ging. Die Weltanschauung des Rhythmus ist die stärkste Reaktion gegen den Naturalismus, die wir erlebten. Fort, grausame Wirklichkeit und tempoloses Jagen — die Welten, Körper, Seelen werden in Takte geteilt, wir baden im Licht, wir hassen die Bühne, wir hassen Ehe, Zwang, Geschlecht, hassen alles Dargestellte, Gebundene, Beleuchtete und Scheinvolle, nackt ist unser Sinn und olympisch unsere Bewegung, Griechen sind wir der kommenden Welt. Hellerau ist unser Wallfahrtsort. Helle Au, wonnige Wiese und Leben in Licht und Maß.

Schwächlich ist die Dalcroziene von Natur und schmiegsam von Geist. Aber sie will es nicht wahr haben, und gibt alle Schmiegsamkeit ihrem Körper, der schlank und federnd unter transparenten Sezeffionskleidchen seine tänzerischen Qualitäten verrät, und setzt eine gute Portion Eigensinn in ihren Kopf, der sie selbständig, gerade gewachsen, fest determiniert erscheinen läßt, mit schrecklich bestimmten Ansichten und furchtbar unbeugsamem Willen. Sie leuchtet mit den Augen in der frischen Luft, wie im Bade; wie im Bade läßt sie ihre Haut bräunen und markiert die Gesundheit. Stundenlang übt sie im schwarzen Trikot, begeisterter als die Berlinerinnen vom Tennis, sie übt und badet Luft und übt und solfeggiert und lernt Harmonie und hat so arg viel zu tun. Die Sprachen aber sind ihr angewachsen. Denn sie stammt gleichzeitig aus Frankreich, England und Deutschland, die sich in Dresden treffen. Sie sagt: in den Dalcrozeübungen ist der dumme deutsche Turnunterricht durch englischen Sport und französische Grazie veredelt. Wißt ihr noch, wie man früher in die Tanzstunde ging? Gymnastik nebenbei lernte? Diese Tanzstunde war ein Kind des Rokoko, ein fossiles Überbleibsel galanter Zeiten, die dem Menschen das Tanzen beibrachten. Wir schenken es den Menschen. Wir sind eine soziale Institution. Wir gleichen die innern Tempoverchiedenheiten der Menschen aneinander aus. Wir üben mit uns, für uns, für alle. Große Essayisten sagen, daß von uns ein neues Licht ausgehe.

Und sie übt, in dünnem farbigen Kleidchen, oder im schwarzen Trikot mit den Männern im schwarzen Trikot, den Männern, die alle wie Moissi aussehen. Sie stellen und laufen vier Viertel und alle Halben und alle Sechszehntel, langsamer und schneller, nach der Klaviermusik, mit den Beinen und mit den Armen, und sie gehen zu Synkopen über und gemischten Takten und konträren Takten, rechts vier, links drei, sogar Siebenertakte wie in der russischen Musik, und dann übersetzen sie eine Melodie in Schritte und Bewegungen oder erfinden eine Schrittgruppe, die der Lehrer in Musik übersetzt, oder

singen gleichzeitig seine Melodie in Solfeggien mit, was den musikalischen Treffer übt, oder bewegen sich zeitweise nur in Gedanken oder kontrapunktieren die Rhythmik aufeinander folgender Takte, was das rhythmische Gedächtnis übt, und dann arbeiten sie gruppenweise in verschiedener Agogik, aber gleicher Dynamik, oder umgekehrt — sie fühlen sich wie neue Menschen, es erfrischt und belebt sie und schon merken sie, wie diese Sicherheit der Bewegung in ihre Seele einzieht. Schönheit? Sie ist ein Zufall der Natur, aber was wir hier arbeiten, ist Werk des Menschen. Religion? Sie ist besetzt, doch unser ist der neue Glaube, der Glaube an die ordnende Form. Seht durch unsere Malerei, wie sie wieder den neuen Stil suchen, den neuen Akt, das Menschentörpergesetz, den Organismus des Werdens, das große Dekorative, was das große Monumentale ist, die Erscheinung in Kraft und Ewigkeit. Seht, die eine Hälfte unserer Dresdener Ausstellung ist törichte Wirklichkeitsfurcht, die andere ist wahre Monumentalkunst, Ideal und Reinheit, mächtig und stark an der großen Wand, ohne Rahmenillusion. So sind wir. Wir sind der lebendig gewordene Stil, der bewegte Hodler. Sind nicht Hodlers Kostüme die unseren, seine Feierlichkeit unser Glaube, sein Tanz unsere Körper, seine Berge unsere innere Landschaft? Seine Schönheit diese unsere neue Seelentörperschönheit? Macht mehr Musik!

Du arme kleine Dalcroziene, was muß dir am Leben fehlen, daß du solche schwärmerischen Ergüsse in den Pausen der ermüdenden Übungen — ja, nun bist du müde, nun wirst du in ein Bad müssen, in ein Sanatorium, dich zu erholen, damit dein Leben nicht anakolutisch bleibe. Wenn Hellerau vorbei ist, natürlich. Denn alle Sinne richten sich nun nach Hellerau, das die Erfüllung ist, wie Mekka für die Moslim, und Jerusalem für die Kreuzzügler, und Berlin für die Wiener Dichter, und Bayreuth für die Theater, und hohe Alpenwege für mich. Zitternden Herzens kommt man nach Hellerau. Wie schrieb Oskar Wie, der bestlebende Kenner des Tanzes? „Hier ist ein Gedanke zur Tat geworden.“ Zweifellos ist er es, nur fehlen die Mittel. Aber die Feiertagsstimmung wischt die Berechnungen weg. Auf diesem weiten Platze stehen! Da die Sonne ihre Körper ruft! Rings die Hallen mit den Häuschen der Pensionäre, und die Anstaltsgebäude, und der Saal in der Mitte, Tessenows Meisterbau, schlanke Pfeilerfront und das Dalcrozeauge darüber (eine S-Linie im Kreis), welcher weite Komplex ist das, eines Klosters des Körpers, einer hohen Schule des Tanzes! Stil, Form, Symmetrie, Gleichmaß, die Frömmigkeit des Nüchternen und die Religion der Hygiene: es fehlen die Mittel, wie sie bei jeder guten Sache zuerst fehlten. Dann kommt die Mode, bringt die Mittel und zerstört die Sache. Gute Sachen müssen arm sein. Strupellos schweift das Auge über diese schöne Anlage, hell und hoch, ein neuer Tempel über der neuen

Gartenstadt und den neuen Menschen. Dann tritt man in den Saal und ist überrascht. Man sieht im Licht, das von Tausenden elektrischer Flammen hinter weißen Leinwänden unsichtbar besorgt wird und sichtbar nur im Reflex um uns schwebt, wie diffuse Sonne. Es kann wie das Material einer Kunst variiert werden, als Morgen, Mittag, Abend, Nacht, als Sonnenaufgang, Himmel, Schattenwerfer, Erdöffner, als Frühling, Tanz, Rache, Liebe, Sehnsucht, Erfüllung und als Causerie. Es begleitet wie Musik und mit der Musik die Körper und Massen. Keine Bühne ist da, nur Treppenaufbauten, keine Rampe, keine Scheidung, und das Orchester sieht man nicht. Darstellende und Publikum sind endlich eine Einheit geworden. Ein Stück Reinhardt ist zu Ende gedacht. Und die Dalcrozienne strahlt von sozialer Modernität.

Jetzt beginnen die Übungen, in Hunderten von Trikotexemplaren. Das wirkt mit einem schlagenden Parallelismus. Der einzelne ist ein Schüler, die Masse ein Element. Alle scheinen sie klein gegen den betrachteten Dalcroze, der sie vom Klavier aus an seinen Fäden zieht. Man fühlt, wie sie ihm gern gehorchen. Der Regattastolz wird zu einem Sonntagsvergügen, wenn es in die Kinderspiele geht. Die Kinder als Pferd laufen zwei Sechzehntel, wenn der Erwachsene als Kutscher ein Achtel macht, Pausen füllen sie mit Scharren im Takt und Bäumen des Körpers, dann geht es in der Multiplikation des Rhythmus so weiter. Das ist so reizend und lehrreich, daß man die ganze Welt in solche Kindertaktspiele auflösen möchte, Militäre, Schriftsteller, Gelehrte, Beamte und Abgeordnete, und ich ertappe mich auf einer eigenen Weltanschauung, die ich der Dalcrozienne nicht verrate. Doch nun wächst es ins Große. Menschen irren auf einer Fläche, sehen vor und zurück, drängen, weichen, strecken die Arme, knäueln sich, zerstreuen sich, zum Teil die Musik solfeggierend, also textlos ihre Intervalle singend, Beziehungen von Körpern und Tönen nach Takt: bald ist es ein Suchen (nach Glück, sagt das Programm), bald ein Streben (nach Licht, sagt der Elektrizitätsspieler), ein Sursum, eine Rache, ein Krieg, ein Mädchenreigen, — was es auch sei, es sind Bewegungen von Takt, Körpern, Tönen, Lichtern, die zusammen eine seltsame Vision idealer Formen darstellen, etwas technisch Erhöhtes, was Poesie in sich hat, etwas Unwirkliches, was die Dynamik aller Dinge auf plastische Musik bringt: eine eigensinnige Monumentalität und entschlossene Abstraktion, die mir gefällt. Man überträgt es auf gegebene Kompositionen: auf Glucks Furienszene im Orpheus, auf Mendelssohns E-Mollfuge, auch auf Bach. Bei Gluck ist es als stilbildend annehmbar und man vermißt unter dieser absoluten Linie die Realität am wenigsten. Bei Mendelssohn war es in Einleitung, Stimmführung, Steigerung, Choralsammlung, Abgang so stark und reich durchgeführt, daß es das geschriebene Bild der Musik vor dem lebhaftigen

vergesen ließ. Bei Bach war es eine Geschmacklosigkeit, Umbildung und Blamage. Bach ist so geistig, daß er jede Versinnlichung unmöglich macht. Die Übersetzung seines Wesens in Körpermelodie ist Sünde. In diesem Augenblick machte er die ganze Dalcrozierie lächerlich.

Die Dalcrozienne, gläubig in Absurdum, schlendert mit entzückenden schwebenden Schritten in den Pausen durch die Hallen, Arm in Arm mit den Freundinnen. Rote japanische Lampions geben ein leichtes schöngeistiges Licht in die blaue Nacht. Man kauft sich für einen rhythmischen Einheitspreis ein allerliebstes Abendbrotkästchen, in dem, durch eine Dalcrozieserviette getrennt, auf der einen Seite diverse belegte Bröckchen, auf der anderen Konfekt und bastgebundenes Obst liegen — Limonade ad libitum. Mit den Körbchen gehen sie und disputieren. Der Outsider, der den gemimten Bach ablehnt, wird von oben nach unten angeblickt. Er blickt die Mädchen von unten nach oben an, die er heut früh in den Trikotübungen sah und nun gesellschaftlich wiederentdeckt. Sie reizen ihn. Sie finden gewisse Pantomimen von unendlicher Dauer mit Dalcroziescher Musik himmlisch. Er lächelt. Er nennt dieses Ausdrucksgetue blaustrümpfig, die Musik weichlich, schlecht, sogar unrythmisch und die Darstellung dilettantisch, den Inhalt kitschig und beginnt zu dozieren, wie auf dem Grunde dieses Formalismus — da starrt ihn die Dalcrozienne an. „Ich will Ihnen,“ fährt er fort, „etwas erzählen. Ich hatte eine Klavierschülerin, die durchaus unrythmisch spielte. Müde der ewigen Mißerfolge, riet ich ihr einen Kursus bei Dalcroze zu nehmen. Sie antwortete mir, daß sie jahrelange Schülerin von ihm sei.“ Blicke des Auges ging die Dalcrozienne von dannen und murmelte: „Prolet!“

Sie hatte später eine sehr unrythmische Leidenschaft und heiratete. Sie abonnierte sich auf den „Rhythmus“ und gedachte noch manchmal der alten Zeiten, da sie geglaubt hatte, in der Dalcrozieschule Haltung der Seele zu lernen. Technik, ja das war es wohl. Kunst — nein. Leben — kaum. Und doch, es war etwas, irgend etwas Unerfülltes, irgendwo in einem Garten da draußen. Eine feine Ironie umspielte ihre Augen bei der Lektüre. Da trat ihr Mann ein, sie flog auf ihn zu und küßte ihn besinnungslos.

Lauchstädt

von Alfred Kerr

I.

Das Weib ist auf Erden der Schmutz. Verwirrung und Unglück. Die Beste bleibt, welche den Männerich nicht stört. Etwas in dieser Art singt aus „Gabriel Schillings Flucht“. Früher als der Plutarch (den Hauptmann anruft,) fand Schelómoh, daß sie „bitter“ sei — nachdem er gefunden: „Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter; Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufen, mit Rosen umsteckt.“ Gab hier der Bierziger Gerhart eine Anwandlung? oder einen Standpunkt? (auch Standpunkte sind Anwandlungen) . . . Er gab vor allem ein Seestück.

II.

Ein Seestück; erfüllt und gefühlt; witternd und äugend. Eher was Liebes und Schimmerndes . . . als etwas von der groß geierhaften Furchbarkeit klippigerer Küsten in Westnordwesteuropa mit wildem Gestein, Donner, Pranken-Urmacht. Einen deutschen Ableger des wüsteren Weltwassers. Nirgends im jüngeren Drama tastet man so den Meererglanz, das Salzglück, das Geleucht . . . und etwas Gefriedetes im Wild-Verdächtigen.
Ein Seestück aus Deutschland.

III.

Es gibt einen starken Punkt, für mich, in diesem Schauspiel . . . an tief Erkanntem und (technisch genommen) an blißhaft Einschlagendem.

. . . : wenn die Gattin des todkranken Gabriel vor der Zimmertür steht; heulend und anschmeißig; auf ihr Herz und auf Geschriebenes pochend; ein klebriges Scheusal erworbenen Rechtes, litaneiender Familienschaft; wenn sie ahnt, ihr Vordringen im Kampf mit der Ehezerbrecherin, Hanna, könnte Gabriels Tod bewirken; und wenn sie doch, doch, doch vorgeht und schreit: „Gabriel!“

Das ist es.

Hier liegt alles, was für und wider so ein Wesen spricht. Jammer und Schuld. Verzeihliches und Ekelhaftes. Eine komitragische Welt öffnet sich im Schrei dieses Augenblicks, dieses Menschenkreuzwegs, dieser Daseinsfippe, dieses Sichentblößens — „Gabriel!!!“

Hier war die erleuchtendste Sekunde des Werks.

. . . Dann sind mir wertvoll allerhand Zwischenstimmungen; wie sie kein Zweiter geben kann. Ein halbes Sichwandeln der Menschen, in ihren Beziehungen. Daß die Russojudäerin etwa, dem teutonischen Bildhauer verhaft, für ein Minutenviertel am Schluß verbundener zu ihm steht, wie im

Vorüberschwirren aller Erdenreste . . . Oder die Art, wie der verlässlich liebende Bildhauer sich einem zwischendurch auftauchenden Geschöpf in schnuppernd entgleitender Regung zuwendet. Mit kaum festhaltebaren Unterströmungen. . . Oder Sachte-drohendes in dem peinlichen Launenwechsel halbgesellschaftlichen Zusammenseins, bei verschieden gespannten Seelentrommeln. Ersten Ranges. Bis zum Bestremden wahr.

Doch vor allem etwas . . . wie soll man es rufen? Das Stück ist von Hauptmann; rein und voll. Das ist es. Etwas darin, das um die Menschen schwebt; nicht Sache des Könnens, nicht des Erlembaren. Berührungen einer noch in der Schwäche gnadenhaltigen Wesenheit. Anders wäre es nicht auszudrücken.

Schlimme Punkte zwischendurch in diesem ungereiften Entwurf. (Wie er, seit Jahr und Tag, zweite Fassungen gibt statt letzter Fassungen.) Etwan: ein Gleichnis von Tieren, die ins Licht fliegen. . . . Was man Schlechteren höhnisch vermerkte.

Das ganze Stück ist mir, außerhalb der Luftgestuftheit, nicht wertvoll. Inhalte des Menschen in der Mitte haben für meinen Anteil kaum Bedeutung. Dennoch weiß man am Schluß einer brachen Arbeit, wer sie geschrieben. Blut und Hand eines Besonderlichen.

IV.

Mich beschäftigt Hauptmann von Herzen — Gabriel gar nicht. Gut, daß er alle wird. Schlappschwanz. Zuckerleidende gibt es auch mehr. Verkluderte noch mehr. Und was die Art seines Sterbens . . .

Bei jedem Menschen ist zwar darin Feierliches, auch bei einem bankrotten. Aber die Wirkung fällt beinahe weg: weil man ihn von zu wenig Seiten kannte, wenn er verlischt. (Es bedarf — nie findet sich ein anderer Ausdruck dafür — des Einlegens von Sonderzügen). Menschendämmerung . . . ja. Aber man ist nicht erschüttert — (weil Hauptmann das Urbild, den Kunstkritiker und Maler Schmidt, vielleicht besser gekannt hat, als die Leute den Gabriel kennen lernen).

Das Letzte kommt nicht.

V.

Entwurf. Allerhand im groben. Ein glückliches Paar gegen das unglückliche Paar gestellt. Hier Bildhauer und Musikerin — dort Gabriel mit Hanna Elias. Recht paradeigmatisch. Vorn die zwei Lichten — „uns kann keiner!“ (So schroff nicht ganz; aber drei Viertel davon sind wahr.)

VI.

Sie verderbende Hanna Elias; ein ebräisch Weib. Maßgebendes für die Gattung birgt sie nicht.

Ich glaube, daß eine Jüdin, — außer wenn sie von Grillparzer kommt oder als Barczinowski'n von Sudermann — eher die Art hat einen Menschen empor= als ihn zugrundezurichten. Das . . . wie sagt man . . . Dämonische der Jüdin ist ein Wahn wie das Unsolide der Französin. (En France, la femme travaille).

Maßgebend ist sie nicht. Eine Jüdin trägt häufig zwei Gegensätze dieser Welt zu adeliger Hochzeit umschlungen: Verstand und Leidenschaft. Eine Jüdin ist zwar manchmal eine eitle Pute (der man den Hintern versohlen muß, bis er Tomatenglanz kriegt).

Aber im wesentlichen ein besser nie zu wünschendes, durchleuchtetes, mutvolles, denkfähiges, schmiegsames und kraftgewaltiges Wunder mit schönen Augen, welches eigenhändig GOTT, Adonai Elohenu, geschaffen hat und hingesandt und eingeseßt. Ecco.

Maßgebend ist Hanna nicht für die Gattung.

Wäre die Hanna wirklich eine Jüdin: dann hat Herr Gabriel Schwachmattikus Schilling in anderthalb Jahren Leinwände vor sich gebracht — (zudem eine Ausstellung bei Cassirer und eine Besprechung in der Neuen Rundschau.) Nicht ruhen noch rasten wird sie und zwischendurch sagen: „Sei stolz; du bist ja du; weißt du das? . . .“ Sie wird ihm sagen: „Verblute dich nicht, bleib am Leben . . .“ Und wenn es sein muß, wird sie doch sagen: „Stirb; fahr wohl; hier ist ein Anlaß. Stirb für die Wahrheit, stirb für die Welt, — — aber nicht wegen ä Bildche! Du mein Schatz und du mein Sohn“ . . . wird sie sagen. Und die Jungfrau von Orleans ist ein Dienstmädel gegen sie.

VII.

Mirjam hat jene Mutter der Mütter geheißen, die Mutter des Heilands bochers — die ihr verplattet habt in ein Marienchentum; und makkaronisiert zur „Maria“ . . . Mirjam hat sie geheißen. Tief und voll und für den Stern, auf dem wir sitzen, ein Urbild.)

VIII.

Etwas paradeigmatisch, die Gegenüberstellung der zwei Frauen. Die blonde trägt schon den fröhlich=erfrischenden Namen „Heil“. Sie wird Schusterchen genannt; und lieft halt immer die Droste. Tätig; geigt beflissen. „Bedürfnislos und zufrieden.“ Und von „frischer gesunder Leidenschaftlichkeit.“ Als von Griechenland gesprochen wird, ist ihr erster Gedanke, sich vor der Königin hören zu lassen, — (diesen Gedanken müßte von Rechts wegen die andre haben . . . aber nein: Königin? Die Blonde hat ihn!.) Sie läßt ihrem Wildhauer, dem Professor, die Zügel wie er mag; nicht ohne Weh zu haben, doch ohne Weh zu äußern; so taktvoll ist

sie. In Wahrheit gibt das eine liebe Mischung — ist aber Fräulein Heil, Schusterchen, ein Wunschbild für Hauptmann? Die Frau, die alles wie gottgewollt hinnimmt, still ihr Brot verdient, sich duckt in vollem Quietismus (etwas von Gustav Freytag lebt in ihr und im Bildhauer) — ist sie für Hauptmann ein Wunschbild?

Gegenüber von Fräulein Heil steht . . . die Here. Sie (ihrerseits) verstellte sich; kriegt Nasenbluten Wochen lang auf Bedarf; wendet mulmige Mittel an; lügt schrankenlos; ist leichenhaft blaß — aber zäh. Nicht zu vergessen, daß sie „von orientalischer Faulheit ist“. Dabei unstät, wenn auch fein geschnitten; sie vernachlässigt sogar ihr Kind . . . was auffallend bleibt.

IX.

Alles in dieser Dramenskizze blieb zu sehr ein Beispiel.

Auch die zwei Männer sind Gegensätze, wie aus der Fibel. Grille und Ameise. Mäurer, mit bewaffnetem Professor-Aug', ist im Leben verhältnismäßig trocken — sein Phantastisches legt er ins Werk. Er trinkt ein bißchen. Aber wenn man arbeitet. Mäurer verliert sich nicht. Niemals dauernd. Etwas hundeschnäuzig, fast rücksichtslos . . .

Im Grund ist er wenig spannend. Auch für Hauptmann. Er gibt nichts zu raten. (Schilling macht zwar keine Bildsäulen: doch wenn er sie machte, wären sie vielleicht fesselnder.)

Dieser Schilling ist faul und zerfallen, Mäurer jedoch regsam und in sich beglichen. Schilling (ursprünglich gelassen, gefestigt) wird von „dieser Person“ dann „ganz aus der Bahn gerissen“. Man sieht ihn körperlich bankrott. Mit dem Durste des Zuckerkranken — der aus einem Lümpel trinkt. Neben ihm die zwei gegeneinander keifenden Gestalten: verderbliche Phantasie, aus dem Osten; verderblicher Alltag, aus Berlin N. (Während Mäurer die rechte Mitte hält.) Vor diesen Übeln und vor sich flieht Gabriel. Sein Tod findet keinen Widerspruch — noch öffnet er Women einer tragischen Erfüllung. Der Mann ist mir nicht gestorben, weil er mir nicht gelebt hat.

Was lebt, an diesem Drama, sind jene Zwischenstimmungen, abseits von der Katastrophe: jenes Sichwandeln und Sichbehaupten von Menschen in ihren schillernden Beziehungen; die wechselbeleuchteten Unterströme; Entwürfen der Beigestalten; jene Luftwelt; und (über allem der oft erhabenen feinen Skizze, doch wieder Skizze) Hauptmanns Hand.

Ein schlechtes Werk . . . aber von ihm.

X.

Des Morgens am Freitag fuhrten wir nach der kleinen Stadt. Seltsam und heiter. Ein ganzer Zug, voll von Verehrung für Hauptmann.

Auch die Blüte der Malerschast. Fast alle kannten einander. Liebermann mit den Seinen. Ich dachte: Dieser Zug ist wie ein Abend bei Frau Geheimrat Dohme. Mittäglich gingen wir durch den vergessenen kleindeutsch ulkigen Landort. Eine Stunde saß man unter alten Bäumen. Den Meisten war nur diese Stunde zuvor und eine nach dem Schluß erlaubt . . . Zu wenig.

Zwar lieb die Wahl des Orts eine Ruhe: es wird kein Radau sein; Unhören; Wirkenlassen; dies ist gesichert . . . Aber lebt irgendein Zusammenhang zwischen Stück und Ort? Ich finde nicht. So ein Abwärtsschrei, so ein verlöschensmüdes Weh in dem durchlächtigen Spielzeugnest? Wenn man hinaustritt aus dem Gassenbund, steht man auf Rübenfeldern. Die Gegend ist recht reizlos. Nur etwas Baumbestand hier in der Mitte. Nur diese Badssäulchen, diese Kirchhauspatina — und Erinnerungen (zu denen einer nicht verhalten ist). Der Sitzraum des Theaterchens . . . ja, für Schäferbildchen, Festspielchen, Zffländliches. Und hier, trotzdem, wird ein Staunen zur Wirklichkeit: Liebermanns Meergebild, am Schluß, reckt sich zum großherzig düsteren, wahrhaft greif- und ruckbaren Eilandswunder unvergeslich. Die gesamte Mehlspeis-Ausstattung eines kitschigen Dezenniums, Dramenwerte zu verleiden gewohnt, sinkt hoffnungsarm hinter dies Liebermannsche Salzland . . . Das haftet! Und noch die Herrlichkeit eines Mädels, Thimig heißt sie, farg und groß im Verzichten und Mundhalten und im Dasein . . . und im (nicht anders gewollten) kameradlich reizlosen Leuchten.

Wenn die Else Lehmann (in einer fernen, fernen Frist) zu wirken aufhört, könnte sie scheidend sagen: Diese.

XI.

Sch fuhr nachts mit Hauptmann im Automobil nach Merseburg. Vorher saßen wir in Lauchstädt in einem frisch gekalkten Gastraum. Alte Freunde sah man wieder. „Zulezt vor fünf Jahren!“ Das Leben rückt zwar vor . . . aber ganz wenig. („Sind Sie neulich glatt nach Hause gekommen?“ möchte man sprechen.) Dann, gegen Elf, in Merseburg, im Gasthofzimmer; fünfzehn locker bekannte Menschen. Etliche mit dem Kraftwagen aus Ungarn. Alle für Hauptmann, von ihm erfüllt.

Am nächsten Vormittag mit Professor S., Dr. J. und Dr. G., in dessen Automobil, nach Naumburg. Zum erstenmal die Gestalten im Dom. Dachte sie mir schrecklich; weil über sie bedeutungsvoll gesprochen wird von Gebildeten und so; weil man argwöhnt, es blühe nur eine Lust für Leute mit Kenntnis von Entwicklungsabschnitten, Heimatswerten. Los. Rein.

Doch es war überwältigend. Das ist gestern gemacht . . . und wird morgen gemacht werden. Diese Kreaturen mit Polstern und Rinnen im Gesicht, diese Blinkzüge, dies Lächeln ums Auge, die verstohlenen Seitenfurchen, diese wundersam erhaschte, wahre Wahrheit, dies Ebenbild heut

Atmender, festgehalten von Zerstobenen und Verschollenen vor Jahrtausendfrist: dies alles ist wie eine Fälschung — doch altersecht. Ich erinnere mich hier, wie einen das Holzbild jenes Scheiks el Beled, in Ägyptenland, aus Frühmenschenzeiten, dahinwandelnd mit dem Stab, . . . wie das einen Keel auf die Knie zwingt, der plötzlich in einem Raum zwischen Mokattam und Nil davorsteht. Von Vettern sind beide gemacht, — und Hauptmann gehört zu der Sippe.

Hier ist große Wahrheit, fast ohne Stil, man weiß von neuem: daß Naturalismus der Grundstock aller Gestaltung ist. Naturalismus (von neuem weiß man es) ist nicht ein besonderes Kunstgebiet: vielmehr etwas aller Kunst Gemeinsames. Erschütterndes hat um so tiefere Macht, je naturfrecher es immer sein wird.

Hauptmann hat sich im vergangenen Jahrzehnt oftmals zur Ruhe gesetzt. Auch in diesem stützigen Halbdrama. Dennoch bleibt zwischen ihm und Raumburg und grauen Pyramidenkünstlern das Blutband.

XII.

Sausten über thüringische Rehen bis Weimar. Dort vor die Stadt (gegen Abend, als es geregnet hatte); Graswuchs; Herzogin wohnte hier. Wie das auf dampfend feuchtem Boden wunderbar-grün hochschießt; mit lieben Lichtungen und seligen Weiden eine Parkwildnis. Obschon die Germanisten hergehn. Ein Altan und Wipfel; schütteln den Regenrest ab — und über dem selighohen Rasen steht die triefende Sonne.

Dennoch in Weimar bloß mittlere Stimmung . . . jedesmal. Nachts Kipflingsches Bier.

Sonntags zurück, im Grunewald. Montags in guter Stimmung einen Aufsatz über Rainz hingeworfen. „Herzliebste Eltern . . . Euer Seppel.“ Dienstag ihn drucken lassen. Dienstag Abend ein Bankett für Wedekind. Esplanade-Hôtel. Als Jean Paulsches Extrablättchen aus dieser Junizeit hier ein Grundriß der an ihn gerichteten Worte. Soll ich ihn lieber hinten in die Anmerkungen setzen lassen? Aber nein . . .

Wedekind (Jean Paulsches Extrablättchen oder Willkürlicher Abschluß)

Meine Herren. Was ist (und zu welchem Ende feiert man) ein Bankett? Sicher, daß es in dieser Welt Besseres gibt als Herrendiners.

Sicher, daß Lockenderes in der Vorstellung eines gemischten Hidalla-Essens ruht.

Sicher, daß nicht jedes Bankett ein Beweis ist für künstlerische Werte des Gefeierten.

Sicher, daß (unter allen Umständen) Bankette nicht ein Korrektiv sein dürfen wider Kritiken — denn man könnte sehr gut einem Kritismacher ein Bankett geben.

Aaaaaber dann wären von den Versammelten etliche nicht hier. Und (jeder kann bloß von sich sprechen) ich wäre nicht hier.

Versammelt sind wir im Bewußtsein vom starken Inhalt eines Menschen, — der mit uns atmet, neben uns schafft, neue Dichterwerte in die Welt gesetzt hat; eines Menschen, der nicht alle Poetengeschlechter lang: der kaum in langen Zeiträumen einmal zu finden ist . . . und dem die Welt nicht alles gab, was er zu fordern ein Recht hat.

Meine Herren.

Ich habe nicht die Absicht, gesammelte Kritiken über Wedekind zu deklamieren.

Nur Dies: Über seinem Schaffen sollte der Titel stehen, den er über ein einziges Drama schrieb, „So ist das Leben.“

Und ein Zug an ihm soll betont werden. Die Schönheit Frank Wedekinds ist nicht von süßloser Art, wo sie zu lachen scheint. Hinter dem Lachen wohnt eine Trauer. Hinter neu sterilen Linien wohnt ein Ethos. Hinter der Komik wohnt eine Sittlichkeit. Hinter allem Ulk wohnt ein „tiefer Idealismus“ . . . Es ist keine Schande, davon zu sprechen.

Pflicht hiervon zu sprechen, wird es: wenn Behörden, die seelenlosen Ulk durchlassen, sich einer solchen Edelkraft im Tragikomischen widersetzen. Statt (wie die Norweger mit dem Dichtergehalt) die Einnahmen von Schöpfern zu mehren: statt dessen schneiden sie (durch Zensur) ihre rechtmäßigen Einnahmen ab. Statt die Entwicklung der Kunst zu verfolgen: statt dessen verfolgen sie den Künstler.

Darum wollen wir, wir wenigstens, sagen:

Frank Wedekind, wir zeugen für dich.

Darum wollen wir sagen: Wir sind hier; und wir sind nicht die Schlechtesten.

Darum wollen wir sagen: Wir möchten heute deinen Ewigkeitszug begießen.

Darum wollen wir sagen: Du warst ein paar Wochen jetzt in dieser Stadt, du hast Zusammenhänge deines Reichs mitwirkend entfaltet; man sah von Neuem: welche Höhen und Abgründe; welche Farbigkeiten und Fernblicke dein großes, buntes, eignes Lebenswerk umschließt.

Darum wollen wir sagen: Du bist ein deutscher Besitz, wir wenigstens wissen es.

Darum wollen wir sagen: wir danken dir.

(Ende des Extrablättchens.)

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Theodore Roosevelt ist, so schien es zuerst auf dem Konvent in Chicago, weiter Liebling seines Volkes, sogar mehr als bisher und unendlich geräuschvoller als bisher. Staunend blickte der dumme Europäer, wenn es nicht gerade ein Ungarländer ist, der sich uns mit dem maßlos gesteigerten Selbstgefühl des Halbbarbaren als den Pächter der echten politischen Leidenschaft nicht selten vorzuführen pflegt und sich eben wieder durch Leistungen bewiesen hat — staunend blickte er auf das ozeantiefe Schlammbad, in dem sich die politikmachende Gesellschaft drüben wälzt. Über die Methoden in der Politik ist nicht zu streiten, wenn nur Großes dabei herauskommt; und da selbst viele Skeptiker, vom Grafen Alexis von Tocqueville und J. B. Jensen bis herab zu unstem Arthur Holitscher, sich am Ende ihrer Summierungen von Walt Whitmans Zukunftsrausch anstecken lassen, müssen auch wir uns trotz aller Gegeninstanzen mit der Tatsache abfinden, daß der homo americanus unsere Zukünfte in der Hand hat. Aber gegen Theodore Roosevelt als großen Mann und Objekt unserer Heldenverehrung sträubte sich von vornherein unser Gefühlsatavismus, der sich im letzten Jahrhundert an Napoleon und Bismarck, an Cavour und Disraeli seine Maße geschaffen, an ihnen Verbrechertum, Narrentum und helfendes Genietum scheiden gelernt hatte. Wie kraß in diesem Erneuerer des amerikanischen Nationalbewußtseins sich die Gegensätze mischen, die Widersprüche ablösen, die Eitelkeiten türmen, die Energien sich ausbreiten und überstürzen, ist an dieser Stelle mehrfach angedeutet, aber nie der Versuch gemacht worden, sie aus dem weltgeschichtlichen Ehrgeiz eines großen Individuums abzuleiten; dazu blieb Zeit, nachdem Roosevelt den überzeugenden Beweis erbracht hatte, die politische Maschine vom Schmutz gesäubert, die Beamtenwelt mit europäischem Pflichtgefühl erfolgreich geimpft, den Einfluß der großen Milliardenräuber gelähmt und die in allen Winkeln des Gemeinwesens nistende Korruption ausgebrannt zu haben. Was er — bis auf den schlangenhaft zähen Optimismus, der aber ebenso gut Narrentum wie Genie sein konnte — an Einzelzügen zunächst offenbart hat, läßt (ich kann mir nicht helfen) den durchdringenden Ludergeruch des Dämagogen ausströmen. Gestern noch versagt er den Frauen das Stimmrecht: in seinen Schriften und auf seiner famosen europäischen Rundreisetur verkündet er, der Imperialist, Rauhreiter und waffenblitzende Vollstrecker der Monroe doktrin auf den Antillen, ein männliches Jahrhundert, bestimmt, die neue Hierarchie der Völker und Rassen zu ordnen. Heute, mitten im Kampf um die dritte Präsidentschaft, erklärt er sich für das Frauenstimmrecht. Gestern noch spricht er erklärend von den Stufungen unter den Menschen, Stufungen nicht des Dünkels und des Anspruchs, sondern der Leistungen; es gebe Unterschiede zwischen Menschen und Menschen und ihre

Leistungen seien sozial verschieden zu bewerten; das sei Gottes Gesetz. Das klang weit eher nach Thomas Carlyle als nach Abraham Lincoln; alles für das Volk, ja; das Leben ist zu altruistischer Arbeit gegeben; aber nicht durch das Volk, wenigstens nicht ohne Einschränkungen. Jetzt erklärt Roosevelt sich auch für den Recall; nicht nur für Referendum und Volksinitiative, deren Wirkungen wir aus der zwerghaften Schweizer Kantönlivirtschaft kennen, sondern auch für die Absetzung unbewährter Richter durch Volksbeschluß. Dies in einem Riesenland unter einer Bevölkerung mit grotesk unhomogenem Verschnitt, unter Wählermassen, zwischen denen der Dollar und eine abgegriffene demokratische Phraseologie die einzigen politischen Bindemittel sind, und bei einer täglich wachsenden Abscheidungstendenz der angelsächsischen oder amerikanisierten Elemente, die nicht nur bei Ellis Gate ihren Schutzjoll gegen Menschen rücksichtslos betreiben. (Man lasse sich über Amerikaner endlich durch Wells oder Professor Plenge belehren; sie gehören zu den wenigen Schriftstellern, die scharf beobachten und einleuchtend, wie denkgeübte, historisch und gesellschaftswissenschaftlich erfahrene Männer, verallgemeinern können.) Wem das nicht nach Demagogie schlimmster Art schmeckt, mit dem ist nicht politisch und kaum menschlich zu verkehren. Fast schien es, als gelänge es Roosevelt mit dieser Plattform die schwankenden demokratischen Elemente in Masse zu sich hinüberzuzwingen, die aufgeschreckten und um ihre bürgerliche Mittelstandsunabhängigkeit bangenden, um so das Piedestal für seine Mission zu bekommen; als ob alles, was fortschrittlich, d. h. gegenwartsunlustig fühlt, in ihm den „guten und treuen Schmied des Herrn“ (bon et loyal forgeron de Dieu sagt Jules Michelet von Luther) sah, dem man sein Heil anvertrauen dürfe. Seine Ungebärdigkeit schien die Herrschaft der „Bosses“ unter den Republikanern zu erschüttern, eine neue Partei unter der Flagge „Fortschritt und Freiheit“, mit Theodore Roosevelt als Generalboß, im Entstehen, die alte korrupte politische Maschine, eine der geheiligtesten Einrichtungen des freien Landes, dem Untergang geweiht, — da heben die Demokraten ihren stärksten Mann, den Gouverneur von New-Jersey, Woodrow Wilson, auf den Schild: und der unruhigste und beunruhigendste Ehrgeiz zweier Welten ist in den Hintergrund gedrängt.

Aus den Krämpfen des demokratischen Konvents in Baltimore wurde Woodrow Wilson als Präsidentschaftskandidat geboren, der Mann, auf den als einen der saubersten, einsichtreichsten, willenskräftigsten Politiker der Vereinigten Staaten vor einem Jahre hier hingewiesen wurde. Die Intelligenz der angelsächsischen Oberschicht im Osten war ihm längst geneigt; man war über den grimassierenden Optimismus der nichts als säckelnden Amerikaner längst hinaus und sah in der trüben Turbulenz der politischen Woller nach Roosevelts Art keinen Weg zur Erlösung. In diesem

Manne aber regte sich, neben der überlegenen und heiteren Geistigkeit der Atmosphäre wie sie Präsident Eliot in Harvard um sich zu verbreiten verstand, der Haß gegen die verlogenen Selbstgefälligkeiten der amerikanischen Verfassungsidolatrie so stark und mit so skeptischer Frische, daß man allein schon seinen Sprechton und Denkrhythmus als erfrischend neu empfand und ihn als den Typus des so heiß ersehnten neuen Politikers begrüßte. Es war der Gegensatztypus zu Roosevelt. Nicht die Spur von eitlem Exhibitionismus, wie er dem durch die Trusts geängstigten Mittelklassenmob (und den europäischen Feuilletonistenpolitikern) so kongenial ist; dagegen ein unbefiegbarer Wille zur Sachlichkeit und zum Beherrschen der amerikanischen Probleme auf der Basis eindringenden Studiums von Geschichte und Gegenwart. Er hat (in seiner fünfbandigen Geschichte der Vereinigten Staaten) seinen Landsleuten unumwunden erklärt: Euer altes Amerika, das Land der Pioniere und Kolonisten, ist zu Ende; euere bisherige Geschichte ist nichts als die Exposition einer Entwicklung, die mit den überlieferten Freiheits- und Gleichheitsstraditionen der Klassen- und so gut wie staatslosen bürgerlichen Erwerbsgesellschaft eurerer Väter sehr wenig gemein hat; ihr habt als Bürger und Farmer begonnen, und ihr seit heute durch tausend Gegensätze des Besitzes, der Rasse, der Bildung, der Grundinstinkte fast mehr zerklüftet als die zerrissenste und zermühteste drüben in Europa; und mehr als in Europa belauern euch die Feinde der organisatorisch stärksten und mächtigsten Plutokratie und des zusammenhanglofesten und durch kein Wissen um hohe gemeinsam Ziele beherrschten Proletariats der Erde. Und ihr seid allesamt, durch ein Jahrhundert unerhörtester materieller Erfolge vermöhnt, von einer kapitalistisch-individualistischen Uneube befallen, die tief in eurem Wesen wurzelt und es euch schwer machen wird, in Reih und Glied zu treten und Staat und Gesellschaft neu auf- und auszubauen. . . So lese ich Wilsons Grundorientierung. Es ist erstaunlich, daß einem Manne dieses Kalibers die Sympathien der Massen gewonnen werden konnten. Auch das westliche Farmerland ist, ebenso wie die zwischen Großindustrialismus und Proletariat eingeklemmten Mittelklassen, Wilson geneigt. Zieht er im November als Präsident ins Weiße Haus Washingtons, so bedeutet es das Ende der schrankenlosen individualistischen Träume auch für Amerika.

In einigen Zuschriften wird mir vorgeworfen, ich sei allzu streng gegen die Art vorgegangen, wie Ludwig Stein, weiland Professor der Philosophie in Bern, seine Publizistik betreibe. Der Mann wolle ja das Allerbeste; und wenn er die Ansichten „prominenten“ Männer sammele, so sei das Verfahren zwar nicht neu, aber noch nie mit so interessanter und hoffnungsvoller Gründlichkeit geübt worden. Der Vorwurf würde mich über-

raschen, wenn er nicht dem Gefühlskreis sanfter Heinriche oder publizistischer Schwächlinge entstammte. Wollte man Steins Verfahren und Gebahren mit nackten Worten zeichnen, wollte man die Allerwärtsgeschäftigkeit seines ungehemmten Dranges ins Öffentliche gebührend charakterisieren, so würde das Bild dieses Friedenstrifters altneuer Fassion ganz anders sich darstellen als in meinem ersten Versuch, vor seinen unsagbar dreisten publizistischen Oberflächlichkeiten zu warnen. Man zwingt mich nicht, Rücksichten fallen zu lassen und die gesamte schriftstellerische Tätigkeit dieses Mannes zu analysieren. Sie war, solange die sogenannte Philosophie (mit der echten, als Schicksal und Aufgabe Einem auferlegte, hat er nie das geringste zu schaffen gehabt) der Hauptgegenstand seiner Bemühungen war, vergleichsweise harmlos. Persönlich ein nicht unangenehmer, witziger, umfangreich belesener Mann, unfreiwillig amüsanter in den Äußerungen einer grotesken Eitelkeit, die ihm aus allen Poren schwitzte, mochte Stein als philosophierender Schriftsteller hingehen; einige gute Anläufe blieben ohne wissenschaftliche Folgen: das philosophische Potpourri war die höchste Form seiner professoralen Leistungen („Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“). Woran es fehlte? Am Ernst; an Sachwillen; an der Fähigkeit, sich über einer Aufgabe vergessen zu können; an Mißtrauen gegen die mit Genie verwechselte Firigkeit. Mit diesen Anlagen (die aber durch Ernst zur fruchtbaren Begabung gesteigert werden konnten) lassen sich zur Not (unphilosophische) Studenten an einer Winkeluniversität in die Philosophie „einführen“ oder Salondiplomaten in partibus infidelium bezaubern; der Schade ist nicht unreparierbar (obwohl selbst Werner Kollegen darüber anders dachten). Aber, meine sanften Heinriche, die Publizistik ist heute, in dem Wirrwarr der Meinungen und dem Todernst der Lage, vielleicht die schwierigste und verantwortungsvollste Beschäftigung von Männern; der Publizist muß charaktervoll sein und unbestechlich streng gegen etwaige Blähungen der Eitelkeit und der Pointensucht; muß bis an die Zähne bewaffnet sein und einen unverföhnlichen Haß gegen das Treiben journalistischer Schmierfinken, die das schöne Gewerbe schänden, im Herzen tragen. Und darum, weil dieses Ideal des Publizisten mir vor-schwebt, darum hätte ich gegen die auf Dunst und Schein und Sichvor-schieben und Wonschredenmachen gestellte Art Steins Protest erheben müssen, selbst wenn dieser meinem leiblichen Bruder geglolten hätte. There is no communion possible with men who believe in hearsays, sagt Carlyle. Ich wieder-hole: in den auf Steins Rundreisen gesammelten Meinungen englischer und deutscher Männer ist nicht ein helfender Gedanke, keiner, dem auch nur der Schein von Neuheit zukäme (der Prinz v. Schönauich-Carolath sagt mit wohl-tuender Ironie: man rühre nicht immerfort an Wunden). Unter seinen befragten Männern ist gar mancher, dem Herr Stein aus diesem oder jenem Grunde, — auf jeden Fall aber aus Gründen die Prominenz zuerkennt: sie bleibt

dem übrigen Europa ein süß verschlossenes Geheimnis. Und das große Unternehmen stellt sich, streng genommen und objektiv beurteilt, als publizistische Irreführung größter und anstößigster Art heraus, unternommen, um die Etablierung von Herrn Ludwig Stein, weiland Professor der Philosophie in Bern, als europäischem Publizisten wirksam urbi et orbi anzukündigen.

In der Chronik des Juniheftes hatte ich bedauert, daß selbst ein Mann von so untadeliger Grundgesinnung und so strenger menschlicher Zucht wie Lujo Brentano zuweilen in den typischen Fehler deutscher Gelehrter ver falle, dem Gegner niedrige Motive zu unterstieben. Den Anlaß zu dieser Bemerkung gab die Hefigkeit, mit der Brentano die sozialpolitischen Mauferungen des jungen Berliner Professors Ludwig Bernhard glossiert hatte. Herrn Brentano liegt nun daran, daß unsere Leser erfahren, was er unter ‚niedrigen Motiven‘ im Falle Bernhard verstanden wissen will; wir drucken daher, seinem Wunsche gemäß, die Worte ab, die er an anderem Ort an den ihm aufoktroyierten Kollegen gerichtet hatte: „Sie (Herr Bern hard) richten an mich die Frage, welche nicht sachlichen Gründe Sie dazu hätten veranlassen sollen, Ihren Standpunkt in der Frage des Arbeiterkoalitionsrechts zu wechseln. Sie prunken mit Ihrer unabhängigen Stellung als ‚Ordinarius der Berliner Universität‘, die Ihnen einen ‚prachtvollen Wirkungskreis‘ biete, so daß nichts Sie verlocken könnte, nach anderen Möglichkeiten zu greifen. Ja freilich, die Stelle haben Sie. Aber eines fehlt Ihnen: die Überzeugung Ihrer Kollegen, daß Sie die Stelle verdienen! Und deshalb suchten Sie bei anderen die Anerkennung, welche Ihnen von den allein Kompetenten verweigert wurde“ . . . Ich zweifle, ob der Leser diese Motivierung, nun da sie Brentanos Wortlaut vor Augen haben, überzeugender finden werden. Die Psychologie eines schnell reisenden Menschen, besonders aus kommerzieller Atmosphäre (aus der Bernhard stammt), liefert tausend normale Gründe, deretwegen katheder-sozialistische und arbeiterfreundliche Stimmungen überwunden werden und in ihr Gegenteil umschlagen können; und so lange diese nicht erschöpft sind, bleibt Brentanos Erklärung zwar möglich, aber nicht einleuchtend. Ich halte sie nach wie vor für eine Entgleisung. Was dann der verehrte Gelehrte von der Anerkennung der ‚allein Kompetenten‘ in den politischen Wissenschaften hinzufügt, nimmt sich im grellen Licht der Geschichte grotesk aus. Darüber möchte ich lieber schweigen. Herrn Professor Bernhards Persönlichkeit und Leistungen sind (vorläufig) noch nicht unakademisch wichtig genug, um An laß zu geben, die Ansprüche der ‚allein Kompetenten‘ zu prüfen.

U n m e r k u n g e n

Wilhelm Wundt

Der Patriarch der philosophischen Forschung hat nun, in erstaunlichster Frische und mit ungesättigter wissenschaftlicher Neugier, das achtzigste Lebensjahr überschritten; und mit lächelnder Güte hat er die Huldigungen hingenommen, die bei solchen Anlässen Berufene und Unberufene jedem irgendwie sichtbar gewordenen Menschen aufzudrängen pflegen. Nur wer so treu und ohne die Fähigkeit zu nagendem Zweifel seine letzten Kräfte der klar geschauten Aufgabe widmete, konnte unerschüttert die Revolutionen überdauern, die im neunzehnten Jahrhundert die wissenschaftliche, philosophische und soziale Umwelt umgestaltet haben. Als Wundt wissenschaftlich zu reifen begann, war das Ansehen der klassischen Epoche geschwächt und in den kritisch-positiven Köpfen wucherte ein Haß gegen die dialektischen Ausschweifungen der Systemfanatiker Fichte, Hegel, Schelling, der die begabtesten und von echtem Bautrieb beseelte Jugend von den stagnierenden Gewässern der Epigonen hinweg in die blühenden Gefilde der Naturwissenschaften trieb. Kant mußte später neu entdeckt werden und Schopenhauer stand, mit dem Januskopf des halb positiven, halb metaphysischen Geistes, auf einem von der Zeitströmung nicht erreichbaren Nebengeleise. Wie jener Haß aussah und warum er in genialen Jünglingen zu einer positiv-sittlichen Überzeugung anschwollen mußte, hat gelegentlich Helmholtz sehr drastisch erzählt. Wundt wandte sich den Naturwissenschaften zu und in der Physiologie erwarb er die ersten Lorbeern. Und von hier aus hat er den entscheidenden

Schritt getan und mit hellster Bewußtheit die Psychologie dem Kreis der erakten, mit Messen, Zählen und dem methodisch geübten Experiment betriebenen Wissenschaften zugeführt. Er war nicht der erste, die Psychologie aus der tödlichen Umarmung der „Introspektion“ und der Selbstanalyse zu befreien, aus jenem Zustand der Halbheit, der keine Wissenschaft und keine Poesie war; Weber, Fechner und andere, die von der englischen Assoziationspsychologie oder den französischen Psychologen (Destutt de Tracy) her kamen, waren ihm vorausgegangen; aber Wundt hat Begriff und Lehre der physikalischen Psychologie zuerst systematisch ausgebaut, den Sinn für die Grundbestandteile des Seelischen, so weit es vom Reiz her zu fassen ist, geschärft, die Probleme der Zeit- und Raumvorstellung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, des Assoziationsspiels mit umfassender Umsicht abgegrenzt und mit dem unfruchtbaren Ergründenwollen des Qualitativen dem Dilettantismus in psychologicis ein Ende gemacht. Was Wundt im Anschluß an diese Leistung an Arbeit und Erkenntnis gehäuft hat, ist erstaunlich. Er ist der Leibniz unserer Zeit; an Gründlichkeit und Universalität des Wissens und des Interesses ein Unikum in dieser Epoche zersplitternder Spezialitäten. Seine Theorie der Materie und der physikalischen Grundbegriffe, seine Logik, seine Ethik, seine Völkerpsychologie sind Muster der Probengliederung. Metaphysisch und soziologisch fehlt freilich das Zentrum und Erlösung findet das nach Endgültigkeit der Lebensanschauung lechzende Gemüt in diesem Begriffsgehäufte nicht: Wundt ist

ein Ordner, ein Schuttwegräumer, ein Wegbahner, kein Überwinder der Widersprüche, die die brausenden Wellen neuer Wissenschaft und neuen Lebens, schaffend zugleich und zerstörend, wecken. Dazu bedarf es vielleicht weniger Wissenschaft und mehr naive Naturnähe; mehr Plato als Darwin. Aber als großer Übergang zwischen Wissenschaft und der positivistischen Intuition des Kommenden ist er eine Unentbehrlichkeit von höchster und segensreichster Bedeutung; ein Baum mit weit und tief ins Erdreich unserer Zeit greifenden Wurzeln.

S. Saenger

Pilgerfahrten in Italien

Italien ist eines der unbekanntesten Länder. Wir reisen darin herum in einem Tempo, als handle es sich um Norwegen. Wirklich in Italien leben, so wie man es vor hundert Jahren tat, ist aus der Mode gekommen, und wer es doch tut, wegen seines Berufs oder wegen seiner Studien oder weil er in Rom hängen geblieben ist, bedauert den kaleidoskopartigen Wechsel, in dem die Gesichter der Fremden an ihm vorüberziehen.

In Italien ist zu viel zu sehen und so erweitern die meisten nur ihre Kenntnisse, die wenigsten aber ihre Bildung. Klein anzufangen, sich in irgend etwas zu vertiefen, dazu fehlt fast immer die Zeit und auch die Möglichkeit sich vorzubereiten. Der einfach gebildete Mensch, der wissen möchte, was es nun eigentlich mit Italien auf sich habe, erschrickt, wenn man ihm Bücher bringt. Sie sind ihm entweder zu gelehrt oder zu leicht, zu kustodenhaft. Er möchte, wenn er Grimm, Burckhardt und Brandi gelesen hat, gerne ins einzelne dringen, um irgendwo festen Fuß zu fassen.

Ernst Steinmann und seine früh verstorbene Frau Olga von Gerstfeld haben bei Klinckschardt & Biermann unter dem Titel „Pilgerfahrten in Italien“ eine Sammlung von Essays erscheinen lassen.

Man findet darin die verschiedensten Thematata aus dem Bereiche italienischer Kultur behandelt, Menschliches über Michelangelo, und eine Skizze des Karnevals in Venedig; über die Flora des römischen Forums und über die Vatikangrotten; über Cremona, seine Geigen und Celli, über den Hof zu Mailand um 1500, eine prominente Persönlichkeit der neueren italienischen Geschichte, über Capri, römische Villen, über das Schloß Caprarola, eine sehr merkwürdige und lichtreiche Deutung von Tizians „himmlischer und irdischer Liebe“ und einen Dialog über das Geheimnis der Mediceergräber. Wer dieses Buch daheim liest und es in Italien dann wieder liest, der wird anfangen sich ein wenig heimisch zu fühlen in diesem so eisig fremden Lande. Denn die Aufsätze geben das menschlich Wesentliche: Anschauung, die aus Erlebnis und aus Gelehrsamkeit stammt, ohne daß man die Quellen spürt. Es ist wirklich fruchtbar gewordenes Wissen, das da in bescheidener schöner Form vor einen hintritt, gleich fern von der toten Materialanhäufung gelehrter Werke wie von dem Geschwätz der üblichen Reisebücher mit ihrem Ungefähr, das keinem etwas nützt. Die klare geschlossene Form der Darstellung muß dem, der ohne Vorurteile kommt, die Sehnsucht wecken, auch so zu sehen und auch so sich zu vertiefen. Die Gelehrsamkeit aber, die in dem Anhang steht und die ja niemand, der nicht will, zu lesen braucht, gibt das beruhigende Gefühl, daß man sich auf solidstem Boden befindet.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei erwähnt, daß die Arbeitsteilung der beiden Autoren nicht derart ist, als habe der Mann die Wissenschaftlichkeit und die Frau die Darstellung beige-steuert. Sondern jeder hat beides selbständig.

Emil Waldmann

Jüdinnen

Max Brod, der seit dem Buch „Schloß Nornepygge“ jüngeren Menschen als einer der wesentlichsten Darsteller ihrer Daseinskämpfe und Zwischenseligkeiten gilt, hat neuerdings den Roman „Jüdinnen“ veröffentlicht,* der in Tepliz, auf Sommerfrische spielt.

Nornepygge: . . eine bedeutende Linie, in jungen Schmerzen hingehegt; ein ohnmächtiger und gewaltiger Menschenschrei — und wo dieser aussetzte, gab es Kitschnahes (etwa die Linie des Satanisten Guzachen) oder Jhullen, wundervolle, farbige Zustände der Erschöpftheit.

In „Jüdinnen“ quellen mehrere Tränen. Sonst wird ausführlich Tennis gespielt, Regel geschoben, Walzer getanzt. Und die Schmerzen des achtzehnjährigen Hugo, der die siebenundzwanzigjährige Irene in früher, eitler, eifersüchtiger, geduckter, zärtlicher und schwachsinnlicher Liebe liebt — gut, es ist nur ein Nervenkrampf, eine Krampfsache — aber wenn Brod das auf bedeutende Art gefaßt hätte! Er hat es nur grade merken lassen, bei einer Vorliebe für die Deskription von Seelenlosigkeiten. Denn, meint er, Irenes Unglück, ihre Hysterie, ihre Entloßtheit (wegen Geld) und ihr vorübergehender Hang zu Menschlicherem . . . es wird sich alles geben: Hugo soll nur Physik lernen und Irene wird schon noch irgendeinen Kaffer heiraten. Sicherlich, . . . aber so ist mein Leben nicht.

Ich weiß, was Brod meinte. Stärker spürt man das Wort „Leben“ am eignen Leibe im Täglichen, im Zufälligen, im Stofflichen, stärker als im Rein-Verformten. Stärker als im Phantasmastop: im Kinematographentheater. (Ich denke an unphantastische Films; etwa: ein Kind vergiftet sich zufällig und stirbt.) Brod wollte das Seelenvolle des Belanglosen, das Vorüberziehen von Schmerz und Spaß, das Ewig-Kleine . . . mit dem „Lupfen“

* Urel Juncker Verlag, Berlin.

des Schicksals . . . So ein Buch könnte ich anbeten, aber in Brods Darstellung des Unbedeutenden wird öfters die Darstellung ausgeschaltet. Der Stoff bekommt mehr als des Stoffes ist. Details, Milieus werden beschrieben; nicht: die mich nichts angehen, sondern: daß sie mich wenig angehn. Man lese Flauberts „Ein schlichtes Herz“ . . .

Ernst Blass

Die kleine Lüge*

Bis auf den überflüssigen poetischen Schwanz, der dem eigentlichen Schluß folgt, ist hier von dem Hamburger Wittmaack ein sehr gutes Buch gegeben. Ein Spießerroman von aufrechter Sachlichkeit, dessen Thema auf die Formel „Desillusion eines Idealisten“ zu bringen wäre. Die Worte Zarathustras stehen am Eingang: „Dieser ging wie ein Held auf Wahrheiten aus und endlich erbeutete er sich eine kleine gepuzte Lüge. Seine Ehe nennt er's.“ Der Held degradiert seine Sehnsucht zu einer Sentimentalität und muß ringend wieder werden, was er ist. — Die Menschen dieser Geschichte sind wirkliche Menschen, keine Schleimklumpen mit edlen Anlagen, wie sie sonst die Elbe ans geduldige Ufer rollt. Der innerliche Gegenspieler des Helden — die Namen sind wenig erfreulich gewählt, weil sie durch schlechte Skribenten mißkreditiert sind — ist sein Vater, der Skeptiker, der keine Enttäuschungen kennt, weil er keine Erwartungen hat. Ihm wäre es nicht schmerzlich gewesen, daß die geliebte Frau sich wie eine Zwiebel abschält, bis nichts bleibt als ein peinigender Dunst; denn er hätte in der blauen Blume seiner Träume die Zwiebel alltäglichen Bedarfs gewittert. — Das Besondere an diesem Buche ist, daß es eine neue Betrachtungsmöglichkeit seiner Welt gibt: Pathos und Ironie werden sachlich durch den Aphorismus. Verzeich-

* Adolph Wittmaack, Die kleine Lüge, Roman (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

nungen beweisen sich als notwendig durch die Beleuchtung, sie rechtfertigen sich durch kompositionelle Korrektur: die Betrachtung des Geringsten sub specie aeternitatis. Da sind famose Striche epischer Episodenkunst; aber sie sind nur wieder Arabesken des monumentalen Themas, rhythmisch verankert durch ein Aperçu. — Literaturhistorisch ist hier die Hoffnung gegeben, daß deutsche Romane geschrieben werden, die gut sind, weil sie sachlich sind. Die Methode dieser Sachlichkeit, der Stil, bleibt das Individuelle des Schriftstellers.

Alexander Bessmertny

Das Recht des Schwächeren

Wir schlenderten durch den Wald. Er ist einer der schönsten, die ich kenne, und nichts kann mich veranlassen, aus seiner Nähe fortzuziehen.

Ich erinnere mich zeitlebens meines ersten Besuches, der ihm mein Herz vor die Füße warf. Ein dichter Kranz dreihundertjähriger Eichen umgab ihn wie ein Schutzwall; dahinter ragte Lanne an Lanne, mächtige Riesen mit uralten Daseinsrechten, die in würdiger Verträglichkeit bald einer Eiche, bald einer Föhre Raum ließen, sich in der ganzen Schönheit ihrer weitgereckten Arme zu ergehen. Rehe ästen ohne Scheu, und wenn mein Schritt ein Häschen aufschreckte, so sah es nach wenigen Sprüngen seinen Irrtum ein und nahm die Beschäftigung mit seinem Dasein wieder auf. Das allergrößte Geheimnis aber, das der Wald in seinem Innersten barg, wagte ich schon damals nicht für wahr zu halten. Es war ein schmaler, in langem Bogen hingestreckter Weiher, in dessen Spiegel die schwarzgrünen Riesen einen unermesslichen Abgrund hineinbohrten, den die breiten Blätter der Wasserrosen vor Luft und Sonne beschützten.

Wie muß ich mich da in meinen Wald verliebt haben! Denn von all seinem Stolze

stehen nur noch Reste, die sich schon ihrer Nacktheit schämen. Durchsichtig bis zu den Ufern des Weihers, der selbst entblößt, nichts Dunkles und Tiefes mehr zu beschützen hat. Weit zurück weichen die Genossen der Gefallenen, und auch sie scheinen schon mit ihrem Schicksal abgefunden. Kein Bemühen mehr um das freudige Recken der alten Wächter am Rande. Das ganze Innere ist aufgerissen. Und immer noch ist mir dieser Wald einer der schönsten, die ich kenne. Ich wandle träumend unter Wipfeln, die längst verschwanden, einziger Besitzer seiner alten Schönheit. Niemand weiß, wie tief und kühl die Schatten der Erinnerung sind.

Ich trage etwas mit mir herum, was mein blutender Wald nicht weiß: ich bin mitschuldig an seiner Ermordung. Das brennt in mir seit der Antwort eines Bauern, dem der Wald mitgehört, als ich meine Wut über die begonnene Verwüstung gegen ihn ausließ: was wollt denn ihr Stadtleut? Wo geht's denn hin, das Holz, als in die Stadt hinein? — Weil ich aber das Schreiben nicht lassen kann, und der Bauer nicht seine Habgier, so schleichen wir seitdem wie zwei Verbrecher aneinander vorbei, von denen freilich nur der eine seines Anteils gewiß ist. Der eine bin ich. Und ich sollte meinen Wald nicht lieben?

Zuweilen höre ich zu seinem Lobe, wie nützlich er ist. Ein norddeutscher Kommerzienrat, der seine im Dienste nützlicher Arbeit zerriebenen Nerven durch Vertilgung unnützer Tiere wieder aufzufrischen sucht, hat mit seinem hohen Pachtzins die ganze Dorfgemeinde steuerfrei gemacht. Ihr Wild behalten die Bauern außerdem. Beklagt sich der Jagdherr bei ihnen über ungesetzlichen Abschuß, so hat es halt in andere Reviere hinübergewechselt. Und den Wald schlagen sie erst recht, denn mit dem doppelten Gelde kann man doppelt Nützlichliches schaffen. Daß sie ihn damit für das Wild nicht wohnlicher machen, ist gewiß. Aber der Kommerzienrat kann sie

nicht daran hindern. Je spärlicher die Stücke werden, um so eifersüchtiger wacht er darüber, um sich ihre Nützlichkeit für seine Nerven zu sichern.

Ich sehe mich bald als den einzigen Nutznießer meines Waldes. Je mehr Bäume man mir fortschlägt, um so größer wächst der Wald meiner Erinnerung. Wo sich die Bauern über die kahlen Flächen ärgern, die nie wieder einen Pfennig einbringen werden, liege ich noch im Schatten meiner Riesen, und wo der Kommerzienrat, den ich nie zu Gesicht bekomme, den Rest seiner Nerven mit dem Gewehr verteidigt, als wären sie heilig wie das Vaterland, lebe ich noch unter dem letzten Wacholdergebüsch hinter der dicken Eichenmauer, die mich vor der Narrenwelt versteckt.

Auf einer von diesen Graswüsten, unter deren mit Wacholder-Grabmälern besetzten Decke die abgestorbenen Glieder meines Waldes bestattet liegen, war es, wo wir schlenderten. Durch den Wald — sagte ich. Meine Freunde lachten über diese großtuerische Bezeichnung, während ich nicht begreifen konnte, warum sie ihn nicht sahen. Mein kleiner Dachshund, ein Träumer wie ich, überließ sich dem Taumel des Jagdvergnügens. Das Ehepaar rief wie aus einem Munde: Da, da! Er ist hinter einem Hasen her! Auch ich sah den Hasen, doch den anderen glaubte ich ihn nicht. Es ist ein geträumter Hase, dachte ich in mich hinein und ging weiter in meinem Walde, das Klaffen meines harmlosen Hündchens von ferne in den Ohren, während meine Freunde über kahle Steppe, die Wacholderbüsche bemitleidend, in der Sonne dahinschritten.

Die junge Frau war endlich so höflich, mir die weithingereckten Eichen und Föhren zu glauben, die ich mit meinen Urnen in der Luft umschrieb. — Das muß wirklich herrlich gewesen sein, stimmte sie bei. — Ist es noch! sagte ich. Glauben Sie, daß das, was einmal war, jemals wieder verschwinden kann?

— Du, ruf lieber deinen Dackel zurück,

riet mein Freund. Es könnte doch ein Jäger in der Nähe sein. Ich zuckte mit den Achseln, pfliff jedoch, zuerst aus Gefälligkeit, dann, um den Herrn durchzusetzen, wohl eine Minute lang. Endlich kam mir das kleine Hundel, dessen Bauch fast an den Boden schlug, als Gegenstand einer Herrenprobe doch zu komisch vor und ich ließ es laufen. Wo soll hier ein Jäger sein? dachte ich. Die Sage von dem blutdürstigen Kommerzienrat lag mit dem Walde unter uns begraben.

Ich wollte sie gleich meinen gestürzten Riesen vor der teilnehmenden jungen Frau heraufbeschwören, als wie auf meinen Wink zwischen den Wacholdern ein Herr erschien, dessen eilige Schritte das Bestreben zeigten, so schnell als möglich zu uns zu stoßen. Eine Stimme ertönte, fast zu groß, um aus dem von einem geringen Schnurrbärtchen eingefassten Munde hervorzukommen. Ich stand und lauschte.

— Gehört Ihnen der Hund da? schrie er, und der Lauf einer Doppelflinte bligte dazu.

Ich sah ihn an. Er trug eine Hornbrille mit kreisrunden Gläsern, eine Schirmmütze, einen Feldstecher, eine große Hängetasche, einen Klappstuhl, Gamaschen. —

— Ob Ihnen der Hund gehört, frage ich! wiederholte er, auf Armeslänge genähert.

Niemals hatte ich eine so laute Stimme gehört. An seinem gutgepflegten Gesichte und dem modernen Sportanzug erkannte ich nun den Angehörigen der gebildeten Stände. Es ist doch immer gut, wenn man einen solchen an irgend etwas erkennt.

— Wie können Sie sich erlauben, so ein Biest hier herumlaufen zu lassen? So ein Biest gehört an die Kette, verstehen Sie? So ein Biest gehört überhaupt erschossen! So ein Biest —

Er legte das Gewehr an. Die junge Frau fuhr zusammen.

Ich wußte instinktiv, daß ich im Unrecht war, trotzdem ich mich in meinem Walde befand. Die Stimme schrie zu

laut, um einen Zweifel an ihrer Rechtsunterlage zu erlauben. Ich suchte deshalb zunächst den Mann zu beruhigen, um meinen Dackel zu retten, der ihm in unschuldiger Neugier mit weit heraushängender Zunge zuhörte. Als mir das gelungen war — der Herr warf mir das Wort „Gnade für Recht“ ins Gesicht — wobei ich mich noch unschuldiger stellte, als mein Hund, empfand ich das Bedürfnis, meine Ehre wiederherzustellen. Denn meine Ehre war dadurch verletzt, daß mich ein den gebildeten Ständen angehörender Herr mit einem Tone anschreien durfte, den sich heute kaum noch ein Unteroffizier erlaubt, nur weil er in der Lage war, mir Gnade für Recht gewähren zu können.

Die korrekteste Wiederherstellung meiner Ehre wäre das Ersuchen gewesen, den Dackel nach dem Buchstaben des Gesetzes zu erschießen und mich zur Anzeige zu bringen. Alsdann hätte ich per Saldo das Recht gehabt, den Herrn ebenso anzuschreien wie er mich. Aber feige wie alle Träumer opferte ich meine Ehre dem Leben meines Dackels und versuchte, meinen Richter, dessen Flinte noch immer schrecklich funkelte, durch eine List zur Vermenschlichung seines Tones zu bewegen: ich bat ihn um eine Belehrung über den Schaden, den mein wildes „Biest“ mit seinen kurzen, krummen Füßen seinen Hasen zufügen könnte.

Ich glaube, daß sich selbst ein deutscher Raubmörder im Augenblick der Tat aufhalten läßt, wenn er als Autorität um eine Belehrung gebeten wird. Warum also nicht ein Kommerzienrat, den man in seiner Eigenschaft als Kenner des deutschen Weidwerks darum ersucht? Die Rechnung stimmte. Unser Schreckgeist wurde so höflich, daß ich ihn sogar, ohne weiteren Schaden an meiner Ehre, um Entschul-

digung bitten konnte. Worauf er endlich, die Mütze ziehend, spurlos verschwand. Nun gehört er zu meinem Erinnerungsreich; ich bilde mir fest ein, er ist unter den Boden versunken.

Etwas Oberirdisches ließ er mir jedoch zurück. Ein brennendes Wundgefühl in einer inneren Stelle, wo doch trotz Materialismus und Sophistil die Ehre sitzen muß. Ein Mann, der sich darüber erboht, daß er jährlich fünftausend Mark für die Mühe zahlt, mit seiner Hornbrille nach Wild zu spähen, das nicht mehr vorhanden ist; ein in seiner bar bezahlten Illusion gestörter Privatmann findet Geschmack daran, seinen Zorn in barbarisch-militärischer Form an mir auszulassen? Als Gegenleistung für die Begnadigung meines Hündchens? Ja, ganz bestimmt, ich las es aus seinen hin- und herrollenden Blicken: er erwog, welchen von den beiden Genüssen er vorziehen sollte. Und es spricht immerhin für die Milde seiner Sitten, daß er auf das Töten verzichtete. Trotzdem aber halte ich mein Vergehen und meines Dackels Leben für zu teuer bezahlt und erträume mir eine Welt, in der ein Mensch, auch wenn er im Rechte ist, auf beides verzichten könnte. Er brauchte nicht einmal gebildet zu sein. —

Mein lieber Wald, meine Blamage verdanke ich dir. Wären die Bauern noch etwas geldgieriger, so würde sich der Hase des Herrn Kommerzienrats nicht mehr verstecken können und ich würde keinem von beiden mehr begegnen. Darum reut es mich nicht, noch einen Bogen Papier zu verschreiben. Gefällt dir ja doch, und wenn dein letzter Schatten in meinen ausschließlichen Besitz übergegangen ist, so wirst du dankbar zugeben, daß Ehre und Frieden nur unter dem Hasen gedeiht.

Hermann Gottschalk

Innere Kolonisation

von Franz Oppenheimer

Man wird es mir zugute halten, wenn ich die Entwicklung der auf die innere Kolonisation bezüglichen Bestrebungen in Deutschland mit Genugtuung verfolge. Als ich vor nunmehr sechzehn Jahren meine „Siedlungsgenossenschaft“ veröffentlichte, fühlte sich die Mehrheit meiner Kritiker bewogen, wohlwollend an meiner geistigen Gesundheit zu zweifeln; jetzt aber finde ich alle meine Hauptgedanken zu diesem bedeutsamen Thema in der Denkschrift der preussischen Regierung zu dem neuen Polengesetze wieder, vor allem die entscheidende Erkenntnis, daß die Verwandlung von Rittergütern in bäuerliche Siedlungen ohne weiteres eine kräftige städtische Entwicklung hervorruft aus dem Grunde, weil der Bauer seinen einfachen Bedarf in der benachbarten Kleinstadt ebenso gut und billig befriedigt, wie in einer größeren Stadt, während der Rittergutsbesitzer die Gegenstände seines verfeinerten Bedarfs nur aus den Großstädten beziehen kann. Derart umschließt die innere Kolonisation auch ein großes Stück der „Mittelstandsfrage“.

Für den wichtigsten Gesichtspunkt meiner Auffassung fehlt mir allerdings vorläufig noch die offizielle Abstempelung: aber wenigstens hat er, wie ich versichern kann, die private Anerkennung sehr hervorragender Vertreter der agrarischen Interessen gefunden, die, in großer Zahl, im vertraulichen Gespräch dasjenige glatt als unzweifelhaft zugegeben haben, was sie vor der Öffentlichkeit zuzugeben so leicht nicht wagen würden: daß die Zeit des großen Grundeigentums abgelaufen ist, daß es gezeichnet ist, daß es durch kein Mittel mehr gerettet werden kann, daß seine Freunde keine andere Möglichkeit mehr haben, als den unvermeidbar gewordenen Auflösungsprozeß mit möglichst schonender Hand zu leiten und so zu beendigen, daß die jetzigen Inhaber des verlorenen Institutes ihre Stellung ohne schweren Schaden verlassen können.

Das wird in vielen Ohren noch immer sehr widrig widerhallen: wie, das große Grundeigentum, die Institution, auf der Preußens Größe und Ruhm so viele Jahrhunderte wie auf einem Fels von Erz auferbaut gewesen ist, sollte dahinschwinden müssen!? Und doch ist keine andere Prognose möglich, und es ist ein falscher Freund, der den Bedrohten anderes vorspiegelt.

„Auch Patroklos ist gestorben.“ Es hilft alles nichts, man muß den Mut haben, den Dingen ins Auge zu blicken und die eine unzweifelhafte Wahrheit zu erkennen, daß Großgrundeigentum und Freizügigkeit zwei Dinge sind, die nicht nebeneinander bestehen können. Eins von den beiden muß fallen, und ich glaube nicht, daß unter den heißesten Freunden des Großgrundeigentums sich viele finden werden, die es für möglich halten, daß in diesem Kampfe die Freizügigkeit unterliegt, daß, mit anderen Worten, die alte Schollenbindung der Landbevölkerung sich wiederherstellen läßt. Ohne sie ist aber das Institut nicht auf die Dauer zu halten. Alle Schläge, die es bisher getroffen haben und es weiter treffen müssen, bis es erliegen wird, stammen ihm von der Freizügigkeit.

Es war die Freizügigkeit, die die Millionen ehemaliger Landarbeiter über den Ozean führte, um dort in wenigen Jahrzehnten jene ungeheuren Ackerbreiten unter den Pflug zu bringen, deren Ernten dann die europäischen Märkte überschwemmten und die Produktpreise so tief warfen, daß nur der Zollschutz den sofortigen Ruin der Großlandwirtschaft verhindern konnte; — es war die Freizügigkeit, die in dem gleichen ungeheuren Prozeß der „Landflucht“ die Arbeitermassen vom Lande fortsegte und die „Leutenot“ schuf, das Übel, dem auch die erprobtesten Vertreter der Landwirtschaft ohne Mittel gegenüberstehen; — es war wieder die Freizügigkeit, die noch gewaltigere Massen in die Städte warf und diese an Bevölkerungszahl und Reichtum so gewaltig anschwellen ließ, daß das Schwergewicht der politischen Macht sich immer mehr hierhin verlegte, in einem solchen Maße, daß über kurz oder lang — nur ein Verblendeter kann das Gegenteil glauben — eine Veränderung der politischen Verfassung wird erfolgen müssen, die den neuen Zustand kodifiziert; — es war wieder die Freizügigkeit, die aus dem slawischen Osten die Wanderarbeiter nach Deutschland geführt hat, zuerst als willkommene Hülfe in der Leutenot, dann aber als zwiefache schwere Gefahr: denn einerseits kann der preussische Staat auf die Dauer die Überschwemmung seiner Ostprovinzen mit slawischen Kulis unmöglich dulden, sondern muß über ein kurzes hier einen Kiegel vorschieben; — und andererseits beginnen die Großgrundbesitzer jenseits unserer Ostgrenze auch schon die Leutenot schwer zu empfinden, und über unserer Landwirtschaft im Osten schwebt das Todesschwert des Damokles: die von Rußland oder Österreich oder beiden zugleich beschlossene Sperre der Grenze für Erntearbeiter. Erfolgt sie, und sie erfolgt eines Tages, dann können weite Bezirke des Landes die Ernte weder bestellen, noch einbringen, und eine Katastrophe ist da, die den ganzen Bau unserer Volkswirtschaft in seinen Grundfesten erschüttern wird.

Das sind nicht die Fieberträume eines fanatischen Agrarierfeindes, — ich weiß mich von jedem Haß gegen jedermann frei, — sondern das sind unvermeidliche Dinge. Man kann darüber streiten, ob sie sehr bald oder

erst in einer etwas ferner liegenden Zeit eintreten werden, aber man kann nicht mehr darüber streiten, ob sie überhaupt kommen werden. Hier vollzieht sich eine Tragödie, ehern, unaufhaltsam wie das Fatum selbst: das alte Herrrentum des Landes geht an der ersten und wichtigsten Errungenschaft der bürgerlichen Revolution zugrunde, an der Freizügigkeit. Man mag das beklagen oder freudig begrüßen: in jedem Falle hat man sich darauf einzurichten, hat, wenn man Staatsmann und Patriot ist, dafür Sorge zu tragen, daß die unausbleibliche Auflösung der unhaltbaren Position nicht in einer Katastrophe erfolge, die niemanden vernichtender treffen würde, als die Besitzer selbst. Und in dieser schweren Aufgabe darf man sich auch nicht durch den Widerstand derjenigen irre machen lassen, denen die Aktion der Rettung vor allem gilt, so wenig wie sich der Arzt in einer Choleraepidemie durch den Widerstand der Massen irre machen lassen darf: schleunigste, umfassendste innere Kolonisation ist die allererste, die allerwichtigste Aufgabe der deutschen Politik.

Kann über das Was? gar kein Zweifel mehr bestehen, so sind doch über das Wie? die Akten noch lange nicht geschlossen. Die bisherigen Methoden der inneren Kolonisation sind weit davon entfernt, zu befriedigen. Man macht ihnen nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß sie langwierig und schwierig, teuer und verschwenderisch sind, und daß sie die Landeskultur schädigen und die Verwaltung der Ostprovinzen erschweren, ja fast unmöglich machen; ersteres, weil nur der Großbetrieb die materiellen Mittel und die geistigen Hülfquellen besitzt, um Fortschritte der Kultur einzuführen, und letzteres, weil sich in den neugeschaffenen Bauerndörfern die geeigneten Elemente nicht in genügender Anzahl finden lassen, um die Aufgaben der Selbstverwaltung zu erfüllen.

Unter diesen Umständen wird man mir gestatten, eine Methode der inneren Kolonisation zu empfehlen, die alle jene Schäden nicht aufweist. Sie ist leicht einzuführen und ohne technische Schwierigkeit, ist billig und sparsam, erhält den Großbetrieb in seinem jetzigen Umfang und in mindestens gleicher Leistungsfähigkeit und Fortschrittsfreudigkeit; sie bewahrt dem platten Lande in den Leitern dieser Großbetriebe genügend Männer, die die Aufgaben der Selbstverwaltung auf sich nehmen können; ja sie bietet sogar die Möglichkeit, die alten, seit Jahrhunderten mit dem Lande verwurzelten Familien in ihrem ererbten Milieu und in ihrer traditionellen Tätigkeit zu erhalten.

Ich habe diese Methode schon vor sechszehn Jahren empfohlen, in demselben Buche, das ich schon einleitend erwähnte, in meiner „Siedlungsgenossenschaft“. Der Aufnahme, die das ganze Buch damals fand, habe ich schon gedacht; vielleicht sind heute die Ohren, die sich ja schon meiner Diagnose geöffnet haben, auch für meinen Heilplan empfänglicher geworden. Und so wiederhole ich denn nach langem Schweigen unter, wie ich hoffe,

besseren Auspizien meinen Vorschlag der genossenschaftlichen inneren Kolonisation: auf dem Wege über die Gewinnbeteiligung der Landarbeiter zur landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft.

A. Die Gewinnbeteiligung in der Großlandwirtschaft

Über die Gewinnbeteiligung in der Großlandwirtschaft liegen eine ganze Reihe von Erfahrungen vor, die ein völlig eindeutiges Resultat ergeben haben. Sie ist *ceteris paribus* für den inneren Frieden im Betriebe und für Fleiß und Sorgfalt der Arbeit noch wirksamer, als in den Gewerben, und zwar aus einem sehr klaren Grunde. In den gewerblichen Versuchen kam es leicht zu Mißhelligkeiten, wenn in ungünstigen Jahren kein Ertrag verteilt werden konnte. Dann zeigten die Arbeiter die Neigung, den Geschäftsleiter für den Mißerfolg verantwortlich zu machen. Das kann in der Landwirtschaft kaum je vorkommen. Denn hier hat der Arbeiter sozusagen alle Blätter des Hauptbuches täglich, das ganze Jahr hindurch, unter Kontrolle, nämlich jeden Stall und jeden Schlag im Felde, und weiß lange vor der Bilanz, daß und aus welchen Ursachen, für die der Leiter nicht verantwortlich ist, in dem laufenden Jahre ein geringerer Ertrag herauskommen wird.

Aus diesen klaren psychologischen Gründen ist die Gewinnbeteiligung in der Landwirtschaft noch empfehlenswerter als in der Industrie. Aber freilich muß man, wenn man Erfolg haben will, die hier gewonnenen Regeln auch in der Landwirtschaft beherzigen. Diese Regeln lauten: der Teilungsschlüssel muß einfach und gerecht, der Bonus (Gewinn) muß hoch, die Auszahlung muß unmittelbar und unverkürzt sein!

Alle komplizierten Berechnungsmethoden sind entschieden zu vermeiden. Man setze eine Summe fest, die erreicht werden muß, ehe von einem Bonus die Rede sein kann, und verteile den Überschuß nach dem verabredeten Schlüssel, ohne Verzögerung, und ohne die Arbeiter zu zwingen, daß sie ihren Gewinn ganz oder zum Teil auf eine bestimmte Zeit fest anlegen. Alle solche Bestimmungen schwächen, das geht aus den bisherigen Versuchen mit aller Klarheit hervor, den Antrieb des Selbstinteresses und beeinträchtigen das Resultat. Man lasse es ruhig gehen, wenn im Anfang Einige mit den neuen Mitteln nichts Vernünftiges anzufangen wissen, und vertraue auf die Macht des Beispiels und des moralischen Katers. Nur gebe man Gelegenheit, den Bonus sicher anzulegen, sei es durch eine Verabredung mit der nächsten öffentlichen Sparkasse, für die man eine Nebenstelle übernehmen kann, sei es durch Einrichtung einer GutsSparkasse, die die eingelegten Gelder etwas höher verzinst, als die Sparkasse. Aber jeder Zwang ist von Übel.

Was die Festsetzung jener bestimmten Summe, der „Basis“ der Berechnung anlangt, so wird man je nach dem besonderen Falle verschiedene Wege einschlagen können. Man kann zum Beispiel den buchmäßigen Durch-

schnittsertrag einer längeren Periode als Basis wählen; am einfachsten wird man zum Ziele kommen, wenn man den Verkaufswert des Gutes billig schätzt, um auf diese Weise zu bestimmen, welches eigene Kapital der Besitzer in dem Objekte stecken hat. Dann setzt man fest, daß die Basis sich zusammensetzt aus sämtlichen Kosten einschließlich Abschreibungen, Hypothekenzinsen, den mäßig angelegten Zinsen des eigenen Kapitals, und schließlich, wenn der Besitzer selbst die Oberleitung führt, aus einem nicht zu hohen Administrationsaversum für ihn. Von dieser Summe sind, falls das Gut einen besonderen Luxuswert darstellt, billige Beträge für Schloß, Jagd usw. abzusetzen: so hat man die „Basis“.

Von dem Überschuß ist ein bedeutender Teil, mindestens fünfzig Prozent, besser fünfundsiebzig Prozent den Arbeitern als Bonus zu gewähren. Ich würde sogar für zweckmäßig halten, ihnen eine Art von „gleitender Skala“ zuzugestehen und zwar nach folgenden Grundsätzen:

Zuerst hat das Gut die sämtlichen Kosten einschließlich der unverkürzten Arbeitslöhne aufzubringen, und dann das „Gehalt“ des Besitzer-Verwalters. Kommt nicht mehr oder noch weniger heraus, so gibt es überhaupt keinen Bonus. Kommt aber mehr heraus, so erhalten die Arbeiter unter allen Umständen einen Teil des Ertrages. Gestattet der Reinertrag nicht die Verteilung von einem Prozent Zinsen auf das eigene Kapital des Besitzers, so erhalten sie, sage, zwanzig Prozent; konnte das eigene Kapital vorweg mit ein Prozent ausgestattet werden, so erhalten die Arbeiter, sage, dreißig Prozent; nach zwei Prozent Zinsen erhalten sie vierzig Prozent usw., bis der Maximalbonus erreicht ist. Es soll aber im Zweifel immer diejenige Berechnung gewählt werden, die den Arbeitern die größten Vorteile gewährt. Hier muß überhaupt das noblesse oblige durchaus herrschen.

Der Vertrag mit den Arbeitern muß unter allen Umständen vor einem Notar ihres Vertrauens in aller Form Rechtens abgeschlossen werden; es muß ihnen ferner die Verpflichtung auferlegt werden, die Bilanz alljährlich auf ihre Kosten durch einen Vertrauensmann prüfen zu lassen.

Die Verteilung des Bonus kann nicht anders als pro rata der wirklich gezahlten beziehungsweise für Deputat, freie Wohnung usw. angerechneten Löhne erfolgen. Nur auf diese Weise wird erreicht, was erreicht werden soll, das möglichst starke Interesse des einzelnen Mannes an seiner Arbeit oder mit anderen Worten seine höchste Anspannung. Es wird außerdem nur dadurch der unschätzbare Vorteil erzielt, daß man alle die erprobten Methoden des Akford-, Prämien-, Anteillohnes usw. unverändert beibehalten kann. Außerdem ist die Methode die denkbar einfachste: man addiert am Jahreschlusse alle gezahlten und angerechneten Löhne und verteilt danach den berechneten Bonus. Beträgt der Bonus zum Beispiel zwanzig Prozent des Gesamtlohnes, so erhält jeder Arbeiter auf jede Mark des ihm berechneten

Lohnes 20 Pfennig. Auf diese Weise wirkt Akford und Prämie doppelt: denn der fleißigere und wegen seiner Tüchtigkeit höher bezahlte Arbeiter erhält nicht nur höheren Lohn, sondern auch noch höheren Bonus.

Das Ergebnis wird dort, wo nicht ein altes Besitzverhältnis besteht, wo also die Arbeiter nicht das Vertrauen haben, das für den Erfolg des Experimentes unerlässlich ist, im ersten, vielleicht in den ersten Jahren kaum merklich sein. Die Arbeiter werden nicht glauben, daß die Sache ernstlich sei, oder sie werden glauben, daß die Basis schon so festgesetzt sei, daß für sie nichts Erkleckliches herauskommen werde. Dieses Mißtrauen kann nur der Erfolg zerstreuen, und darum ist die billige Festsetzung der Basis von äußerster Wichtigkeit; aus dem gleichen Grunde sollte man den Vertrag gleich auf eine Reihe von Jahren abschließen, um dem Mißtrauen den Boden zu entziehen, daß der ganze Versuch nur dazu bestimmt sei, die Arbeiter für eine Zeit zu größerer Anspannung anzuhalten, um dann vielleicht auf Grund der guten Erträge günstig zu verkaufen.

Es wird die wichtigste Aufgabe des Besitzers sein müssen, diesem eingewurzeltten Mißtrauen überall mit Festigkeit und Offenheit und vor allem mit dem ruhigen Eingeständnis entgegenzutreten, daß er selbst sich von der Einrichtung nicht nur Ersparung von vielem Ärger, sondern auch sehr greifbare Vorteile verspreche, und zwar Ersparnis an Aufsichtspersonal und bessere Arbeitsleistung bei geringerem Verbrauch an lebendem und totem Inventar. Wenn er sich in den Mantel des Philanthropen hüllt, glaubt man ihm doch nicht: er soll offen sagen, daß es sich um ein Geschäft handelt, das beiden Teilen nützlich ist, ihm selbst nicht minder als den Arbeitern.

Zimmerhin ist unter normalen Verhältnissen, wenn die Basis gerecht festgesetzt war, schon im ersten Jahre ein kleiner Bonus wahrscheinlich. Dann ist der Moment gekommen, wo der Leiter den psychologischen Hebel kräftig ziehen kann und soll. Er habe eine Leporelloliste aller Fehler, Dummheiten und Bosheiten parat, durch die die Arbeiter im verflossenen Jahre den Betrieb geschädigt haben. Er verlese sie Fall für Fall und füge jedesmal hinzu: „Wenn der und der das und das nicht gemacht hätte, dann würdet ihr soundsoviel mehr herausbekommen.“ Am Ende verlese er mit gehobener Stimme die Schlusssumme, die der Arbeiterschaft durch Faulheit, Dummheit und Bosheit entgangen ist, berechne, wieviel höher der Bonus hätte sein können, und entlasse die Gesellschaft mit der Mahnung, im neuen Rechnungsjahre im eigensten Interesse fleißiger, achtsamer und gutwilliger zu sein.

Da der durchschnittliche Landarbeiter up to date unmöglich noch fauler, unachtsamer und böswilliger werden kann, als er heute schon ist, so kann der Versuch im schlimmsten Falle keinen Schaden stiften. Er kann eben nur scheitern. Aber die Erfahrungen mit der Gewinnbeteiligung in der Industrie und vor allem in der Landwirtschaft lassen die Prophezeiung

gerechtfertigt erscheinen, daß er in neunundneunzig von hundert Fällen glänzend glücken wird. Und es bedarf nicht einmal dieser erfahrungsmäßigen Belege, um die Voraussage mit voller Sicherheit machen zu können: wir wissen alle aus eigener innerer Erfahrung, daß der Mensch nur durch zwei Antriebe zu voller Anspannung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gespozt wird: durch Furcht und durch Eigeninteresse. Das Moment der Furcht ist bei dem Landarbeiter verschwunden: es gibt nur noch so wenige, daß ihr Anwender sich mit einer sehr minderwertigen Leistung begnügen muß, weil er doch keinen besseren Ersatz findet; und was bedeutet dem Landarbeiter sogar die Entlassung? Den Zug in die Stadt, wo er schon Arbeit finden wird, oder die durch einige Felddiebstähle ergänzte Armenversorgung seines Bezirkes! Davor fürchtet er sich nicht. Will man ihn also zu einer stärkeren Anspannung seiner Kräfte bringen, so muß man wohl oder übel sein Selbstinteresse ins Spiel bringen, das heißt ihn an dem Ertrage des Gutes kräftig interessieren.

Jeder Sachkenner weiß, was der Arbeiter aus sich herausholen kann, wenn er nur will, das heißt wenn er ein Motiv hat, zu wollen. Die alten Motive der Unterwürfigkeit und Gottesfurcht sind nicht mehr wirksam; man mag ihnen nachtrauern, aber man wird sie nicht wieder erwecken: nicht romantische Sehnsucht ziemt sich in der Stunde der Gefahr, sondern kalte und klare Erwägung; und die kann zu keinem anderen Ergebnis führen, als daß das Eigeninteresse der Landbevölkerung kräftig ins Spiel gezogen werden muß.

Dem Kenner der Wirtschaftsgeschichte drängt sich eine Analogie auf: schon einmal stand der führende Stand Preußens vor dem Ruin, weil ein Arbeitssystem sich ausgelebt hatte. Das System der Erbuntertänigkeit hatte zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts so völlig abgewirtschaftet, die Leistung der Gutsuntertanen war so tief, in der That unter den Nullpunkt gesunken, daß der Bankerott nur noch durch eine einzige Maßnahme abgewendet werden konnte, nämlich durch Einführung eines Arbeitssystemes, das dem Eigeninteresse der Landarbeiter weiteren Spielraum gewährte. Die Besitzer selbst sahen sich gezwungen, sich an den Staat um Abhülfe zu wenden; es ist eine törichte Fabel, daß die Steinschen Gesetze der Mehrheit des Adels aufgezwungen werden mußten. Ganz dasselbe vollzieht sich heute wieder; wieder ist ein Arbeitssystem bankerott, wieder ist es erforderlich, das Eigeninteresse der Landbevölkerung noch stärker ins Spiel zu führen. Und wahrscheinlich wird auch jetzt wieder ein Teil der Bedrohten so lange zuwarten, bis eine Katastrophe sie zwingt, sich flehend an Väterchen Staat zu wenden. Für diese Unverbesserlichen schreibe ich hier nicht, ich schreibe für die Geistesgenossen der Rankau usw. aus jener Zeit, für diejenigen, die die Zeichen ihrer Zeit verstehen wollen, die nicht den Kopf in den Sand stecken, um das Verhängnis nicht zu sehen, das unaufhaltsam herankommt. Discite, moniti!

Ich wiederhole: jeder Sachkenner weiß, was der Arbeiter aus sich heraus-

holen kann, wenn er nur ein Motiv hat, zu wollen. Die Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte führen zu diesem Kapitel eine beredte Sprache. Ich glaube, sehr hoch zu schätzen, wenn ich den Verschleiß am lebenden und toten Inventar in dem Betriebe mit Gewinnbeteiligung auf der Höhe seiner Er-
folge auf zwei Zehntel des gewöhnlichen, und sehr niedrig, wenn ich die Arbeitsleistung auf das Aunderthalbfache der gewöhnlichen veranschlage. Mit anderen Worten: selbst schlecht rentierende Güter können mit Hilfe dieses Systems leicht zu guter Rentabilität auch für den Besitzer gebracht werden. Und die Leutenot wäre, wenn das System mit einem Schlage eingeführt werden könnte, für einige Zeit selbst dann verschwunden, wenn die Zuwanderung slawischer Erntearbeiter fast ganz abstoppte.

Wohlgemerkt: nur für einige Zeit! Die Agrarfrage des großen Grundeigentums kann auch durch die Gewinnbeteiligung nicht auf die Dauer gelöst werden; sie ist ein ausgezeichnetes Palliativ, kann den Zustand vieler einzelner Besitzer auf lange Zeit hinaus erträglich, ja sogar günstig gestalten. Aber der Gesamtheit auf die Dauer kann sie nicht helfen. Um die Masse, und zwar nicht bloß die heutigen Arbeiter, sondern auch ihren Nachwuchs mit dem Lande zu verwurzeln, dazu gehört mehr. Im Gegenteil: eine erfolgreiche und massenhafte Gewinnbeteiligung, wenn es bei ihr bleibt, dürfte die Landflucht des Nachwuchses eher noch steigern. Denn diese in größerem Wohlstande und größerer Selbstachtung aufgewachsenen Elemente bleiben nur dann, wenn sie auf dem Lande die Selbständigkeit und die Möglichkeit sehen, vorwärts zu kommen. Und diese Möglichkeit gibt ihnen nur die innere Kolonisation, das heißt das Verschwinden des großen Grundeigentums im größten Maßstabe.

Wer also nicht B sagen will, mag sich wohl hüten, A zu sagen. Die Gewinnbeteiligung als Endzweck sollen nur diejenigen unternehmen, die lediglich ihren Privatinteressen folgen, mit dem Wahlspruch, „après nous le déluge!“ Wer aber volkswirtschaftlichen und staatsmännischen Gesichtspunkten folgen will, wer der ernsten Tatsache fest ins Gesicht zu sehen gewillt ist, daß ein großer, berühmter und verdienter Stand seine Existenzgrundlage unter den Füßen verliert, und daß man ihn als Stand unmöglich erhalten kann: dem gelte die Gewinnbeteiligung nicht als Endzweck, sondern als das einfachste, bequemste und billigste Mittel zum Zwecke der unvermeidbaren inneren Kolonisation, und zwar nach der Methode der landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft.

B. Die landwirtschaftliche Arbeiterproduktivgenossenschaft

Ist die Gewinnbeteiligung erst einmal zu einem gewissen Erfolge geführt worden, so ist der Übergang von hier zu einer landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaft das einfachste Ding von der Welt. Man sollte möglichst früh, am besten bereits bei Einführung des Systems der Ge-

winnbeteiligung, vertragsmäßig die Bedingungen festsetzen, unter denen sich dieser Übergang auf Wunsch der Arbeiterschaft zu vollziehen hat. Diese Bedingungen haben zu betreffen: 1. den an den Besitzer zu zahlenden Kaufpreis. 2. das Statut der zu bildenden Arbeitergenossenschaft. 3. die dem Eigentümer im Falle des Verkaufs vorzubehaltenden Rechte.

Was den Kaufpreis anbelangt, so ist, wenn das System der Gewinnbeteiligung einige Jahre funktioniert hat, der gerechte Preis sehr leicht festzustellen. Man nimmt den Preis, mit dem das Objekt, samt Verbesserung, abzüglich der Abschreibungen zu Buche steht, mit anderen Worten: die Hypothekenlast zuzüglich des „eigenen Kapitals“ des Eigentümers, und fügt ihm den durchschnittlichen, auf den Eigentümer entfallenden Reinertrag der verflossenen Periode, sage einen fünf- oder zehnjährigen Durchschnitt, kapitalisiert hinzu. Zu diesem, oder einem auf andere Weise berechneten Preise verpflichtet man sich, der zu einer Genossenschaft zusammengeschlossenen Arbeiterschaft das Gut jederzeit als Eigentum zu überlassen, sobald sie in der Lage ist, eine bestimmte, gleichfalls fest stipulierte Summe als Anzahlung an den Eigentümer zu leisten.

Was das Statut der zu bildenden Genossenschaft anbetrifft, so wird es jedem Gutsbesitzer, der den Versuch unternehmen will, überlassen sein, die ihm gutdünkenden landwirtschaftlich-technischen und sonstigen Bestimmungen durch die Genossenschaftsversammlung beschließen zu lassen und ihre Verletzung durch ausreichende Kautelen (Konventionalstrafen, Rückfall des Gutes usw.) auf eine möglichst lange Zeit hinaus zu verhindern. Auch hier wieder sei das *ne quid nimis* warnend ausgesprochen! Der Experimentator hüte sich, die Arbeiterschaft allzusehr durch moralisierende Bestimmungen fesseln zu wollen. Cabets Versuch mit Isarien ist zu einem Hauptteile daran zugrunde gegangen, daß er seinen Ansiedlern nicht nur den Alkohol, sondern sogar den Tabak verbot. Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß namentlich in der Genossenschaft die durchschnittliche Moralität mit dem Wohlstande auf eine erstaunliche Stufe steigt, und hat nicht nötig, Gesetze zu schaffen, die als Fesseln peinlich empfunden werden. Dagegen ist es dem Eigentümer nur zu empfehlen, die Erfüllung der wirtschaftlichen Leistungspflichten auf das schärfste zu sichern; was er, der ja als Hypothekargläubiger mit seinem materiellen Interesse in der Regel noch lange Zeit mit dem Gedeihen der Genossenschaft verknüpft ist, an Bestimmungen für erforderlich hält, um die Verschleuderung des Inventars, die Verwüstung der Waldungen zu verhüten und die richtige Pflege des Bodens (künstliche Düngung) und die Erfüllung der pekuniären Leistungen zu sichern, das mag er unbedenklich in den Veräußerungsvertrag, respektive in das Statut aufnehmen lassen, und soll es, so weit wie erreichbar, grundbuchlich sichern.

Am wirksamsten wird diese Sicherung voraussichtlich dadurch zu erreichen

sein, daß sich der frühere Eigentümer auf eine lange Periode hinaus und jedenfalls bis zur völligen Auszahlung seines Guthabens, die Oberverwaltung und Kassenführung nach wie vor vorbehält, mit dem Rechte, sie selbst oder durch Bevollmächtigte zu führen. Hier ist der Vertragswillkür der weiteste Spielraum gelassen: so mag zum Beispiel unter Umständen die Bestimmung angemessen sein, daß nach dem Ableben des Eigentümers noch einer seiner Söhne oder Schwiegeröhne, der sich für diesen Posten eignet, die Oberaufsicht lebenslänglich zu führen hat; eine Bestimmung, die übrigens billigerweise von seiten der Genossenschaft, wenn auch nur durch ein erhebliches materielles Opfer, ablösbar sein müßte, um eventuell unerträglichen Reibungen ein Ende machen zu können.

Mit diesen Bestimmungen befinden wir uns bereits bei Punkt 3, denjenigen Vertragspunkten, die sich der Eigentümer für seine Person, beziehungsweise Familie vorbehalten will. Hier wird gleichfalls dem persönlichen Belieben ein sehr weiter Spielraum gegeben sein. So zum Beispiel wird der Eigentümer eines alten Familienbesitzes den Wunsch haben, den Stammsitz samt Park und Jagd im Eigentum seiner Familie zu erhalten. Er kann dies ohne weiteres erreichen, indem er die Genossenschaft verpflichtet, ihm sofort nach Auflassung das betreffende Grundstück samt Gebäuden aus der Hypotheklast zu erheueren und als Eigentum mit dem grundbuchlich eingetragenen Recht der Jagd auf ewige Zeiten oder auf lange Zeiten zu überlassen. Noch einfacher wäre die Ausstellung eines das Schloß samt seiner nächsten Umgebung betreffenden Erbbaurechts seitens der nunmehr zur Besitzerin gewordenen Genossenschaft zugunsten des früheren Eigentümers und seiner Familie auf 999 Jahre gegen einen billigen Kanon. Ebenso lassen sich alle Wünsche, die der bisherige Eigentümer etwa in bezug auf die Erhaltung bestimmter landschaftlicher Schönheiten, die Nichtbebaubarkeit bestimmter Aussichtspunkte usw. haben mag, ohne Schwierigkeit in den Kaufvertrag aufnehmen und grundbuchlich sichern. Man sieht, daß diese Form in der That das leistet, was eingangs behauptet worden ist, daß sie die alten Familien des platten Landes in ihrem ererbten Milieu und ihrer traditionellen Betätigung erhalten kann.

Nach dem Übergang des Gutes in den Kollektivbesitz der Produktivgenossenschaft wird sich an der Art des landwirtschaftlichen Betriebes nichts Wesentliches geändert haben. Nach wie vor wird die Oberleitung von sachverständiger Autorität geführt, nach wie vor handelt es sich um einen intelligent geleiteten Großbetrieb, der sich aller Vorteile eines solchen bedient. Vielleicht, daß schon während der letzten Periode der Gewinnbeteiligung der oft gemachte und geglückte Versuch auch hier gemacht und geglückt ist, den Absolutismus des Betriebes dadurch in einen Konstitutionalismus überzuführen, daß der Oberleiter einen kleinen Ausschuß der erprobtesten Arbeiter

als beratende Behörde sich zur Seite gestellt hat. Aber nicht einmal das ist nötig. Es hat sich überall gezeigt, selbst in solchen Betrieben, die mit der schrankenlosesten demokratischen Verfassung begannen, daß die Arbeitergenossen ihrem selbstgewählten Leiter den striktesten Gehorsam bewiesen.

Was sich verändert hat, betrifft nicht den Betrieb, sondern die Verteilung des Ertrages. Trug bisher der Eigentümer das Risiko allein, das heißt war er gezwungen, auch in ungünstigen Jahren seinen Arbeitern den vollen Lohn auszahlend, so trägt jetzt die Genossenschaft das Risiko. Ihre Mitglieder haben sich in ungünstigen Jahren mit dem geringeren Einkommen zu begnügen, das der Betrieb abwirft, und sich entweder einzuschränken, oder von dem Speck der vergangenen fetten Jahre zu zehren. Auf der anderen Seite genießen sie von dem Moment des Überganges an den ganzen Reinertrag, der nach der Verzinsung des (erhöhten) Kaufpreises übrig bleibt, nicht mehr bloß fünfzig oder fünfundsiebzig Prozent desselben. Es ist anzunehmen und wird wieder durch die Erfahrungen der Wirtschaftsgeschichte äußerst wahrscheinlich gemacht, daß die moralische Hebung zusammen mit dieser materiellen Möglichkeit den Ertrag des Gutes noch einmal beträchtlich steigern wird.

Bevor wir versuchen, uns ein Bild davon zu machen, wohin ein solcher, einmal als eingerichtet gedachter, Betrieb sich entwickeln wird, wollen wir versuchen, die Vorteile zu skizzieren, die diese Methode der inneren Kolonisation vor den bisher gebräuchlichen Methoden aufweist. Daß das Ziel der inneren Kolonisation auch hier erreicht ist, wird niemand bestreiten wollen. Anstatt abhängiger Ackerarbeiter haben wir hier eine Genossenschaft von Eigentümern, die alle Vorteile wachsender Bevölkerung und steigender Kultur für sich genießen, die gleichmäßig wohlhabender und selbständiger werden und daher keinerlei Veranlassung haben, ihre behagliche Position mit der Stellung eines städtischen Proletariats in den Industriebezirken zu vertauschen. Und die Landeskultur kann nur Vorteile gehabt haben: denn sonst wäre das Experiment nicht, wie wir annehmen, gelungen. Wir haben also grundsätzlich das gleiche Resultat, wie bei der gewöhnlichen bäuerlichen Ansiedlung.

Aber um wie viel bequemer, billiger und vollkommener ist das Ziel erreicht! Man vergegenwärtige sich den Geschäftsgang bei Aufteilung eines Rittergutes in einzelne bäuerliche Hofstellen: zuerst muß für die Anzahlung Kapital mobil gemacht werden, das Spesen erfordert, und große Summen sind an Agenten zu bezahlen. Dann sind die Hypotheken zu regulieren, kostspielige Zwischenkredite aufzunehmen und zu verzinsen. Dann beginnt die schwierige, verantwortungsreiche, kostspielige Tätigkeit der Auslegung, die die Arbeitskraft zahlreicher, hoch besoldeter Beamten in Anspruch nimmt und schließlich doch nur einen Plan liefert, der in vielen Punkten geändert werden muß, weil die Reflektanten abweichende Wünsche haben. Schließlich ist nach 2, 3 Jahren die Besiedlung vollendet. Was hat sie inzwischen

noch an Opfern für Land und Geld gekostet! Eine Unmenge Land geht verloren für Raine und Feldwege, die den Zugang zu jedem einzelnen Ackerstück eröffnen; noch viel mehr Geld geht verloren, weil jede einzelne Stelle mit ihrem eigenen kleinen Stall, ihrer eigenen Scheune ausgestattet sein muß, weil jede Stelle ihre eigenen Brunnen und Umwehrungen haben muß; und bei alledem sind die Wirtschaftsgebäude des ehemaligen Gutes selbst dann als viel zu groß entwertet, wenn man ein stattliches Restgut übrig gelassen hat. Alle diese Dinge verteuern die bäuerliche Kolonisation enorm, während keine dieser Lasten die von uns empfohlene Methode trifft, die sich ohne jede Störung des Betriebes, ohne jede Bewilligung einer Behörde, ohne jede Bewegung von Geldern, ohne jede Verhandlung mit den Hypothekengläubigern glatt und reibungslos durchführen läßt. Und dabei bewahrt diese Methode die Vorteile des Großbetriebes, die Möglichkeit intelligenter Administration, ausgiebiger Maschinenverwendung, planmäßiger Melioration und Arbeitsteilung!

Es ist eine alte Streitfrage, ob der Groß- oder Kleinbetrieb unter sonst gleichen Umständen die wirksamere Form der Landwirtschaft darstellt. Es erscheint mir zweifellos, daß der mit bezahlten Lohnarbeitern wirtschaftende Großbetrieb trotz aller der eben genannten Vorzüge auf die Dauer dem Kleinbetrieb nicht gewachsen ist, weil die unzureichende Arbeitsleistung alle diese Vorzüge weit überkompensiert: aber ich halte es für ebenso unzweifelhaft, daß ein von seinen eigenen Besitzern bebauter Großbetrieb auch dann dem Kleinbetrieb weitaus überlegen sein wird, wenn selbst nicht jeder dieser Arbeitereigentümer den vollen, fast fanatischen Eifer und Fleiß des selbstwirtschaftenden Bauern in die Wage wirft.

Die theoretischen Gegner dieses Planes, die ich übrigens viel seltener im Lager der landwirtschaftlichen Fachleute als in dem der städtischen Kaufleute und Theoretiker gefunden habe, prophezeien regelmäßig den Zusammenbruch der Organisation durch Schwierigkeiten der Disziplin. Ich glaube nicht daran; wie ich schon mehrfach ausgeführt habe, sind Disziplinschwierigkeiten in den wenigen gleichen und ähnlichen Erfahrungen der Wirtschaftsgeschichte niemals aufgetreten. Aber ich will den Gegnern entgegenkommen. Ich will mit ihnen unterstellen, daß die Genossenschaft, sich völlig selbst überlassen, die schwere Kunst nicht lernen würde, einem Verwalter Gehorsam zu leisten, der nur ihr Angestellter ist. Dann wird man mir jedenfalls zugeben müssen, daß dieser Zeitpunkt nicht eher eintreten kann, als bis diese Genossenschaft ihre kontraktlichen Verpflichtungen den Gründern gegenüber vollständig erfüllt und sich dadurch der vertragsmäßigen Bindung an eine bestimmte verwaltende Person oder Behörde entzogen hat. Treten dann Mißhelligkeiten auf, so ist gewiß das privatwirtschaftliche Interesse des Begründers nicht im mindesten mehr beteiligt: er hat sich mit seinem Vermögen und seinem gerechten Gewinn herausgezogen und kann als Privat-

person der weiteren Entwicklung in aller Ruhe zuschauen. Diese Aussicht braucht also niemand davon abzuschrecken, den Versuch zu wagen. Solange er mit seinen materiellen Interessen damit verknüpft ist, kann er sich die für notwendig erachtete Autorität in unanfechtbarer Form sichern.

Wenn aber wirklich, was eben nur das Experiment ergeben kann, in der Mehrheit der Genossenschaften es sich als unmöglich herausstellen sollte, einen genossenschaftlichen Großbetrieb disziplinarisch aufrecht zu erhalten, so sehe ich nicht das geringste Bedenken darin, dann eben zur Aufteilung in einzelne Bauernstellen zu schreiten. Dann werden die Genossen selbst, die jedes Ackerstück und jede Wiese viel genauer kennen als der beste Fachmann einer Besiedlungskommission, den Verteilungsplan entwerfen und sich über die Zuweisung der einzelnen Grundstücke einigen. Sie werden bis dahin wohlhabend genug sein, um sich auf ihren neuen Stellen leidlich einrichten zu können, und dann hat der scheinbare Umweg wenigstens etwas erreicht, was bisher jenseits der Möglichkeit zu liegen schien: es sind Landarbeiter zu Bauern geworden, während heute die Tätigkeit der Ansiedlungsbanken usw. sich nur an den ländlichen Mittelstand, an wohlhabendere Bauernsöhne usw. wendet, die ein disponibles Vermögen von nicht geringer Höhe besitzen; wobei gerade dasjenige verfehlt wird, was die wichtigste politische und volkswirtschaftliche Aufgabe der Gegenwart ist: die Verwurzelung der Landarbeiter mit der heimischen Scholle.

Es hat nicht viel Zweck, noch tiefer in die Details dieser Zukunftsgestaltung einzutreten. Nur eins möchte ich dringend als den Hauptparagaphen jedes mit einer Arbeitergenossenschaft abzuschließenden Kaufvertrages empfehlen: mögen sie das Recht erhalten, das Land in einzelne Bauernstellen als privaten Besitz aufzuteilen, so sollte man ihnen doch das römisch-rechtliche Eigentum dauernd vorenthalten. Eigentümer des Gesamtobjectes sollte in alle Zukunft hinein die Genossenschaft als Kollektivperson bleiben: dem Einzelnen aber sollte nur ein auf beliebig lange Zeit unanfechtbares Erbbau- oder Erbpachtrecht zugestanden werden. Geht man anders vor, dann macht man wieder diese neu geschaffenen Dörfer zu Ausbeutungsobjecten der Städte. Dann muß wieder jeder bleibende Erbe bei jedem Generationswechsel das väterliche Gut entsprechend dem Verkehrswerte mit Hypothekenschulden belasten, um die weichenden Erben abzufinden; und dann wälzt wieder der Bauernstand den Stein des Sisyphus, der immer wieder vom Gipfel zum Tal zurückrollt. Das ist bei einer Erbbaustelle unmöglich; denn hier tritt nicht der Grund und Boden, sondern nur Haus und Geräte in die Erbschaftsmasse ein, und daher werden die Abfindungen an die weichenden Erben unverhältnismäßig geringer, eine leichte Last. Andererseits aber können sich die weichenden Erben nicht beschweren, denn es wird ihnen, wenn sie Landwirte bleiben wollen, leicht werden, in irgendeiner der

neu geschaffenen Kolonien sich mit ihrem ererbten Vermögen selbst eine Erbpachtstelle zu erwerben, da auch sie nicht den Boden, sondern nur Haus und Inventar zu bezahlen haben.

Daß man von vornherein, vom ersten Tage der Gewinnbeteiligung an, die Arbeiter zu genossenschaftlichem Denken und Handeln erziehen sollte, versteht sich von selbst. Eine Konsumgenossenschaft, die ihnen bei den auf dem Lande zumeist herrschenden sehr hohen Preisen für schlechte Waren des täglichen Bedarfs sofort große Vorteile verschafft, ist mit einem winzigen Kapital einzurichten und fast ohne Kosten zu erhalten. Hier und in anderen Formen kleiner genossenschaftlicher Verbände, einer Absatzgenossenschaft für Eier, Butter, Geflügel, Wachs, Honig usw., einer Gartenbaugenossenschaft, einer Kuchkasse, einem Raiffeisenverein usw. usw., sollte womöglich jeder an eine hervorragende Stellung im Vorstand gestellt werden, um kalkulieren und buchführen zu lernen. Der erziehliche Wert ist enorm, das Risiko fast gleich Null.

Wegen näherer Einzelheiten muß ich auf meine „Siedlungsgenossenschaft“ (Berlin 1896, Verlag Vita) verweisen.

Zum Schluß noch ein Wort: ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß die ersten Versuche bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden haben werden. Zunächst wird schon der erste Experimentator entweder sehr gute Nachbarn oder eine sehr große persönliche Unabhängigkeit haben müssen. In den bisherigen Versuchen mit Gewinnbeteiligung und ähnlichen Dingen, wie sie der berühmte Volkswirt Johann Heinrich von Thünen auf Tellow, Zahnke in Bredow, Neumann in Posenitz usw. unternommen hatten, haben sich die Nachbarn regelmäßig gegen solche „sozialistischen“ Versuche sehr feindselig gestellt, bis zum völligen gesellschaftlichen Boykott und Schlimmerem. Ja, Vandeleur, den Unternehmer der bisher einzigen landwirtschaftlichen Arbeiter-Produktivgenossenschaft im eigentlichsten strengsten Sinne, des geradezu märchenhaft geglückten Versuches in Rahaline in Irland, vom Jahre 1830—32, wollten seine Verwandten sogar ins Irrenhaus stecken. Vielleicht haben sich heute die Verhältnisse etwas gewandelt; vielleicht hat sich die Überzeugung, daß das große Grundeigentum auf die Dauer doch nicht gehalten werden kann, schon bis in tiefere Schichten der ländlichen Eigentümerklasse Bahn gebrochen. Aber dennoch glaube ich, daß die persönliche gesellschaftliche Stellung des Pioniers eine unangenehme, heikle, vielleicht sogar persönlich gefährdete werden könnte.

Ebenso wenig sind die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu unterschätzen. Die Aufgabe, eine vom tiefsten Mißtrauen in die Absichten der Herren erfüllte Bevölkerungsklasse für ein Verfahren zu gewinnen, dessen einzige Grundlage das unerschütterlichste Vertrauen sein kann, ist gewiß enorm schwierig und verlangt um so mehr Takt und Menschenkenntnis, als dabei die gesunde Autorität, die für den technisch-finanziellen Erfolg unent-

beheilig, nicht leiden darf. Ein ungewöhnliches Maß von landwirtschaftlich-technischer Tüchtigkeit, verbunden mit einem gleichen Maße von Güte und einer unerschöpflichen Geduld, sind erforderlich, um das Werk zum guten Ende zu führen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten sollten Männer, die das Zeug zum Pionier in sich verspüren, sich nicht davon abhalten lassen, den Versuch zu wagen, und zwar aus der klaren Erwägung heraus, daß ein unter den vorgeschlagenen Vorsichtsmaßregeln unternommenes Experiment im schlimmsten Falle nicht den geringsten Schaden stiften kann. Da es ein heller Wahnsinn wäre, anzunehmen, daß die Arbeiter, wenn ihnen eine Gewinnbeteiligung zugesagt ist, schlechter arbeiten und verschwenderischer mit den ihnen anvertrauten Gegenständen umgehen werden, als heute (übrigens ist der absolute Nullpunkt vielfach bereits erreicht): so ist das Schlimmste, was geschehen kann, daß sie nicht besser arbeiten, daß die Rentabilität des Objektes sich nicht hebt, und daß das Resultat des ganzen Versuches Null ist. Dann ist nichts anderes verloren als eine Hoffnung; aber weder der Eigentümer noch die Arbeiter selbst haben den geringsten materiellen Schaden zu beklagen. Es steht also der Möglichkeit eines entscheidenden Erfolges, der die Lebens- und Berufsfreude und das Vermögen des Pioniers ebenso steigern, wie der Gesamtlandwirtschaft und darüber hinaus der ganzen Nation die größten Segnungen bringen kann, nicht das mindeste materielle Risiko gegenüber.

Hat aber erst einmal ein Pionier den Versuch zu einem glücklichen Ende geführt, dann sind die größten Schwierigkeiten überwunden. Dann haben die Landarbeiter in weitem Umkreis das Vertrauen in den Plan, das die Grundlage seines Erfolges sein muß, und bestürmen ihrerseits ihre Herren mit der Bitte, das System einzuführen. So geschah es in der Nachbarschaft von Nahaline. Die ganze Grafschaft Clare, bis zu Wandeleurs Auftreten der Zentralherd der agrarischen Revolution, war, solange der Versuch dauerte, völlig beruhigt, weil auf allen Nachbargütern die Arbeiter auf Einführung des „Systems“ warteten.

Auch hier wird nur der erste Schritt Schwierigkeiten machen! Wer ist der Mann, der ihn wagt?

Wer sich über die Geschichte des einzigen reifen Versuches einer Arbeiterproduktivgenossenschaft, den die Wirtschaftsgeschichte kennt, eben Nahalines, näher zu orientieren wünscht, lese das hochinteressante Werk von Pare „Co-operative agriculture, a Solution of the Land Question“ London. Longmans Green Reaser and Dyer. 1870. Der von mir selbst vor einiger Zeit eingeleitete Versuch hat wegen ungünstiger äußerer Umstände nicht begonnen werden können.

Das Exemplar

Roman von Annette Kolb

(Fortsetzung)

Achtes Kapitel

Maricléé stand reisefertig auf dem Perron. Der allgemeine Aufbruch hatte zu einer kleinen Komplikation geführt, und da die alte Dame mit ihrer Tochter zu dem Landsitz eines ihrer anderen Kinder per Auto gebracht werden sollte, und das andere nach Schottland benötigt war, fuhr Maricléé mit ihr, um dann an einem nördlicheren Punkt ihren Zug nach London einzuholen. Was ihre Fahrplankennnisse anging, hatte sie noch ein Mißtrauensvotum in Gestalt eines Zettels mitbekommen, auf dem die Zweigstationen, an welchen sie umsteigen mußte, mit allen nötigen Zeitangaben genau aufgeschrieben standen. Doch wollte dies der alten Dame nicht genügen, und sie gab ihr unterwegs die Absicht kund, nicht eher weiterzufahren, als bis sie sie wohlverwahrt in ihrem Kupee gesehen und dem Stationsmeister anempfohlen habe, eine Idee, die nicht angetan war, ihrem Schützling zuzusagen. Maricléé zeigte sich förmlich entrüstet über dem Gedanken, drohte sofort auszustiegen, wenn die Greisin sich ihretwegen einer solchen Mühe unterziehen wollte, bat und beschwor sie, davon abzusehen, erreichte aber nur ein freundliches Nicken dieses ehrwürdigen und naiven Kopfes und die Versicherung, es sei ihr nur eine Freude, ihr bis zuletzt das Geleite zu geben, und die Tochter, als die gute Seele, die sie war, echote: es sei nur eine Freude. Da sah Maricléé zum Fenster hinaus und sandte einen mutlosen Blick zum Himmel empor. Er nur wußte: sie mußte jetzt sparen, sparen. Es gehörte zu den sonstigen Unzuständigkeiten des armen Kindes, daß sie stets nur auf das Geld rechnen konnte, das sie gerade besaß. Ging es ihr aus, so mußte sie unerbittlich den Rückzug antreten, und wenn zehn Exemplare tags darauf herbeieilen würden. Nun hatte sie eine ganz hübsche Summe zusammengerafft, die für einige Wochen ausreichend war, aber sie wußte jetzt gar nicht mehr, wie lang ihre Reise sich ausdehnen würde und mußte für Unvorhergesehenes gewappnet sein. Sie ließ jetzt einen letzten Drachen steigen, zwar nicht besonders hoch, denn es war zu aussichtslos, aber mit einem geographischen Interesse, das man sonst nicht an ihr gewohnt war, fragte sie nach der Eisenbahnlinie, zu der sie jetzt fuhren, und wie sie sich zu derjenigen verhielte, auf der sie gekommen war, und dann eine Terz tiefer und etwas mehr Fortepiano, aber mit derselben rein sachlichen Neugier: „Könnte man da eigentlich III. Klasse fahren?“

Die Mutter hatte ihre Erkundigungen überhört, aber das „o nein!“ der Tochter war mit solcher Überzeugung gesagt, daß Maricléé ihre Frage lieber nicht wiederholte.

„Ich muß, glaube ich, dreimal umsteigen,“ bemerkte sie, nur um etwas zu sagen. Aber das war wiederum Wasser auf eine andere Mühle.

„Sie brauchen sich gar nicht darum zu kümmern,“ sagte die alte Dame, „der Stationschef ist mir bekannt, ich werde mit ihm reden, und er wird Order geben, daß der Schaffner Sie bei jedem Wagenwechsel benachrichtigt.“

„Aber ich bin doch kein Kind!“ rief Mariclée ganz verzweifelt. „Sehen Sie, es steht alles auf meinem Zettel! O ich bitte Sie, bleiben Sie im Wagen, Sie haben noch eine lange Fahrt vor sich. Sie müssen sich schonen! Ich kann nicht dulden . . .!“

Es war alles in den Wind, und sie gab es auf. Aber am Perron, schnell den Augenblick wahrnehmend, floh sie, wehenden Mantels, zum Schalter, konnte aber nicht so schnell ankommen, denn es war Samstag und infolgedessen der Andrang ziemlich stark. Endlich hatte sie ihr Billet (ein Billet I. Klasse bis zur nächsten Zweigstation), und kehrte zu ihrer stattlichen Suite zurück, bestehend aus den beiden Damen, dem Chauffeur und einem Diener in weißer Livree, die sich um ihr Gepäck bemühten, und man mußte wohl auch den Schaffner hinzuzählen, der sich zu der Gruppe gesellte und dem man sie schon anempfohlen hatte. Zwar waren sie alle im Begriff gewesen, sich zu zerstreuen, und auf die Suche nach ihr zu gehen.

„Gottlob, da ist sie,“ rief die Tochter.

„Ah! da sind Sie!“ rief die Mutter, „warum entwischten Sie uns. Wir hatten Sie ganz verloren! Wo steckten Sie denn?“

„Ich habe nur schnell mein Billet geholt,“ sagte Mariclée, und weil auch für den geringsten der Tage, ein ausgeworfener Würfel steht, drehte sie sich jetzt selber den Strick.

„Ich bin wirklich sehr gescheit gewesen,“ gestand sie mit einer kindlich neckischen und noch dazu recht falschen Vertrauensseligkeit, „da ich immer alles verliere, nahm ich mein Billet nur bis zur Station, an der ich umsteigen muß,“ (mein Gott, warum erzähle ich das? dachte sie) und fügte im schwankenden Tone hinzu, „denn ich verliere es doch und so verliere ich es nicht.“

Diese ebenso unnötige wie stupide Mitteilung fand die verdiente Wirkung:

„Aber mein bestes Kind, was für ein Gedanke! das ist ja ganz verfehlt! Sie können doch nicht dreimal unterwegs an den Schalter laufen, um eine neue Karte zu lösen, Sie riskieren ja Ihren Anschluß zu verfehlen. Geben Sie her!“

Und schon war sie ihr entwunden und dem Schaffner überreicht, um schleunigst umgetauscht zu werden. Er kam gleich wieder zurück, denn es war jetzt höchste Zeit und der Schalter schon leer.

„Sie schieben das Billet in Ihren Handschuh, so können Sie es nicht verlieren,“ mahnte die Alte.

„O da ist keine Gefahr,“ erwiderte Mariclée, sich selber vergessend; „was schulde ich Ihnen?“ fragte sie den Schaffner mit gottergebener Miene. Dann umarmte sie die Damen, dankte ihnen und stieg ein. Im letzten Augenblick lief noch eine Ladysmaid mit einem Kistchen Pfirsichen herzu, öffnete eilig den Schlag und stellte es in ihr Coupé. Die Freundin hatte ihre Vorliebe für diese Frucht wahrgenommen, und es für sie verpacken und in den Wagen bringen lassen, woselbst Mariclée es dann vergaß. Nun aber war nicht mehr zu spaßen. Ihre Türe wurde hastig zugeworfen und der Zug setzte sich in Bewegung. „Schluß!“ dachte Mariclée und fiel auf die Polster zurück.

Sie erwog jetzt, ob es nicht ratsamer wäre vor ihrer Londoner Wohnung, in die sie doch nicht mehr zurückkehren würde, nur vorzufahren, ihre Koffer aufzunehmen, und noch gleichen Abends nach Irland weiter zu fahren, vollzog einen Kassensturz, und saß ganz in Gedanken, als der Schaffner mit respektvoller Miene bei ihr eintrat, um ihr den ersten bevorstehenden Wagenwechsel zu verkünden. Er teilte ihr gewissenhaft mit, was auf ihrem Zettel stand und was sie schon wußte, trug ihre Sachen in ein anderes Kupee und blickte von Zeit zu Zeit, wie zu einer Gefangenen, zu ihr hinein, als wollte er sich überzeugen, daß seine hohe Schutzbefohlene noch am Leben sei. Er gestattete ihr auch keinerlei Gefährten und hielt sie scheinbar für zu vornehm, um mit anderen Reisenden in Kontakt zu treten. Als er sie dann zum zweiten Male in einem leeren Wagen installiert hatte, trat er mit einer Verbeugung vor und meldete, daß er selbst zwar nicht mehr weiterführe, statt seiner jedoch sein Kamerad Sorge für sie tragen würde.

Mariclée hatte zu viel Humor, um ihm nicht den Lohn einzuhändigen, den er von einer so hochgestellten Persönlichkeit erwarten durfte, und verabschiedete ihn mit einem herablassenden Kopfnicken. Kaum war er abgetreten, als schon die neue Wache aufzog, und zwei interessant aussehende und sehr typische englische Herren, die bei ihr einsteigen wollten, zurückhielt. Mariclée war sehr enttäuscht: es hätte ihr solche Kurzweil bereitet, sie im stillen zu beobachten und zu studieren. Sie war stets voll Interesse für Menschen, die sie nicht zu kennen brauchte, betrachtete sie mit reger Anteilnahme für ihre Schicksale und ihr Sein, ohne doch je durch eine Miene ihre Spannung zu verraten, und so ganz Publikum verbleibend, daß die von ihr also Dramatisierten wie Bühne und Zuschauerraum distanziert blieben. Es ging ihr mit den Menschen wie mit den Bergen, deren Umrisse in der Ferne oft so viel verlockender sind, und die man so mysteriös ausmalen kann, solange man ihren räumlichen Weitschweifigkeiten und ihren rauhen Furchen nicht zu Leibe rückt. Allein ihre neue Wache nahm es

nicht minder genau wie die vorige, und hielt sie streng isoliert. Sie mußte an den Kaiser von Österreich denken, von dem sie gehört hatte, daß ihm die Briefe nie zukamen, die ihm geschrieben wurden, und endlich verkürzte ihr der Schlaf ihre teure und langweilige Fahrt.

Neuntes Kapitel

Muß und Hitze lasteten noch schwerer auf London als vor einer Woche. Der Hansom, den Maricléé an der Bahn genommen hatte, stand schon stille und noch immer war sie unschlüssig, was sie tun würde, stieg aus, ließ den Wagen warten, und trat ins Haus. Ein Brief vom Vorschaftrat stellte ihr den ersehnten Einlaß ins Parlament für nächsten Montag in Aussicht und da solche Vergünstigungen in Anbetracht der Suffragettes mit jedem Tage seltener wurden, gab er ihr den Rat, die Gelegenheit nicht unbenützt zu lassen, um so mehr als die nächste Sitzung sehr stürmisch zu werden versprach; er schlug ihr, der Zeitersparnis halber vor, selbst um Mittag auf die Botschaft zu kommen (sie brauchte nur quer durch den Park zu gehen), bis dahin würde ihre Karte ausgefertigt sein, sie könnten zusammen essen, ein Museum besuchen und von dort aus, er in seine Kanzlei, und sie nach dem Parlament fahren; alles so recht nach seiner Art, ganz programmäßig eingerichtet. Maricléé entschloß sich zu bleiben und zog hinauf. Sie fand ihr Zimmer in bester Ordnung und bestellte sich Tee, teils weil sie einen zu nehmen wünschte, teils um eine etwas anheimelndere Atmosphäre zu schaffen. Aber kaum hatte sie sich eine Tasse eingeschenkt, als wieder ein Pfiff die Stille unterbrach und sie von auswärts an das Telephon gerufen wurde. Sie eilte hinaus, verlangte den Lift, und da er nicht gleich in die Höhe zog, ließ sie sich nicht Zeit, auf ihn zu warten, sondern fing an die steile Treppe, die sonst nur die Leute benutzten, hinunterzulaufen, ohne zu bedenken, wieviel schneller sie doch der Lift, auch wenn er sich einen Augenblick verspätete, die vier Stockwerke hinunter brächte. Schon war er auf ihr Geheiß hinaufgeschwollen und schwirrte pfeilschnell wieder hinab, indes sie ihre Stufen dahinstürmte, und doch nicht vorwärts zu kommen glaubte. Es war wie in einem Traum: immer eine neue steinerne Windung vor sich, die Treppe, die nie ein Ende nahm, und ihre Ungeduld — denn sie wußte: nur Einer konnte auf den Gedanken gekommen sein, nach ihr zu rufen, nur Einer wußte von ihrer heutigen Rückkehr.

Das Telephon war in der Halle, ohne Deckung, nahe am Eingang und höchst unpraktisch angebracht. Es standen Leute herum, und von draußen tönte aller Straßenlärm herein. Maricléé nahm das Rohr und nannte, ein wenig atemlos, ihren Namen. Eine fremde Stimme bat sie einen Augenblick zu warten und dann klang seine Stimme zu ihr hin. Seine Stimme! Diese Stimme, deren Klang fast aus der Welt verklungen, verhallt und

fast vergessen, sie nun wieder bis ins Mark durchdrang; ihre Bänder waren nicht zerrissen, fest zusammengefügt zu jenem verwöhnten, melodiosen Organ, vor dem ihr jetzt schwindelte, und das tausend Erinnerungen in ihr wachrief, als läge sie im Sterben! Ach, wie hätte Mariclée da auch vernommen, was er zu ihr sagte?

„Ich verstehe Sie nicht!“ rief sie angstvoll in die Tube. Und jener gemeinsame Bekannte fiel ihr ein, der sie gefragt hatte:

„Ist er schon tot?“

Ha! nichts von Tod, nichts für ihn von solcher Schmach! Er war nicht gestorben. Dies war seine Stimme! O wie sie lebte!

„Ich verstehe Sie nicht!“ rief sie von neuem.

Mochte sie immer ferne dieser ihrer Heimat, in der ihr Herz gleichsam wie angekommen in sich selber rasten durfte, mochte sie trauernden Fußes immer ferne von ihr irren, — wenn dieser Mann nur lebte! — Wenn die Schale, in der die Elemente seines Wesens wie zu einer Götterspende, köstlich gemischt zusammenfloßen, nur nicht zerbrach, wenn er nur lebte!

„Ach, ich kann Sie nicht verstehen!“ rief sie und vernahm jetzt deutlich, wie er sagte:

„Es ist umsonst!“

Und statt schnell zu rufen: Ich höre Sie jetzt, schwieg sie, denn ihr Hirn war wie ausgelöscht. Sie lauschte, doch er war verstummt; da hing sie das Rohr wieder ein, wandte sich ab und zog wieder in ihre Wohnung hinauf. Noch lag Sonne über dem grasigen Hofe, vor ihrem Fenster, und die Kirche, deren rauhe, ungefeilte Gotik auch die Jahrhunderte nicht glätten und verfeinern konnte, tat ihr in der Seele weh. Vorm Kamin stand noch das Tischchen mit dem Teegeschirr, allein beim Anblick der gefüllten Tasse durchschauerte sie Ekel, und sie blieb am Fenster und starrte in das Tageslicht, von Bitterkeit gesättigt.

Zehntes Kapitel

Mariclée verbrachte ihren Sonntag, in Anbetracht des Montag, so gut es ging, und nährte sich von Pflirsichen. Auf diese Weise gedachte sie die überschrittene Bilanz des vorhergehenden Tages ein wenig auszugleichen; zum Frühstück Pflirsiche, mittags Pflirsiche und abends Pflirsiche; das Kistchen mußte schon dran glauben. So brauchte sie es auch nicht noch einmal mitzunehmen. Wie ökonomisch von ihr! Als sie mit dem Botschaftsrat zusammenkam, entwarf sie ihm eine so komische Schilderung ihrer Mißgeschicke auf der Her- und Hinfahrt, und machte sich selber dabei so vorzüglich und unbarmherzig nach, daß sie beide Tränen lachten.

Pünktlich und zu gleicher Zeit, wie viele Abgeordnete, fand sie sich sodann vor den Thoren des Parlamentes ein. Diese waren sämtlich von frierenden,

geduldig dreinschauenden und überall von Schuzmännern bewachten Suffragettes umlagert, die, mit ihren Vereinsbändern umgetan, den Vorübergehenden Zettel und Traktate entgegenstreckten. Mit Mariclée waren sie besonders dringlich; sie wagte aber nichts anzunehmen, aus Angst sich zu kompromittieren, zudem sie, als einzige Dame, ein gewisses Aufsehen zu erregen schien, und nicht rechts noch links sehend, verleugnete sie mit dem Mut der Feigheit die ganze Gesellschaft. So drang sie, den Abgeordneten auf dem Fuße folgend, von einem Gitter zum anderen, bis zu einer inneren Halle vor, in der alsbald ein Wächter auf sie zukam, und ihr den Einlaß verwehrte. Mariclée hielt ihm gelassen ihre von der deutschen Botschaft ausgestellte Karte entgegen. Er schüttelte mit dem Kopf.

„Wir müssen uns nach der neuesten Verordnung richten,“ sagte er, „die Suffragettes sind schuld daran.“

„Aber ich bin doch keine Suffragette, ich bin eine Fremde; sie haben meine Karte nicht gut angesehen.“

Er bedauerte, suchte die Achseln, allein er wankte nicht. Sie bestand auf ihrem Recht und er auf seinem Verbot. Sie zeigte sich hartnäckig, dann unangenehm, dann unsanft, und schließlich riß ihm die Geduld und er rief: Was rief dieser Mann? Er rief. O Leser, ich muß es im Text wiedergeben.

„But Madam,“ rief er „I would only be too happy if I could oblige you.“

Man denke! — sie kam von München, der Stadt der hohen künstlerischen Initiativen, zwar auch der lauten Schwadronneure, doch zugleich der stillen, seltenen Größen, dieser reizenden Stadt, die in mancher Hinsicht allen anderen den Rang ablauft, und es in der Tat verdienen würde, als heutiges Athen gepriesen zu werden, wäre sie nicht die Stadt unausgeglichenster Kultur, in der sich Gebildete von Schuzmännern, wie Rekruten von einem ungeschlachten Feldwebel angefahren sehen und allgemein gesprochen, die Stellung der „Dame“ jeder Tradition entbehrt.

Mariclée starrte dem zivilisierten Wächter ins Gesicht und machte ohne ein Wort zu sagen kehrt. Es war ja nicht eben angenehm, einen Rückzug durch all die Gitter anzutreten, vor welchen so viel Neugierige Posten standen, und ihren Einzug beobachtet und kommentiert hatten. Sie wunderte sich sehr, niemand kichern zu hören, besonders als sie jetzt eine Flugschrift, die ihr eine Suffragette darbot, höflich dankend, in ihre Tasche schob.

Zwei Monate sind schnell dahin und dennoch viel zu ausgedehnt für ein *extenso*. Die kostbare Zeit ist das große Wertlose an sich, daher der nichtige Klang des Wortes „Tagebuch“.

Es kann nur wenig interessieren, was Mariclée nach ihrem Ausweis aus dem Parlament mit ihrem letzten Londoner Abend anfang. Im Vertrauen gesagt, da ihr noch Pfirsiche blieben (es war dies ihre Art zu rechnen) fuhr

sie in ein Theater, und ihr Staunen über das niedrige Niveau des Stückes war ebenso groß wie über die wundervollen Gestalten der Spieler, und sie mußte sich sagen, daß man in Deutschland ebensowenig ein derartig albernes Werk ertrüge, als man solche Gestalten über die Bühne ziehen sah.

Ohne den schönen Listjungen wäre sie auch am nächsten Morgen nie rechtzeitig zur Bahn gekommen. Er hatte sich wieder, auf seine schüchterne Art, ganz zu ihren Diensten gestellt, sich um alles gekümmert, wie ein Page sich um sie bemüht, bis er sie dann im List zum letzten Male hinunterzog. Und nun starrte sie ihm mit ihren oft so leblosen Augen, die doch alles in sich aufnahmen, ins Gesicht und sagte:

„Kann ich etwas für Sie tun?“

Und er erwiderte: „Ich bin unglücklich in diesem Hause.“

Da ließ sie ihn Namen und Adresse aufschreiben und steckte den Zettel zu sich. Dann durchschritt sie die Halle und verließ dieses Haus, für sie mit einem grassigen Hofe und der freudlosen rohen Gotik eines mittelalterlichen Kirchleins auf immer assoziiert.

Es war eine schlecht gezimmerte Barke, die Mariclée zur irischen Küste hinübertrug. An Deck befand sich ein wunderschönes Mädchen mit einem jungen Mann, die sich große Mühe gaben, nicht verliebt drein zu sehen, und in deren Unblick sie sich sofort, wie in ein Bilderbuch, vertiefte. Nach einer Weile befahl sie jedoch ein bedenkliches Würgen und, sie floh nach dem Damensalon, fühlte sich dort besser, streckte sich aber vorsichtshalber auf einem Divan aus, schloß die Augen und verhielt sich ganz ruhig. So bemerkte sie nicht, daß ihr eine Stewardess gefolgt war, die Handtücher und eine Wasserflasche in den Waschraum brachte und sich dann wieder zurückzog. Erst als die Türe plötzlich aufgerissen wurde, fuhr sie aus einer Art Halbschlaf empor und sah das wunderschöne Mädchen, mit bleichen, verzerrten Zügen (einer Miene, mit der sie in einem fünften Akt Furore gemacht hätte) herein und geraden Wegs in den Waschraum stürzen, wo sie sich einer ganz formidablen Seekrankheit überließ. Sie stöhnte und jammerte und als sie wieder zum Vorschein kam, war ihr Hut ganz verschoben und ihr Haar sehr aufgelöst.

Mariclée bemerkte jetzt, wie völlig unausgerüstet sie war, erhob sich sofort, goß kölnisches Wasser in ein Glas und stellte ihr Reiseneccessaire zur Verfügung. Das Fräulein Wunderschön erzählte ihr nun, sie habe schon so oft diese Fahrt unternommen, ohne je im Leben seekrank zu werden. Übrigens erholte sie sich sehr bald, brachte ihr reizendes Haar in Ordnung, band mit großem Geschick einen höchst kleidsamen Schleier vor, beguckte sich von allen Seiten in Mariclées doppeltem Spiegel, und eilte dann, schnell wie sie gekommen, wieder davon. Mariclée fühlte sich recht elend und legte sich wieder hin. Zu müde, um zu lesen, und nicht mehr imstande, zu schlafen, starrte sie zu einer runden Luke empor, durch die man das blaue, aber heftig

bewegte Meer seine Bogen treiben sah, und ebenso elementar und unaufhaltsam trieb da in ihr eine Woge von Melancholie die andere. Sie dachte an das Exemplar, wie um an einer Planke sich daran festzuhalten, jedoch umsonst. Er war zu fern, zu unerreichbar, eine zu lange Zeit hatte zwischen ihnen schon geflutet. Schwermut schwoll zu etwas Mächtigerem an, als ihr Gefühl und riß sie noch weiter von ihm weg. Und sie preßte ihre heißen Hände auf ihr verdunkeltes Gesicht und überließ sich dem Unwetter, das in ihr raste. O sterben zu können, ächzte sie, verlöschen zu dürfen. Es löste nur der Anblick des treibenden Meeres durch die runde Luke solche Leidenschaft in ihr aus, aber sie wußte es nicht. Und indessen trug sie das Schiff, um ihren Welt Schmerz unbekümmert, zur irischen Küste hin. Schon machte sich jene Unruhe fühlbar, die einer Landung vorangeht; Mariclée stand auf dem Vorplatz und spähte nach einem Träger, als die Stewardess auf sie zukam, und sie mahnte, es sei gebräuchlich, für Benützung der Handtücher etwas zu entrichten. „Ich brauchte ja keines,“ sagte Mariclée eilig und wollte vorüber. Aber sie hatte es mit einer cholertischen Person zu tun, die sofort die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

„O!“ rief sie, „das ist nicht recht.“

„Es war eine andere Dame da,“ sagte Mariclée ungeduldig, wurde aber zugleich entsetzlich rot, verlor die Contenance und fügte hinzu:

„Was kosten denn die Handtücher?“

„Ich stehe hier Posten und habe keine andere Dame nicht gesehen,“ drohte die andere. Sie hatte durch ihren exaltierten Ton sofort Aufmerksamkeit erregt, so daß sich Neugierige sammelten, die auf die Landung wartend, nichts Besseres zu tun hatten, als hier aufzupassen; und sie gehörte wohl irgendeiner Predigersekte an, denn, durch das Publikum stimuliert, wollte sie jetzt vor Jehovah ihr Recht austragen, und stimmte mit wirklichem Talent ein regelrechtes Exordium an:

„Es ist nicht um des Geldes und es ist nicht um der Tücher willen, aber ich habe keine andere Dame nicht gesehen.“ Sie sagte es wie einen frommen Vers herunter, und Mariclée stand jetzt einfach auf dem Pranger. Die Umstehenden, schien ihr, konnten keinerlei Sympathien für sie hegen, denn sie sah aus wie der Typ der überführten Lügnerin und war rot wie eine Gartenerdbeere. Was wollte sie mit einem solchen Gesicht lange sagen? Je weniger Worte je besser. „Wieviel macht es?“ fragte sie nochmals. Aber so schön hatte es die Alte nicht jeden Tag, und sie nahm die Gelegenheit wahr. „Wahrlich, wahrlich,“ hub sie mit lauter Stimme an, „ich bin arm und geprüft, aber es ist nicht um der Tücher willen.“ Und es klang, als sagte sie: „Lügenhafte Lippen sind dem Herrn ein Greuel.“

O, ich darf nicht mehr allein reisen, dachte Mariclée, ich bin zu absolut hilflos. Und sie zog ihre Börse wie einen Degen; dabei entsann sie sich, daß sie

vergessen hatte, zu wechseln und nur mehr Gold besaß. „Wechseln Sie mir,“ sagte sie. Die Landungsbrücke war jetzt gelegt worden; dies interessierte die Umstehenden mehr und schweigend, wie sie sich versammelt hatten, entfernten sie sich. Als bald verstummte die Stewardess, sie kramte jetzt ganz demütig in einer schmierigen Tasche herum und zog endlich einen Schilling hervor. Mariclée war nun kreideweiß vor Erschöpfung und Zorn. „Schnell,“ sagte sie, „wechseln Sie sofort.“ Die gottesfürchtige Alte lief mit dem Pfunde die Treppe hinab. Mariclée wartete auf ihre Rückkehr, das Schiff leerte sich rasch, und sie stand bald allein. „Der Zug wird gleich abfahren, wir haben Verspätung,“ sagte ein Matrose.

„Ich warte auf die Stewardess.“

„Sie haben kaum Zeit,“ bedeutete er.

„Hier ist meine Tasche, ich komme gleich nach,“ sagte sie, und lief die Treppe hinab. Aber da war nirgends eine Stewardess zu sehen.

„Es sei höchste Zeit,“ erfuhr sie nur. Da verlor sie den Kopf und rannte, ohne ein Wort zu sagen, wieder hinauf, denn der Matrose, der ihre Tasche trug, machte ihr von weitem immerzu Signale und den Zug wollte sie nicht verfehlen. „Ich darf nicht zur Plattform, ich habe Dienst,“ erklärte er.

Da nahm sie ihre Tasche und schleppte sie selbst.

Elftes Kapitel

Der Zug stand vor ihr, sie hatte nur eine paar Schritte zu gehen und weil sie voll Schmerz über ihren eingebüßten Dukaten war und überhaupt nichts mit der Menschheit mehr zu tun haben wollte, machte sie am äußersten Ende ein leeres Coupé ausfindig, hob mit einiger Mühe dort ihre Tasche hinein, und wollte eben selbst einsteigen, als sie ganz erbärmlich ausglitt. Sie wußte nicht, daß in Irland die Stufen zu den Eisenbahnwagen tiefer, statt höher, als der Boden gesetzt sind, und nun war sie so unglücklich gestürzt, ihr Fuß so böse zwischen die Stufe und die Vertiefung geraten, daß sie sich weder rühren, noch ihn hervorziehen konnte. Er lag wie in einer Falle, und buchstäblich auf die Folter gespannt, sobald sie sich bewegte. Alles lief geschäftig hin und her, doch wie meilenweit von ihr entfernt, und ohne ihrer zu achten. Sie wagte einen verzweifeltsten Ruck, da glitt ihr Vorderfuß nur noch tiefer hinab. O Gott! dachte sie voll Entsetzen, noch einen Augenblick und er bricht. Es war aus. Das Exemplar immerdar zu verfehlen, mit einem gebrochenen Fuße hier zu stranden, dies war ihre Bestimmung, dazu war sie herübergekommen und damit konnte sie nach Deutschland zurückhinken. Es kam niemand ihr zu helfen, wer half ihr je? Ein drohendes Knacken, ein unerträglicher, ein giftiger Schmerz; sie glaubte die Besinnung zu verlieren; — in dieser Sekunde, was sage ich? diesem Bruchteil einer Sekunde, fühlte sie sich von rückwärts unter beiden Armen gefaßt, leicht und geschickt auf

die Beine geholfen und mit heilem Glied der gefahrvollen Klemme entzogen. Sie wollte ihren Retter erkennen, aber dort ramte er schon, einen letzten Koffer zu heben, ein Bürschlein, fast ein Kind, angewiesen Trägerdienste zu leisten. Sie wollte ihn einholen, aber sie konnte kaum auftreten, geschweige denn laufen, ein Schaffner gab ihr ein warnendes Zeichen, halb stieg, halb kroch sie in den Wagen, ihre Türe wurde zugeschlagen und der Zug setzte sich in Bewegung.

Sie hatte ihren Fuß ausgestreckt und saß da wie betäubt, denn sie konnte es noch immer nicht fassen. Es dünkte ihr so unwahrscheinlich, so wunderbar, daß sie gerade in jener Sekunde äußerster Not, und zwar nicht früher, auf daß sie ihrer Drangsal voll bewußt werde, vor dem Schlimmsten verschont geblieben war. Eine heiße Röte stieg in ihr auf, indem sie ihres unbelohnten Retters gedachte, der wie auf ein höheres Geheiß auf sie zuslog, ohne zu wissen was er tat — sie aber wußte wohl, was sie ihm dankte. Sie bedurfte hiezu keines Arztes, ein gesunder Instinkt hatte sie im Moment der Gefahr nur zu hellständig gemacht und ihr die Eventualitäten bedeutet, denen sie nun entronnen war. Aber warum eine solche Fügung zu ihren Gunsten? Wo lag der Grund? der Sinn? den Sinn wollte sie haben! Es war alles zu deutlich, zu kraß für einen Zufall gewesen, warum hatte dies nicht geschehen, ein solcher Ruin ihrer Pläne und Hoffnungen sie nicht treffen dürfen? Sie überdachte es noch einmal, rekapitulierte alles von vorn. Warum war es so gekommen? Ja warum? Sie zermarterte sich das Gehirn und konnte es nicht finden.

Draußen zog ein neues, ungewohntes, erstaunliches Land an ihr vorbei, eine wilde, geheimnisvolle Gegend, deren Seele sie befremdete. Ein Bediensteter trat bei ihr ein, meldete, daß ein Speisewagen im Zuge sei und fragte, ob sie zu essen wünsche. Sie starrte ihn verwundert an. Was träumte dieser Mensch?! Essen?! Ja richtig, solche Dinge gab es auch. Aber sie schüttelte den Kopf. Nein. Das störte sie jetzt. Erst mußte sie diese Geschichte ihres Sturzes ins reine bringen. Also wie war es? sie dachte an das Exemplar. Da lag ihr Fuß, zwar mächtig in Schwellung begriffen, aber heil, nicht gebrochen; er bedurfte keines Chirurgen ihn einzurenken, kein Knochen war zersplittert. Denn dies hatte ja nicht sein dürfen. Und als es im Begriff war dennoch zu geschehen, mußte just etwas anderes geschehen dies eine zu verhindern. Aber warum denn? den Sinn wollte sie haben; und Maricléé stieg immer tiefer in ihrem Bewußtsein hinab. Hast du selbst nicht immer geholfen? sagte es ihr. Warst du nicht, ohne zu fragen, ja blindlings, zu helfen immer bereit? und schlug hier nicht, nach dem Gesetz aller Dinge, ein Pendel, so wie er anschlug, und genau wann er mußte, wieder zurück? Denn warst du nicht selbst in jenem rettendem Knaben, der ohne zu fragen dir zu Hilfe kam, und unbelohnt dir enteilt?

Zwölftes Kapitel

Die vierzehn Tage, die Maricléé in Irland zubrachte, lassen wir im Fluge vorüberziehen. Sie liegen außerhalb der Bahn, deren Linien wir hier verfolgen. Denn Maricléé hatte viele Existenzen, ja ein ganz weit verzweigtes, nicht selten sogar ein verstricktes Netz von Existenzen, die uns hier nicht kümmern; und sie war von ihren Zentren so vielfach weggetrieben, daß sie nur selten fühlen durfte, daß sie lebte. Es war deshalb in ihr eine innere Unaufmerksamkeit, welche sie immer wieder meistern mußte, damit sie nicht in die Klugen sprang. Sie war nicht zerstreut, sie war abgewandt. Und nie war sie so versonnen und verträumt, so fernab, wie an dem Orte, an dem sie sich jetzt befand. Lassen wir sie also. Wir haben sie ja nicht zu suchen, wo sie nicht wirklich ist. Nur eines einzigen unerwarteten, wenn auch lang vorbereiteten Erlebnisses werden wir gedenken.

Wenn sich Maricléé diese Gegend ansah, geschah es stets mit derselben Verwunderung wie das erste mal; sie konnte den Schlüssel zu ihr nicht finden; und es ging ihr wie mit einem fremden Gesicht, das ein anderes, wohlvertrautes, auf das man sich aber vergebens zu besinnen sucht, mächtig evoziert. Sie meinte erst, das Rätsel läge wohl in ihrer historischen Unkenntnis dieses Landes, und als sie reger geworden, verschlang sie ein Geschichtsbuch um das andere. Als sie aber dann Bescheid wußte und wieder hinaustrat in diese Natur, da wies sie alles zurück, vergaß und verwarf alles was sie darüber gelesen hatte. Und nun erst war sie sich über ihren Eindruck klar. Dieses Land erinnerte sie an Italien, aber es hatte keine Geschichte, das heißt seine Geschichte fügte ihm nichts hinzu. Es gleicht einem Pergament, an dem kein Griffel haften blieb.

Diese Natur schien, wie mit zurückgehaltenem Atem nur einen Laut, nur einen Widerhall zu hegen und elende Geschehnisse, ununterbrochene Leiden und Kämpfe verwischten sich auf diesem Boden und verwehten, als gehörten sie nicht zu ihm. Und hier erst wußte Maricléé, warum ganz Norditalien, bis hinab nach Rom (weiter war sie nicht gekommen) sie insgeheim irritierte: weil Schritt für Schritt zu viel Geschichte, zu viel Begebenheiten sich vorzudrängen suchten und, weil es ermüdete, auf einen solchen Tumult von Dingen, und auf so viele Fußstapfen zu stoßen. Kein gestürzter Sockel, keine Steinplatte, kein noch so schlechtes Madonnenbild, das dem Vorüberziehenden nicht zuzurufen scheint: „Achte mein!“ „ich bin von dieser Schule!“ „ich aus jener Zeit“. Jeder Hügel, jede Straße, jeder Meilenstein von Historie wie durchtränkt, und überall das Gedächtnis eines Namens, eines Mordes, oder eines Affektes perpetuierend; ein zu redseliges, gleichsam ausgeplauschtes Land, mit Daten und Erinnerungen wie ein Kalendarium angefüllt; immer an das Tun von Menschen, die tot oder lebendig stets die gleichen sind, und an das Vergangene und Ver-

gängliche gemahnend, und nie an das, was Mariclée vor allem liebte, an ein Verweilen und ein Stillestehen. So war es denn ein untraditioneller, aber doch sehr deutscher Zug, der ihre Liebe zu Italien mit einer gewissen Abneigung untermischte.

Hier dagegen war alles göttliche Vergessenheit und Öde. Dies wundervolle, tiefbeseelte Land, seine verlassenem Ufer, seine leeren Abhänge und Täler riefen inbrünstig nach edlen Bauten, nach Belebung, und doch liegt nichts Abgestorbenes und nichts Begrenztes in ihrer Melancholie. Diese Höhenzüge atmen nicht die wehe Holdseligkeit der allzu inkrustierten Hügel Siziles. Ein stärkerer Trank: die Schale der Vergessenheit wird in dieser ungelehrigen und ungelehrten Atmosphäre gebraut, die sich das Mittelalter, die Renaissance wie den Amerikanismus gleicherweise entgleiten ließ, und die nahe Brandung der Jahrhunderte nicht hört, weil sie, wie eine brausende Muschel, der eigene Rhythmus erfüllt.

Mariclée ging eine herrliche Straße entlang, links vorspringende Felsen, rechts den vielbesungenen Fluß, der in immer weiteren Kurven Inseln umspülte, und, als zögerte er vor der unendlichen Meeresspforte, seine Strömung in Buchten zurückhielt.

Hin und wieder kam ihr ein Auto oder ein Wägelchen, nirgends ein Fußgänger entgegen. Sie sah Wege, die einen Wald von märchenhafter Üppigkeit durchzogen, epheumrannte Bäume, wie Riesen zusammengerottet.

Mariclée war eine städtische Person, ihr Verhältnis zur Natur sehr kritisch und mittelbar, wechselnd wie das Licht, und alles mit ihrer jeweiligen Stimmung beleuchtend. Diese Gegend aber löste eine ungewohnte Sammlung in ihr aus. Sie dachte an langes, blondes Gelock von goldenen Reifen und Spangen gehalten, an die goldenen Kannen und Becher und die glatten Diademe, die sie in der Dubliner Sammlung sehen würde, und von welchen sie Abbildungen kannte, an eine verlorene Goldschmiedekunst, deren unnachahmliche Arbeit auf ein so adeliges Leben deutete; sie dachte an den Schwung, die köstliche Glätte und Musik normännischer Architektur, an die beglückend reinen Schweifungen ihrer blanken Rotunden, und einzig solche Dinge schwebten ihr hier vor, denn dieser Boden trug nur ein Merkmal, nur ein Echo, wußte nur von einem: dem Atrischen. Dem Atrier.

Nicht seinen Evolutionen etwa, noch seiner Geschichte, noch wie er im Lauf der Zeiten sich ausbildete, verbildete, oder etwa wie sein Blut verarmte, sich vermischte, wie seine Werte sich vermünzten, verzettelten, o, wie belanglos zerfiel dies alles vor der allgewaltigen Idee, für die nicht er stand, sondern die ihn hielt. Denn diese Idee war der kastalische Quell, der nur von einem Werden begeistert murmelte, dessen klarer Strahl sich vom Vergänglichen nicht trüben ließ und Gewesenes nicht kannte.

Mariclée sah nicht mehr den vielbesungenen Fluß, noch die traumhafte Färbung seiner Gestade und ihre starke Trauer. Sie stand das Gesicht mit ihren leidenden Händen verhüllt, und ließ den Ansturm ihrer Gedanken über sich ergehen. Sie war sich mit einem Male so klar, warum sie eigentlich lebte.

Dreizehntes Kapitel

Einmal besichtigte sie einen Dampfer der White Star Line, der auf dem Wege nach New York einige Stunden in Queenstown hielt, um Passagiere und die Post des ganzen Landes aufzunehmen. Immerzu liefen Männer, mit schweren Säcken bepackt, die schmale, stufenlose Schiffbrücke hinauf, und dachte man, sie hätten sich jetzt endlich ausgetragen, so liefen sie schon wieder, einer hinter dem anderen, und unter ihrer Last gebückt, mit neuen Säcken einher, und einer, ein Zwerg, war besonders geschäftig und kehrte am öftesten wieder. Mariclée verfolgte sein Tun mit gespannter Aufmerksamkeit, man warnte sie jedoch, daß sie nicht lange auf diesem Schiffe hospitieren dürfe, und nun lief sie eilig wie eine Maus hinauf, hinab, nach allen Richtungen hinein und wieder heraus, durch das Zwischendeck, die Kajüten und in die oberen Säle. Im Rauchzimmer waren an den vier Ecken Schreibtische angeschraubt, und Mariclée von dem Briefpapier mit den roten Fahnen fasziniert, setzte sich hin und schrieb ein paar Zeilen an das Exemplar. Sie fand es unbegreiflich, daß man unsere Zeit poesielos nannte. Was konnte es Poetischeres geben, als so ein mächtiges Schiff heranziehen zu sehen, und all den erfinderischen Geist, den Fleiß, die angestrengte Arbeit der Vielen zu denken, die es zu diesem schönen Ungetüm werden ließen, so daß dies starke Meer selbst im wildesten Sturme ein Ding von so schwachen Händen gezimmert, nicht mehr bemeisterte.

„Ich stünde gerne mit Ihnen auf einem solchen Schiff.“

Ahnungslos warf Mariclée diese Zeilen hin.

Vierzehntes Kapitel

Ihren letzten Tag in Irland verbrachte sie in einem alten, verwitterten Schloßchen, hart am Meere. Sie fuhr durch ein welliges Terrain, wie es bei uns im Gebirge die Almen umgrenzt, ein Hochfeld entlang, das, immer stärker umweht immer feierlicher anstieg; alle Farben wie verwunschen: ein Grün, das ins Saphirne, ein Blau, das ins Smaragdne spielte, und eine silberne Sonne. Sie sah, was ihr noch niemals vorgekommen war, grasende Kühe, die ihre Weideplätze verließen, langsam die hellen Felsblöcke erklommen, und unbeweglich niederschauten, als hätten sie Augen für dieses Land; und plötzlich, in der Ferne, ein heftiges Indigoblau, das wie ein jubelnder Schrei in diesen Farbenhimmel einriß: ein mächtiges gewölbtes Band: das steigende Meer.

Wo bin ich? dachte Mariclée.

Unten im Schlosse traf sie unter den Gästen eine bildschöne und sehr witzige junge Deutsche an, ihre frühere Institutsgefährtin.

Das Schloß war schön und altertümlich, hatte eine köstliche Stiege und war von raffiniertem Komfort. Es stand geschützt und behauptete ganz allein einen merkwürdigen, winzigen Hafen.

Bis zum Ufer streckte sich ein sorgfältig gepflegter Garten hin, und leuchtende Blumenbeete so hart am Meer hatten etwas Unwahrscheinliches, Kostbares und Faszinierendes. Es war ein blauer Schimmer über sie gebreitet, und auf den breiten Blättern der niederen Palmengewächse lagen saphirblaue Reflexe. Aber der Tannenwald, der hinter dem Schlosse die Anhöhe hinaufzog, schlug wieder eine andere, sehr unerwartete Note an, und stellte einen gemüthlichen, anheimelnden und sehr deutschen Hintergrund. Mariclée wußte garnicht wohin sie schauen sollte.

Als früh am Nachmittage ein Ausflug in der Nacht zum Vorschlag kam, meldeten sich drei oder vier andere Gäste und die Kinder, es wurde also in zwei Booten weiter in den Hafen hinausgerudert, wo sie verankert lag. Sie war sehr klein, man rückte ziemlich enge zusammen, und Mariclée stellte sich vor eine Luke, teils ihr teils den anderen zugewandt und sich mit ihnen unterhaltend. Aber bald kehrte sie sich der Luke immer öfter zu und fand es immer mühsamer sich an den Gesprächen zu beteiligen, als rückten die Sprecher immer weiter von ihr weg. Der Hafen war von niedrigen Bergen umzogen, die man doch keine Hügel nennen konnte, ihre Grate liefen ganz nach Bergesart und auf ihren hellgrünen Abhängen weideten Kühe. Die Nacht schoß an ihnen vorbei, steuerte ins Uferlose hinaus, hob und senkte und legte sich, wie es den Wogen beliebte. Sie passierte eine kleine, schwarze, uferlose Felseninsel, die nie ein Fuß betreten hatte, die aber eine Art Walhalla der Raben zu sein schien. Mit unbeweglich ausgestreckten Schwingen sie umkreisend, sich in das Geklüfte niedersenkend, schwebten sie dann wieder langsam, feierlich empor.

Sie gehörte ihnen; diese Insel war ihr Reich. Mariclée dachte an den Tag zurück, an dem sie als Kind zum ersten Male ein Konzert besuchte; wie sie sich freute, und wie enttäuscht sie dann gewesen war. Sie hatte sich die Klangwirkung eines Orchesters noch idealer ausgemalt. Sie hatte sich die Musik noch schöner vorgestellt! — Aber rauschte hier nicht eben jener früh und unbewußt von ihr erträumte Urquell, aus dem wir unsere Tonwellen schöpften, sie auf Instrumente überleiteten und transponierten? Hier schwoll es an, das mächtige Originalcrescendo, das große Dolente; hier waren die zärtlichen Harfen und die Oboe her, und die Attacca subita der Klarinetten und das Einstimmen der Waldhörner und die bebenden Flöten, die sie gemeint hatte . . . Die Beethovenschen Symphonien heroischer

Abstraktionen, die Partitur des Tristan, eine Bearbeitung und eine Reduktion! und jener dritte Akt, der so golden hervorquillt, hier strömte und blutete er.

Sie lauschte.

Jemand zupfte sie am Ärmel, und sie spürte den Schmerz der Schlafwandlerin, die ein jäher Ruf ins Leben zurückschreckt. Sie wandte sich um, vernahm ganz deutlich, was ihr gesagt wurde, und mischte sich freundlich und geduldig ins Gespräch. Aber sobald es anging, kehrte sie sich wieder der Luke zu und starrte hinaus. Von einem solchen Sturm der Gefühle hatte sie nichts gewußt. Ihr Verhältnis zur Natur war ja so unberechenbar, so morbid und solchen Schwankungen unterworfen! Und nun nahte sie ihr wie ein zwingender Gott; von ihrer Schönheit fortgerissen brach ihr Herz und wie enturzelt gab sie sich mit aller Wonne und allen Schauern hin, und wandte ihr ein Antlitz zu, das nur der Mann, den sie liebte, je an ihr gesehen hatte.

Fünfzehntes Kapitel

Maricléé fuhr nicht allein nach London, sondern die junge Deutsche reiste denselben Weg. Und sie plauderten, aber als die Dämmerung sank und London näher rückte, hing jede ihren eigenen Gedanken nach. Wie wird es jetzt werden? dachte Maricléé. Schweigend stiegen sie in London aus, als hätten sie durch die bloße Tatsache ihrer Ankunft und die Verschiedenheit ihrer Ziele schon Abschied voneinander genommen. Die Gefährtin hatte einige Stunden Aufenthalt, bevor sie mit dem Nachtzug weiterfuhr, und begleitete Maricléé in ihre neue Behausung. Der Wagen hielt in einer sehr stillen Straße, vor einem regelrechten Palast. Sie zog die Glocke und es dauerte eine Weile, bevor das Tor von einer alten Dienerin geöffnet wurde, die sich verbeugte, als Maricléé ihren Namen nannte. Die beiden traten jetzt in eine tiefe steinerne Halle. Hohe, verhängte Bilder hingen an den Wänden, und der mächtige Lüster, sowie die Armleuchter an den Türen, waren verschleiert. Eine breite, steinerne Treppe und eine kostbar getriebene Eisenrampe füllte den meisten Raum aus, und trotz der geschnitzten Truhen und Stühle, die herumstanden, war die Halle vor allem ein Stiegenhaus, und der Eindruck pompös, aber sehr kahl.

„Gucke!“ sagte die Freundin in ihrem schwäbischen Dialekt.

Es war ein sehr weitläufiger Bau. Sie wurden erst durch mehrere Säle und Vorplätze mit zugedeckten Möbeln und verhängten Spiegeln und Bildern geführt und dann einen schmalen Gang entlang, in ein nicht sehr großes, aber prächtiges Zimmer. Die seidenen Vorhänge hatten einen breiten kornblauen gestickten Rand, auf dem goldbelegten geschweiften Schreibtisch stand eine mit Briespapier angefüllte Kassetten. Im Kamin brannte ein Feuer mit großem Geprassel.

Mariclée atmete auf. Hier war Stimmung; — der behagliche Raum, mitten in diesem geschlossenen Hause und Farbe und Einrichtung des Zimmers entzückten sie.

„Ich packe schnell für dich aus und bringe deine Sachen in Ordnung“, sagte die Architektin.

„Und ich fahre dann mit dir zur Station“ rief Mariclée, „wir essen dort und bleiben zusammen bis zuletzt.“

Sie wußten recht wohl, daß sie Geheimnisse voreinander hatten, aber darin beruhte eben der Reiz ihrer Intimität, daß sie sich so gut kannten, und dabei nichts voneinander zu erfahren wünschten, und daß ihr gegenseitiges Vertrauen so ohne Neugier und Vertraulichkeiten blieb.

„Liverpool Station!“ rief Mariclées Gefährtin dem Kutscher zu, als sie mit ihr wieder aus dem Hause trat und in den Wagen stieg, der mit ihren Gepäckstücken gewartet hatte. Und aus der tiefen Stille ihres Squares drangen sie nun wieder in das dämonische Herz der nächtlichen, lichterbefähten Stadt und in jene rauschenden Straßen, in welchen, wie in geschwellten Adern, Londons gewaltiges Leben umläuft.

Als sie die sehr entlegene Station erreichten, war es höchste Zeit, und von Essen konnte nicht mehr die Rede sein. Die Architektin stieg schnell in ihren Zug, der gleich darauf die Halle verließ, und fuhr einsam in die schwarze Nacht hinaus, während die andere einsam in der schwarzen Stadt zurückblieb.

Sechzehntes Kapitel

„Sch heiße Klara,“ sagte die alte Dienerin, als sie am nächsten Morgen „S mit großem Zeremoniell das Frühstück aufstrug. Ihre anderen Mahlzeiten nahm Mariclée außer Hause, aber dieses Frühstück war schon wirklich ein Genuß. Der Aufwand an Silber und gedeckten Silberschüsseln, das Porzellan mit dem optimistischen Tulpenmotiv, die breite, niedrige Teekanne, alles so beschwichtigend! Die alte Klara befehligte noch eine junge Maud, und wenn das Haus geschlossen war, beschränkte sich das Dienstpersonal auf diese zwei. Doch niemals hätte Maud die Lippen geöffnet und zu Mariclée ein Wort gesagt; sondern titulierte Chorführerin war Klara. Sie brachte jetzt die Meldung, daß die Zimmerglocke zum Unglück abgerissen sei, doch würde sie noch heute den Monteur bestellen, um sie zu richten. Indessen konnte sie oder Maud von oben jederzeit hören, falls man sie rief. Die nächstliegende Türe ging direkt auf die Dienstreppe hinaus. Mariclée wollte aber nicht dulden, daß man ihretwegen etwas reparieren ließ. Tagsüber brauchte sie nichts, heißes Wasser hatte sie ohnedies, und sie konnte ja rufen. Die absolute Abgeschlossenheit in einem so schönen Hause beliebte ihr in der That, wie ihr die stille Straße inmitten des belebtesten Viertels

behagte. Sie machte sich zum Ausgehen bereit, weihte das schöne Briefpapier damit ein, daß sie dem Exemplar ihre Ankunft meldete, verließ das Haus, warf ihren Brief in den gegenüberliegenden Schalter und sah sich um. Sie wohnte in Grosvenor Street, so glänzend und geschützt, als sich nur wohnen ließ. Wenn sie um die Ecke bog, war sie in Piccadilly, dem Green Park und Regent gegenüber. Ihre Freundin hatte recht gehabt; hier lebte sich anders, wie in der Viktoria Street auf den grasigen Hof hinaus, mit der rauhen und schmucklosen Gotik des finsternen Kirchleins. Man sah hübsche und lebensfrohe Gesichter, hyperschlank und reizende Gestalten.

Eine frühherbstliche Sonne schien weißlich, aber warm hernieder. Mariclée trug ein grünes Kleid, weiße Handschuhe und einen dunkelgrünen Hut mit einer langen schwarzen Feder.

So ging sie leichten Schrittes dahin. Das Wetter war so schön; sie wollte den Weg bis zur Bildergalerie zu Fuß zurücklegen. Als sie vor der deutschen Botschaft vorbeikam, machte sie einen weiten Bogen. Sie hatte jetzt mehrere Bekannte in London, die sie aber vorerst alle zu meiden beabsichtigte, denn wiederum, auch jetzt, noch einmal andere Menschen zu sehen, bevor sie den einen sah, für den sie ausschließlich gekommen war, nein! dies ertrug sie nicht. Morgen früh hatte er ihren Brief, übermorgen würde sie wahrscheinlich die Antwort haben und ihn eventuell überübermorgen sehen. Sie konnte an nichts anderes mehr denken. —

Als sie die Galerie verließ, schlug es drei. Schon so spät! Gottlob. Auf welche Stunde würde wohl der Zeiger deuten, wenn sie ihn wieder sah?

Sie war überzeugt, daß für alles Künftige ein genaues Drarium, zwar nicht ausgegeben, wohl aber ausgefertigt stand. Sehen würde sie das Exemplar, daran zweifelte sie eigentlich nicht, obwohl er ihr inzwischen kein einziges Mal geschrieben hatte. Dies war nun einmal, leider Gottes, seine Art. Aber auch sonst wußte sie gar nichts mehr von ihm. Sie hatte in Irland meist nur irische Zeitungen zu Gesicht bekommen. So war sie doch zugleich von einer gewissen Unruhe erfüllt. — Vor abends wollte sie heute nicht nach Hause zurückkehren. Briefe konnten doch noch keine vorliegen. Und wo sollte sie nun essen? —

Dies war für sie eine sehr wichtige und dadurch sehr komplizierte Frage, daß sie für ihre Mahlzeiten weder viel ausgeben konnte noch wollte, dabei aber, wenn sie allein war, und zumal in England stets nur schöne Lokale in Betracht zog. Die Teehäuser, die es hier alle paar hundert Schritte gab, und die man ihr so warm anempfohlen hatte, waren ja sicherlich anständig, o gewiß! äußerst preiswert, und infolgedessen für jemanden, der nichts besaß, vollkommen angezeigt, sie leugnete es keineswegs; nur sie ging nicht hinein; nur verging ihr alle Lust zu essen, wenn sie vor einem dieser ungedeckten Marmortischen Platz genommen hatte und umhersah.

O! diese Monotonie! o dieses englische Publikum! wie ununterschiedlich, wie unindividuell! Es schien irgendwie eine Beziehung zwischen ihm und den drei ewig selben Kuchenforten zu sein, die Tag aus Tag ein über ganz London hin gebacken wurden, und auf der Welt keine vierte und ohne je eine Variante, oder auch den Gedanken an eine Variante, weder bei den Konsumenten, noch den Leitern dieser „Etablissements“. Warum sollte sie da hineingehen? ihr bißchen Geld ausgeben, um sich deprimieren zu lassen? Dies war ganz und gar nicht ihre Art zu rechnen. Aber für heute, in Gottes Namen wollte sie ein solches Tearoom betreten, sie war so müde, ihre Füße trugen sie nicht weiter, und sie konnte sich noch nicht aus. So ging sie denn hinein, blickte umher und war schon wieder unglücklich.

Wenn wir noch einen Moment bei dieser ihrer gewiß pathologischen Empfindsamkeit verweilen, so geschieht es nur, weil eben hier der Grundton ihres ganzen Wesens lag. Mariclée mußte immer vergessen. — Auf diesem einfachen Leitmotiv baute und gliederte sich bei ihr alles andere auf. Wer dies von ihr wußte, der kannte sie durch und durch, denn alles andere war sie nur beiläufig, von ungefähr, nebenbei, aber nicht wirklich. In anregender Gesellschaft konnte sie für „Umgebungen“ von beispielloser Unaufmerksamkeit sein, wie sie dann oft keine Ahnung hatte, was sie aß, aber allein, in einem stimmungslosen Lokal, vor einem ungedeckten Marmortischen, billigem Porzellan und ungeschliffenen Gläsern — da war sie wie ein Fisch, der auf das Brett geworfen wird, ihrem Lebenselement entzissen und schnappte nach Luft. Denn da gab es für die arme Mariclée nichts zu vergessen —, sondern da wurde sie erinnert. —

Einmal und nicht wieder, dachte sie, indem sie zahlte und mit einem mißmutigen Gesicht das Teehaus verließ. Die Sonne stand noch hoch, es war gerade viertel nach drei. Sie seufzte. So langsam also konnte ihr die Zeit verstreichen, wenn ihr etwas nicht paßte! Ein Ausrufer bot ihr Zeitungen an, sie kaufte an alten was noch aufzutreiben war, nahm eine neue dazu und ging in den Park, um sie im Freien zu lesen. . . . Als sie Whitehall hinunter ging, kam ihr ein Totenwagen, — der hellbraune Sarg in einem gläsernen Kasten weithin sichtbar — in grader Linie entgegen. Und abergläubisch wie sie war, hielt Mariclée inne und atmete für den Augenblick erleichtert und zuversichtlich auf.

Ihre Zeitungen nahm sie dann aufs Geradewohl und ohne auf das Datum zu achten, her; sie wollte vor allen Dingen nachsehen, ob sie eine Nachricht über das Exemplar enthielten, und das erste, wovon sie da las, war die Beisetzung eines seiner nächsten Angehörigen, so daß die Familie, in die er geheiratet hatte, in tiefe Trauer versetzt war. Ihr Herz stand still — nicht ob des Todesfalles; mochten sie wie die Mücken um ihn herum sterben, es kümmerte sie kein bißchen. Aber sie bedachte, daß er am Ende

gar nicht war, wo ihr Brief ihn suchte, denn diese Beisehung war anderwärts, dann durfte sie wiederum auf eine Verzögerung gefaßt sein, dann ging der Tanz von vorne an. Nein, das ertrug sie nicht. Aber das Blatt war ja schon mehrere Tage alt, Gottlob, er konnte zurück sein. Und kränker war er auch nicht, denn er hatte jenem Begräbnis beigewohnt; hier stand es. Und sie faßte sich wieder. Die anderen Blätter brachten nichts mehr über ihn. Maricléé raffte sie zusammen, sie würde sie zu Hause lesen. Jetzt war sie nicht imstande. Ein Fieber, eine Unruhe trieb sie von ihrem Plaze fort, zu gehen, rastlos, immerzu, wieder hinaus in die endlose Stadt, wieder zurück in den Park. Und ihre Augen sogen alles ein, das früh verbrannte Laub der Bäume, den stillen Himmel, der darüber hing, das glatte Grau der dunkelnden Paläste, das matte Grün der Rasenflächen, das lichte Schwarz des Teichs. Aber diese Augen trugen wieder den gezogenen, harmvoll matten Glanz des Kranken, der durch eine trennende Scheibe und als ein Verbannter diese Dinge sieht. O Gott, sie liebte sie so sehr, daß sie sie alle vorweg nahm. Und eben darum war sie in ihnen nie enthalten. Wenn aber einer, der es gut mit ihr meinte, da zu ihr hingetreten wäre und freimütig und plumperdings zu ihr gesagt hätte: „Was tun Sie hier? Warum sind Sie gekommen? Was vergeuden Sie Ihre schönsten Jahre und Ihre letzten Groschen, um einer möglichen Versorgung aus dem Wege zu gehen, und statt nach einem braven Mann zu fahnden, übers Meer, einem Vergebenen und für Sie Verlorenen nachzuziehen? Besinnen Sie sich doch! Das Leben ist zu ernst und Ihre Lage zu gefährdet!“ Da hätte Maricléé mit besorgter Miene zugehört, nachdenklich genickt und seufzend zugestimmt, wie sie es tat, als man ihr jene Tea rooms empfahl. Denn kein unvernünftiges Wort kam jemals über ihre Lippen. Aber wenn dieser wohlmeinende Freund auch noch gefragt hätte, (was sich vielleicht auch der Leser kopfschüttelnd fragt!) „Was wollen Sie denn eigentlich?“ Nur dann hätte sie wieder gelächelt, jenes leichtfertige etwas verschmierte Lächeln, das in Glenford den Don Juan intrigierte. Was sie wollte? Was sie sich zu wollen erlaubte? Was sie sich herausnahm? Geduld! — Dies Buch ist ja zu keinem anderen Zwecke geschrieben, als um es zu verraten.

Siebzehntes Kapitel

Sie ließ sich erst spät mit dem zierlichen Schlüssel, den ihr die alte Klara am Morgen überreicht hatte, in ihren geborgten Palast ein. Alles war still, sie hörte nie ein Flüstern, nie einen Laut, nie einen Tritt, außer von ihrem Zimmer aus, wenn Klara oder Maud auf der Diensttreppe waren. Aber nie trat ihr auf der weiten Marmortreppe jemand anderer entgegen, als in dem hohen Spiegel, an dem sie vorüberzog, ihr

eigenes Bild, nie hörte sie auf den glatten Fliesen andere Schritte verhallen, als die ihren.

Am nächsten Morgen blähte ein herbstlicher Windzug ihre Vorhänge auf und zum ersten Male, seitdem sie nach London gekommen war, zeigte sich die Sonne nicht. Sie war beim Ankleiden, als es an ihrer Türe klopfte. Ein gellendes Klingeln scholl durch das ganze Haus und gleich darauf zeigte Klara ihren alten Kopf. Es sei ein Ruf vom Fernamt, und sie nannte zu Mariclées tödlichem Schrecken, den Namen des Exemplars. Ob Fräulein Klee heute Nachmittag um fünf Uhr den Tee bei ihm nehmen wolle, er würde um diese Stunde in London sein.

„Ich werde kommen,“ sagte sie tonlos. Die alte Klara eilte mit der Antwort hinab.

Mechanisch fuhr sie fort sich zu frisieren, aber ein kreideweißes Gesicht starrte jetzt aus dem Spiegel.

Was sollte sie anziehen?

Dies war ihr erster Gedanke. Sie hatte drei Feierkleider für die geplante Begegnung in Bereitschaft: das grüne, das sie gestern trug, ein weißes, und ein dunkles bleu-ardoise, das Einzige, was sie bei diesem trübem Wetter wählen durfte. Sie zog es an, und sah darin schmal und gerade aus wie eine Kerze. Und wie von einem magischen Reflex berührt, ward ihr Antlitz plötzlich so ganz genau dasselbe wie damals, als sie zuletzt mit ihm zusammen war, genau derselbe Ausdruck, dieselben blauen Irradiationen, die ihre Augen untermalten wie zuletzt, jenes Gesicht, ihr einzig wahres, ein abkunftloses, nur von ihm erkanntes, seltenes Gesicht, das seinige, da es für ihn nur an das Licht trat, wie ein Kronschaf, der nur dem Einen taugt, dem Unbefugten aber schwer und unzugänglich in den Schrein zurücksinkt. Selbst ihr Körper wurde schärfer umrissen, und seine Linien traten beseelter, ihre leichten Schultern flügelhafter noch hervor. Ihre oft so leblosen Augen aber schienen jetzt wie Wachslichter bei Tageshelle, denn etwas abendliches, etwas, daß der Tag bekriegte, und das sich selbst verfechten mußte, behielt sie stets. „Klara! Klara!“ rief sie und stürzte hinaus. Und die alte Chorführerin, von der Lebhaftigkeit ihrer Stimme erschreckt, eilte herbei, als sei ein Unglück geschehen.

„O Klara!“ sagte Maricléee, „ich brauche einen Schleier, wo finde ich ihn am besten? dieser Hut braucht eine Zutat; er sitzt so schlapp!“

„Bei Selfridge in Oxfordstreet, ganz in der Nähe ist alles zu haben,“ versicherte die andere atemlos. „Aber der Hut sitzt schön, meine Gnädige.“ Und sie sah fast ein wenig betroffen zu ihr auf. War dies derselbe freundlose, etwas saturnische Gast, der unter diesem Dache einzog?

„Er muß gehoben werden. Da, von der Seite,“ sagte Maricléee und maß sich mit kritischen Blicken.

Selfridge, ein kalkweiser, weithin sichtbarer Monumentalbau im Geschmack Sardanapals, bot in der That alles, Schußligen und einen Wintergarten; auch sehr reputable Speisesäle in den oberen Stockwerken, wo man à la carte essen konnte. Es stand auch ein einladendes Buffet beim Eingang. Doch graute Mariclée vor den Fleischplatten. Sie war eigentlich hungrig, aber die Angst schnürte ihr den Hals zu: Sie hatte auf die Uhr gesehen, und es war 2 Uhr. In drei Stunden also. — Dieser Speisengeruch war furchtbar. Und glitt da nicht ein Sonnenstrahl die Wände entlang? Eine lichtblaue Fläche hatte sich, wie ein heiterer See, in das stumpfe Himmelsgrau hineingerissen. Sollte sie da nicht schnell nach Hause? stand ihr das grüne Kleid nicht besser? — Gott! — wie der Herr da drüben essen konnte! — was aß er denn? er sah vortrefflich aus; das hätte sie auch gern gegessen, wenn sie hätte essen können. Und mit einem Male schienen ihr all diese essenden Menschen namenlos grotesk. Der Hunger war der große Rattenfänger, die Speisen die Notizen, aus denen er seinen Lockruf zusammensetzt, und zwar so, daß man nicht merkt wie man ihm folgt, und stets viel genauer weiß was man ißt, als daß man ißt. Weil aber Mariclée in Folge ihrer gesteigerten Verfassung heute den Tanz so deutlich sah und die Pfeife nach der man sich in diesem Saale drehte, so deutlich heraushörte, wollte keine Aufforderung an sie gelangen, und sie mußte von dem Tanzboden herab.

(Fortsetzung folgt)

Westlich von der Freiheits-Statue

von Arthur Holitscher

Das Ellis-Eiland

Ich muß nun ganz genau den Zeitpunkt nennen, an dem diese Betrachtungen hier angestellt worden sind. Ellis-Eiland ist keine Insel sondern ein Prinzip, vielleicht das höchste, das das demokratische Amerika zu befolgen hat und ein Problem noch dazu, das schwerste vor das Amerika heute gestellt ist. Und in diesem mit Blitzzugsgeschwindigkeit lebenden Lande zeigt ein Prinzip, ein Problem am Nachmittag ein ganz anderes Gesicht her, als es am Vormittag hergezeigt hat. Die Notizen zu diesem Kapitel habe ich im Januar 1912 mir aufgeschrieben. Ich bin im Januar 1912 mit einem Paß, vom Kommisszioner Williams, dem Herrn der Insel, versehen, des öfteren auf Ellis gewesen, Januar 1912, dies sei festgestellt.

Jetzt hört man hier und draußen in der Welt viel von Bestrebungen, die darauf hinzielen: den Leuten, die mit wenig Geld und um zu arbeiten, nach den Staaten kommen, soll das Landen nicht so leicht mehr gemacht werden, wie es vor Zeiten gewesen ist. Diese Bestrebungen folgen aus zwei Ursachen: physischen und sozusagen moralischen.

Die Qualität der Zwischendecksmenschen hat sich verschlechtert. Ja! — höre ich allenthalben seufzen, wären es die Teutonen, Skandinavier, Anglo-sachsen, Franzosen, die hereinkommen, alles wäre in bester Ordnung. Es sind aber die Sizilianer, Armenier, Türken, Syrer, Griechen, die russischen Juden, die wir jetzt in erdrückender Mehrzahl herüberkriegen. Unerwünschtes Menschenmaterial körperlich und seelisch, sein Hereinströmen fälscht, entwertet den Typus des Amerikaners, heut schon merkt man das, wohin es noch führen wird, ist kaum abzusehen.

In einer Eingabe, die Anfang 1912 dem Kongreß der National Economic Society in Washington, D. C., vorlag, hieß es unter Anderem: die hauptsächlichlichen Argumente für die Einschränkung der Einwanderung sind: es kommen mehr Menschen herein, als es gut für Amerika ist; die Mehrzahl setzt sich in den ohnehin schon überfüllerten Städten fest; an den Landwirtschaftsdistrikten, in denen Not an Leuten herrscht, gehen diese Ankömmlinge vorbei; sie assimilieren sich schlecht oder gar nicht, ziehen es vor, kompakte Kolonien von fremdsprachiger Bevölkerung mitten in den englischredenden Städten zu bilden; sie verderben den Arbeitsmarkt durch Unterbietung der Löhne; die Zahl der Verbrecher nimmt zu; ebenso die Zahl derjenigen, die gegen das Gesetz verstoßen, indem sie heimlicher Weise schon mit einem festen Arbeitskontrakt in der Tasche Amerikas Boden betreten; die Einwanderung schadet den wirtschaftlichen Verhält-

nissen Amerikas ebenso sehr, wie die Auswanderung den Heimatländern schadet.

Dies sind triftige Argumente, das muß man sagen. Jedoch, ich hörte in Versammlungen zu, las in Artikeln, wie ernste und gutgesinnte Amerikaner sie Punkt für Punkt widerlegten, daselbe geschah in Gesprächen, die ich mit wohlorientierten Freunden über dies Thema führen durfte.

Die Rückwanderung ist beträchtlich. Im letzten Jahrzehnt kamen 5¹/₂ Millionen Menschen nach Amerika, von diesen sind aber nur 60 Prozent geblieben. — Die Einwanderung war in diesem Jahrzehnt eine geringere als in früheren. — (Überdies läßt es sich feststellen, daß die Gegner der Einwanderung vor genau 100 Jahren, bei einer jährlichen Einwanderung von 2800 Menschen genau dieselben Argumente ins Treffen geführt haben wie die Heutigen angesichts einer Einwanderung von durchschnittlich fünfmalhunderttausend pro Jahr!)

Die Masse der Einwanderer drückt wohl die Löhne. Wer aber profitiert davon? Wer ist verantwortlich zu machen dafür, daß diese Masse ausgebeutet, daß ihr der Lebensunterhalt erschwert wird, daß Hungerlöhne für gute und ehrliche Arbeit gezahlt werden? Herren mit englisch klingenden Namen: Carnegie, Rockefeller, Hill, ußf.

Übrigens kommen Abertausende jährlich nach Amerika, die hier nicht das Land höherer Löhne sondern höherer Menschenrechte suchen; zumal unter den verfehmten, verschrienen, angespuckten rumänischen, russischen, syrischen Juden finden sich diese Tausende. —

Kein Mensch kann sich seine Eltern, seine Heimat wählen. Soll ihm, wenn er sie überm Wasser entdeckt, diese Heimat seiner Hoffnung versperrt werden aus Brotneid? Was wäre dann Amerika, die Mutter und Trösterin der Verfolgten, Gekränkten, der Niedergetretenen?

Elende Phrase vom „unerwünschten“ Einwanderer! Ist denn nicht gerade Amerika das Land, in dem aus dem Unerwünschten ein Willkommenener, aus dem Getretenen ein Aufrechter, aus dem Halbtier ein ganzer Mensch gemacht werden kann? Wo gibt es denn heute noch ein Land, das in solchem Tempo Menschen erzöge, wie Amerika es tut? Nicht zum Geldkampf, zur Erwerbstüchtigkeit allein, vielmehr zu einem Ideal, dem Ideal Lincolns, des Menschenrechtes.

Ich meine: sind es die heimischen wirtschaftlichen Verhältnisse Amerikas, die eine Einschränkung der Einwanderung nahelegen, so, zum Teufel: reformiert doch Eure wirtschaftlichen Verhältnisse und laßt nicht die unschuldigen Bessarabier, die von „meriki“ wie vom Jenseits träumen, sie entgelten!

Wirklich, wer hier nach einem Aufenthalt von 6 Monaten nichts anderes entdeckt hat als ein Land der unbegrenzten Erfolgs- und Geldmachens-

Möglichkeiten, gehört als unerwünschter Einwanderer mit nächster Eilpost zurückbefördert dorthin, woher er kam.

Sieh dir in den Städten die Kinder, die zweite Generation der Einwanderer an, die Kinder der Rassen, die sich in der alten Heimat am liebsten, wie Aquariumstiere, gegenseitig aufgefressen hätten, Böhmen und Deutschösterreicher, Polen und Russen, Rumänen und Ungarn, sieh wie sie im friedlichen Wettbewerb neben einander wohnen und sich vertragen, dies ist Amerika! Sieh, sie vereinigen sich zu einem gemeinsamen Ansturm, gegen einen gemeinsamen Feind, den Ausbeuter, das Kapital, sieh, aus den nationalen Kampfahnen sind Soldaten des Weltkampfes geworden. Horch hin, wie aus tausend versteckten, verhungzten Mischsprachen, ohne Literatur, ohne Zukunft, die Eine, Englische Weltsprache siegreich hervorsteigt, horch, da vollzieht sich das große Werk der Verbrüderung.

Es ist eine Lüge, daß die Einwanderer sich nicht assimilieren. Sie lernen englisch. Durch den Trichter der Sprache bekommen sie englische Denkweise, und die Sinnesart, aus der sie entsprang, in ihre stumpfen Gehirne hineingelöst. Die zweite Generation spricht englisch, sieht amerikanisch aus, die dritte hat vergessen, wo die Großväter herkamen, Amerika ist ja, bis auf jene Unglücklichen in den Reservationen, ein Land von Einwanderern.

Wer die amerikanischen Apostel der konsequenten Rassenverbesserung für eine Horde von ausgemachten Narren hält, muß den Maßregeln beipflichten die das Hereinkommen von Krüppeln, Idioten, Syphilitikern, und mit ansteckenden Hautkrankheiten Behafteter verhindern. Aber die Fanatiker der „Einschränkung“ möchten jetzt Leuten, die mit weniger als 4 Dollar herüberkamen, den Eintritt verweigern, Analphabeten zurückschicken.

Ist das noch Amerika, das seine Bürger danach einteilt: hast du 4 Dollar in der Tasche oder nicht, kannst du das ABC oder nicht?

Der Kerl, der mit 25 Dollar einzieht, die er in einer Spelunke der Ostseite in der ersten Nacht verjurt, um darauf in der zweiten als Mitglied der Taschendiebgilde auf Raub auszugehen — der ist also erwünschter, als der arme Slovakenjunge, der frisch und willig und mit einem Zehncent-Stück in der Tasche Amerikaner werden möchte. Der suspektere Kerl, der sogar einen fremden Namen einwandfrei unter ein Schriftstück schreiben kann, wenns drauf ankömmt, ist also erwünschter als der Arme, der als kleines Kind in den Schwefelbergwerken oder auf den Hungeräckern fürs Brot schuften mußte, statt in der Schule unter den ABC-Schützen stillsitzend zu können?

Was züchtet mehr Verbrecher, Veranlagung oder Umstände? Schafft man das Verbrechen aus der Welt, indem man Leute fernhält, oder indem man ihre Lebensmöglichkeiten verbessert? Das Börsenviertel, Wall Street hat, mir scheint, eine Reform dringender nötig als Ellis Island.

Außer seinen vier Dollar und seinem Alphabet muß jeder Zwischendecker,

der die sanitäre Kontrolle passiert hat, und der, wenn er unter 45 Jahre alt ist, nachweisen kann, daß er dem Land nicht zur Last fallen wird, ein Zertifikat der Heimatsbehörde über gute Führung vorweisen. Diesen Empfang bereitet Amerika jetzt seinen Einwanderern, westlich der Freiheitsstatue.

Es ist wirklich schwer, einige Reformvorschläge zu unterdrücken. So z. B. vorzuschlagen, daß auf den Fragebogen, den jeder beim Verlassen des Heimatshafens ausfüllen muß, statt der Frage: ob er Polygamist sei, die Frage: „Willst du, daß deine Kinder Amerikaner werden?“ gedruckt werde. Statt der Frage: bist du Anarchist? diese: „Was ist dir lieber, eine staatliche Vertretung kapitalistischer Interessen oder gar keine?“

Gegen eine Kontrolle gewisser mit unerlaubten Mitteln arbeitenden Dampfschiffgesellschaften wäre nichts zu sagen. Ebenso wenig gegen eine scharfe Einschränkung der Padrone-Wirtschaft, die den unfundigen Einwanderer gleich vom Landungssteg wegschnappt und für ihre korrupten politischen Zwecke, Tammany-Hall und gewissenlose Arbeitsunternehmer kapert und ausaugt.

Diese beiden Krebschäden, die kleinen, wie die Pilze aufschießenden Mittelmeer-Linien und die Pseudo-Arbeitsvermittler, in Wahrheit Sklavenhändler, fressen als giftige Feinde an dem modernen Amerika, nicht aber ein Minus von einem Dollar und die Unkenntnis des Alphabets.

(Padrone heißt nicht so viel, daß diese Spezies nur unter den Italienern zu finden sei; in jüdischen, griechischen, türkischen, ungarischen Wörterbüchern findet sich der Titel des Kerls, der downtown in tausend verschiedenen Sprachen Logirhäusern lauernd wie eine Spinne sitzt und seine Neze über das ganze Land gezogen hat. Ein Bekannter erzählte mir, daß ihn eines Tages auf dem Schiff ein Zwischendecker gefragt hat: „Wie lange muß man in Amerika leben, um ein Ire zu werden?“ Diese Rasse hat nämlich in Amerika den höchst entwickelten und erfolgreichsten Typus des politischen Padrone, des Boss, Sklavenhälters und Stimmenfängers hervorgebracht.)

Nur ein Wort von der Rückwanderung. In der Rückwanderung der Leute, die sich in Amerika zu Amerikanern entwickelt haben, liegt die größte Chance des Fortschritts, die den zurückgebliebenen Staaten und unterdrückten Völkern der alten Welt erwachsen kann heutigen Tages.

Ellis Island ist ebenso sehr ein amerikanisches Problem wie ein Problem Europas. —

Wie ich schon am Anfang dieses Buches erwähnt habe, sieht Ellis Island, wenn man in die Bay von Newyork hereinfährt, wie eine Kreuzung von Zuchtthaus und Lazarett aus. Jetzt, da ich die Rundfahrt durch den Kontinent beschloßen habe, und das Eiland, von Manhattan herkommend, betrete, befestigt sich dieser Eindruck in mir.

Den Kern des Eilands bildet eine große, mit einer Gallerie versehene Halle im Mittelpunkt des Zentralgebäudes. Sie ist weiß getüncht; der einzige Farbfleck in ihr ist Old Glory, das Sternenbanner, das von der Galleriebrüstung herunterhängt und dem Menschenkinde, das aus den Ärzthallen heraufkommend die Halle betritt, sogleich ins Auge springen soll.

Reihen von Bänken empfangen den Ankömmling, hohe eiserne Gitter umgeben diese Reihen. Kein Entkommen. Vor dem Ausgang der Reihen stehen Beamte hinter Pulken, jeder aus den Reihen muß sie passieren. Muß einem dieser Beamten, die alle Sprachen der Erde sprechen, Rede und Antwort stehn, ihm seine Papiere vorzeigen; dies ist seine erste Behörde. Wer sie glücklich passiert hat, marschirt rechts über eine Treppe hinunter, zur Fähre, die nach Manhattan fährt — er ist schon so gut wie Amerikaner.

Die aber eine gelbe Karte in die Hand gedrückt erhielten, gelangen links ins Fegefeuer, wenn nicht in die Hölle. Sie kommen wieder in Räume mit hohen Gittern um sie herum, in Hallen, endlose Gänge, Gitterkorridore, die mich augenblicklich an die Schleusen in den Chicagoer Schlachthäusern erinnern, durch die die Viehherden zur Schlachtbank gejagt werden. Keiner von diesen Korridoren führt nach Amerika; viele führen ins Labyrinth des Wahnsinns, der Verzweiflung, des Selbstmords, viele an Amerika vorbei, ins alte Land zurück, in die bleierne, endgültige Hoffnungslosigkeit. In all diesen Gitterräumen wohnt das Unglück. Dies hier ist Ellis Island, die Insel der Pein, des Gerichtes, der mißbrauchten Geduld, des nackten Schicksals, des ungerechten Rächers; kein Blake vermöchte den Racheengel zu zeichnen, zu singen, der über Ellis in einer Wolke von Angst, Wimmern, Folter und Gotteslästerung thront all diese Tage, die wir im freien Lande erleben.

Heute ist ein großer Tag auf Ellis. Zwei Schiffe des „Norddeutschen Lloyd“, der „George Washington“ und die „Berlin“ haben etwa zweitausend Menschen im Zwischendeck mitgebracht; Schiffe der Holland-Amerika, White Star, Anchorline und italienische weitere 1800. All dies Gewimmel ergießt sich über die Bankreihen hinter den Gittern und schiebt sich langsam den Pulken der Kontrollbeamten entgegen. Wirklich, wenn ich vor dem Gitter so für mich entlanggehe und mir die künftigen Amerikaner hintern den Stäben ansehe, da will mich fast dieselbe Empörung überlaufen, die der gute, altem Puritanerstamm entsprossene Neuengländer empfinden muß, denkt er daran, was alles jetzt sein Kompatriot werden und heißen möchte.

Kann eine Gemeinschaft bestehen zwischen jenem alten, edlen und reinen Stamm der die Ideale dieses Kontinents hereingebracht, verteidigt und hochgehalten hat Hunderte von Jahren lang und diesen elenden, tierisch glänzenden Gefellen dahier, dieser stupiden ungeschlachten Menagerie hinter dem Gitter? Im ersten Augenblick ist die Versuchung da, der Regierung,

den Patrioten, den Restriktionisten recht zu geben, die sich gegen solchen Zuwachs auflehnen, diese Menschenqualität als Amerikaner ablehnen, ihre Prinzipien von solchem Volk nicht gefährden lassen wollen.

Aber gleich corrigiere ich meinen Eindruck, indem ich mich zwingen, durch die Zerlumptheit des bestialischen Volks dahier die Söhne, die zweite Generation zu erblicken. Damit ist auf einmal auch das letzte Bedenken weg. —

Man hat Leute, denen nichts gefehlt hat, abgewiesen, weil sie zu häßlich waren. Das ist pittoresk und mehr oder minder entschuldigt. Denn es liegt eine Aufwallung hinter dieser offenbaren Ungerechtigkeit und eine Verheißung werdender Kultur. Aber wenn man von einem Plattfüßigen hört, der zurückgeschickt wurde, dann möchte man den Herrn beim Pult fragen: vielleicht wird die Zukunft Amerikas auch durch Fische mit dem Messer Essen gefährdet? Hier sieht man das Kautschuk sich schon etwas gar zu unverschämt dehnen und wird verstimmt.

Die hauptsächlichliche Sorge der Prüfungskommission aber bleibt: wird der Einwanderer für sich selber sorgen können? Werden seine Freunde und Angehörigen für ihn sorgen? Oder wird er der Öffentlichkeit, den Staats- und privaten Wohltätigkeitseinrichtungen zur Last fallen?

Mit seiner gelben Karte wird „der Fall“ in eins der zahllosen Zimmer gebracht, die den Sammelnamen: Detentions-Quarters, Haft-Biertel, führen. Hier krampft sich dein Herz zusammen, Wanderer mit dem Paß, der dir dieses Viertel des Menschenjammers erschließt, für vier Wochen, durch die Gunst des Herrn der Insel. —

Hier ist der Raum der Verlassenen, deren Angehörige sich nicht gemeldet haben bei ihrer Ankunft in Amerika.

Wie ich an dem Gitter dieser Abteilung vorübergehe, stürzen fünf Weiber mit zerrauftem Haar und leergeweinten Augen aufs Gitter zu, rufen mich an, wollen in fünf mir unbekanntem Sprachen von mir erfahren, ob ich den oder jenen kenne, in Scranton (Pennsylvanien), in Brooklyn drüben oder gar in dem benachbarten Hoboken? (Diese Ortsnamen allein verstehe ich.) Und ich muß mir, während ich kopfschüttelnd weitergehe, denken, daß diese Ärmsten dahier Damaskus, Odessa und Saloniki näher sind als dem zehn Minuten fernen Brooklyn und Hoboken!

Ist ihre geringe Barschaft auf Kost und Unterkunft hier in Ellis draufgegangen und kam keiner, sich ihrer anzunehmen, so werden sie, ohne Amerikas Boden berührt zu haben, in ihre Heimat zurückbefördert, und niemand frage danach, wie diese sie empfangen wird.

Ein Weinen, Blöken, hier und da ein kurzes schrilles Gezeter, das rasch zusammensinkt, tönt aus diesem vergitterten Quartier heraus. Plötzlich wirds mäuschenstill dahinten. Ein Mann in blauer Uniform geht an mir

vorbei, schließt mit einem Schlüsselbund rasselnd die Gittertür des Zwingers auf und tritt unter die mit einemmal wildgewordenen, vor Schmerz und Hoffnung wildgewordenen Tiere dort hinten ein. In seiner Hand hält er ein Päcklein Telegramme, Briefe, Postkarten.

Laut ruft er die Namen der Adressaten in das verzerrte, stoßende, herankollernde Gewühl hinein. Ein paar Gestalten stürzen auf den Wändiger los. Ein paar kurze, wilde Glücksschreie ertönen. Dann ist das Päckchen verteilt. Das stumpfe Gewinsel, Geblöke, das jammernde Gezeter hebt von Neuem an, verstärkt — während hier, draußen, wo ich stehe, die Glücklichen, in den Armen ihrer lachenden, freudestrahlenden Angehörigen zur Fähr hinunterströmen, lachend und selig dem Land der Verheißung entgegen.

Weiter weg sind die kleinen Zimmer, in denen Menschen nach Kategorien von Fällen gesondert aufgehoben sind. Es sind ausnahmslos kahle, kalte, weißgetünchte Räume ohne jeden Schmuck, mit harten Pritschen, eisernen Bettstellen, Räume in denen die Hoffnung erdrosselt niedersinkt beim ersten Anblick.

In einem dieser Zimmer kriege ich drei kleine Mädchen zu sehen, die den dritten Monat hier verleben. Ihr jüngstes Schwesterlein ist im November auf dem Schiff an den Masern erkrankt und liegt im Lazarett. Wenn es genesen sein wird, werden die viere zusammen zu ihrer Familie, die das zweimalige Abholen nicht erschwingen kann, nach dem Westen befördert werden. Eng sitzen sie beisammen, die kleinen Mädchen, wie schläfrige frierende Vögel. Das Älteste ist zwölf Jahre alt. Stumm blickt es uns an, wie wir hereinkommen. Es versteht. Mit großen Augen blickt es uns an, ohne zu sprechen, zu fragen. Es hat diese Welt der Armut erkannt und durchschaut. Es ist geduldig, wissend geworden beizeiten. Es weiß: dieses Erdenleben wird ja für sie doch nur eine Kette von Gefängnisräumen sein. Ruhig sitzt sie da, ihre dünnen Armchen um die beiden schläfrigen Schwesterchen geschlungen und schweigt.

Ein furchtbares Zimmer nebenan beherbergt Prostituierte. Es sind, fast ohne Ausnahme, polnische und rumänische Jüdinnen. In ihren Papieren war etwas nicht in Ordnung. Unter einer zurecht gedrechselten Phrase zwinkerte der „Weiße Sklavenparagraph“ verräterisch hervor. Mit diesen Glendsten wird kurzer Prozeß gemacht. Zudem sind sie fast durchweg krank. Unter den billigen, grellen Halsketten tragen sie die Narben ihres Schicksals.

Hier ist der Raum, in dem die Schwachsinnigen, die Krüppel, das Höllenbreughelvolk der Mißgeburten herum sitzt, herumschwadroniert, herumlungert. Hier der Raum der Angehörigen jener Unglücklichen, die die Ärzte unten bei der Untersuchung zurückgehalten haben. Ganze Familien sind hier versammelt, dieser fehlt der Ernährer, jener die Mutter. Sie werden mit

dem Kranken zurück müssen in die alte Heimat, ohne vom gelobten Land mehr gesehen zu haben, als die absonderliche Silhouette Manhattans fern im Winternebel.

In einem Korridor wird mir ein junger Mann vorgestellt, ein junger, kräftiger Russe mit einem schönen franken Blick und gutem Händedruck.

Dies ist Zallel M., der Held von Niga.

Um ihn geht ein großer Kampf hin und her, zwischen Ellis, das ihn als einen, der wegen Mordes in Rußland gefessen hat, deportieren möchte, und der amerikanischen „Liga zum Schutze politischer Flüchtlinge“, die sich seines Falles angenommen hat. Es gibt auf der Insel dahier eine Anzahl solcher Schutzkomitees, sie nehmen sich einzelner Fälle an, und der Kampf zwischen der Insel und Washington dauert zuweilen länger, als es dem Körper und dem Gehirn desjenigen zuträglich ist, der den „Fall“ darstellt. Seit sieben Wochen sitzt Zallel hier. Siegt die Insel, so muß Zallel zurück und sein Schicksal — als ehemaligen Mitgliedes des „Bund“ und der „lettischen revolutionären Partei“ — ist im Moment, da er vom Schiff auf russischen Boden tritt, besiegelt.

Aber schon nächste Woche erzählt man mir, er sei frei und in Manhattan unter dem Jubel seiner Freunde gelandet. Der verdienstvolle und aufopfernde Anwalt jener Liga, Simon D. Pollock, verdient jedenfalls den Ehrentitel, ein Amerikaner zu sein, obzwar seine Ahnen wahrscheinlich nicht auf der Mayflower herübergekommen sind.

Gegen welche Macht nun haben diese privaten Komitees, die mit dem Gelde wohlmeinender Bürger und Menschenfreunde arbeiten, anzukämpfen?

Mein Paß gewährt mir Zutritt zu einigen kleinen Zimmern, in denen die Gerichtshöfe, die Special Courts of Inquiry tagen. Täglich von zehn bis vier defilieren hier die gelben Karten vorbei, hier wird Wohl und Wehe der Fälle entschieden. Das Amt der Richter dahier ist nicht leicht, das steht fest. Ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Mancher „Fall“, zumal wenn er den einer allein reisenden Frau vorstellt, kommt in einem schlauprüparierten Lügenetz und Gewebe heranmarschirt und ein Eklat, ein falscher Schiedspruch, ein Justizirrtum, der vor die Öffentlichkeit gelangt, wird von den Ellis feindlich gesinnten Blättern weidlich ausgenutzt und breitgetreten. Mag es sich dabei um absichtliche Mißgunst oder simple menschliche Unzulänglichkeit der Richter handeln.

Diese Richter sind nun, und das ist das Fatale, will mirs scheinen, keineswegs für ihren schwierigen und verantwortungsvollen Beruf vorgebildete Leute. Es sind tüchtige, intelligente und erprobte Inspektoren, nicht mehr und nicht weniger. Sie verfügen schon über eine Dosis Erfahrung, Mutter=

wig, Geduld, vielleicht Wohlwollen, aber man kann es sich vorstellen, in welchem Tempo all diese guten Eigenschaften sich in diesen halbgebildeten und fortwährend agacirten Menschen bei dem anstrengenden Dienst, der ihnen auferlegt ist, verkehren, wenn nicht verflüchtigen.

Welche Schicksale, welche grotesken Anekdoten, welche Kartenhäuser von Menschenzusammenhängen habe ich in den Stunden, die ich in „Room B“ verbrachte, sich aufrichten, zusammenstürzen, weggesetzt gesehn — stille! Wiedersehen zwischen Eltern und Kindern, Brautleuten, Freunden und Verwandten, enttäuschte Erkennungsblicke, gebrochene Eheversprechen, brühwarm empfangene Nachricht über Irrsinn, Untergang, Verschwinden nächster Angehöriger, Todesangst, kalte List und Zerknirschung, drohender Mord und zermalmte Hoffnungen passieren die Tische, an denen die gähnenden, übermüdeten Dolmetscher, die geduldig oder zerstreut hinhorchenden, gelangweilten oder amüsierten, langsam Gummi kauenden Inspektoren sitzen. Sie dürfen nicht lange sackeln, eins zwei drei müssen sie entscheiden, ob das, was man ihnen erzählt, auf Betrug oder Unwissenheit zurückzuführen ist? Kein Aufschub! Denn jede Stunde auf Ellis kostet Geld, erst das des „Falles“, nachher das der Union. Die Inspektoren = Richter bekleiden ein schwierigeres Amt als die Ärzte unten, die mit Universitätsdiplomen gewappneten Ärzte in den Quarantänehallen. Wüßte man sich, daß auf ihren Plätzen dahier wirkliche, durchaus gebildete, befähigte Richter säßen, wie drüben in den Gerichtshöfen Manhattans, der ganzen Union?

Nun, man wünschte es, wäre man nicht im Herzen tief von der Wahrheit überzeugt: daß kein Mensch auf Erden befähigt noch berufen ist, über das Schicksal seines Mitmenschen zu verfügen, Recht oder Unrecht zu sprechen.

Unten, in den großen Hallen, aus denen der Weg gradaus, frei und ungehindert nach Amerika hinausführt, warten die Glücklichen lärmend, essend, singend und schwagend, ihr Geld zählend, alkoholfreie Getränke trinkend, auf die Fähren, die sie nach Manhattan, nach den Stationen der Lackawanna, Grand Central, Baltimore and Ohio in Brooklyn, New Jersey, Long Island hinüber befördern werden. Agenten der Bahngesellschaften treiben Rudel von gleichfarbig Bezettelten in Korridore hinein, die zu den Fähren führen. Evangelische Bibel- und Traktätleinhausierer laufen mit ihrer Gottesware herum, machen gute Geschäfte, die Evangelien Lukä und Matthäi gehen wie warme Semmeln ab. Hier lernen die Kinder der Alten Welt zum erstenmal, daß eine Schinkenstulle in Amerika soviel kostet wie drüben ein Laib Brot und ein ganzes Schwein, ein Apfel soviel wie drüben ein Apfelbaum, und daß Sodawasser teurer ist als Sliwowitz und schlechter schmeckt.

Vieles andre noch lernen sie hier. Ein kleiner Ruthene ist in einen Spucknapf gefallen und ein Missionar erklärt den mit aufgerissenen Mäulern herumstehenden Nationen dieses amerikanische Kupfergeschirr, das ihnen abnorm und ehrfurchtgebietend wie ein Wolkenkraker erscheint und sie der Zivilisation um ein Stück näher bringen hilft.

Immer neue Scharen strömen in die Hallen. Wer denkt noch an die Käfige oben, an die heulenden, wimmernden, hoffnungslos vor sich brütenden Gefangenen in den „Detention-Quarters?“ An die Schlachtbänke der Zentralthalle, an die Inquisitionszimmer, die Folterkammern der kleinen Kinder, der Prostituierten, der betrogenen Bräute, der kranken Väter, der zerstörten Familien, der schwangeren Mütter, denen Amerika sich verschließen will?

Ein Glockensignal reißt alle Tore auf. Draußen stehen die Fähren bereit, sie werden uns alle hinüber bringen nach dem verheißenen Land, Manhattan, der downtown der Wolkenkraker, westlich von Ellis-Eiland . . . westlich von der wunderbaren Statue der großen Göttin . . . sieh wie sie die Fackel über ihr besterntes Haupt hebt, diese Fackel, die den Völkern der Welt leuchten soll, wenn Nacht über das Meer hereingebrochen ist.

Der Neger

Mein einziger kurzer Ausflug in die Südstaaten der Union führte mich von Washington, District of Columbia, zwei Stunden weit nach Mount Vernon in Virginien hinüber, zum Landhaus und der Sterbestätte George Washingtons, des Befreiers.

Zwischen Virginien und Washington liegt der Potomac-Strom. Als wir über ihn fuhren, kam der Schaffner, ich saß bei der Tür, an meinen Platz heran, und machte sich an der Wand über meinem Kopf etwas zu schaffen.

Ein kleiner Glaskasten war an dieser Wand befestigt; der Schaffner drehte eine Kurbel, da sprang im Kasten die Tafel:

White

hervor. Dann ging der Schaffner ans andre Ende des Wagens, zu einem Glaskasten, der dort an der Wand hing, drehte eine Kurbel, worauf die Tafel:

Colored

zum Vorschein kam.

Hier fuhren wir also einem Südstaat entgegen, in dem der Neger nicht gewürdigt ist, mit dem Weißen auf derselben Bank zu sitzen. Hier näherten wir uns dem Bezirke der Colorline, der Scheidelinie zwischen Schwarz und Weiß, zwischen dem Menschen und dem Untermenschen, in demselben Lande, in dem so viel Blut geflossen ist, weil ein Amerikaner diese Unterscheidung nicht mehr ertragen konnte in seinem großen Herzen. —

Man braucht nach keinem Südstaat zu reisen, um diese Scheidelinie im

öffentlichen Leben und in der Seelenverfassung des Americanos wahrzunehmen. Sie ist überall da und springt in die Augen. Im Norden und Süden, Osten und Westen, beim niederen Volk und den höheren Schichten, bei Konservativen und — jawohl: ich werde sogleich erklären, warum, bei den Sozialisten. Man braucht sein Ohr auch nicht allzudicht auf das Herz des öffentlichen Lebens von Amerika zu pressen, um zu hören, wie es für den Neger schlägt. Die wirkliche Gesinnung des großen demokratischen Amerikas gegen sein Stiefkind, sein aufgedrängtes Adoptivkind, sein Kuckuckskind, das mit anderer Farbe und trägerem Blut in die Familie getreten ist, schrillt jedem in die Ohren, der auch nur oberflächlich zu horchen gewohnt ist.

Im Sunday-Club in Chicago wohnte ich einem Meeting bei; vor einem religiös und tolerant gesinnten Auditorium sprachen angesehene weiße und schwarze Männer für den „farbigen Mitbürger“ und gegen die entwürdigende Colorline. Etwa dreitausend Menschen saßen im Saal und auf den Galerien, eigentlich war der Saal voll. Sah man aber genauer hin — da bemerkte man hier und dort unbefetzte Stühle, und zwar ausnahmslos solche neben Neger. —

Der Besitzer eines der größten Warenhäuser Chicagos ist ein Mann, der Hunderttausende für die Emanzipation und die Erziehung der Neger in den Staaten ausgegeben hat. Seinen deutsch klingenden Namen hört man nennen, wenn vom amerikanischen Neger gesprochen wird. Sein Sohn zeigt mir die Einrichtungen des großartigen Hauses. Ich frage ihn: wieso es denn komme, daß ich unter den neuntausend Angestellten keinen Neger sehe; (nur unten bei den Lifts stehen welche)? Der junge Mann erwidert: Neger anzustellen, wäre ja so schwierig und unbequem; kein weißer Angestellter wollte mit einem Neger im selben Zimmer arbeiten. —

Die Single-taxers halten in Chicago ihren Kongreß ab. Der Besitzer des größten Hotels verweigert ihnen seinen Bankettsaal, weil die weißen Kellner sich weigern, die schwarzen Mitglieder des Kongresses zu bedienen usw. usw. —

Die Colorline zieht sich wie ein häßlicher Riß, ein Sprung, eine abbröckelnder Spalt quer durch die Marmorsäule des amerikanischen Ideals.

Als die Sezessionskriege aus den Sklaven Bürger machten und auf einmal der Fremdkörper im Fleisch des weißen Amerikas saß, da gab es ernsthafte Männer, die ihre Stimmen erhoben und sprachen: ladet die Schwarzen auf Schiffe und zurück mit ihnen nach den Inseln, woher sie kamen, zurück nach Afrika.

Zu spät. — Da sie aber hier sitzen geblieben sind, hätte das Land sich selbst so weit erziehen und beherrschen müssen, um die Konsequenzen seiner menschenfreundlichen Handlung, die Gesichtspunkte seines größten Bürgers durch-

zuföhren. Dann wären die Neger heut nicht das was sie sind, nämlich nicht ein Fremdkörper allein im Fleisch Amerikas, sondern schon mehr ein geladenes Pulverfaß mit einer schwälenden Lunte im Keller des Stiefelsternhauses.

Wenn man hört, daß zur Zeit der Sklavenwirtschaft der Neger in den südlichen Herrenfamilien als Diener, Koch, Amme, Vertrauter und Hausgenosse wirkte, so kann man an eine Abneigung aus physischen Gründen zwischen den Rassen nicht glauben. Eher hat der Haß der Weißen, neben dem schon erwähnten Motiv der angeborenen Trägheit des Negers, wirtschaftliche Ursachen. Tausende von alten, reichen Familien gelangten an den Bettelstab als aus dem Sklaven ein freier Mensch wurde.

Nun da sie nicht die Befehle der Weißen ausführen, sondern ihrem eigenen Kopf gehorchen, merkt der Weiße, daß die Neger Kinder, geschwägig und inkoherent, Organisierens unfähig und ohne Ausdauer sind.

Die Lehrerinnen in den Schulen erklären einem, daß die untüchtigsten, zerstreuesten ihrer Schüler, die härtesten Schädel, in die die Weisheit am schwersten hineingeht, Negerkinder sind und gehören.

Und wenn man versucht, Positives und Beachtenswertes anzuföhren, vorzuweisen, was Negern seinen Ursprung verdankt, so kriegt man als Antwort die Photographie des Negers vor die Nase gehalten, der dies Positive und Beachtenswerte geschaffen hat und siehe da: dieser Neger ist kein Schwarzer mehr, sondern ein grauer Mischling, das heißt Bastard von schwarzer Mutter und weißem Vater.

Zu dem Haß der Weißen gegen den Schwarzen kommt also noch die Verachtung des Rassereinen gegen den Mulatten, der auf einem Seitenweg der Gesellschaft geboren ist und nicht auf der breiten Ehrenallee zwischen Standesamt und Ehebett.

Zwölf Millionen Neger gibts heute alles in allem in den Staaten. Diese Zahl nimmt rapide zu. Unterschiede zwischen Mulatten, nach dem Grad der Mischung, macht man in der Schätzung beziehungsweise Mißachtung kaum. Ein Tropfen schwarzen Blutes, so heißt es, genügt, um über seinen Besitzer alle die Schande und den Fluch zu bringen, der das Teil des heutigen amerikanischen Negers ist. Heiratet ein Weißer eine Weiße, das heißt ein ganz weiß aussehender Mann eine ganz weiß aussehende Frau, und ein Fingernagel verrät einen von ihnen, so kann die Familie zusammenpacken und wandern, sie ist so gut wie geächtet.

Der Neger lebt in den großen Städten, in den kleineren sowie auf dem Lande in richtigen Ghettos, unter seinesgleichen. Es ist ihm recht schwer gemacht, diesem Ghetto zu ent schlüpfen, sich in einer „weißen“ Gegend anzusiedeln. Als ich nach Amerika fuhr, wußte ich, daß der Neger wegen des unspeakable crime, der Notzucht, begangen an weißen Frauen, gelincht

zu werden pflegt. In Amerika erst mußte ich es erfahren, daß es in den Vereinigten Staaten genügt, daß ein Schwarzer sich in einer „weißen“ Gegend niederläßt, um alle Wildheit und Bestialität in dem Weißen zu entflammen. Ein ehrbarer und fleißiger Neger baut sich oder kauft ein Haus für sich und seine Familie in der Nachbarschaft einer „weißen“ Straße. Man läßt ihn gewähren. Sein Haus ist sauber, seine Familie ruhig, sein Gärtlein hübsch und gepflegt. Einen Monat nach dem die Familie eingezogen ist, ruft eine höhnische Stimme durchs Telephon den Vater in seinem Office an. Sein Haus brennt, sein Gärtlein ist vernichtet, sein jüngstes Kind ist von dem Gesindel in die Flammen geworfen worden, als es zu fliehen versucht hat. —

Der Führer der jungen Neger, W. Burckhard Du Bois, von dem ich noch sprechen werde, zeigte mir Photographien einer solchen von wohlhabenden Negern bewohnten Straße in Kansas City, eine hübsche, saubere Straße von Heimen, die im Zeitraum vom 8. April 1910 bis zum 11. November 1911 sechsmal von Dynamitexplosionen heimgesucht und beschädigt worden ist. Eine Gegend, in der sich Neger häuslich niederlassen, ist entwertet. Die weißen Anwohner fühlen sich deklassiert. (So ergeht es zuweilen „christlichen“ Vierteln, in denen sich die ersten jüdischen Anwohner sehen lassen — diese lyncht man zwar nicht, aber sie werden weggeschikaniert, ihre Post verstreut, ihre Milch in der Frühe über die Stufen gegossen usw.)

Ich will für einen Augenblick diese Parentheseklammern vom letzten Satz herunternehmen und von etwas sprechen, das mir junge Neger wiederholt in Unterhaltungen, die ich mit ihnen hatte, beteuerten: nämlich von der Sympathie der Neger für die Juden. „We are in the same boat!“ sagte mir mein Freund, der junge Neger aus der 53. Straße. „Unsere Schicksale haben ja viel Ähnlichkeit miteinander. Und dann kommen wir ja beide aus Afrika, die Juden und wir Neger!“

Nun, natürlich ist dieser Philosemitismus cum grano salis zu nehmen. In Newyork hielt man im Dezember 1911 in Carnegiehall eine Monsterversammlung zugunsten der jüdischen Bürger Amerikas ab, deren Pässe anzuerkennen Rußland sich weigerte. Amerika stand in hellem Aufruhr. Die vorzüglichsten Redner des Landes waren herbeigeeilt, um in dieser Versammlung gegen das Vorgehen Rußlands zu protestieren (und sich bei den Juden einzuschmeicheln). Als ich dann eine Woche später als der einzige Weiße in einer Negerkirche einer Anti-Lynch-Versammlung beiwohnte, was bekam ich da zu hören? — „Diese Handvoll Juden, welch ein Geschrei macht man um die herum, weil man irgendwo, in einem fremden Weltteil, der uns nicht angeht, ihre Rechte verletzt — uns dagegen, uns getaufte Christen usw. . . .“

Immer wieder hörte ich es von jungen Negern sagen: nennen Sie uns

nicht „Amerikaner“! Wir sind keine, solange uns Amerika behandelt, wie es das jetzt tut. Wir wollen nicht „Amerikaner“ heißen, wir sind Afrikaner. Wir gehören einer dunklen Rasse an. Als von einem Krieg Amerikas mit Japan die Rede war, vor Jahren, da waren die Sympathien der jungen Neger, mehr oder weniger verhüllt, auf Seiten der Japaner — weil die Japaner ebenfalls einer dunklen Rasse angehören!

Tatsächlich finden sich unter den Wohltätern und Förderern der Negeremanzipation auffallend viele Juden. Tatsächlich haben die Juden und die Neger in manchen Punkten der Einschätzung gleicherweise zu leiden, im öffentlichen Leben, in der Verwaltung, im Heer. (Die Neger stärker als die Juden, selbstredend, aber das Prinzip bleibt dasselbe.)

Die hauptsächlichste Institution, die sich die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erziehung und Heranbildung der Neger zur Aufgabe gemacht hat, ist das Tuskegee-Institut in Alabama, an dessen Spitze der weltbekannte Mischling Booker Washington steht. Dieser Mann besitzt außerordentliche organisatorische und schriftstellerische Fähigkeiten, im Grunde ist er aber ein retardierender Faktor in der Entwicklung der Negerfrage Amerikas. Tuskegee arbeitet mit dem Gelde Weißer, weißer Kapitalisten, die große Interessen und Kapitalien in Eisenbahnen und Fabriken, Land und Agrikulturunternehmungen in den Südstaaten investiert haben, und die die Neger hauptsächlich aus dem Grunde fördern — damit im Süden Ruhe herrsche! Booker Washington ist, um es mit einem gelinden Ausdruck zu benennen, ein Botschafter der Weißen bei seinem eigenen farbigen Volk, eine Art Beschlichtiger, Ausgleicher, Konzessionenmacher — die Entwicklung der Dinge wird ihn samt seinen zweideutigen Tendenzen fortsetzen, daraus macht man sich heute in den Staaten kein Hehl mehr.

Unter Roosevelts Präsidentschaft gings ja noch. Seit Taft am Ruder ist, wurde aber der Neger aus den öffentlichen Ämtern sachte und konsequent wieder hinausgedrängt; in Washington sitzen noch, auffällig hingeseht, ein paar farbige Richter und Distrikt-Anwälte; in den Staaten finden sich, spärlich und verstreut, ein paar farbige Funktionäre in öffentlichen Ämtern; im ganzen aber kümmert sich Kongreß und Senat wenig um die Klagen der Neger und um das Lynchen, das emsig und ungestört weiter betrieben wird und zwar crescendo.

Amerika darf sich nicht wundern darüber, daß es sich an dem Neger einen gefährlichen inneren Feind großzieht. Daß das Prinzip der Demokratie, hier an dem lebenden Exempel verhöhnt, einen grimmigen Verächter bekommt in der Gestalt des durch dasselbe Prinzip freigewordenen Farbigen. Da die verachteten Neger aus dem freien Wettbewerb ausgeschlossen und nur zu den niedrigsten, schlechtestbezahlten Berufen zugelassen sind (vom weißen

Arbeitsgeber, nicht vom schwarzen versteht sich!) sind sie erbitterte Gegner der Einwanderung, weil ja jedes Schiff die unskilled, das heißt die ungelernen Einwanderer, das heißt Konkurrenten mit sich ins Land hereinbringt.

Zudem sieht der Neger, wie die meist gelesenen Zeitungen, zum Beispiel die Hearst-Presse, seine brennendsten Angelegenheiten einfach ignoriert, weil ein Blatt, das sich des Negers annimmt, sicher ist, seine Popularität einzubüßen. Der Neger lernt also die öffentliche Meinung gründlich verachten. (Es gibt ja Blätter, die für den Neger eintreten, zum Beispiel die vornehme Newyorker Evening Post, der Boston Guardian, Philadelphia Ledger, Pulitzers World, die meisten aber schweigen sich über diese doch so wichtige Frage aus oder begnügen sich, auf der Jagd nach dem Pittoresken, Lynchgerichte ohne jeglichen Kommentar zu beschreiben.)

Der Neger lernt die weiße Kirche verachten, in der von den gleichgeborenen Söhnen Gottes gefaselt wird und gibt in seiner eigenen, schwarzen Kirche hörbar seiner Zustimmung Ausdruck, wenn von der Kanzel herab das Wort fällt: Die Hölle, mit der das Gericht droht, erlebe der Schwarze ja schon diesseits.

Beim Antilynch-Meeting, das ich vorhin erwähnte, hörte ich von der Kanzel einer solchen schwarzen Kirche herab den farbigen Priester rufen: „Das Lynchen wird erst ein Ende haben, wenn wir Schwarzen für jeden der Unfrigen einen Weißen ohne Verhör lynchen!“

Das muß gesagt sein: der weiße Amerikaner, der vor einem Richter erscheint, gilt so lange als unschuldig, bis seine Schuld nicht erwiesen ist. Ein Schwarzer aber gilt so lang als schuldig, bis sich seine Unschuld nicht sonnenklar herausgestellt hat. Ohne viel Federlesens wird ein Farbiger in den Süd- und Mittelstaaten an den nächsten Ast geknüpft, niedergeknallt oder verbrannt, auf einen bloßen, vagen Verdacht hin, oder aber nur, weil das Volk wieder einmal Blut sehen oder verbranntes Menschenfleisch riechen möchte. — Man sollte es bei Gott mit der Einführung von Stiergefächten versuchen, in Georgia oder Tennessee!

Leider herrscht zur Zeit kein rechtes Zusammenhalten unter den Negern. Ich sage meinem jungen Negerfreund: „warum schließt ihr euch denn nicht den Sozialisten in den Staaten an; das wären ja noch die Einzigen, die euch wie Menschen behandelten!“

Darauf krieg ich diese Antwort: „Die Sozialisten wollen von uns nichts wissen und zwar mit Recht. In der alten Zeit der Sklaverei stand für jeden Negermissetäter in der Plantage ein Negerdenunziant auf, der die Sache dem Massah pekte. Von diesem Sklavengeist steckt noch vieles dem heutigen Neger im Blute. Für solche Parteigenossen bedanken sich die Sozialisten natürlich!“

Sie lesen und unterstützen ungern Blätter und Buchhandlungen ihrer Rasse. Ihr Familiengefühl ist wohl stark entwickelt, aus ähnlichen Gründen wie das der Juden. Bitter und sehnsüchtig schauen sie dabei hinüber nach Weißland. Dorthin aber führen bloß krumme sexuelle Schleichwege und Seitenpfade.

Je mehr weißes Blut in die Mischlinge hineingerät (illegitimes versteht sich), um so stärker wird diese Bitterkeit, dieses Verlangen hinüber. Der Sklaventrieb weicht zurück, der Herrentrieb erwacht. Die Demokratie versagt sich beiden. Bei den jungen Negern entwickelt sich daher ein starker revolutionärer Trieb, mehr und mehr. Die Bastarde wollen legitim werden. Die Söhne weißer Väter wollen nun weiße Frauen haben. Zuskegee genügt ihnen nicht, sie pfeifen sozusagen auf Zuskegee, das das Ghetto nur noch sicherer ausbaut, zusammenhält, das Ghetto behaglicher zum Bewohnen macht, die materiellen Bedingungen der Ghettobewohner fördert, die Tore der Ghettos aber fest zusperrt, von innen.

Diese jungen Neger kleiden, benehmen sich, wohnen viel sauberer als z. B. Italiener oder russische Juden desselben Gesellschaftsdurchschnitts. Tüchtige und ernste Männer finden sich unter den Hellerhäutigen, in all den Berufen, die die Weißen ausüben. Für die zwölf Millionen Farbiger sorgen Farbige in allen diesen Berufen. Sie hielten die Konkurrenz ganz gut aus mit den Weißen. In weißen Getrieben sind ihnen aber wie erwähnt, die niedersten Betätigungen zugewiesen. Was nicht ausschließt, daß der Farbige beim Lift es an Intelligenz mit dem Weißen im Sekretärszimmer jeden Augenblick aufnehmen könnte. Niedergehalten, immer wieder zurückgedrängt, in die Negrobelt, jenseits der Colorline, zermürbt sich, erhitzt sich die Intelligenz durch die stetige Reibung; hoffentlich explodiert sie bald und ein reinigendes Gewitter saust herunter auf dieses demokratische Amerika.

Von Zuskegee her wirds nicht kommen. Dort sitzt der tüchtige und geriebene Mischling, predigt den Seinen Geduld und die Weisheit: Lernet eure Gewerbe, damit es euch wohl ergehe auf Erden. Sammelt Güter und verzichtet darauf, was der Weiße euch nicht freiwillig gibt.

Der tüchtige und geriebene Mischling, er, den man als den repräsentativen Mann seiner aufwärtsstrebenden Rasse hinzustellen pflegt, hat letztes Jahr ein unangenehmes Abenteuer gehabt. Er wurde von einem Weißen beim Suchen durch ein Schlüsselloch erwischt, und da sich hinter jenem Schlüsselloch die Frau des Weißen entkleidete, gabs Haue Haue. Der repräsentative Mischling aber hat sich prügeln lassen, wie ein Sklave. Er hat die Prinzipien seiner Erziehungstaktik nicht verleugnet in diesem höchst fatalen Abenteuer.

Ich sage zu meinem Negerfreund aus der 53. Straße: „Glauben Sie

nicht, daß dieser Skandal die Sache der Neger in den Staaten um etliche Jahrzehnte zurückwerfen wird?“

Mein Freund antwortet: „I dont believe in leadership!“ Das heißt: Ich glaube nicht an Führerschaft. Nicht an Recht noch Beruf eines Mannes, sich mit einem Volke zu identifizieren. —

Mein Freund ist fünfundzwanzig Jahre alt. Also schon als Freier geboren. Seine Mutter war noch Sklavin in Louisiana. Den Satz, den er mir sagte und den ich hier niederschrieb, werde ich mir aufbewahren wie eine Hoffnungsbotschaft. Wie ein Wort, das in einem den Glauben nährt, erhält, stärkt an die Zukunft und die Menschheit.

Wahrhaftig, wenn Eine Generation genügt hat, um aus einem Sklavensohn einen Mann zu machen, der einem eine solche Antwort gibt, dann ist Hoffnung bei den jungen Negern.

Und auch bei dem Land, das solche Erziehung (an der Tuskegee keinen Anteil hat), bewirkte und durchgeführt hat, ist noch Hoffnung. Trotz allen Irrtümern, grausamen Widersprüchen, ja bewußten Lügen. Ob es will oder nicht, immer wieder wird die große Republik siegen, denn, wie es im Lied heißt:

„John Browns Körper liegt verwesend in dem Grab,
„Sein Geist marschiert voran!“

Die amerikanische Unruhe

Dem Andenken Alexander Jonas,
Redakteurs der newyorker „Volkszeitung“, eines edlen
und aufopfernden Kämpfers für das Recht, geb. 14. März
1834 in Berlin, gest. 29. Januar 1912 in Newyork,
sind diese Zeilen geweiht.

Im wunderbaren weißen Marmorkapitol zu Washington, D. C., sitzt unter der Kuppel des Kongreßsaales ein jovialer ältlicher Herr mit gutmütigem Bäuchlein und zuversichtigen grauen Augen hinter den gelehrten Brillengläsern. Es ist Victor Berger, der einzige sozialistische Abgeordnete, den die Vereinigten Staaten in ihren Kongreß geschickt haben. Er stammt aus Ungarn, ist seines Zeichens Lehrer und Milwaukee, die deutsche Sozialistenstadt in Wisconsin hat ihn dorthin geschickt, wo er jetzt sitzt.

Von Zeit zu Zeit steht der joviale Herr auf von seinem Plaze und hält eine Rede zum Thema der Tagesordnung. Er verkündet, wie sich die Sozialisten Frankreichs oder Deutschlands zu dieser oder jener Vorlage stellen würden, was Marx, lebte er, oder Kautsky oder Bernstein, Jaures, Guesde oder Keir Hardie zu diesem und jenem Gesetzentwurf sagen würden. Die Demokraten und Republikaner hören den Vortrag aufmerksam an, Victor Berger ist ein konzilianter, allgemein beliebter Kollege, sie lernen jedesmal was, wenn er aufsteht, die Demokraten und die Republikaner,

denn Berger ist ein gebildeter Mann, der daheim in Wisconsin Ersprießliches geleistet hat. Setzt er sich wieder auf seinen Stuhl zurück, so geht alles ruhig weiter, als habe eine Grille gezirpt in einer Volière.

Übrigens ist es so gut wie egal, ob ein Sozialist im Parlament sitzt oder zwölf Duzend. Die Paktiermaschine und Kompromißmühle, die das Parlament vorstellt, die Parteien, die scheinbar durch Reibung gegeneinander arbeiten, in Wahrheit aber das Korn des Parlaments mahlen, die absurde Vertretung der Interessen Aller durch Einzelne, wurde von denen, die das Korn der Zukunft mahlen, längst durchschaut und abgetan. Die Große Menschliche Dummheit läßt sich das Possenspiel gefallen, jeden Herbst bis zu jedem Sommer, macht sich aus ihren Dienern ihre Befehlshaber und Gesetzeditierer und vergißt die Komödie, durch die sie nasführt worden ist, immer wieder, wenn sie durch große Tiraden und Maueranschläge aufgerufen wird, für die, die sie so und so viele Jahre lang angeführt haben, neue zu wählen, die sie so und so viele Jahre lang weiter anführen werden. Manch Einer hat aus seinem Verikon das Wort Evolution herausgerissen und sich dafür zum Wort Fortschritt ein Blatt mit eigenen Paragraphen und Gesetzen, die für ihn allein gelten, vollgeschrieben hineingeklebt.

Hier in Amerika liegt der Unterschied zwischen Evolution und Revolution, das fühlt man deutlicher, als wo anders immer, im Tempo des Lebens. Das hat der offizielle Sozialist unter der Kongresskuppel vergessen. Das wollen die vielen ehrenwerten Männer nicht einsehen, die aus der Neuen Welt voll Bewunderung nach dem Frankreich Jaures und Millerands und dem Deutschland, das auf dem Wege von seinem Bebel zu einem Millerand ist, hinüberlugen. Das sieht der sehr genau, der ein Auge auf der Schnelligkeit hat, mit der sich das kapitalistische System der heutigen Weltordnung in Amerika entwickelt, sich zu seinen letzten Konsequenzen, zu Trusts ballt, zu zehn, zu acht, zu sechs, zu drei Namen konzentriert, bis in absehbarer Zeit der große Gott Mammon mit Einem irländisch oder schottisch klingenden Namen belegt, in unumschränkter Majestät allein von Wall Street aus die Welt beherrschen wird.

Gelegentlich dürfte es den akademischen Sozialisten, den Berger, Hillquit, Gompers, Angst und Bange werden, wenn sie die Resultate betrachten, die in letzter Zeit die I. W. W., d. h. die Industrial Workers of the World erzielt haben und erzielen. An der Spitze dieser Bewegung steht die machtvolle und bittere Persönlichkeit William Haywoods, eines gewesenen Minenarbeiters, dessen Geschichte in der Chronik der Lohnkämpfe Amerikas Epoche macht. Die Bewegung der I. W. W. hat in ihren Grundprinzipien sowie taktischen Methoden sehr viel Ähnlichkeit mit denen der radikalen Syndikalisten des heutigen Frankreichs. Sie hat bei

den großen Strikes der letzten Jahre der Arbeiterschaft positivere Dienste geleistet, als die opportunistisch zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern hin und her paktierenden Leiter der amerikanischen Arbeiterföderation.

Expropriierung der Trusts durch den Staat, Schaffung einer industriellen Demokratie, das sind fromme Wünsche, die die Geldkönige des Landes ohne Aufregung milde belächeln. Etwas ernster schauen sie schon drein, wenn sich aus den harmlosen Reihen der Unions plötzlich Männer der direkten Aktion herauslösen, wie die Brüder Mac Namara, deren Verteidigung und Rechtfertigung Haywood in einer historischen Rede in der Cooper-Union, Newyork vor dem aufhorchenden Amerika unternommen hat.

Das wunderbare demokratische Grundbewußtsein Amerikas ist dafür verantwortlich zu machen, daß in den Vereinigten Staaten der Sozialist und der Anarchist sich nicht als derart grimmige Feinde gegenüberstehn, wie in Europa, sondern daß die Grenzen stellenweise ganz verwischt sind, auf alle Fälle die Revolte wichtiger erscheint als der Weg, den sie den Empörten vorwärtstreibt. Wenn der amerikanische Sozialist als ein Utopist beginnt, wie übrigens jeder, dem die Idee keine Ambitions- sondern Gewissenssache ist, so hat er in seinem Lande weniger Anlaß, sich zu einem politischen Opportunisten zurückzuentwickeln als in Ländern mit traditionellen Widerständen. Die Politik und die Politiker sind in Amerika vollständig in Verruf geraten, der altpuritanische, neuenglische Gelehrte und der Gentlemanfarmer aus Virginien sieht die Anarchistin Emma Goldmann lieber bei sich, bringt ihrer Persönlichkeit ein lautereres Interesse entgegen als den interessierten und anrüchigen Lobbyläufern zwischen Kongreß und Senat im Washingtoner Kapitol.

Eine verblüffende Antwort habe ich mir in der lieblichen Stadt Chicago notiert. Sie wurde einem Richter von einem angeklagten Vordellwirt gegeben, den seine Beschützer, trotzdem er ihnen jahrelangen Tribut bezahlt hatte, schnöde im Stich gelassen hatten. Der Richter frug den Mann, nachdem dieser seine Geschäftsprinzipien unverblümt dargestellt hatte, von ungefähr: „Glauben Sie, daß es auf der ganzen Erde noch verworfenerer Geschöpfe gibt, als Sie eines sind?“

Antwort: „Jawohl. Polizisten und Politiker.“ Dieser Ausspruch eines Wissenden wurde in sämtlichen Zeitungen Amerikas, ohne Kommentar abgedruckt. —

In diesem Lande der freien wirtschaftlichen Konkurrenz unterscheidet man lebhafter als drüben in Europa zwischen Gewerbe und Gesinnung. Das große Prinzip der Demokratie ist ja auch nur als eine Vorstufe gedacht, der Weg bis zur freien Gesellschaft der Zukunft stellt sich im amerikanischen Tempo kürzer dar, als im Trott Europas, das im Abschütteln, Aufladen und Wiederabschütteln so saumselig sich ansieht von Amerika aus gesehen.

Der Mensch, dessen Ziel im Übermorgen ist, erduldet hier nicht den Hohn, der ihm dort zuteil wird, von Leuten, denen ihre Nasenspitze schon zu weit von ihren Augäpfeln liegt. Ich bin sicher, daß dem Kongressmann der Typus Haywood größeren Respekt einflößt, als der im Rahmen der bestehenden Parlamentsmaschine mitarbeitende Typus Berger. Der relativ sympathischste Typus des Washingtonmannes ist der Insurgent, der Bastler an dieser Maschine, der noch an sie glaubt, aber mit den Resultaten ihrer Rotation äußerst unzufrieden ist und sie reformieren möchte. Die Heimat des Insurgenten sind die Mittelstaaten, zumal die stark von deutschen Elementen durchsetzten Wisconsin, Dakota, Minnesota und Iowa, in denen ja auch Berger und der populäre Senator Robert La Follette zu Hause sind. Hier sind Ansätze zu merken zu einer Reform des demokratischen Prinzips auf wirtschaftlicher Basis. Hier hängt als Haussegel über dem Bette des fortschrittlichen Deutsch-Amerikaners das prophetische Wort Bismarcks an Karl Schurz: Die Probe auf die demokratischen Prinzipien Amerikas werde kommen, wenn — was unausbleiblich ist — in Amerika der große Kampf zwischen Arm und Reich angehen wird. Ich glaube gern, was mir Berger sagte: die deutschen Sozialisten des amerikanischen mittleren Westens haben aus der progressiven Gesinnung der noch Unentschlossenen den Insurgentismus hervorgebracht. Nur muß ich immer wieder sagen, daß in einem toll rapiden Lande wie Amerika mit allen diesen im Grunde konservativen Übergangstypen weniger als nichts erreicht wird. Daß sie als Ballast am Fortschritt hängen, nicht als Hindernisse auf dem Weg der kapitalistischen Entwicklung liegen. Daß einem Extrem ein andres Extrem gegenüberstehen muß: der unaufhaltsamen Zuspitzung eines Systems der bis aufs Äußerste zugespitzte Entschluß zum Umsturz.

Werte Freunde in Newyork, wie der verdienstvolle Moses Oppenheimer erklärten mir, vor zehn Jahren habe noch in Amerika der Sozialismus als ein ausländisches, von Fremden, Deutschen und Juden importiertes Erzeugnis bei den Einheimischen in Verwurf und Mißachtung gestanden. Seine großen praktischen Fortschritte aber, in der Organisation zum Lohnwiderstand, dies große amerikanische Wort: to make good, vorwärts kommen, habe in den zehn Jahren die Stellung des Amerikaners zum Sozialismus ganz und gar verändert. — Ist das eine so große Belobung, die man einer revolutionären Bewegung spenden darf? Es ist offenkundig, was der Amerikaner Erfolg nennt. Und man kann es sich ganz leicht vorstellen, daß er nur der Sache Erfolg bereiten wird unter den heutigen Umständen, von der er direkt oder indirekt selber Profit ziehen, die es ihm selbst ermöglichen wird to make good, seinem Ziele näherzukommen. In diesem Sinne hat die Bewegung der J. W. W. keinen Erfolg in Amerika. Ihre schroffe Ablehnung jeglichen Feilschens stellt sie abseits von allen Möglichkeiten, mit ins

Getriebe gezogen zu werden, die dem making good zustrebt. Die Tendenz der erfolgreichen Arbeiterföderation heißt: für gute Arbeit einen guten Lohn. Das könnte ebensogut der Wahlspruch eines beliebigen bürgerlichen Dienerschaftsvermittlungsbureaus sein. Die J. W. W.-Leute aber haben ihren Standpunkt so formuliert: Weg mit dem Lohn! Her mit den Produktionsmitteln und mir den Ertrag meiner Arbeit!

Die Zeit des gütigen und friedlichen Übereinkommens, das die Föderationen über die diese Zeit schon hinübergesprungen ist, im Grunde bewerkstelligen, liegt weit hinter uns. Diese elende alte Hose verträgt keine Flecken mehr, auf den Mist mit ihr. Wenn die Methoden der J. W. W. erst „Erfolg“ bei Amerika gefunden haben werden, dann wird eben Amerika dort angelangt sein, wo die J. W. W. sie hin haben wollen. Aber dann wird das Wort „Erfolg“, das making good auch ein neues Gesicht bekommen haben.

Im Amerikaner, dem die Subordination, der Militarismus nicht vom Mutterleib an eingebläut, eingebrillt wird, findet der Individualismus starken Boden vor, obzwar der Amerikaner durch die Not des Wettbewerbes zu einem ewigen Sich-Anpassen, Nachahmen, angehalten, noch nicht die Reife zu diesem Zustand erlangt hat. Allein, wer auch nur kurze Zeit hier herüber sich aufgehalten hat, muß staunend und ergriffen die maßlose, schon über alle Schranken schlagende Erbitterung bemerkt haben, die sich des denkenden, im atemlosen Lauf innehaltenden, sich besinnenden Amerikaners bemächtigen kann. Gegen dies mörderische Tempo, gegen diese Heßjagd, die nur am Grabe innehält, gegen die ganze widersinnige Tollheit des Systems, denn es ist ein Irrtum zu glauben, daß man in Amerika jemals aufhören könnte zu arbeiten — sich mit seinem Erworbenen abseits, zur Ruhe setzen könnte! Diese Eigenschaft ist dem europäischen, aber nicht dem amerikanischen Kapital zu eigen. Das Tempo fördert nur solange man es mitmacht, im Augenblick, da man sich von ihm befreien will, zehrt es, vernichtet. Der Milliardär bleibt ein Sklave seines Geschäftes wie sein letzter Angestellter. Nur daß sein Zweck gegen die Allgemeinheit sich kehrt, indem er der Allgemeinheit die Lebensbedingungen entzieht, bis zur Unerträglichkeit erschwert.

Der Amerikaner, der rascher die Spanne vom Streben zum Ziel durchläuft bleibt auch in den Resultaten seines Denkens nicht bei der zunächst erreichbaren Etappe stehen. Und wirklich, es ist erstaunlich, wie viele Sozialisten, bewußte oder unbewußte, einem unter den Bürgern begegnen, wie viele Anarchisten unter denen, die sich noch für sozialistische Demokraten halten.

Die Herrschenden, d. h. die die großen Interessen in ihren Händen halten, und ihre Söldner, die Exekutiven, kokettieren, um dieser wachsenden Unruhe

zu begegnen, mit imperialistischen Tendenzen, Methoden der alten Welt, Herrenkult zu praktischen Zwecken. Möchten gern ein stehendes Heer besitzen (nicht um ihre Grenzen zu beschützen, natürlich, sondern um in die Streikenden hineinfuern zu können!) schielen nach dem Katholizismus hinüber (dessen Jenseits sie gut brauchen können, um die Gegenwart erst tückisch zu massakrieren!) und stoßen hypokritisch denselben Schrei wie die Revolutionäre unten aus: fort mit dieser Staatsform! Nur daß sie es anders meinen, natürlich.

Nicht umsonst habe ich das Wort Unruhe vor dieses Kapitel gesetzt, die treibende Unruhe ist es, aus der man sich hier herüber so vieles erklären muß.

Die Hast Amerikas ist keine simple Hehjagd nach dem Dollar, das ist eine Verleumdung, begangen an dem in angestrengtester Weise arbeitenden Volk der Welt! Sondern der Dollar ist eben die gegenwärtige Münzeinheit durch die die ungeheure Arbeit, die Amerika in dieser Hast fördert, bezahlt wird. Eines der größten Schimpfworte hier herüber ist, ich glaube dies schon einmal niedergeschrieben zu haben, das Wort: slow. Langsam! Der Indianer, der Neger, sind slow people, darum stürmt die Nation in ihrem mörderischen Tempo über sie weg, darum bleiben sie beide zerschunden auf dem Wege hinter dem Amerikaner liegen. Aktivität ist das Wort, das dieses Land, das Rätsel dieses fremdblichen Landes erklärt, nicht Dollar. Die Pioniere sind es, die die Mythologie des Amerikaners beleben, nicht die Milliardäre. Die Wagemutigen und nicht die von diesem Wagemut profitieren. Kein Amerikaner, sofern er nicht als kompletter Idiot unter den Zeitgenossen figuriert, sieht in den großen Mäcenen und Mogwabs, dem Kunstsammler Morgan, dem Friedensapostel Carnegie, dem Sonntagschulenvater und =Prediger Rockefeller usw., was anders als: ängstliche, schuldbewusste Herren, die sich mit paar Millionen ein wenig Rechtfertigung und Sympathie erkaufen wollen. Die die zu große, das Geschäft beeinträchtigende Akkumulation des Geldes dadurch zurückdämmen, daß sie verhältnismäßig bescheidene Summen fernab von ihrem Geschäft in Zirkulation zu bringen versuchen. Für Spielereien! Es läge nahe, den großen Mäcenen, Aposteln, Mogwabs das elende Los der unskilled d. h. der ungelerten Arbeiter vor die Augen zu halten, die sie in ihren Betrieben beschäftigen, die Not der Heime, die die unnatürlich emporgeschraubten, von den Trusts emporgeschraubten Lebensmittel und Gebrauchsmittel nimmer erschwingen können, es läge nahe, den großen Königen des modernen Amerikas zu empfehlen, die Ventile für ihre Menschenbeglückung hier anzubringen — aber sie werden sich hüten. Lieber eine Million für eine dumme chinesische Vase hinauswerfen, für Friedenspalast=Stuckaturen oder Sonn-

tagschulenumfug, als dem elenden slovakischen Arbeiter einen Cent mehr pro Tag zuzuschancen, sein Öl, Tabak, Fleisch, Eis um den Bruchteil eines Cents zu verbilligen. Sieh dir das Postament an, auf dem diese Kulturförderer ihre Unsterblichkeit errichtet haben: Menschengelbein. —

Es gibt eine Erklärung für die Unruhe in den intellektuellen Kreisen Amerikas, der gebildeten Mittelklasse, die sich in ihrem Wohlstande vielleicht williger einlullen ließen, als es die sozial interessierten Kreise vermöchten. Diese Erklärung kann man in die Worte fassen: man beginnt einzusehen, daß man mit all den riesigen Mitteln, die Amerika aufbringt und anwendet, Kunst nur kauft aber selbst keine produziert. Darin steckt schon was Wahres. Und das amerikanische Tempo, dieses von der Züchtigkeit und dem Machtbewußtsein bestimmte Tempo des modernen Amerikas, das den Europäer mit solchem Staunen und solcher Ehrfurcht erfüllt, hat darum seine grimmigsten Hasser und Feinde unter den Intellektuellen des großen Landes.

Die verwischten Grenzlinien! Von diesen muß ich noch kapitellang sprechen. Vom Staunen, das einen befällt, nimmt man erst wahr, wie sich die Grenzlinien zwischen häuslichem und öffentlichem Leben, Arbeit und Geselligkeit, Kirche und Literatur, Politik und Gottesdienst verwischt oder verschoben haben!

Ein liebloser und eingebildeter, oberflächlicher oder spottlustiger Europäer kann sich an den Rand seines eigenen Kontinents hinstellen und: „Snobs, Barbaren, Kinder die Ihr seid!“ hinüberbrüllen nach dem Neuen. Solche wertlose Schafsköpfe kommen mit Überlegenheit geladen nach Europa zurück, auf dessen Kultur sie stolz sind, dessen irrsinnige politischen Abstufungen und sehr genauen Grenzbezeichnungen sie ebenfalls als Kulturbeweise anschauen, und verhöhnen das halb wilde Volk jenseits des atlantischen Ozeans.

Sieht man genauer hin, dorthin, wo jene Grenzlinien gezogen sein sollten, so merkt man bald, daß sterile und verkümmerte Glieder des großen Körpers gerade durch die ungehemmte Infusion aus jenen benachbarten lebensstrotzenden aufleben, mittun. Daß ein und dasselbe Blut, im ungehemmten Tempo und Pulsschlag frei durch den ganzen gewaltigen untrennbaren Körper strömt. Daß das Gewissen sich nicht in ein privates und ein Geschäftsgewissen trennen muß, wie auf dem alten Kontinent. Denn die Kultur des alten Kontinents verdankt ihre Existenz nur der verknöcherten Gewohnheit seiner Träger, den offensichtlichen Widersinn der staatlichen Einrichtungen und Formen zu ignorieren, zu tolerieren, oder ihn, wie einen widerlichen Bestandteil der Atmosphäre, die man seit dem Beginn seiner Tage bis zu ihrem Ende einatmet, einfach gar nicht mehr wahrzunehmen!

In einem vornehmen Klub, bei einem Bankett, konstatiert der letzte Redner, daß alle, die heute gesprochen haben, und es waren Männer und Frauen aus den obersten Gesellschaftsschichten unter ihnen, von der Revolution gesprochen haben.

Eine werthe Freundin beherbergt in ihrem reichen Newyorker Heim ein junges Kind von den streikenden Spinnern in Lawrence, Mass. Ich sage ihr: dies arme Kind hat jetzt gesehen und eine Woche lang genossen, was Reichtum ist und bietet, es ist für sein ganzes Leben verdorben, unzufrieden geworden! Meine Freundin sagt: ich habe in der Seele dieses Kindes die Revolte aufgepflanzt.

In einer Gesellschaft von cranks, d. h. von ästhetisch Theoretisierenden, Lebensfragen grazios Zersäfernden und Erledigenden, steht ein tapferes junges Mädchen auf und macht in fünf Minuten aus den cranks tätige und positive Mitarbeiter an einer praktischen Reform, die an diesem Abend in Gang gebracht wird.

Die Umwandlung beginnt zu Hause. — Was ist ein Dienstbote? Ich weiß es nicht hier herüber in Amerika. (War allerdings weder bei Morgans noch bei Vanderbilts zu Gast). Ich habe nur gesehen, daß viele junge intellektuelle Menschen, die sich sehr wohl drei Dienstboten halten könnten, und auch mit ihnen gut auskämen, weil sie humane und gerechte Menschen sind, es vorziehen, ihre eigenen Dienstboten zu sein — aus Scham über eine Gesellschaftsordnung, die die Trennung Herr und Diener sanktioniert. Ich habe die Wohnräume der amerikanischen Dienstboten gesehen, in denen sich Badezimmer, Empfangszimmer befinden, und habe von den hunderterten von neuzeitlichen Einrichtungen gehört, die mechanisch dem Dienstboten die Arbeit erleichtern und ihn unmerklich der Existenzsphäre seiner Arbeitsgeber näherrücken. In Amerika hat die „Dienstbotennot“ einen anderen Namen und verdient ihn; dazu müssen ein paar erläuternde Worte über die amerikanische Frau gesagt werden.

In Europa liebt man es, die amerikanische Frau nach den outriert aufgedonnerten, laut und prätentios sich geberdenden Exemplaren zu beurteilen, die dort auf Straße, in Salons, bei Hof herumlaufen.

Ich bin nicht gewillt, es so ohne weiteres meinem guten Stern allein zuzuschreiben, daß die amerikanischen Frauen, denen ich begegnet bin, und die ich näher kennen lernen durfte, zum überwiegenden Teil tüchtige, d. h. für ein großes Ziel tätig wirkende Frauen gewesen sind. Ich meine damit nicht Aufbauschung von schlummernden Vierteltalentchen fürs Kunstgewerbe, Klaviergeklimper, Novellenschreiberei, bei der höchstens für die Eitelkeit etwas herauschaut, sonst für nichts. Sondern ich meine ernste soziale Arbeit.

Ich will gerne zugeben, daß ich in Amerika jene Kreise gemieden habe —

wie ich es in Europa tue — in denen die oberflächliche, pußsüchtige, das sauer erworbene Geld ihres Mannes zum Fenster hinausstreuende und im Grunde infernalisch sich langweilende Gans zu Haus ist. Diese Spezies ist in der ganzen Welt zu finden, und mit keiner Versicherung macht man die Chicagoer Gans glücklicher als mit der, daß sie grad so schick angekleidet sei, sich grad so zu benehmen wisse und grad so zierliche Knöchel habe wie die Londoner oder Pariser Gans.

Im Berufsleben, im Geschäftsbetriebe, hat sich die amerikanische Frau weitaus sicherer eingebürgert, hat sich die amerikanische Frau bei weitem besser bezahlte Stellungen errungen als die Frau Europas. Ihr Geschlecht dient dem Arbeitsgeber, zumal in den Intelligenz erfordernden Berufen, keineswegs als Vorwand, ihre Lohnansprüche zu drücken. Sie tritt in den gleichen Wettbewerb mit ihren Mannkollegen.

Als Hüterin des Hortes der Kindererziehung in den Volksschulen, dieses allerwichtigsten Faktors im Leben des heutigen Amerika, dieses felsenfesten Wegweisers nach den bunten Gefilden des Amerikas von Morgen, ist zudem die Frau die verehrte Trägerin der Zukunft des ganzen Landes. Wie Eltern geringer Herkunft ihren Kindern erhöhte Lebenschancen zu schaffen trachten, so trachtet das in harter Pionierarbeit herangewachsene Amerika seiner jungen Generation hochgesinnte und edle Frauen zu Erziehern beizugesellen. Das Amerika von heute, seufzend unter dem tödlichen Widersinn seiner finanziellen und politischen Zusammenhänge, weiß recht gut, warum es die so wichtige Mission, seine Kinder heranzubilden, den Frauen übertragen hat.

Nach dem Typus der amerikanischen Lehrerin ist die amerikanische Frau zu beurteilen und nicht nach den gierigen Weibchen, die auf dem europäischen Kontinent verbluderten Herzögen nachjagen.

Hiermit schließt die Reihe von Arthur Holitschers Aufsätzen über Amerika. Das vollständige Werk erscheint im Oktober unter dem Titel: „Amerika heute und morgen“.

Henriette Feuerbach, Briefe und Tagebuch

Briefe an den Sohn

Lieber Anselm!

20. Jan. Morgens 74.

Ich habe Dich auf Deiner Reise stündlich und minütlich in Gedanken begleitet. Es war recht fatal, daß Du gerade die eine kalte Nacht treffen mußtest. Aber wer kann so etwas voraussehen? Vorausgesetzt, daß es Dir nicht geschadet muß man sich trösten.

Wenn Dich die Tanten melancholisch gemacht haben, dann läßt man sie zukünftig bei Seite. Sind halt alte Fräulein! — aber ich denke es ist Dir gegangen wie es immer geschieht bei der Erreichung eines großen Zieles fürs Leben, Dein eigenes Werk überwältigt Dich und es kommt ein momentaner wehmüthiger Rückschlag — das vergeht aber und in Deinen Schülern findest Du wieder die eigene Frische, d. h. das Bewußtsein derselben, denn daß Du sie innerlich hast, versteht sich von selber.

Ich habe vor der Hand nichts zu schreiben. Nach Wien ist Alles besorgt. Sorge Dich nicht; es wird recht und gut. Am Neujahrsabend war ich allein, was mir wohl that. Gestern Abend hab ich den Baum noch einmal angezündet und heute in aller Frühe den Saal geleert. Ich habe etwas Heimweh, aber die Arbeit hilft dafür, und dann ist es ja Glückes genug, wenn man Ursache hat es zu haben. Einen Menschen, den man lieb hat, und eine große Idee die die Seele ausfüllt, was braucht man weiter? —

Ich hoffe das Jahr wird für Dich ein gutes sein, und so sei herzlich begrüßt von
D. M.

Mein lieber Anselm!

10. Jan. 74.

Ich habe mit Antwort gezögert in Erwartung der Wiener Antwort, die noch nicht da ist, was ich eher für ein gutes Zeichen halte. Jedenfalls können wir es ruhig abwarten. Wenn Du Geld brauchst, so darfst Du mir nur schreiben. Mache Dir ja keine Sorgen, es wäre höchst überflüssig 60 Thlr. empfangen.

Ich möchte Dir nur mit einem Wort glückwünschen zur Ausstellung und Dir meine große Freude aussprechen über den Brief Deiner Schüler den ich beilege, weil Du ihn doch behalten solltest, und der ein Duzend Ordensbänder voll aufwiegt. Es ist darin ein guter Geist, der Dir und Deinen Schülern gleicherweise zur Ehre gereicht und außer Deinen Bildern wüßte ich nichts was hoffnungsreicher und erfreulicher sein könnte. Ich danke Dir vielmal für die Mittheilung. Daß sie mit ihrer Person einstehen wollen hat mir sehr gefallen und die „muthige Schule“. Der Brief ist aus vollem Herzen gekommen.

Allgeyer hat auch einen Neujahrsbrief geschrieben. Ich war im Wintermärchen in Mannheim und hatte das Glück die scheuslichste Aufführung in meinem Leben zu sehen. Es war eine Operation um einem die Poesie aus der Seele zu treiben.

Gott befohlen herzliche Grüße

D. M.

Lieber Anselm!

13. März 74.

Ich danke für die Presse. Der Wetterhahn ist noch nicht geölt und knarrt erbärmlich. Eine solche Umkehr hat auch ihre Schwierigkeiten um so mehr, als man deutlich merkt, daß der Verfasser von Natur aus auf das Schimpfen angelegt ist. Die Beschreibung des Bildes giebt aber doch malgré lui einen deutlichen Begriff von der Erhabenheit und Feinheit des Bildes.

Ich hoffe daß Du das Semester mit einem nach allen Seiten glänzenden Sieg schließen kannst und daß damit der Kampf für alle Zeit beschlossen ist. Die neue Ära, die das Ministerium im Reichsrath erfochten hat und mit der Oesterreich eigentlich erst seine Bahn als Kulturstaat beginnt, muß auch für Dich Früchte tragen. Ich habe die Verhandlungen mit wahrer Herzensfreude gelesen. Wenn Eure Herrn auch nicht so geistvoll und schlagfertig sprechen wie Bismark, so wirkt doch die vollkommene Aufrichtigkeit fast eben so stark. Hr. Stremeyer war etwas zu zahm und höflich aber Muersperg hat richtig mit Keulen dreingeschlagen und mit seinem ehrlichen Wort endigt eine lange trübe Vergangenheit. Die Oesterreicher haben leichter auf dem Kulturweg vorzugehen, weil sie nicht, wie Deutschland $\frac{1}{10}$ ihrer Kräfte an das Militär wenden müssen. In 10 Jahren wird Wien vielleicht aber andern Hauptstädte voran sein — und nicht in 10. In 5 — in 3.

Noch habe ich des Beethovendenkmals zu erwähnen, aus dem man freilich die erhabene poetische Idee erst in der Phantasie zusammenklauben muß. Es ist so eigen daß Alle sitzen, Beethoven hockt sogar und die beiden anderen sind doch solcher Bequemlichkeit gar nicht gewöhnt. Warum steht die Viktoria nicht auf, wenn sie den Kranz emporheben will? So denkt man unwillkürlich. Und der Prometheus macht eine sentimentale Kopfbewegung und der Fuß schwebt wie der eines Tänzers. Das ist allerdings nicht Dein Prometheus soviel sehe ich freilich. Großes klein zu machen scheint hier die ganze Kunst. Traurig!

Noch habe ich mich wegen meiner letzten 2 Briefe zu entschuldigen. Ich hatte die drei letzten Karten unrichtig verstanden, indem ich annehmen zu müssen glaubte, daß Du das Ultimatum sofort in Wien stellen wolltest. Da ich es nun sehr begreiflich fand, daß Du in der steten Quälerei darauf kommen könntest, den Knoten frühzeitig zu zerhauen um Ruhe zu bekommen,

so war ich eben sorglich. Dies ist Alles. Ich hoffe, Du wirst mir nicht lange böse sein. Ich werde es hier gut machen können. Du sollst absolute Ruhe finden.

Deine Ankunft meldest Du noch mit einem Wort?

Freundlichen Gruß

D. M.

Mein lieber Anselm!

20. Mai 74.

Besten Dank für Deinen Brief, der mich vielfach erfreut hat, indem sein Inhalt bestätigt, was ich instinktiv vorher wußte. Was in der Luft liegt, das fühlt sich durch, ohne daß man es mit klaren Worten aussprechen kann. Der Briefmann kommt spät, und wäre die Strömung nicht mächtig, so wäre er wohl gar nicht gekommen, so aber konnte er nicht anders. Zwei Jahre sind eine kurze Zeit um eine ganze Epoche zu vernichten und eine neue aufzubauen. Nur was bei Dir vorausging dauerte zu lange.

Ich nach meinem Gefühl, würde es für recht halten dem großen Umschwung, der sich so eben in Wien zu vollziehen scheint, auch im kleinen beizuspringen und ich denke dabei an das Berliner Bild, verkauft oder unverkauft, und an das Ständchen. — Ich würde auch mit Karlsruhe nicht mehr strenge sein. Aber ich traue Dir viel mehr als mir, und beruhige mich deshalb im Unterlassen.

Die Verzögerung ist freilich ärgerlich doch läßt sich wohl auch etwas Gutes daraus ziehen. Die Hauptsache ist, daß Dein Saal Dir sympathisch ist; dies ist ein großes Ding, was viel werth ist. Ich bin ordentlich froh, daß Hansen doch auch etwas Gutes gemacht hat.

Die Frühlingschönheit ist märchenhaft. Von Grund aus genießen kann ich nicht recht, weil ich nie einen freien Kopf habe, aber ich weiß es wenigstens und das ist auch schon Etwas.

Mit meinem Märchenbuche habe ich Pech. Ich glaube nicht, daß ich es unterbringe, weil ich die Bilderscheufale nicht will, welche die Verleger für nothwendig halten. Es ist mir wirklich leid und thut mir weh, aber lieber will ich meine kleine Dichtung heute noch in den Neckar werfen als sie mir so verunstalten lassen.

Für heute habe ich nichts weiter zu schreiben.

Sei herzlich gegrüßt

v. D. M.

Merlin ist besser. Er bleibt nicht mehr so lange aus und ist auch etwas weniger wild. Ich weiß nun wo er sich aufhält und seinen Harem hat; in dem Nachbargarten bei Schreiner Batt. Er wird dort sehr sorgfältig beachtet, damit ihm nichts geschieht. Ich war selbst dort. Fangen läßt er sich nie. Seit Du fort bist, war er zwei Nächte zuhause. Bei Tage immer. Er ist vollkommen unabhängig und anders läßt er sich nicht haben.

Lieber Anselm!

Mondtag 1. Juni, Heidelberg.

Ich bin außerordentlich froh, daß Du die Bilder nicht reisen läßt. Vom ersten Wort an, war ich in meinem Sinne entschieden, aber ich wollte Dir nicht einreden und deshalb schwieg ich ganz. Man darf Kunstwerke solcher Art nicht profanieren. Wenn sie ein Jahr herumgefahren sind und haben sich müssen für Geld sehen lassen, dann sind sie an Leib und Seele kaputt, wie die lebendigen Menschen die so etwas um des Erwerbs willen thun. Danken wir Gott, daß Du die gewöhnlichen Kunstkniffe nicht mehr nöthig hast, und daß du eine wirkliche würdige Künstlerstellung besitzest, die nicht auf die Aklamation des Pöbels gegründet ist.

Was die Kritik betrifft, so ist es ja gleichgültig; ich lese mein Leben lang keine mehr, sie müßte denn vernünftig sein. Die Zeiten sind vorbei. Darin hat Wien doch Wort gehalten und viel für sich.

Ich habe in Berlin vor den Bildern nur verständige Urtheile gehört. Es waren vielleicht Künstler, die gern zu der frühen Stunde kamen, in der ich da war, u. die doch eine Ahnung haben mußten von dem, was vor ihnen war. Sie sagten von der Schlacht, „von kolossaler Conception“ und von „riesigen Dimensionen“ und gingen die einzelnen Figuren durch, eine Dame hat mir am besten gefallen die sagte zu ihrem Mann, der schwätzen wollte — Ich bitte Dich sei still, ich kann jetzt nichts hören und nicht sprechen. Ich habe 2 mal meine 7 Groschen bezahlt und blieb ruhig von ferne. Niemand wußte von mir. Den Katalog hatte ich gleich das erstemal gekauft.

Was den Homer betrifft, so habe ich einige Scenen im Sinne.

Mein lieber Anselm!

Hdlbg., 10. März 75.

Ich habe Dir noch nach Wien geschrieben und hoffte, Du würdest meine Zeilen Mittwochs, d. h. gestern erhalten. Nun schicke ich Dir meinen Gruß nach Rom und zwar mit rechter Freude und Zuversicht. Ich denke es soll Dir wohl werden und Du wirst alle kleinen Misereen von Dir schütteln können. Ich freue mich auch sehr auf Dein Kommen, das mir immer für die Zwischenzeit einen guten Stab in die Hand giebt.

Daß ich eben außer einem herzlichem Gruß nichts zu sagen habe, wirst Du vernünftig finden. Du wirst jetzt mehr noch als sonst an dem Deinigen genug haben.

Ich war heute Abend in der Rubensvorlesung des Herrn Stark. Es ist ja alles klein was er denkt, und wenn das nicht wäre, so zerhackt er's mit Worten. Aber er hat doch getreulich die Lebensgeschichte erzählt, und waren Kupferstiche und Photographien ausgestellt, die ich nicht gesehen hatte von wunderbarer Wirkung und ich hörte auch zuerst von den Eltern, von der Mutter, erzählen, die an Kraft und Hingebung gar nicht ihres Gleichen

haben kann. Ich wußte auch nicht daß Peter Paul in der Gefangenschaft geboren ist. Du wirst mit dem Allen bekannt sein, wo nicht, so muß ich suchen, ob es keine Biographie giebt, die das neue Material von Briefen u. dergl. verwerthet hat. Ich bin ganz gerührt und erschütteret malgré — und das will viel sagen.

Der Frühling scheint angebrochen, Du findest ihn voll. Und so seien die guten Geister bei Dir für Kunst und Leben mögest Du heiter und frei athmen und gieb Dein Atelier nicht weg.

Holtzmann hat nach Constantinopel u. Athen in den Ferien gewollt, geht aber nur nach Meß und Danzig. Frau W. meint, „was werden die zwei Ferien ein Kreuz für ihn sein, wo er hierher sollte und nicht mag. —

Udie Lieber, grüße auch Deinen kleinen Hynais von mir, der zu lustig und zu unlängst geboren für den Dante ist. Ich kann das gar nicht vergessen, so gut hat es mir gefallen.

Vor Deiner Reise hierher gehe ich nicht mehr fort. Du gehst dann selbst über Würzburg und ich begleite Dich ein Stück Wegs. Die Adresse von Schiller habe ich, Wohnung und Titel, Alles wie sich's gehört.

Unter den Rubens waren die Aufrihtung des Kreuzes und Kreuzabnahme.

Leb wohl

D. M.

Lieber Anselm!

17. März 75.

Ich habe mich sehr über Dein venetianisches Briefchen gestreut, aus dem eine gesunde, frische Lust weht; ganz anders als die Wiener. Ich hoffe die Reise wird Dir in allen Beziehungen gut thun.

Die Paul Veronese-Muster waren bei Dir nicht unlängst, sondern vor geraumer Zeit in der Mode. Ich kann mir aber ganz gut denken, daß sie zu fühlen und oberflächlichen Kompositionen Veranlassung geben können, wie mittelmäßige Künstler sie machen, die klein denken und sich doch einbilden groß arbeiten zu müssen.

Wie wohl wird Dir's in Rom werden in der Freiheit. Du brauchst ja auch nicht allzulange im Joch zu bleiben. Die Aufträge fertig dann bist Du ein freier Mann.

Bis zum 5.—6. April ist es doch nicht gar zu kurz. Ich denke, daß Du bis Mitte April hierherkommen wirst, dann noch 14 Tage ausruhen. Es ist wenig genug für all die Anstrengung die vorliegt.

Herrn Fürst gebe ich seit einem halben Jahr schon 1000 fl. Ich meine es wäre für uns genug. Ich will lieber geradezu über seine Intentionen fragen. 50 fl. habe ich selber schon gesteigert. Alles Weitere mündlich.

Was die Mädchenangelegenheit betrifft so hat die, von der ich Dir schrieb, nicht mehr kündigen können. D. h. die Herrschaft nahm es nicht mehr an. Ich

sorge jedenfalls, daß Du für die Zeit Deines Hierseins eine gute Küche vorfindest, das Andere ist Nebensache. Bis Johanni kann ich mich dauernd versorgen, da sich ein Mädchen angeboten hat, die ich seit zwei Jahren gern gehabt hätte. In der Art wie Lenchen aber etwas weniger hübsch und auch weniger kokett und zispelich. Sie wird Dir gefallen. Bis zum Herbst ist dann Alles in Ordnung.

Merlin streicht noch immer als Kaminfeger in der Nachbarschaft. Er war so böse und scheuslich, daß ich wirklich selber böse Gedanken bekam. Jetzt ist er wieder etwas besser. Ich habe noch nie ein so grimmiges Hauschier gesehen. Therese und ich waren wirklich in Furcht. Ein bissiger Hund ist nicht so schlimm, als das wilde Miez war. Hoffentlich findest Du ihn in besserem Zustande. Geschehen ist ihm bis jetzt nichts.

Adieu lieber Anselm. Laß Dir wohl sein und athme auf. Ich freue mich auf Dein Kommen.

Holzmann hat mir wieder einen sehr lieben Brief geschrieben. Ich wußte gar nicht, daß ich so gut mit ihm stehe. D. M.

Mein lieber Anselm!

4. Mai 75.

Ich will Dir nur noch einen Gruß schicken, weil ich nicht weiß wann Deine Abreise vor sich gehen soll. Heute ist es endlich gutes Wetter und das erleichtert den Weg.

Alle Gedanken und Wünsche, die ich Dir schicke und mitgebe, bleiben unausgesprochen. In Zeiten wie die jetzige hilft nur Schweigen und Thun. Ich hoffe; weil es die vernünftige Anschauung der Verhältnisse nicht nur erlaubt, sondern geradezu verlangt. Es war eben eine Täuschung von einem sinkenden Staat Heil zu erwarten. Der Zipfel, der noch aus dem Wasser sieht muß zulezt sinken. Für Dich aber denke ich wird die Brücke noch festhalten. Und somit genug.

Gestern war Mierling bei mir. Er war nett und vernünftig. Er war in Berlin und sprach über das Rodenbergische Opus in der Allg. Ztg. „Für den äußeren Anschein sei es eine Wahrheit, aber innerlich hielte es nicht Stich.“ Er sagte Vieles oder vielmehr Alles was ich von Dir schon weiß und rühmte von Berlin, daß allmählich und besonders in der letzten Zeit die Kritik sich ganz unabhängig gemacht habe, während in Wien Wort und Ansicht überall verkäuflich sei und gekauft werde.

Die sittliche Züchtigkeit ist eben doch auch eine Macht, die nicht übersehen werden kann ist die Moral von der Sache.

Verzeih, daß ich schwäge. Ich thue es nur, weil ich eigentlich nicht schwägen will.

Frl. Kestner hat mir einen testamentarischen Brief geschrieben, indem sie mir mittheilt, daß sie mir ihre Papiere zur Benützung überlassen will. Es

sind darunter werthvolle Correspondenzen, auch noch ungedruckte Briefe und Zettel von Göthe. Ich werde Ende des Monats ein paar Tage hingehen und die Sachen holen. Vielleicht erlaubt sie die Veröffentlichung bei ihren Lebzeiten dann könnte ich gleich an die Arbeit gehen. Denn im Mai werde ich mit dem Deser fertig.

Die Charlotte hat mir auch sonst Andenken vermacht, die sie mir gerne zeigen möchte. Sie ist 87 Jahre alt. Ich freue mich auf die kleine Reise.

Adieu, lieber Anselm! Glückliche Reise.

D. M.

Lieber Anselm!

Hdlsbg. 23. 6. 75.

Ich schicke Dir sogleich Geld und hätte es gerne früher gethan, wenn ich den Muth dazu gehabt hätte, aber ich war ganz irre und verschüchtert. Die Leipziger Geschichte entscheidet sich noch in diesem Monat, ich wollte sagen in 8 Tagen. Es ist unmöglich, daß sie nicht kaufen die Schande wäre zu groß. Ich telegraphire Dir, damit Du sicher wirst.

Bitte — in München nicht absagen — Reicht es nicht für beide Bilder, dann das Gastmahl. Man denkt, wie ich gehört habe, auf Ankauf.

Ich meine, vielleicht ist meine Nürnberger Reise ganz überflüssig? Die Wohnung ist, wie sie ist. Die Bilder in ihren Kisten können ja theilweise nachkommen. Oder ist es doch besser wenn wir zusammen gehen?

Nach der Tapetenfarbe habe ich mich einstweilen erkundigt, das Übrige hat Zeit. Elise schreibt Thüren und Fenster seien dunkelbraun.

Es ist spät Abend und der Brief soll noch fort. Das Geld besorge ich morgen. Das Herz schnürt sich mir zusammen, wenn ich denke — ich will es überwinden und nur thun, was ich kann. Ich bitte Dich auch herzlich nicht im letzten entscheidenden Moment den Muth zu verlieren. Für den künftigen Monat wird gesorgt, Du sollst nicht Mangel leiden.

Herzlich Grüsse in Eile

D. M.

Lieber Anselm!

19. Juli 75.

Komm so bald Du kannst, je eher je lieber. Es ist Stillstetter. Jeden Tag Gewitter und Regengüsse.

Ich freue mich über Deine schöne Ausstellung. Damit hältst Du Deine Herrn vorweg am Zügel. Danke im voraus für das Bild. Es wird hier langweilig für Dich sein. Aber das bist Du ja gewohnt.

Allgeyer war drei Tage hier bei uns, Brahms war viel in der Stadt und im Hause. Frau Schumann auch zwei Tage. Ich war froh, daß dies Alles vor Deiner Ankunft abgemacht werden konnte. Es hat mich müde gemacht. Bei aller Freundschaft und Verehrung sind es doch nicht unsere Leute. D. h. nicht meine wenigstens. Ich liebe mehr die bürgerlich gemüth-

liche Art oder wenn es sein kann, die Umgebung von wirklich geistig gebildeten Menschen, das sind diese großen Genies doch alle nicht, beim Lichte befehen. Übrigens war Frau Schumann reizend liebenswürdig u. heiter, und auch die Töchter viel netter, die jüngste Eugenie ist hübsch und interessant geworden.

Allgeyer wechselt seine Stellung.

Nach Nürnberg habe ich das Nöthige geschrieben. Vor Ostern können wir hier nicht ausziehen. Bis dahin wird es sich machen.

Ich stehe wegen einer neuen Jugendschrift mit einer Buchhandlung in Unterhandlung. Die Arbeit füllt die nächsten Jahre vollständig aus, was mir lieb ist und äußerlich und innerlich vorteilhaft.

Noch etwas: Ich habe den Sommer Sonntags von 12—1 Uhr ein wenig Musik bei mir gehabt, weil der Flügel im Saal stand. Nun soll es noch zweimal sein, dann geht für die nächsten Monate Alles auseinander. Ich möchte nicht ohne Noth früher schließen, und frage also, ob es Dir nicht unangenehm ist, wenn der Flügel noch 8 Tage stehen bleibt und um die eine Stunde ein paar Leute kommen — d. h. zwei Sonntage v. 12—1. — Falls es Dich geniert, ist mir natürlich alle Musik der Welt auf der Stelle auch gleichgültig und ich sage ab. Sei ja aufrichtig ohne Rücksicht. Übrigens habe ich wie durch ein Wunder mein Klavierspielen selbst mit etlicher Vertiefung wiedergefunden, und nur die Schüchternheit und Angst ist dahinter geblieben. Diese Umwandlung ist durch die liebenswürdige Art und durch einen schönen neuen Flügel von Ribbets vollzogen worden. Ich bin froh darüber für meine alten Tage.

Schöner und reicher kann ein Leben nicht ausklingen als das meinige. Ein lebendiges Studium zum Selbstschaffen, Deine Kunst und meine kleine feine Musik, in der ich mir selber genüge, weil ich die großen Gedanken der alten Meister verstehe — Wer hat Besseres aufzuweisen, wenn er den Siebzigen entgegengeht.

Sei herzlich begrüßt. Auf Wiedersehen

D. M.

Lieber Anselm!

Hdlbg. 8. 2. 76.

Was für ein häßlicher trauriger Winter! Ich wundere mich nicht, daß Du unwohl bist und habe Sorge um Dich. Ohne häusliche Pflege in dieser Kälte! Und ich kann nichts thun nichts helfen. —

Die Bilder werden heute oder Morgen in Leipzig eintreffen. Hoffentlich geht es dann bald vorwärts. Verstehen kann ich auch Vieles nicht, aber erfahren muß man und hört nicht auf zu lernen, wie das Kind in der Schule doch leider immer das was nicht ist und was sein sollte.

Ich wollte Dir schreiben, daß die Anmeldung in München für 15. Febr. nöthig ist, nun hast Du schon alles gethan!

Bester Anselm! Ist es auch nicht zu viel Arbeit die beiden Bilder? Ich bin ganz erschrocken weil ich nur an das Gastmahl dachte. Du stellst Dir eine Aufgabe die eines Menschen Kraft übersteigt. Oder ist die Frist noch ausreichend? Ich weiß nicht wenn die Ausstellung beginnt. Daß sie entscheidend sein wird, davon bin ich überzeugt. Falls ich zu dieser Zeit schon in Nürnberg sein sollte, kann ich hin und thue es auch sicher. Ich gedenke Ende Juni oder Anfang Juli den Umzug zu machen, damit Du in den Ferien Alles in Ordnung findest.

Für die Etienneblätter danke ich sehr. Das Speidelseuilleton hat etwas Ergreifendes in der Wahrheit und Stärke der Empfindung. So aus vollster Seele schreiben ist eben Kunstgabe und bei allen Schmerzen Glück. Er hat die Feder niedergelegt, weil es ihm zu dick gekommen ist. Mich hat das schrecklich gerührt und ich begreife vollkommen, daß er Dein Freund sein kann und Dich versteht und Du desgleichen. Siehst Du — bei allem Elend ist die Welt noch nicht so schlecht, daß sie nicht Menschen schafft, mit denen es die Mühe zu leben lohnt — wenn auch wenige. Wahr sein ist Alles und sich erschöpfen.

Ich habe viel Klage über meinen Kopf und Verstand, aber rührend ist es mir selber, wie die Musik in mir aufsteht, gleich lieblichem Abendsonnenschein, tiefinnerlichstes Verständniß. Was die Gedanken nicht mehr erreichen, das fasse ich mir unterwegs ab und kommt mir entgegen.

Außerlich habe ich nichts zu erzählen. Ich gehe gar nicht aus.

Möge es gut um Dich stehen.

D. tr. M.

Lieber Anselm!

Nürnberg 21. 10. 76.

Ich danke Dir sehr für Deinen Brief, der mich ruhig u. glücklich gemacht hat.

Es ist eine Anfrage wegen einer ganz ausgeführten griechisch gewandeten Iphigenie über Heidelberg eingelaufen, für einen berühmten, nicht in Heidelberg ansässigen Mann der Wissenschaft, der noch nicht genannt ward, dessen Adresse ich aber erhalten sollte falls eine vorrätige Iphigenie da sei, die gleich mit Preisangabe geschickt werden sollte.

Ich habe geantwortet: daß keine Iphig. vorhanden sei, daß Du auf dem Weg nach Rom seist, und — falls Gesundheit und Arbeitslust es erlauben würden, wohl vielleicht eine dritte Iphigenie schaffen könntest. Sollte also die Verzögerung dem Wunsche nicht zuwider sein, so bäte ich um den Namen des Bestellers um Dich benachrichtigen zu können. Über den Preis habe ich noch nichts geschrieben, wenn es Dir recht wäre, so würde ich, nachdem die kaufende Person situiert ist, um der gräulichen Zeiten willen etwa 6000 M. fordern?

Deine Iphigenie ist identisch mit Dir geworden, es kann keinem andern

Maler mehr einfallen diesen Gegenstand zu wählen und so ist es recht. Die Ausstellung hat trotz Alledem gut gewirkt. Ich hoffe daß Dich das neue Jahr als wohlhabenden Mann begrüßen wird.

Frau Friedreich hat mir einen höchst liebenswürdigen Brief geschrieben. Sie wünschen gleichfalls bei Dir eine etwas unter Lebensgröße oder auch noch kleinere Iphigenie in aller Form zu bestellen im Preis von etwa 4—5000 Mark.

Was Wien betrifft, so ist der Urlaub so officiell, daß er bis zu dem bestimmten Termin in Wirkung bleibt, ob Du die Entlassung nimmst oder nicht. Neujahr ist der rechte Zeitpunkt für die Entscheidung v. Deiner Seite. Wie wird es bis dahin aussehen? Sie haben sich verbissen wie ein Rattenkönig. Jeder möchte los und Keiner kann. Ich glaube dies selbst von Rußland, denn die kriegen ja nirgend Geld.

Bei uns ist es kahl und kalt. Ich lebe in tiefer Stille und mache in meinen alten Tagen wirklich künstlerische Fortschritte. Mit dem Schreiben will es immer noch nicht gehen. Der Kopf ist müde.

Die Tanten grüßen. Adelheidchen Holzm. ist besser. D. tr. M.

Falls Dir die Iphigenienbestell. sympathisch sein sollte, so könnte ich Dir vielleicht ein Profilphotog. v. d. Agnes verschaffen. Es existirt eine die nicht übel passen werde.

Lieber Anselm!

22/I. 78.

Besten Dank für Deine Zeilen vom 16.! Die Schlussworte: „kein Husten und Rheumatismus!“, haben mir sehr süß geklungen. So darf denn diese schwere Last allmählich abgenommen und ad acta gelegt werden. Ich denke, man darf annehmen, daß Du jetzt wirklich und wahrhaftig ausgeheilt bist.

Über Deine neuesten Geschäfte Näheres zu hören, bin ich natürlich recht gespannt, aber Du brauchst deshalb nicht zu schreiben und von Nachlässigkeit ist gar keine Rede. Ich warte gerne Monate lang, wenn ich nicht in Sorge um Dein Befinden bin.

Meine heutigen Zeilen haben nur den Zweck mich anzubieten falls es dir angenehm ist wenn ich Dir die Verhandlung mit Wien abnehme. Du darfst dann nur angeben, wie Du die Sache gehalten wissen willst. Ich glaube, daß der Austrag nicht schwer sein wird, da die Auspicien günstig für Dich stehen. Daß ich vorsichtig und streng nach Deiner Weisung handeln werde, versteht sich von selbst. Es sollen doch mehrere Bestellungen großer Art auf diese erste warten und ist viel in den Wiener Zeitungen von Dir die Rede. Wahrscheinlich geht es mit der Akademie recht schlecht.

Den 1. Februar ziehe ich um und werde froh sein wenn es überstanden ist. Wenn es Dir genehm ist werde ich es folgendermaßen einrichten: der

mittlere Salon ist Dein Wohnzimmer, links das große Eckzimmer, Dein Schlaf- und zweites Wohnzimmer. Das Zimmer rechts ist mein Wohnzimmer, anstoßend, das Eckzimmer. Folgt dann ein kleines Schlafzimmer, Babettens Zimmer. Das letzte mit zwei Fenstern Fremdenzimmer. Das große Zimmer rückwärts hat zwei große prächtige Wände für große Bilder also zweiter Bildersalon. Anschaffen muß ich sogleich einen Bücherschrank und Vorhänge in mein Zimmer. Sonst nichts. Für ein Büffet wie wir es gesehen haben verlangt Herr Grünstäudl nicht weniger als 460 Mark! Ich werde mich umsehen ob ich nicht einstweilen ein antikes Schränkchen erwische. Die neuen Sachen sehen doch plump neben den alten aus. Jedenfalls hat die Sache Zeit. Vorhänge habe ich bestellt, dick und ächt von Leinen u. Wolle, das Fenster zu 18 Mark. Nun weißt Du alles.

Sei herzlich begrüßt D. M.

Nachschrift.

8/2. 78.

1. Adresse die ich vergaß: Praterstr. Nr. 34.
2. möchte ich wissen, was ich mit den Wiener Bildern machen soll, ob herüber nehmen und aufstellen, was, denke ich, gehen würde, ob drüben lassen, oder gerollt aufheben.
3. wenn Du zu kleinen Arbeiten gestimmt bist, so möchte ich um ein paar Bildchen und Skizzen von 1000 bis 2000 Mark freundlichst gebeten haben, ohne Rahmen, durch die Post. Es ist Nachfrage vorhanden und wir könnten vielleicht auf solchem Nebenweg die Flügelgeschichte in Ordnung bringen ohne einen größeren Kaufposten anzugreifen. Der alte verdirbt auch die neue Wohnung mit seinem langen Schwanz. Ich denke dabei mehr an Deine Augen als an meine Finger, das mußt Du glauben. 1000 Mark sind genügend, da ich den alten für 200 Gulden darangeben kann. Hat aber auch noch Jahre lang Zeit, wenn du nicht aufgelegt bist.

Herr v. Platner und Faber wollen kommen, wenn ich eingerichtet bin.

Die Wohnung wird hoffe ich schön, der Saal ist 7 Met. lang und 6 breit. Die Aussicht ist groß und reich. Burg, 2 Dürerschürme, Sebaldskirche, deutsche Kuppel weißer Thurm, von der Ferne Lorenz, Alles Sommers in Grün. Ich glaube nicht recht daß Du hinunter ziehen solltest obschon die Wohnung im 1. Stock definitiv August frei wird, doch hast Du die Vorhand. Der hiesige General Diehl will in's Haus. Aber sie meinen er würde auch unsere Wohnung nehmen, wenn wir unser Vorrecht geltend machen. Es kommt dann die Schildwache vor das Haus, was angenehm ist. Gas und Wasserleitung ist da. Ich lasse das erstere einstweilen für Küche und Gang in Ordnung bringen. Für den Saal könntest Du vielleicht in Venedig einen antiken Leuchter an die Decke aufreiben oder Wandleuchter.

Ich habe keinen Wunsch als daß Du zufrieden bist, wenn Du kommst.

Klaviergeklimper im Hause werde ich Mittel finden während Deiner Unwesenheit zum Schweigen zu bringen.

Der Kampf mit dem Schmutz war in den ersten Tagen verzweiflungsvoll, aber wir haben ihn glorreich bestanden. Du darfst ganz ruhig sein, die Wohnung ist durch und durch rein wie in Heidelberg und wie bei Maurer.

Verzeihe den Brief, der aus einer Kumpelkammer, d. h. meinem Kopfe nicht besser zu Tage kommen kann. Ich hoffe daß Du wohl bist.

D. M.

Die arme Agnes ist wieder recht krank gewesen, aber es geht wieder besser. Sie ist bei ihrer Schwester Elise in Augsburg und hat mir einen ganz rührenden Brief geschrieben, in dem Glück von zuhause fort zu sein. Sie ist eine noble Seele und ein armes Kind zu gleicher Zeit. Ich kann nicht unfreundlich sein. Das willst Du ja auch nicht.

Mein lieber Anselm!

12/2 78 Abg.

Wie sehr mich Dein Brief erfreut hat, kannst Du denken oder auch nicht denken, weil Du nicht weißt, daß die Bauangelegenheit mir Sorge gemacht hat. Ich hoffte aber auf Deine richtige Praxis im verhängnisvollen Moment, die sich nun auch bewährt hat. So wünsche ich von Herzen und aus bester Überzeugung Glück. Bezahlest Du selbst den Saal mit höchstem Preis; er wird immer wie geschenkt sein dem Neubau gegenüber, den Ärger ungerchnet der umsonst mit unterläuft.

Die glückliche Vollendung Deines Bildes ist mir ein heller Stern, der in die Zukunft leuchtet. Was Du schreibst hat mich innerlichst ergriffen. Wie ich mich darüber und darauf freue, ist nicht auszusprechen. Zu Hr. v. P. gehe ich selbst und sage ihm einfach was zu sagen ist. Die Adresse erhältst Du sofort. Versichere den Transport gut. Falls die Schätzung maßgebend für Versicherung und Fracht ist und officiell angegeben wird, desto besser.

Was das Geld betrifft, so wird es zu rechter Zeit pünktlich vorliegen, wenn auch nicht von Cohn. Du kannst ganz ruhig sein. Auch über Deinen Ludwigkaiser, weil eine andere Handlungsweise durchaus nicht möglich ist. Einen kleinen Kostenüberschlag mit beigelegten Rechnungen könnte man wohl vorbereiten; ich glaube aber, daß die Wirkung des Gemäldes alles Andere überflüssig machen wird.

Beunruhige Dich nicht wegen des Flügels. Meine Hausfrau sagte mir, daß in der gegenwärtigen Krachzeit allwöchentlich in Berlin die schönsten Instrumente verschleudert würden. Ihre Eltern haben einen ganz neuen Blüthner für 150 Thlr. gekauft. Da nun mein alter für 100 Thlr. wohl verkauft werden kann, so mag diesem Anliegen auf leichtere Weise als wir

dachten, abgeholfen werden. Frau Meyer geht im April nach Berlin und will die Sache persönlich betreiben.

Das Büffet lasse noch 14 Tage stehen bis wir würdig sind es zu empfangen.

Nun noch etwas:

Vorgestern kam ein Brief von Wien, im Auftrag des schwer erkrankten Hr. v. Stremeyer von Herrn v. Eitelberger geschrieben, in welchem er sich nach Deinem Ergehen erkundigt und ob Wien hoffen dürfte die Akademie-Deckenbilder von Deiner Hand zu erhalten. Das Briefchen ist correct, etwas demüthig und mit Verständniß geschrieben. (Hätte er dies doch früher gehabt!) Ich antwortete buchstäblich nach der Wahrheit was ich weiß, ohne jegliche Andeutung von Bedingungen u. dgl. Du kannst nun ganz ruhig Deine Einrichtung machen und dann vielleicht erst von hier aus schreiben. Ganz wie Du magst. Daß Du an die Arbeit gehen willst ist gemeldet. Stremeyer liegt hart darnieder u. verkehrt mit seinen Rätchen nur schriftlich.

Das wäre es für heute.

Ich freue mich auch wenn Du kommst, mehr als ich sagen kann. Du wirst es wenigstens bequem im Hause finden.

Mit dem General ist es nichts; er bleibt in seiner bisherigen Wohnung. Schreibe mir, was ich bei der nächsten Anfrage machen soll. Die Aussicht ist unten nicht viel, nur der Vortheil der Treppe. 100 Fl mehr, und 1 August Umzug in eine wahrscheinlich ebenso schmutzige Wohnung wie es die jetzige war. Hat noch Zeit.

Die Stühle habe ich schon lange braun bestellt. Nächste Woche lasse ich sie holen.

Alle guten Sterne über Dir und gehab Dich wohl.

D. M.

Mein lieber Anselm!

Nürnb. 14. Juni 78.

Dein Briefchen bringt hellen Himmel und Sonnenschein! Da ist weiter nichts zu sagen, als der Wunsch, daß es so fortgehen möge und alles Störende fern bleiben, woran auch nicht zu zweifeln ist, weil man, wie es jetzt steht, die Ruhe größtentheils in der eigenen Hand hat. Allerdings eine Fertigkeit an der man viele Jahre zu üben hat, die aber im Moment auch durch die äußeren Umstände begünstigt wird, wie nur immer möglich!

Ich habe Dir nichts zu schreiben, das Dich stören könnte. Das Bild ist heute vor 8 Tagen photographirt worden, ob gut oder schlecht weiß ich nicht, denn der gute Allgeyer hat seinen olympischen Wolkenmantel an und läßt nichts von sich hören. Wahrscheinlich haben Sie mit den Platten Mühe und es soll auch Alles bei Albert sehr langsam gehen. Darin passen sie zusammen. Auch ist der Siegfried gegeben worden. Du weißt ja welch

enthusiastischer Verehrer Al. geworden ist. Item — wir können es abwarten ohne uns zu beunruhigen. Ich meinstheils denke kaum daran.

Herr Pecht hat eingesehen, daß es keinen Sinn hätte plöt(z)lich wieder mit Wien anzufangen; somit ist dies auch abgethan. Ich denke nicht, daß von dort her irgend eine Störung kommen wird. Wenn Du Geld bedarfst so sei so gut es mir vorher zu schreiben. Dies ist Alles.

Bleibe ruhig und ungestört bei Deiner Cäciliendreieinigkeit und halt Dir die Erden Sorgen und Schmerzen vom Leibe. Sie gehen ohne Deine That vorüber wie Wolken Schatten und die Sonne dahinter ist das einzige was bleibt. Man braucht, zum verwehen der ersten, ein Theil Nachsicht und Billigkeit, ein Theil Geduld, dann aber die Verachtung alles dessen was unwesentlich ist dem eigenen Bewußtsein gegenüber.

Ich lebe einsam, wie man nur immer kann, dies um so mehr, weil ich fühle, daß Du „die Einflüsse“ recht beurtheilst. Allmählich finde ich vielleicht Muth und Stoff zu einer kleinen Arbeit — einstweilen übersehe ich mir die promessi sposi, mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs. Die Sand'schen Romane sind nahezu gelesen. Ich bin nur von einem, und zwar dem leichtfertigsten erbaut. Jean de la Roche ist schauerhaft langweilig mit seiner sentimentalen Liebe, Leone Leoni nicht zu bewältigen vor Ekel und Abscheu, Teverino unmöglich von Anfang bis zu Ende aber aus einer so prächtigen freien dichterischen Phantasie gleich einem wilden Blumenstrauß aufgeblüht, daß ich mir die Freude nicht versagen konnte es aller Moral zum Troß zweimal zu lesen.

Und nun sei von Herzen gegrüßt. Möchtest du Dir die schöne Harmonie der Stimmung erhalten können deren Du Dich jetzt erfreust zum Besten Deiner Arbeit und Deiner Gesundheit. D. M.

Mein lieber Anselm!

19. Juni 78.

Du hast ganz recht, und ich sehe keinen Grund ein, weshalb Du zu eilen brauchst, wenn Du im nächsten Frühjahr erst anfängst, ist es auch noch bald genug. Die Verhältnisse sind bis in ein paar Monaten ohnehin geändert, und Wien muß und wird, was Deine Person betrifft, aus Deinem Leben gestrichen werden. Es ist viel vernünftiger Du machst etwas Kleineres was dem König in München gefallen wird, wenn Du überhaupt arbeiten willst und kannst. In Summa ist es für Dich eine Pflicht Deiner Neigung und Stimmung zu folgen, da, wie Du selbst weißt, die Ursache dazu stets psychisch oder physisch berechtigt ist. Dies bedarf keiner weiteren Worte.

Im Übrigen möchte ich Dich bitten Dich aller weiteren Sorgen zu entschlagen, die vollständig überflüssig sind. Die Hauptsache ist jetzt, daß wir mit der Wohnung in Ordnung kommen, und daß Du festen Fuß fassst

und eine Heimat hast. Wegen dem Klima habe ich mich erkundigen lassen und die Antwort erhalten, daß Regensburg, wenn auch nicht sehr mild, doch weitaus Nürnberg und München vorzuziehen sei. Dies von ärztlicher Seite. Die Luft ist feucht und von Chemischen Stoffen rein. Hast Du auf solche Weise ein kostenfreies selbständiges Heim so ist dies mehr als die ganze Herrlichkeit in Wien. Du kannst sehr ruhig sein, ich schreibe gewiß keine Zeile und empfangе keine die Dir unbequem sein dürfte. Ich hasse Wien und würde ein Zurückgehen dahin für einen versteckten Selbstmord halten.

Wir wollen und werden dies Alles im Laufe des Sommers in's Reine bringen. Ende August oder erste Septembertage, also zwei Monate sind noch bis zum Verkauf des Gastmahles! Ich bitte Dich, quäle Dich nicht, das ist Nr. 1 und dann, thue Alles was Körper und Geist für den Moment begehrt und bekümmere Dich um nichts als um Dein Wohlgefühl. Dies ist Nr. 2.

Ich thue indessen was vernünftig ist in dem Sinn, von dem ich genau weiß, wie es Dir recht ist, Du kannst die Zügel ergreifen wann Du willst und wirst Dich immer auf der rechten Bahn finden. Ich wünsche mit Hr. Bürkel direct in Verbindung zu kommen, aber ich kann Allgeyer nicht gewaltsam über Bord werfen ohne uns selber zu schaden. Auch ist sein Einfluß jetzt, wo es sich mehr um die innerlichen Interessen handelt ganz gut und warm. Der verhüllte gewaltige Enthusiasmus, der ihm statt seinem eigenen Leben ein anderes großes einsetzt von dem er zehrt, ist für den Sekretair gerade das Rechte, der vielleicht daselbe auch brauchen könnte, des Königs nicht zu gedenken.

Wegen der Photographie werde ich heute noch schreiben und bitten, sie hierher zu schicken, wenn sie noch nicht abgesandt ist. Eine Tour nach München würde sich Deinerseits sehr rentiren, wenn die Sachen im Gang sind. — Wenn es mit der Villa bald Ernst wird, wäre es vielleicht gerathen auch bald aufzupacken? (Ein Herr von Reber war hier, im höchsten Grad verständig. Er wird Bericht an die große Gallerie erstatten, ist Kunstgeschichtsprofessor.)
D. M.

Lieber Anselm!

Nbg. 31. Juli 78.

Ich schreibe voraus, weil ich die ganze Zeit über Deine Angelegenheit nachgedenkt habe, und es soll dies kein Resultat, kein Rath, nicht einmal eine endgültige Meinung bedeuten, sondern nur eine gewissenhafte Gedankenarbeit in einer Sache die großer Überlegung werth ist, und an der Du Deine eigene Erwägung prüfen kannst.

Eines muß vorausgesetzt werden, daß nemlich nichts geschehen kann ehe das Drama, Verwirrung, Schuld und Strafe an das Deine Angelegen-

heit sich knüpft, ausgespielt ist. Ich glaube daß Manche in Gutem und Schlimmen an Dich denken werden; (es liegt nahe genug) und daß die Handlungsweise Solcher vielleicht im Stillen durch diesen Gedanken gelenkt wird. Um so mehr mußt du selbst ganz frei bleiben, so meine ich, und erst dann vortreten, wenn der aufgewirbelte Staub sich gelegt hat und Alles leidlich beruhigt ist.

Es war also so:

Ein Akademieprofessor Seeberger begegnete auf der Straße einem ihm u. Piloty seit 20 Jahren bekannten 73jährigen Arzte, Dr. Tretenbacher, der nicht ganz normal genannt wird, weil er über Durst trinkt und sehr grob ist. Hier fiel also die oft erwähnte Äußerung. Seeb. geht zur Akademie trifft Piloty und erzählt ihm den Vorgang in Anwesenheit der Schüler. P. glaubt sich sofort verpflichtet, um die Akademie vor dem Vorwurf der Majestätsbeleidigung zu schützen Protokoll und Anzeige zu machen „ohne alles eigene Interesse“, so lautet die Entschuldigung: als ob das eine Entschuldigung wäre, anstatt sich selbst, eine große Unstalt zu blamiren! — Die Beschuldigung ist allgemein genug, es zehrt daran die ganze in- und ausländische Presse, auch die demokratischen Schmutzblättchen, wie Figura zeigt. Die Wiener freie Presse nimmt es besonders ernst und wichtig. Was mich betrifft, so glaube ich noch nicht einmal an den ganz nahen Abgang P—s. Wer thun kann, was er, der kann auch bleiben. Aber es soll doch zum Erbarmen sein ihn herumgehen zu sehen wie Einen, von dem man nicht weiß ob er am Sterben ist vor Krankheit oder ob er sich das Leben nehmen will, und früher oder später muß die Frage an Dich herantreten.

Wenn ich mir ein sorgenfreies ruhiges Leben denke abwechselnd in ländlicher Umgebung in Deutschland und in Italien, dazu eine gesegnete Thätigkeit so sieht das freilich anlockender aus, als die Kämpfe und Wirrnisse einer hohen Amtsstellung mit einem Kollegium, welches vielleicht größentheils gegnerisch gesinnt ist und einer wenn auch nicht Geschäfts- so doch Pflichtenlast, die gewiß manchmal drückend sein wird. Trotzdem kann ich mir ganz gut denken, daß, wenn die Wahl doch einmal vorhanden ist, die weitgreifende Thätigkeit gerade durch die eigene Verantwortlichkeit dem stillen Leben gegenüber, für das Du auch noch ein wenig jung bist, größern Reiz für Dich haben wird. Ich glaube es würde mir eben so gehen; und ich würde die Villa, die nicht davon läuft, Villa sein lassen und still zuschauen, bis die Münchner sich fertig gebalgt und P. auf eine oder die andere Art Platz gemacht hat, vorausgesetzt, daß dies nicht allzu lange dauert. — Dann gilt es natürlich mit großer Vorsicht zu prüfen ob die Verhältnisse nicht Deiner Natur widerstrebend sind. Geduld würdest Du viel brauchen und Klugheit auch, die Du besizest. Ich meinerseits glaube,

daß es gehen würde, hauptsächlich durch den imponirenden Erfolg, welcher Dir von Seiten der Schüler nie fehlen wird und dann, weil von einer Sache, die man als eigen betrachtet und deren Gelingen unter der eigenen Verantwortlichkeit steht, in der Regel eine ganz besondere Liebe, Kraft und Weisheit ausströmt, wie es im Sprüchwort „vom Amt“ heißt. Auch in Wien wäre es anders geworden, wenn die Schule Dein eigen gewesen wäre.

Wie Du es mit Deinem Kommen halten willst, muß von Deiner eigenen Empfindung eingegeben sein.

Lieber Anselm!

3. Sept. 78.

Ich danke sehr für Deinen Brief. Wenn ich auch keinen verlange und erwarte, so zieht damit doch immer eine gewisse Sicherheit bei mir ein, die ich sonst, mir selbst unbewußt, vermisse.

Bei uns ist Herbstwetter und man denkt unwillkürlich an Ofenreparatur und Holzvorrath. — Ich freue mich auch, wenn Du kommst; es ist so ein etwas armseliges Leben, das ich schärfer empfinden würde wenn die Aussicht in ferne Zeiten, ich meine auf die Burg, nicht wäre, die mich mit jedem Blick belebt und erheitert, womit ich übrigens nicht sagen will, daß ich nicht gerne von hier weggehen würde, wenn Du mit einem Entschluß in's Reine gekommen bist.

Was Du sonst schriebst ist Alles recht und gut und ich fühle mich einverstanden. Antwort ist natürlich noch nicht da, und es wird auch noch eines oder zweier Briefe bedürfen bis Alles in Ordnung gebracht ist, doch wird dies jetzt nicht stören. Die Arbeit fallen lassen, würdest Du nicht gern können, sollte aber von Wien aus nicht das Richtige geschehen, so findet sich eine andere Verwendung wohl. Es freut mich gründlich, daß Du malen willst wie für Deinen Speisesaal, damit ist das Vernünftigste gesagt was zu sagen ist. Du wirst aber sehen, daß es auch in Wien glatt und ordentlich abläuft. Ich habe mir Deinen vorigen Brief ganz zur Richtschnur genommen. Das „Aufgelassen“ in der Steuerfache bedeutet, so viel ich glaube, die Rückzahlung der 500 Fl., die Du eingezahlt hast, darin wird die nöthige Weisung an das Finanzministerium ergangen sein.

Ich hätte vielleicht noch Mancherlei und nicht Unangenehmes zu schreiben, aber es ist jedenfalls besser, ich lasse Dich ganz in Ruhe mit Allem, was im kälteren Deutschland passiren kann. Von München habe ich weiter nichts Academisches gehört. Ich hoffe, daß Dir das Gefühl der pecuniären Sicherheit eine gewisse Ruhe geben wird. Das Wort „die Kräfte aufbrauchen“ ist schrecklich. Dafür kannst und mußt Du Dich vorsehen, denn das ist nicht nöthig. Du wirst fertig wenn Du eben willst und magst. Ist das Jahr herum und Du bist es nicht, nun dann sagt man es und macht

ruhig weiter. Gerade an dieser Arbeit ist vernünftiges Maafhalten eine wirkliche Pflicht.

Der Kronprinz war 3 mal in der Nationalgallerie und hat auch den König von Holland hingeführt. Da wird er sich das Gastmahl recht angeschaut haben. Es soll schön aufgestellt sein, so daß gleich der erste Blick darauf fällt.

Gestern war tolle Sedansfeier, ein Maskenzug, der $\frac{3}{4}$ Stunden dauerte und an dem sich Hans Sachs, Peter Vischer, die Germania mit einem Biergespann (nebeneinander) und langen flatternden rothen Haaren, und der heilige Gambrinus auf dem Faß, nebst Pluton und Proserpina, Apollon mit acht Musen Ceres und Flora hervorragend theiligten.

Und somit sei von ganzem Herzen begrüßt. Wenn Dir meine Briefe etwas nichts sagend vorkommen, so denke, daß ich nur schreibe, damit Du von allen Seiten Ruhe und Sicherheit haben sollst. D. t. M.

Lieber Anselm!

27/12. 78.

Ich will Dein Briefchen gleich beantworten, damit du noch im alten Jahr ein Lebenszeichen erhältst. Bis jetzt steckten wir fortwährend in Eis und Schnee; heute ist starkes Glatteis. Vielleicht bereitet sich eine Umkehr vor. Ich wäre trauriger über Dein frühes Weggehen, was wenigstens theilweise vergeblich war, wenn ich nicht dächte, daß es doch hier viel schlimmer für Dich gewesen wäre. Von eigentlicher Kälte kann man ja bei 8—9 Grad noch nicht reden für unser mitteldeutsches Klima, aber es ist die Trockenheit und der häßliche herbe Wind, die wehe thun. Ich gehe kaum aus und habe mich an den lieben kleinen schwarzen Freund gemacht, der mir die Menschen vollständig ersetzt. Täglich 2 Stunden reicht für Wiedererwinnung der verlorenen Fertigkeit aus. Das Spiel ist ein ganz anderes, wohlthätig präcis. In Erlangen war ich noch nicht, ich will mich erst einstudieren.

Indessen habe ich von Paris aus Folgendes gehört. Du hast für diese oder für die nächsten Jahre nichts zu thun als eine schriftliche Anmeldung bei der Direktion de l'exposition des beaux arts au Salon Paris zu machen, worin Größe u. Gegenstand (Titel) des Bildes angegeben und einige kurze Daten Deiner Lebensgeschichte beigelegt sind. Zeit des Eintreffens 15. April, Anfang der Ausstellung 1. Mai. Gute Ausstellung gesichert, so wie — nach menschlichem Vorhaben — Medaille I. Ankündigung und Kritik gleichfalls im Figaro und Temps und Ankaufsempfehlung in die Rothschild'sche Gallerie. Herr Kalisch freut sich einem Landsmann dienlich sein zu können.

Näheres wenn es nöthig sein wird.

Was für Dich die nöthige Arbeit sein wird, wird klar werden, wenn

Du erst selbst vor den Bildern stehen wirst. Das kommt ja immer zur rechten Zeit.

Ich habe heute nichts weiter zu schreiben als einen Gruß zum Abschied des alten und Beginn des neuen Jahres. Ich trete es ruhig an, ruhiger als seit vielen vergangenen Jahreswechseln. Auch ich bin dafür möglichst viel und schnell anlegen. Aufnehmen kan man immer, wenn es der Augenblick erfordert. Ich hoffe Du bist ruhig und heiter und so mit herzlichem Lebewohl und Willkommen
v. d. tr. M.

Mein lieber Anselm!

30. Dez. 79.

Seit gestern ist Thaumwetter und es beginnt ein neues Leben. Da ich die Abschiede nicht leiden kann, so sage ich Dir lieber Guten Tage im neuen, als Adieu im alten Jahr, ohne Verdruß, ohne Sentimentalität im vollen Verständnis dessen, was fehlt und was Du innerlich leidest, und doch nach dem bisher Errungenen, hoffend, und in Zuversicht und in gutem Glauben. Die Wege sind offen. Was ich bitten möchte ist einfach, Dich möglichst ruhig und unbekümmert zu halten und Deiner künstlerischen Stimmung in der Muße oder in der Thätigkeit freien Raum zu lassen. Was kommen will, muß von außen kommen, Du hast genug gethan im Entgegengehen. Doch das ist Gerede und zwar Überflüssiges. Du darfst glauben daß ich Verständnis habe für das was Du fühlst. Müßiges darüber reden lasse ich sein und sage nur was ich fest glaube und weiß, daß das nächste Jahr ein reiches und günstiges sein wird.

Vor 8 Tagen ist Frau Kayser auf der Durchreise nach Erlangen hierhergekommen — es war der kälteste Tag mit 23 unter Null — und auch gleich unwohl geworden. Natürlich ließ ich sie nicht fort. Es geht jetzt wieder gut und sie wird morgen oder übermorgen ihre kleine Reise fertig machen. Ich soll Dich herzlich grüßen.

Mir geht es wunderbar. Ich murre zu Zeiten über große Einsamkeit, und wenn sie unterbrochen wird, so freue ich mich wieder darauf. Bei aller herzlichem Liebe und Freundschaft gibt es eben doch wenig Menschen, die einen nie genieren. Ich bin immer am Vergnügtesten wenn alles nett und richtig abgelaufen ist. Fr. K. giebt sich auch wirklich recht bequem und lebenswürdig.

Bei Euch wird es holder Frühling sein; wir haben wenigstens eine entfernte Ahnung davon. Nach Neujahr will ich noch 1000 Mark schicken damit es nicht fehlt. Sei herzlich begrüßt
v. D. M.

In 8—10 Wochen hoffe ich, bist Du hier und dann wollen wir alles ruhig besprechen und in die Reihe bringen. Das ist mein Trost von einem halben Jahr zum andern bis es endlich zu einer wirklichen Heimat kommt.

Briefe an Brahms

Geehrter Herr Brahms!

Hdlsbg. 23. 2. 75.

Ich habe von Ihrer neulichen Sendung Ihre Adresse aufbewahrt um Ihnen für die Gefälligkeit danken zu können, mit welcher Sie damals meinen Wunsch so rasch erfüllt haben. Leider ist es aus verschiedenen Zwischengründen dann doch nicht geschehen und ich komme heute darauf zurück, weil ich in Sorge um meinen Sohn bin. Er ist krank gewesen und seine häufig eintreffenden kleinen Zettel scheinen mir einen krankhaften gereizten nervösen Zustand anzuzeigen, wie ich ihn allerdings schon oft an ihm erfahren habe, aber doch selten in einem so gleichmäßig fortdauernden Grade.

Ich bitte Sie, ihm ein geneigter wohlmeinender Freund zu bleiben und sich sein Wohl angelegen sein zu lassen, wie Sie es bei Ihrem innerlichen Gleichgewicht und Ihrer Sicherheit so wohl vermögen.

Anselm hat mir geschrieben, daß Sie in diesem Sommer für längere Zeit nach Heidelberg kommen würden, worüber ich mich sehr freue. Was ich tun kann um Ihnen für diesem Zweck dienlich zu sein, darüber bitte ich Sie ohne alle Umstände zu verfügen. Für denjenigen der still leben will, ist Heidelberg wie ein einsames Dorf.

Wenn Sie mir irgend einen Auftrag in diesem Sinne geben wollen, so bitte ich Sie mir zu schreiben, außerdem möchte ich auf diesen kleinen Brief keine Antwort, da es mir widerstrebt ohne Anselms Wissen über ihn zu korrespondieren. Zuweilen aber bringt mich die Ängstlichkeit dazu ein rasches Wort zu wagen.

Mit den besten Grüßen in warmer Hochachtung

Ihre ergebene Henriette Feuerbach.

Lieber verehrter Herr Brahms!

Ansbach 23/8 81.

Ihr Brief hat mich tief gerührt. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen — Sie wissen was das Wort Freude bei mir bedeutet — so widmen Sie Ihr Werk dem Gedächtnis Anselms ohne Umwege. Ich kann Ihnen in Wahrheit sagen, daß dies in seinem Geist und Sinn richtig ist. Er hatte Sie lieb als Mensch und stellte Sie über alle als Künstler, ohne je durch andere Götter sich beirren zu lassen. Und was mich betrifft, so wird mir das Werk, auf dem die beiden Namen stehen ein dreifaches Heiligtum sein. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und glauben Sie nicht, daß ich auch nur einen Augenblick Ihr Schweigen mißverstanden habe. Im Gegentheil ich war Ihnen dankbar dafür. Worte sind unverständliche Laute in einem solchen Abgrund von Qual und Bitternis, die man ebenso unverständlich erwidert! Jetzt schlägt zuweilen ein verwandter Klang wohl-

thuend an, wie gestern Ihr Brief. Sonst ist Alles wie am ersten Tage und wird so bleiben bis zum letzten, hoffentlich nicht fernem. Nichts hoffen, nichts fürchten, nichts begehren, keine Freude, kein Leid des Tages und der Stunde ist ein ganz eigenthümlicher Zustand, von dem ich früher nie eine Vorstellung hatte. Ich habe das Leben meines Lebens verloren, da ist weiter nichts zu sagen.

Anselm hat ein Vermächtnis für seine Freunde hinterlassen, welches auf vieles Zureden bei Herold erscheinen sollte. Der erste Korrekturbogen aber welcher an einen Kalender oder eine Zeitung erinnert, hat mich eines Besseren belehrt. Ich wünsche nichts mehr als das Manuskript wieder los zu bekommen und habe bereits die Schritte gethan. Hoffentlich wird es mir gelingen, denn ich habe alles Vertrauen verloren.

Und nun leben Sie wohl und haben Sie Dank. Wenn sich vielleicht hie und da eine Stunde einstellt in der Sie an mich alte einsame Frauen denken mögen, so schicken Sie mir einen Gruß. Es ist erbärmlich so ganz allein zurückzubleiben und doch liebe ich meine Einsamkeit, sie lehrt mich viele Wege die ich bis jetzt nicht kannte und auf denen zuweilen ein Tropfen, nicht Trost, aber ferne Erhebung zu finden ist.

Geehrter Herr Brahms!

2. Sept. 81.

Sie sehen, wie sehr ich auf Ihre Theilnahme zähle, da ich das Bedürfnis fühle Ihnen mitzutheilen, daß der Verlegerkonflikt zu Ende ist. Herr Gerold, von seiner Reise zurückkommend, hat mir vollkommen Recht gegeben und die ganze Sache wird umgedruckt.

Es ist für mich geradezu eine Erlösung, denn Angst und Sorge waren nicht klein. Hoffentlich wird es jetzt gut werden.

Ihr Brief ist mir noch immer wie ein warmer wohlthätiger Punkt in der Seele. Machen Sie Alles wie es Ihnen am Besten dünkt und paßt. Was Sie thun ist gut und schön und recht.

Anselm's Vermächtniß wird Ihnen Herr Gerold als erstes Exemplar übersenden.

Herzlichen Gruß von Ihrer treu ergebenen

H. Feuerbach.

Lieber Herr Brahms!

9 Sept 81 Ansbach.

Verzeihen Sie mir! Ich habe erst ganz allmählich begriffen daß mein unwillkürlich momentan ausgesprochener Wunsch nicht richtig und nicht fein empfunden war. So etwas ist mir früher nicht begegnet. Sie müssen es zu Gute halten um der Verwüstung willen, die das Schicksal in mir angerichtet hat. Ich habe mich gewöhnt aus der Finsterniß nach dem Licht zu sehen, das in die Höhe und Weite gerückt ist. „Ich bin nicht“. Weitere

Erklärungen sind nicht nötig, nicht wahr? Thun Sie Alles wie es Ihnen paßt und lieb ist.

Widmann ist mir ein lieber Freund. Ich glaube es giebt wenige so glücklich angelegte Naturen, die wie er, immer sie selbst sein und frei handeln dürfen ohne Schaden zu leiden. An seiner Frische kann man sich erquicken und an seinem Muth und an seiner naiven Weisheit lernen. Seine neuen Bücher habe ich nicht zu Gesicht bekommen. (Hier gibt es keine) Ich weiß auch gar nicht wo er eigentlich jetzt ist. Vor Elend habe ich ihm nicht geschrieben und er hat es auch sein lassen, was ich ihm nicht übel nehme.

In diesem Moment noch gehe ich für 4 Wochen an die Ostsee, wegen eines widrigen Nervenleidens im Kopfe das mir am Verstand zehrt.

Adresse bis Ende October: „Graf von Noer. Kiel Gattorf Noer“, dann wieder Ansbach.

Ich sende Ihnen ein intimes Andenken von Anselm, das ich Sie bitte mit Schweigen zu empfangen und aufzubewahren. Es ist ächt mit Band und Bleistift.

Mit herzlichem Gruss Ihre ergebene

H. Feuerbach.

Verehrter Herr Brahms! Noer (Kiel Gattorf. 18 Oct 1881.)

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erst heute für die freundliche Übersendung von Buch und Brief danke. Es wurde mir alles Schreiben schwer, da ich in diesem wunderbaren Erdenwinkel wo Meer und Wald zusammenkommen eigentlich schlimmer daran bin als zu Hause. Ich begreife die Schönheit wohl, aber sie wirkt nicht auf tröstlichen Genuß, sondern gerade das Gegentheil. Das ist nun so und läßt sich nicht ändern.

Sie wollen das kleine Buch nicht behalten? Halten Sie das wie Sie es für recht finden. Was mich betrifft, so habe ich keinen Wunsch als die intimsten Dinge, die von Anselm stammen in gute Verwahrung zu bringen so lange ich noch lebe. Nachher ist es zu spät. Ich habe alle größeren mir theuern Sachen weggeben müssen um die große Kauffumme des Nachlasses an die Erben zu entrichten. Es war nötig diesen heiligen Schatz vor Verschleuderung durch Kunsthändler, vor öffentlichen Versteigerung zu retten. Selbst etwas zu besitzen habe ich keinen Wunsch mehr, ich bin dankbar, wenn die Sachen würdig am richtigen Ort untergebracht sind, so daß ich ruhig aus der Welt gehen kann. Am meisten Sorge macht mir nun noch das eigentliche Biographiematerial, die Briefe. Ich weiß Niemand, dem ich dies vermachen könnte und werde es vielleicht in eine Bibliothek als Geheimgut testieren. Dieser Zweifel lastet sehr auf mir. Ich selbst habe noch zwei bis drei Skizzen und unfertige Porträts über die ich bereits Bestimmung getroffen. Diese und das biographische Material ist es, was ich bis zu meinem Tode behalten will. Ich habe dies geschrieben, damit Sie

meine Handlungsweise verstehen. Ist Ihnen das kleine Andenken so theuer als ich glaubte, dann behalten Sie es und verbrennen Sie es, wenn Sie alt sind, damit es nicht in gleichgültige oder gar schlechte Hände kommt. Halten Sie es für besser, wenn es bei den Briefen bleibt, so geben Sie es gelegentlich zurück. Es sei dies Ihrem Willen überlassen und wie Sie es machen, ist es mir recht. Ich wollte Ihnen durch das Liebste was ich hatte eine Freundlichkeit erzeigen, weil ich meinte Sie ein wenig verletzt oder gekränkt zu haben.

Wie es mit meiner Rückreise steht, weiß ich selbst noch nicht. Die hiesigen Freunde wollten mich gern über den Winter oder wenigstens bis Weihnachten halten, aber ich selbst möchte gerne spätestens in der zweiten Hälfte des November zurück. Ich sehne mich in meine Stille und Einsamkeit. Wenn es mir später möglich wird, will ich wieder nach Nürnberg gehen, wo es mir doch am wohlsten ist. Bis jetzt war es des theuren Lebens wegen nicht möglich.

Anselm's Vermächtnis ist im Druck und wird, hoffe ich, noch in diesem Jahre fertig werden. Ich wünschte, daß es bis zum zweiten Todestag erscheinen sollte. — Ich bitte Sie, wenn Sie es gelesen haben werden mir aufrichtig Ihre Meinung darüber zu schreiben.

In warmer Hochachtung

Ihre ergebene H. Feuerbach.

Gettorf ist die letzte Station von Noer von Kiel aus.

Daß Sie die Blätter von Hr. Speidel haben, ist mir lieb. Er hat zwei Monate nach Anf. Tod die letzten Steine mit vornehmen Mitleid und nachlässiger Grazie auf das Grab geschleudert. Dies kann ich nie vergessen. 18. März 1880 Feuilleton d. N. f. Presse.

Geehrter Herr Brahms!

Ansbach 3 Dec. 81.

Ich kann es nicht gut ertragen, daß Sie zum erstenmal den Tacitstoc für die Nanie erheben, ohne daß ein Gruß von mir zu Ihnen kommt und für Alles Gute dankt daß Sie mir erzeigt haben, durch Ihren lieben Brief, den ich erhielt und durch den in Aussicht stehenden Empfang des Klavierauszugs der Nanie. Es sind wenige bekannte und befreundete Menschen, die mir seit zwei Jahren, mit besten Willen, nicht mehr wehe als wohl gethan haben. Sie haben mir immer wohl gethan und Ihre Theilnahme hat keinen Stachel für mich gehabt, sondern sie hat mich nur freundlich und tröstend berührt. Dies wollte ich Ihnen gerne sagen, alles Andere später.

Fast hätte ich lächeln müssen über Ihre Vorbeernoth. Hören Sie wie es inzwischen mir ergangen ist. Man hat mir ein abscheuliches Titelbild geschickt, welches ich zurückwies, ein anderes, welches ich wünschte, konnte

wegen Kürze der Zeit nicht gemacht werden; so erscheint das Vermächtnis ohne Porträt, welches mir erträglich erscheint als mit einem unpassenden Bilde.

Also trösten Sie sich mit Ihren Vorbeeren die nicht schlank und zart genug sind, mir hat man den Kopf genommen auf den wir sie hätten legen können.

Ich hoffe doch irgend wo die Nanie unter Ihrer Leitung zu hören. Wien ist freilich zu weit für mich, aber vielleicht trifft es sich in Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt, München oder Leipzig, dann würde ich jedenfalls kommen.

Und nun Glück und Segen zu der Aufführung am 5ten und gutgemeinten ernstern Dank für das Ernste und Gutgemeinte das Sie mir schenken!

Mit besten Gruß Ihre herzlich ergebene

H. Feuerbach.

Lieber verehrter Herr Brahms!

Ansbach 4. Jan. 82 Abends.

Ich komme eben von Nürnberg zurück, wo ich zum 4 Januar das Grab besuchte und nun will ich Ihnen noch für Ihre herrliche Weihnachtsgabe danken, die mir die traurigen Erinnerungstage geweiht und erhellt hat. Ich habe mich ernstlich bemüht Ihr Werk so gut ich vermag verstehen zu lernen, und es gelingt auch wohl so weit dies ohne den lebendigen Klang möglich ist. Ich glaube, lieber Herr Brahms, Sie haben der Welt eine Perle geschenkt wie sie deren wenige besitzt. Ihr Lied schwebt über den Abgründen des irdischen Leides in Verklärung dahin, nicht so hoch, daß der Schmerzenshauch es nicht erreichen kann und nicht so tief, das es von ihm getrübt wird. Es nimmt Alles auf und löst es zu ewigem Genüge. Ich könnte vieles Einzelne nennen, das mir nur von Ansehen, d. h. am Clavier, aufs Tiefste zu Herzen gegangen ist, und wo ich auch eine Ahnung der vollen Wirkung fühlte. Es ist aber unnötig darüber zu reden. Sie wissen selbst am Besten was Sie gethan haben. Und so danke ich Ihnen in Anselms Andenken und sende Ihnen ein frisches Vorbeerblatt von seinem Grabe.

Es ist mir geschrieben worden, daß die Nanie noch in diesem Monat in Leipzig aufgeführt wird. Wenn sich dies so verhält und Sie vielleicht selbst dirigieren, möchte ich hinkommen, da ich Freunde dort habe, die mich gerne aufnehmen. Es würde dies ein schöner Abschluß für mich sein.

Hoffentlich ist das Vermächtniß in Ihre Hände gelangt. Ich bin ängstlich was Sie dazu sagen und doch auch wieder in dem Bewußtsein, daß ich es nicht anders habe machen können.

Und nun genug! Sie haben mir den Trost und die Erhebung gegeben, die ich allein noch zu empfinden fähig bin und Sie sollen dafür gesegnet sein.

Mit herzlichem Gruß zum neuen Jahre

Ihre H. Feuerbach.

Geehrter Herr Brahms!

Ansbach 17 Februar 82

Als ich Ihren lieben Brief erhielt, wollte ich Ihnen gleich schreiben, nun sind doch wieder acht Tage darüber hingegangen. Zuerst freundlichsten Dank! Was die Beilagen betrifft, so kannte ich die von Hanslick schon; über Hr. Speidel habe ich mich doch sehr verwundert und es ist mir angenehm gewesen, ihn seit Jahren nicht leiden zu mögen, so brauche ich doch jetzt nicht erst anzufangen. Einen solcher Bildungs- und Geschmacks-mangel ist immerhin eine eigenthümliche Erscheinung für einen Feuilleton Chef-redacteur.

Ich habe Ihnen aber etwas Besseres zu berichten: daß nehmlich in Leipzig, wo ich in allerlei Unliegen und Geschäften war, Herr und Frau von Herzogenburg mir im Hause des Hr. Professor Bach durch einen kleinen auserwählten Chor des Bachvereins die Nanie mit Clavierbegleitung vorsingen ließen. Die Feierstimmung dieses Morgens Ihnen zu beschreiben, kann ich schwer die richtigen Worte finden. Es kommt mir vor, als wäre das Gedächtnis eines edeln Toten nie tiefer empfunden und das Kunstwerk eines Lebenden nie inniger und würdiger genossen worden als an jenem Sonntag Morgen d. 5. Februar. Wenn Sie dagewesen wären hätte es Ihnen wohlgethan. Ich werde die Stunde in meiner eigenen letzten nicht vergessen, und es ist mir als hätte ich in diesem Kreis längst vertraute Freunde hinter mir gelassen. Sicher gelingt es mir auch noch das Werk mit Orchester zu hören, für das erstemal war es so in tiefer Stille ohne weltlichen Apparat das Schönste und Beste, und ich glaube, die wenigen Anwesenden haben Alle so empfunden. Als das letzte „Herrlich“ verklungen war, hatte Niemand trockene Augen.

Ich war, von Bayreuth, wo mein einziger Verwandter wohnt, für ein paar Tage nach Leipzig gereist und blieb dann, wegen eines übertretenen Fußes, beinahe 14 Tage bei meinen Heidelberger Freunden, Ribbeck in Leipzig. Die Nanie war mein Abschied.

Jetzt bin ich hier in einigermaßen ängstlicher Erwartung, weil man mir von München aus geschrieben hat, es wäre möglich daß ich selber hin müßte wegen Ankauf der Amazonenschlacht, die dem König von seiner nächsten Umgebung zur Erwerbung für die Pinakothek vorgeschlagen ward. Die Sache zieht sich seit vorigem Herbst hin und soll nun, wie es scheint, zum Austrag kommen, ich glaube in nächster Zeit.

Schließlich muß ich noch sagen, daß Ihr Urtheil über das Vermächtniß mich sehr beruhigt hat. Das kleine Buch ist wahrhaftig bis in die letzte Tiefe; um diese aber aufzuschließen bedurfte es freilich einer liebevollen Hand. In gewissem Sinne habe ich an dem Vermächtnis gethan wie Sie an der Nanie. Der Schluß sollte nicht „hinab“ sondern „hinauf“ lauten, nur daß Ihre Auffassung das selbstständige Recht für sich hatte, und ich auf

mühselige Auswahl beschränkt war, in welcher der innerliche Zusammenhang äußerlich getrennter Fragmente verborgen liegen sollte. Ich bin von Einzelnen darüber getadelt worden, welche glaubten ich wolle aus feiger Rücksicht schonend verfahren. Das war aber nicht so gemeint, wie Sie wohl verstehen, und ich weiß, daß Alles was und wie es steht nach Anselms Geist und Willen geschehen ist, „für künftige Zeiten“.

Mit herzlichem Gruß Ihre treu ergebene

H. Feuerbach.

Verehrter lieber Herr Brahms!

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren lieben Brief, der mir eine große Freude in dunkeln Tagen bereitet hat. Daß Ihnen die Handzeichnungen gefallen würden, dachte ich mir wohl; auch daß Sie dabei ein wenig an mich denken würden. Aber daß Sie mir dies selbst schreiben wollten, war sehr gütig und lieb empfunden und hat mir wohlgethan.

Dieses Zeichnungswerk habe ich mir seit 8 Jahren ersehnt. Es mußte aber zuerst der Facsimiledruck erfunden werden, der die Vielfältigung möglich machte, und dann hatte ich meinerseits viele Schwierigkeiten, die in aller Welt zerstreute Blätter zu sammeln. (Viele der schönsten waren weder durch Bitten noch durch Kauf zu erringen). Geordnet habe ich sie auch und die kleine Vorrede geschrieben. Leider sind in der Anordnung 3 Versehen in München (ganz zuletzt) mit untergelaufen. Unpassende Zusammenstellung zweier Doppelbilder und Verwechslung der beiden Iphigenien 9 auf 10. Im Übrigen war Herr Hansstängl gut und gefällig gegen mich. Er ließ mich an der ganzen Arbeit Theil nehmen.

Weshalb ich Ihren lieben Brief so spät beantworte, will ich zuletzt noch erwähnen. Es wird mir zu Zeiten das Schreiben schwer und die alten Augen versagen den Dienst, dann habe ich ein so verzehrendes Mitleid mit Kaiser Friedrich, daß es mir den Kopf einnimmt. Schließlic hat mich in der letzten Zeit das Alter mit seiner ganzen Macht überfallen. Daß mir das recht und lieb ist, werden Sie wohl verstehen.

Recht von Herzen habe ich mich über Ihre, mir durch Freund Widmann mitgetheilten Reisepläne erfreut, ebensowohl für Sie als für ihn. Und so wünsche ich Ihnen zum Schluß eine recht frohe herrliche Reisezeit. Sie geben der Welt so viel des Edelsten und Schönsten — nun nehmen Sie Ihren Theil auch für sich.

Das erste und letzte Blatt der Zeichnungen ist Niemand aufgefallen als Ihnen, so sollen die beiden auch ein Gruß für Sie allein sein.

In treuer Freundschaft bis an das Ende

Ansbach 16. 4. 88.

Ihre H. Feuerbach.

Das Tagebuch einer alten Frau

Altersgedanken

Wenn man im Spätherbst bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen geht, so ist es erfreulich zu sehen wie sich innerhalb der Fensterreihen allmählig die Lampen entzünden und ein behagliches Leben in traulichen Zimmern beleuchten. Man schaut gerne in die freundliche Helle und denkt an ein eigenes warmes Heim und an liebe Freunde und Bekannte.

Das Gleichnis vom Spätherbst läßt sich wohl gar auf alte Menschen anwenden. Dämmerung von Außen, Helligkeit im Innern! Wir nennen das Geisteslicht, welches aus reichen Erfahrungsschätzen strömt: „Erkenntnis“. Nun wohl — die schöne Frucht der Erkenntnis ist Klarheit und Heiterkeit der Seele.

Alte Leute mit denen die Jugend gerne verkehren mag werden dies stets mit herzlicher Liebe und warmem Danke erwidern, denn das Alter hat nicht selten von der Jugend mehr zu lernen als die Jugend vom Alter.

Stille sein ist ein großes Glück, eine große Gnade. Wenn die Affekte weichen, dann wird Alles eben und der Geist Gottes schwebt auf der ruhigen Fläche.

Herrschaft über Empfindungen und Launen macht den sittlichen Menschen.

Wer nicht Kraft hat zum Entfagen, der hat auch nicht die Kraft zum Genießen.

Sorgen und Kummer sind ein Berg, der auf der Seele liegt, und den die Zeit nach und nach abträgt. Die Zeit leidet keinen fortwährenden Schmerz, drum duldet sie auch kein dauerndes Glück.

Ach ein Herz, das lieben kann, dem wird es nie fehlen in der weiten reichen Welt an einem Gegenstande, welchem es sein Leben liebend hingeben und durch die Hingabe die Vervollständigung der eigenen Natur erringen kann: die Vollendung, welche der Mensch nur im Menschen zu erreichen vermag. Was Liebe giebt, das gewinnt sie zehnfach und wächst und wächst bis in die Unendlichkeit hinein, wo Schöpfer und Geschöpf in einem einzigen Gedanken zusammenfallen und wir mit einem liebenden Blick die ganze Welt umfassen.

Unser ganzes Leben muß darauf gerichtet sein, das Gemüth von innen heraus zu bilden, zu erweitern, um die Idee unseres Daseins in der Persönlichkeit wirklich lebendig darzustellen. In der Einheit des Gemüthes ebensowohl die weibliche Schönheit, als weibliche Kraft. Nicht die des Momentes meine ich, sondern die Ausdauer und Nachhaltigkeit, welche des Mannes höchste Anstrengung nicht zu erreichen vermag, weil er seine Kräfte mehr zersplittert, während das Weib jeden Augenblick als untheilbares Ganze sich hingiebt.

Alles Gemüthsleben ist innerliche Religion, sie ist der heimatliche Mittelpunkt des Lebens.

Doch habe ich mir aus all meinen Leiden die Lebenspraxis herausgezogen, zu thun, was ich kann und dann ruhig zu sein. Es ist immer ein Vorzug für diejenigen, die das Schicksal neben hinaus wirft, daß sie das Leben leichter als ein Ganzes ansehen lernen und vom Moment sich nicht so leicht erdrücken lassen. Theilweise ist das Schicksal doch nur ein Echo dessen, was man selbst ist und thut — da handelt es sich darum das rechte Wort zu finden, das heißt bei mir immer: Strebbarkeit Ausdauer — da, wo die Kraft zu Ende ist: Geduld und Ergebung. Und für den Rest, der überall bleibt, tritt für mich eine Macht ein, von der ich mich getragen fühle wie das Kind in den Armen der Mutter. Nur muß zuerst alle Kraft erschöpft sein bis auf den letzten Tropfen, eher nicht, aber dann kann ich ganz und selig ruhen von meinem kleinen kindischen Mühen und dann muß es gut gehen und geht auch.

Heiterkeit — ach wem Gott diese Gabe geschenkt hat, der bewahre sie als theuerstes Heiligthum als reichsten Segen. Nicht als ob kein Schmerz die Seele berühren dürfte, erreichen dürfte und ewiges Lachen von den Lippen ertönen sollte.

Die Schmerzen sind Lebensgut, aber so wohl und oft noch besser als die Freude; wenn wir den geistigen Inhalt nicht aus jeder der vorüberfliehenden Stunden zu ziehen und als errungenes Vermögen zu bewahren vermöchten: was wäre dann unser Dasein?

Ach, so viele Momente sind es, wo der Schmerz mit rauhem Zahn am Herzen nagt, Sorge und Kummer uns im bangem Kerker gefangen hält. Und doch sind große Schmerzen veredelnd, erhebend, sie sind wie das reine Gold, mit welchem man dem Leben seine großen Zahlungen macht, indes man mit den kleinen alltäglichen Verdrießlichkeiten, wie mit Kupfergeld Hände und Seele beschmutzt. Diese zu überwältigen und glatt und ruhig auf der Oberfläche darüber hinwandeln, ist am schwersten. Das Leben muß verarbeitet werden, dann erst löst sich alles in Befriedigung auf, die der Grundton der Seele dauernd bleibt, nach tausend und abertausend Abweichungen.

Kürzlich erhielt ich einen Brief von meiner Freundin, Frau Sophie in Frankfurt; sie schildert darin die Feier ihres siebenzigsten Geburtstages: „Und sie kamen paarweise“, so heißt es in dem Briefe, „zuerst die Kleinsten und dann die Größeren, jedes mit einem Blumenstrauß in Händen, darauf kamen auch die Eltern, meine Söhne und meine Tochter mit Schwiegertöchtern und Schwiegersohn; alle waren sie da und der alten Frau von Herzen zugezogen.“

Hätte ich Kinder und Enkel, die meinen achtzigsten Geburtstag mit mir feiern wollten, ich würde nicht am Schreibtisch sitzen und in meiner halben

Blindheit die Federspitze an dem Rand des Zintenglases zerstoßen. Ich würde weiche warme Strümpfe stricken und Geschichten erzählen. Weihnachten würden mir auch, wie meiner Freundin, drei Trommeln zugleich nicht zu viel sein. „Was bringt eine Großmutter nicht Alles fertig,“ schreibt sie.

Bei mir ist es anders; ich bin allein. Niemand gehört mir zu eigen. So kommt es, daß ich mich öfters in die stillen Schachte meines innersten Wesens zurückziehe, um kleine Goldkörner zu sammeln, die sich karglich genug, hie und da in dem Gestein der Lebensorgen abgelagert haben. Ich horche dann auch gerne auf das leise Rauschen der verborgenen Quelle, aus der die selbstredenden Gedanken aufsteigen, welche die Welt Ideen nennt.

Wer dem Ausgang so nahe ist wie ich, dem stellen sich die Geheimnisse des Lebens und Sterbens ernst und mächtig gegenüber. Die Wissenschaft strebt auf verschlungenen Pfaden zwischen Klippen und Untiefen nach Erkenntnis. Das unendliche Weltgefüge wird in Zahlen gebannt, die Natur in ihrem geheimsten Wirken belauscht, aus tausendjährigem Schutt die Vergangenheit erweckt.

Was verborgen ist soll an das Licht kommen, das Verhüllte offenbar werden. Und doch, alle Wissenswege, wo sie auch ansetzen und nach welcher Richtung sie sich wenden, sie führen zu einem und demselben Ziele, sie führen zur rückhaltlosen Ergebung an der Grenze des menschlichen Denkens.

Das sind schwere Altersgedanken, zu schwer für eine alte Frau deren Begriffsvermögen nicht ausreicht, die weiten Umrißlinien auszufüllen und auszuführen. Es ist aber noch eine Lösung vorhanden, die heiter und golden über den Abgründen schwebt und in ungemessene Fernen leuchtet: „Die reines Herzens sind werden Gott schauen“, so lautet die Verheißung. Und sie hat große Kraft, denn sie trägt auf ihren starken Flügeln auch die Unwissenden zur richtigen Stelle.

Die Geschichte vom Moschus

Novelle von Jakob Schaffner

In Lörrach bei Basel lebte ein Schneidergeselle, der hieß Kurt Wegele. An der einen Hand hatten er eine Braut namens Guste Pumsan, die für ihr Leben gern Moschus roch, an der andern einen Freund, der ein Schmied war und den Namen Georg Lebaus trug. Guste Pumsan stammte aus Pommern; ihre Eltern hatten sie von dort nach Basel mitgenommen, um in der Schweiz ihr Glück zu machen, aber dem Zug ihres zärtlichen Herzens folgend, war sie in die Nähe ihres Bräutigams nach Lörrach in Baden übersiedelt, wo sie mit einem Lehrmädchen eine Feinwäscherei betrieb. Sie plättete mit vollendeter Kunst die kompliziertesten zweigeteilten Vorhemdchen der jungen Herren, und verstand sich auch auf das Kräuseln von Spitzen; außerdem behielt sie nie eine Wäsche über den Sonntag, und so ging immer einige Kundschaft bei ihr ein und aus. Aber man hatte an ihr zu tadeln, daß alle Sachen nach Moschus rochen, wenn man sie von ihr wieder in die Hände bekam, und das war die Ursache, daß sie es doch nicht zu einem verlässlichen Geschäftsverkehr brachte, weil immer ebensoviel Leute wegblieben, als von ihren blühblanken Auslagen angelockt neu zu ihr kamen. Wie mit den Frauen, erging es ihr bei den Männern. Sie war feurig in Liebesachen und großzügig, trotzdem hatte sie bis vor kurzem kein Glück gehabt. Die Handwerksgefallen ließen sich den Moschus wegen des erotischen Reizes gern für ein Jägervergnügen zwischen Baum und Busch gefallen, aber sonst waren sie für geruchlose Mädchen. Dazu kam, daß sie viel weniger durch angenehme Gesichtszüge, als durch Sommersprossen und rote Haare ausgezeichnet war, und auch diese ließen sich nicht unter Umständen wie ein Feuerstrudel um die Faust wickeln, sondern sie saßen der Guste Pumsan zu einem dünnen, rostroten Kordelchen aufgewickelt auf dem Hinterköpfe, und weil sie darunter hervor mit wasserblauen Preußenaugen selbstsicher und unternehmend in den Tag blickte, kam es weder den badischen noch den schweizerischen Jünglingen in den Sinn, daß sie ein besonders schönes Mädchen sei. Sie regte sie auf, weil sie in einer Stunde mehr mit ihr erlebten, als mit einem einheimischen Mädchen in einem Jahr, aber wenn so ein junger Ehrenmann ihre Siebensachen durchgestöbert hatte, wuschte er sich das Maul und sah, daß er weiter kam. Den hübschen Schneider jedoch hatte sie mit zarter Gewalt festgehalten, und es war ihr ernsthafter Entschluß, ihn zu ihrem Mann zu machen.

An einem schönen Ostertag im April, nach dem Mittagessen, trat Kurt Wegele anmutig, brünett und klug in die Dachkammer des Schmiedes Georg Lebaus, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Der Schmied war ein Bursche von dreiundzwanzig Jahren, breit, gläubig, und ungelent, und

nachgerade dauernd bekümmert, weil ihm immer noch kein Bart wachsen wollte. Begele fand ihn mit dem Spiegel in der Hand vor dem Fenster stehen und den dicken Kopf schütteln. Er fing sogleich wieder an, dem Freund sein Leid zu klagen, und Kurt tröstete ihn zum hundertstenmal mit denselben Worten, das komme manchmal auf einen Schlag und Georg gucke auch so recht ansehnlich und tüchtig drein; er glaubte wenigstens nicht, daß einer, der ihn sehe, es in Ernst mit ihm aufnehmen möchte. Dann schlug er ihm vor, sie wollten heut beide seiner Braut eine Freude machen und sich einmal fest mit Moschus einspritzen; man gehe ja ins Freie hinaus, da bekämen sie nicht viel davon zu riechen. Der Schmied hing den Spiegel an den Haken und sagte, es sei ihm recht; er habe ohnehin den Schnupfen. Darauf spritzte der Schneider seinen Freund mit Moschus ein, daß er dampfte.

Nun gingen sie miteinander die Plätterin abholen, welche sie schon erwartete. Sie hatte ein grünes Hütchen auf dem Kopf und eine weiße durchsichtige Mullbluse an; dazu trug sie einen weißen Rock, und in der Hand einen gelben Sonnenschirm, den sie sofort aufspannte, weil die Frühlingssonne besonders auf die Laubflecken wirkt. Man spazierte den Wiesenfluß hinab Basel zu. Guste Pumsan schnüffelte befriedigt den Moschusduft ein und wurde guter Laune. In den langen Erlen, einem ausgedehnten Parkgehölz, das den Baslern gehört, pfiß sie den Amseln und Buchfinken nach, die überall über den Waldwegen auf den Bäumen saßen und sangen. Sie sagte, bei ihr zu Hause gebe es nicht so viel Vögel, man habe da hauptsächlich nur Gänse. Das Tirilieren sei hübsch, aber es bringe nichts ein. Immer stramm und praktisch, habe der alte Wilhelm gesagt; dafür seien sie auch die siegreichen Preußen und hielten die Franzosen im Zaum. Die Freunde sagten nichts zu dieser nördlichen Renommisterei. Der Schmied stank stillschweigend weiter, und Kurt steckte ab und zu die Nase in einen Busch. Er liebte nichts so sehr, als einen Frühling im ersten Trieb, und hatte von seinen Eltern, die überzeugte und tätige Methodisten waren, eine gewisse Innerlichkeit geerbt, die zur Zeit freilich weltlich angehaucht und nach der pfißigen Gaunerei hingewendet schien.

Die Basler hatten Werktag. Sie arbeiteten in ihren Butiken, die Kinder lernten in den Schulen und sangen, man hing Vorfenster aus und wusch Haustüren herunter, und die Straße gehörte fast ausschließlich den badischen und elsässischen Sonntagsbummlern, sowie den schaulustigen Brüdern und Schwestern aus der welschen Schweiz. Nun machte es sich einmal, daß die Lörracher Freundschaft hintereinander gehen mußte, weil das Trottoir schmal wurde, und bei dieser Gelegenheit entdeckte Guste Pumsan, daß Kurt für ihre Nase völlig geruchlos vor ihr hinwandelte, trotzdem der Frühlingswind die Freie Straße herab wehte und nur an seiner Person vorbei zu ihr gelangen konnte. Aller köstliche Duft war einzig und allein im Schmied

enthalten, der nun schwermütig hinter ihr drein zottelte und sich darüber betrübt, daß ihm alle Schaufenster unbarmherzig sein nacktes Knabengesicht vorhielten. Gerade kam man zu einer Friseurauslage, und Guste blieb davor stehen, von einem Gedanken überrascht. Sie guckte einen Moment aufmerksam hinein, hieß die Freunde warten, und verschwand durch die Thür. Nach ein paar Minuten trat sie mit einem kleinen Einkauf am Schnürchen wieder heraus und ging damit direkt auf den Schmied zu, dem sie das Päckchen freundlich, aber entschieden, in die Hand drückte. „Ihr Mangel ist mir bekannt,“ sagte sie dazu. „Aber Ihr Angesicht soll bald geschmückt stehen. Gebrauchen Sie dieses mir zuliebe.“ Sie nickte ihm wohlbewußt zu und setzte sich wieder in Gang; ihren Bräutigam würdigte sie keines Blicks. Georg Lebaus machte ein Gesicht wie der Hund vor dem Igel; aber Kurt tat, als ob er von allem nichts gemerkt hätte. Er hatte sich die Stockkrücke ins Genick und sah wie ein freier Mann nach den welschen Mamsellen, die jetzt in Schwärmen vorbeiflatterten.

Guste Pumsan war weder langsam noch dumm. Sie wußte, was es an diesem Frühlingstag zu bedeuten hatte, wenn der Schmied stank wie ein Moschusochse und immer schwermütiger wurde, während ihr Bräutigam ein heiteres Gesicht machte und nach nichts roch. Sie war von Sinn abwärts heiß und leidenschaftlich, aber aufwärts stammte sie aus Pommern, stramm und praktisch, und ihre Brüder halfen die Franzosen im Zaume halten. Daher sagte sie auch nur zum Schneider: „Stoße doch nicht den Leuten deinen Stock vors Gesicht, wenn ich bitten darf. Überhaupt gehört es sich, daß Herr Lebaus vorn geht, er ist unser geehrter Gast. Und dann muß ich dir sagen: was ich bin, so habe ich nichts dagegen, daß du nach andern Mächens guckst. Treten Sie an die Spitze, Herr Lebaus, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen.“

Der Schmied trat verwundert an die Spitze. Guste Pumsan erinnerte sich in seinem Dunstsprudel an alles, was ihr Kurt Wegele schon von ihm erzählt hatte, und fand es gut. „Man merkt schon, daß Sie aus einem achtbaren Hause sind, Herr Lebaus,“ sagte sie. „Ihr Vater ist doch selber ein Schmied und hat ein eigenes Geschäft. Ich habe die Schmiede immer gern leiden mögen; sie haben einen so hübschen Gang und so feste Arme, was man von die Schneiders nicht immer behaupten kann. Auch sind die Schmiede sparsamer und verdienen viel besser; das hört man überall sagen. Aber der Ruß hebt die körperliche Schönheit.“

Inzwischen wandte man sich den Steinenberg hinunter, und dort konnte man bequem zu zweien gehen. Guste schob sich neben den Schmied vor; der Schneider kam erst hundert Schritte rückwärts. Georg Lebaus wurde es heiß und eng unter der Jacke, aber weil er wegen seines Kammers eine Aufmunterung nötig hatte, fing er nun seinerseits an zu berichten, wieviel

er schon gespart habe, daß sein Vater vier Gesellen beschäftigte, wie fürchterlich stark er sei, und daß er in der Schule obendrein immer noch auf dem ersten Platz gefessen habe. Guste erklärte, das wolle sie gern glauben, ein so gebildeter Mann, wie Herr Lebaus sei. Im Vertrauen gesagt, so komme ihr der Schneider oft ein bißchen dumm vor; das könne sie gar nicht leiden an einem Herrn; lieber ein wenig lasterhaft. Dem Schmied schlug zwar das Gewissen; aber Guste Pumsan schlenkerte ihr Täckchen so schneidig mit dem Finger im Henkel neben sich her, daß er sagen mußte, Wegele könne ihm auch nicht imponieren, und er verkehre nur aus Gewohnheit mit ihm.

Darauf fing Guste an, sich selber zu beschreiben. Extra schön komme sie sich nicht vor, aber ein forscher Kerl stecke in ihren Schuhen, und proper sei sie rundum, da brauche sie vor keiner Kaiserin die Augen niederzuschlagen. Auch ziehe sie nicht wie gewisse Kolleginnen am Sonntag Spitzenhemden und moderne Höschens von die Damens an und mache sich damit prächtig; nein, alles sei Eigentum, G. P., davon könne sich jeder überzeugen, der Lust spüre. Fürs Höhere habe sie als kleines Balg schon ein Herz gehabt, aber pommeresch: erst die Taube, und dann aber der Storch. Außerdem liebe sie über alles die aufmerksamen Herren, die einer Dame was von den Augen absehen. So spann sie dem Schmied aus seinem eigenen Gestank Kreuz und quer duftende Zwirnsfäden über den Kopf, und wickelte den ganzen gläubigen Kerl, wie er stand und ging, in ihr Wohlgefallen ein. Als das Paar am Abend im Lokalzug nach Vörrach zurückfuhr und dort an die badischen Laternen heraustrat, war Georg Lebaus ganz ihr Mann und Paket und der Schneider bereits aus allem Gesichtsfeld verschwunden; man hatte ihn in Basel im Gedränge verloren und sich nicht weiter darüber betrübt.

Inzwischen machte Kurt Wegele zu seinem Vergnügen der Heilsarmee, die gerade ihren großen Tag hatte, einen Besuch; der General Booth war in eigener Person da, um Buße zu predigen. Kurt sah sich aufmerksam die Vorgänge an, die dabei auftraten, hörte erfreut, was zu hören war und fuhr mit dem letzten Zug voll kluger und überlegener Empfindungen ungebessert nach Vörrach zurück. Zunächst erfuhr er nun weder von seinem Freund, noch von seiner Braut etwas Weiteres. Beim nächsten ordnungsmäßigen Rendezvous, das er etwas ängstlich, doch korrekt besuchte, erschien sie nicht, und bei seinem Freund ließ er sich nicht sehen. Nach Verlauf von drei Wochen glaubte er, es sei der Zeitpunkt, Guste Pumsan ihren Ring zurückzuschicken. Er schrieb ein paar höfliche und gefasste Worte dazu: „Geehrtes Fräulein Pumsan, ich lebe des Eindrucks, daß unsere Beziehungen sich verändert haben, und gestatte mir, Ihnen das Beiliegende zurück zu retournieren. Hochachtend Kurt Wegele.“ Auf seinen Ring wartete er vergebens. Er dachte: „Umsonst ist der Tod,“ und fing an, nun seinerseits neue Wege zu gehen, die er mit großer Sorge so einrichtete, daß sie nirgends

diesigen seiner ungetreuen Freunde kreuzten. Er brachte es auch fertig, neun Wochen auf dem kleinen Platz beweglich zu sein, ohne mit einem von den letzteren zusammenzustoßen. Seine Wäsche ließ er von einer anderen Wäscherin besorgen, und ein Pferd hatte er nicht zu beschlagen.

Aber an einem Montagabend im Juni, als er gerade einem kleinen Italienermädchen nachstieg, das in der Filialfabrik der Schokoladenfirma Suchard arbeitete, stand plötzlich der Schmied vor ihm und sagte: „Guten Abend, Wegele.“ Dem Schneider schlug das Herz, aber er erwiderte den Gruß zurückhaltend, und fügte nur die allgemeine Frage hinzu, wie Lebaus sich befinde. „So, so,“ entgegnete dieser. „Wir wollen ein wenig miteinander gehen, wenn es dir recht ist. Die kleine Schwarze kommt dir doch nicht mehr aus; sie schielt nach dir, wenn sie in die Bäume am Wege guckt, daß man meint, die Augen bleiben ihr stehen.“

Der Schmied sah etwas strapaziert drein und machte den Eindruck, als hätte er angestrengt zu denken. Auch war er älter geworden, und in seiner Haltung lag etwas von einer begründeten Entschiedenheit. Kurt dachte: „Die Pumsan gibt ihm zu schaffen,“ und hatte Mitleid mit ihm. „Warum hast du mich nicht vorher gefragt, Georg?“ sagte er unwillkürlich. „Ich wußte doch Bescheid in gewissen Töpfen.“

Das Wort traf den Schmied; er blieb stehen und faßte sich mit beiden Händen am Joppenkragen. „Siehst du, Schneider,“ antwortete er traurig, „da war nichts zu fragen. Du weißt, daß ich immer dein lieber Freund gewesen bin. Ohne dich konnte ich gar nicht sein, obwohl du bloß ein Schneider bist. Wir Schmiede sind grob, aber treu.“

„Ja, das habe ich gemerkt,“ spottete Kurt. „Sogar außerordentlich treu warst du mir; das muß man sagen.“

Lebaus wiegte seinen schweren Kopf. „Ich weiß nicht, wie es zuging. Du hast ja erfahren, wie sie reden kann. Mit unserer Freundschaft hat das nichts zu tun. Versöhne dich mit mir, Wegele, und sei wieder mein Kamerad.“ Er hielt ihm die breite, schwarze Hand hin, aber Kurt sah vorbei.

„Da ist nichts zu versöhnen,“ erklärte er stirnrunzelnd. „Das verzeiht kein Mann.“

Georg sah seine Hand an und betrüßte sich darüber. „Es ist wahr,“ gab er zu, „ich hab dir ein Mädchen genommen; aber jetzt bekommst du doch ein schöneres, soviel ich gesehen habe. Aber ich glaube, mir hat Gott die Guste geschickt, damit sie mich zum Mann macht. Der Schnauz wächst mir wenigstens. Du hast ja nichts bei ihr aufzuheben gewußt; du führtest sie nur immer spazieren. Das verleidet einem Mädchen. Mache mir das Herz nicht schwer, hörst du.“

Er hob seinen beschwerten Blick zum Gesicht des Schneiders auf und hatte zwei tiefbekümmerte Hundsfallen auf der Stirn. Jedoch Wegele

steckte die Hände mit dem Stöckchen in die Rocktaschen. „Du kannst nicht wissen, was ich noch alles im Sinn hatte mit ihr,“ erwiderte er hochmütig. „Holla, Glück zu, wahrhaftig. Wenn du dann einmal ein Mann bist und einen Schnauz hast, bringst du ihr vielleicht bei, was Unstand ist, damit sie mir meinen Ring zurückschickt.“

Georg ließ den Arm sinken. „Ich habe dich nie so wild gesehen, Kurt,“ wunderte er sich trübsünnig. „Ich wußte gar nicht, daß du so viel Charakter hast. Aber du bist zu streng. Ich habe gar nichts zu lachen, mußt du wissen. Wir haben viel Streit und Zank; sie ist zu selbstgerecht und zu preußisch für einen Wiesentäler. Ich muß sie, glaub ich, nächstens einmal am Schopf nehmen; aber von ihr lassen kann ich nicht. Ich habe dir für den Ring die Uhr von meiner Mutter selig mitgebracht, siehst du.“ Er grub ein altes silbernes Zylinderrührchen aus der Westentasche hervor. „Ich dachte immer, ich wollte sie einmal einem lieben Schatz schenken. Mache sie deiner Italienerin zu Präsent, wenn du so weit bist mit ihr. Und vergib mir jetzt; ich hab es nötig. Wer soll denn so leben.“

Er seufzte. Kurt begann zu leiden; er bekam Kopfsweh. „Du hast ja jetzt einen lieben Schatz,“ antwortete er müde; „so laß es gut sein.“

Betroffen zog der Schmied die Augenbrauen hoch. „Du mußt dich jetzt nicht über mich lustig machen, Schneider,“ mahnte er. „Du weißt wohl, daß so was kein lieber Schatz sein kann. Es gibt vielleicht ein liebes Hauskreuz, von Gott geschickt. Man muß es tragen; ich war dafür vorher auch hoffärtig genug. Sie will mein ganzes Geld verwahren und mich Tag und Nacht beherrschen. Und wenn ich mich wehre, so will sie mir gleich den Laufpaß geben. Aber das kann nicht sein; so etwas, das muß durchgehalten werden, oder man ist keinen Schuß Pulver wert. Nimm mir jetzt die Uhr ab, daß ich freie Hände kriege.“

Wegele wußte selber nicht, was ihm in den Kopf gefahren war. Halb schien es ihm, er sei auf den Schmied eifersüchtig, halb tat ihm dieser leid, und darüber hinaus mußte er fortwährend einem ängstlichen Bestreben gehorchen, sich die Sache nur recht weit vom Leib zu halten. Er wurde geradezu leidenschaftlich. „Rein, merci,“ rief er. „Wenn ich einem Mädchen ein Geschenk machen will, so kann ich aus eigenem Vermögen etwas dafür leisten. Überhaupt isß deine Suppe allein aus; ich habe nicht brocken helfen.“ Darauf errötete er, weil ihm einfiel, daß er jetzt gelogen habe, und Lebaus bemerkte es, aber er meinte, es geschähe aus gekränktem Ehrgeiz, und fing an, sich zu erzürnen. Er trat dicht vor den Schneider hin und faßte ihn am Rockknopf. „Wegele, übertreibs nicht,“ mahnte er. Seine Stimme bebte leise. „Man weiß, daß deine Eltern Mucker sind, und du bist ein Duckmäuser. Sei so brav als du willst, aber laß auch andern Platz neben dir. Gib mir ein gutes Wort, und ich geh’ durchs Feuer für dich. Aber

wenn du mir jetzt nicht vergibst, so haue ich dich im Straßengraben herum bis du mich um Vergebung bittest. Ja oder Nein?"

Gepeinigt, voll aufrichtigen Kummers und nun selber ratlos, blickte Kurt die Straße entlang, sah sein schwarzes Mädchen um die Wendung des Weges hinter die blühenden Kirschbäume verschwinden, und hatte eine dunkle Ahnung von der Prophetie dieses Vorgangs. Aber störrisch zuckte er die Achseln und erwiderte: „Suche dir einen andern Freund; mit uns ist's aus. Prügle mich nur; es wird mir lieb sein; dann kommen wir zum Ende.“

Lebaus warf einen verständnislosen und hilfesuchenden Blick in den offenen Abendhimmel. Schwalben spielten in der lauen Luft durcheinander und stießen eifrige und vergnügte Schreie aus. Hoch über ihnen zog ein Storch seinen heldenmütigen Kreis. Geplagt senkte er die Augen; er konnte jetzt den Frieden dieser Tiere nicht ertragen. „Sie würden mir alle verzeihen,“ dachte er bitter. „Nur der windige Schneider verzeiht nicht.“ Unfreundlich betrachtete er ihn und ärgerte sich über sein hübsches und nichts sagendes Taugenichtsgesichtchen. „Er wird es auch nie freiwillig tun,“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Er ist zu eitel dazu.“ Vor Verzweiflung bekam er Sodbrennen, und er war dem Weinen nahe. Bloß um seine Haltung zu bewahren, trat er dem Schneider näher und gab ihm, zunächst noch zögernd und unentschlossen, einen Stoß. Wegele taumelte etwas zurück und erbleichte, tat aber den Mund nicht auf. Darüber ergrimmte Lebaus von neuem. „Was ist er auch so eingebildet?“ dachte er voll Haß, und versetzte ihm einen zweiten Stoß. Darauf schlug er ihn leicht auf den Kopf und wartete gespannt, ob er jetzt etwas sagen werde. Kurt biß die Zähne zusammen und ließ keinen Laut hören.

Da machte der Schmied Ernst. Seine Stöße wurden hart und überzeugend, und wenn er dazwischen zuschlug, so meinte er jetzt seinen ganzen gegenwärtigen Jammer damit, den ihm das überwichtige Kerlchen angerichtet hatte. Er ging bis über den braunen Schopf darin unter — sein Hut war ihm vom Kopf geflogen, ohne daß er den Verlust bemerkte — und vergaß vollständig, wo er sich befand. Seine Augen glänzten feucht, weil ihm unausgesetzt die Tränen nahe standen; sein Blick hatte einen spähenden und zugleich trauernden Ausdruck. Er stieß dem Schneider die Faust ins Gesicht und fragte elend vor Hoffnungslosigkeit: „Vergibst du mir jetzt, Kurt?“ Wenn dann Wegele nur halsstarrig den hübschen Kopf schüttelte, seufzte er erbärmlich auf: „Heilige Maria, du mußt halt noch mehr Liebe haben!“ und schlug von neuem zu. In der leise glühenden Höhe spielten die Abend-schwalben weiter und zog der einsame Storch seinen Kreis. Ein Windstoß fuhr in die tausend blühenden Kirschbäume, die mit ihren weißen Kronen wie ein einmütiger See das Thal füllten, und der See wogte stillschweigend und lächelnd die Berghänge hinauf. Aber auf seinem Grund fuhr der unberatene große Mensch fort, gegen den kleinen Schneider zu kämpfen.

Schließlich wackelte Kurt bloß noch kraftlos mit dem Kopf, statt fest und deutlich zu verneinen, wie bisher, und wenn er so lange immer wieder aufgestanden war, nachdem ihn die Faust des Schmieds auf die Straße geworfen hatte, so blieb er jetzt im fünfundzwanzigsten oder dreißigsten Sturz liegen, ohne mehr die Kraft zu finden, sich noch einmal zu erheben. Georg erschrak bis in die Knochen hinein und tat wieder einen verwirrten Blick um sich; er konnte nicht begreifen, warum der Schneider jetzt auf einmal liegen blieb. Plötzlich beugte er sich über ihn. „Schneider, lebst du noch?“ rief er ihn bestürzt an. „Steh auf, ich tu dir ja nichts mehr. Ich bin zu mir gekommen. Gib mir doch Antwort. Ach, lieber Freund, warum bist du ein so hartherziger Satan. He, Schneider! Wegele! Kurtchen!“ — Aber der Schneider war ohnmächtig.

Ein Bauernjunge kam mit einer Stoßkarre des Weges, worauf ein großer leerer Korb stand. Er hielt bei der Gruppe an und setzte seine Karre ab, um näher hinzusehen, was es da gab. Lebaus sagte ihm aufrichtig, was geschehen war, und der Junge nickte verstehend. „Ich hab’ mir doch immer gedacht, was ihr miteinander zu fechten habt,“ sagte er. „Wir wollen ihn nur nach Hause fahren, denk ich, damit er ins Bett kommt.“ „Nein, ins Spital,“ erwiderte Lebaus überzeugt. „Da wird auf ihn aufgepaßt. Daheim täte er mir am Ende den Lort an und stürbe.“ Er stülpte den leeren Korb um, hob mit Hilfe des Jungen den Schneider darauf, band ihn mit einem Strick fest und spannte sich in die Karre.

Auf dem Weg kam Wegele einmal zu sich, aber er tat nicht dergleichen; er hätte nicht gewußt, wie er sich jetzt zu Lebaus stellen sollte. Die Leute, die dem seltsamen Transport begegneten, machten große Augen; der Schmied beachtete sie nicht; er paßte nur immer dem Schneider auf. Der besann sich, was es jetzt geben sollte. Ab und zu tat er die Augendeckel zu einer schmalen Ritze auseinander, um zu sehen, wohin es ging mit ihm. Als er merkte, daß er auf dem Weg zum Krankenhaus war, nickte er unmerklich vor sich hin. Von jetzt an ließ er sich, vor Schwäche halb träumend, fahren und bewachen, ohne sich um etwas Weiteres zu kümmern.

Jedoch im Krankenhaus, als eben der Schmied den Ärzten gemeldet hatte, er habe den Schneider so zugerichtet, weil er ihm etwas nicht verzeihen wollte, schlug dieser geschwind seine blauen Augen auf und sagte laut und vernehmlich: „Nein, es war ein anderer.“ Darauf schien er wieder in Ohnmacht zu fallen. Georg Lebaus ging verwirrt und abermals tief enttäuscht davon. Er trappete verloren durch die Straßen und tastete mit blinden Fingern immer an seinen beiden obersten Westenknöpfen herum. Endlich unter einer Straßenlaterne mitten in der Stadt blieb er stehen und legte zornig die Faust an den Schaft: „Kann denn ein Mensch mit so einem Schneider fertig werden?“ dachte er kummervoll, und kam sich zum zweiten-

mal von dem ganz Klugen um sein Recht betrogen vor. Dann erinnerte er sich an Guste Pumsan, und das Elend rannte ihn sozusagen von der andern Seite an. Er hatte es bitter nötig, daß heute abend noch eine Tat von ihm so anerkannt wurde, wie er sie meinte und wollte, obwohl er noch gar nicht wußte, was er in Hinsicht auf Guste Pumsan beabsichtigte. „Sonst haue ich hier alles kurz und klein,“ flüsterte er. „Ganz Vörrach reiße ich zusammen. Das Wiesental stecke ich in Brand. Wir wollen doch sehen.“ Er ging direkt zu seiner Geliebten.

Guste bügelte noch, als er eintrat, hatte aber schon die Läden zugezogen und die Lampe brennen. Sie setzte das Eisen in das Gerüst, stützte sich mit der Hand leicht auf die Tischplatte und sah ihm etwas befremdet und forschend und gerade aufgerichtet entgegen. Zwischen seinen Augen gruben sich tiefe Falten ein, und es kam Guste vor, er sei blaß und verheßt. Es war übermäßig heiß bei ihr, wie in allen Glätterinnenstuben; dazu roch es durchdringend nach Moschus, und in dem Schmied stieg plötzlich eine wilde Verbitterung auf. „Wenn du nur das Rackern nach Feierabend sein ließeßt,“ tadelte er. „Du bist hier nicht in Pommern. Wer sich bei uns am Tag daran hält, hat für die Nacht zu leben.“

Sie zog die dünnen Brauen ein wenig hoch. „Mein Mädchen ist mir weggeblieben,“ erwiderte sie ruhig. „Willst du mir plätten helfen, bis ich ein anderes habe?“

„Mädchen,“ äffte er ihr handelsüchtig nach. „Mädchen heißt es. Du bist so sehr fürs Praktische. Es ist nicht übermäßig praktisch, als Glätterin wie ein Moschustier zu stinken. Duften in Pommern alle so?“

Sie reckte sich ein bißchen auf. „Wenn in Pommern ein Herr erregt ist, geht er nicht zu seiner Dame,“ erklärte sie wertvoll; zugleich sah sie ihn aus ihren wasserblauen Augen doch etwas betroffen an. „Außerdem kann ich mich erinnern, mein Freund, daß du selber einmal ganz freiwillig nach Moschus rochst, und nicht zu knapp. Damals war dir der Geruch nicht unangenehm.“

Es schien, wie wenn Lebaus überhört hätte, was Guste eben sagte. Er starrte abwesend in einen Winkel. Nach kurzem Brüten teilte er ihr ohne Übergang mit: „Ich habe heute abend den Schneider ohnmächtig geprügelt, weil er mir nicht verzeihen wollte.“ Dann wartete er, was sie darauf entgegnete.

In ihr Gesicht kam ein Zug von Müdigkeit. „Was für einen Wert hat das?“ fragte sie, schon halb widerstrebend. „Was sollte er dir verzeihen?“

Er starrte sie wie fragend an. „Er war mein Freund; ich habe ihm seine Braut weggenommen und für mich behalten.“

Gustes Augen trübten sich. Sie hatte ganz unvermerkt im Umgang mit dem ehrlichen Jungen, so schlecht sie sich zur Zeit auch mit ihm stand, etwas

von jener Lindigkeit des Herzens geschmeckt, die sich überall unter der hochfahrenden oder grobschlächtigen Außenseite dieser alemannischen Ehrenmänner verbirgt, und die eindringt wie Rosenöl, wo einmal ein Tropfen hingefallen ist. Eine so große Rolle ihr Herz in ihren preussischen Reden immer gespielt hatte, so war es doch Tatsache, daß sie es erst an dem Wiesentälern Knaben Georg Lebaus entdeckte, dem es eines schönen Tages an der Nase hing. Mit freudigem Erschrecken erkannte sie: „Das ist mein Herz,“ und seither war sie dem Schmied in allem dünnhäutigen Dämonismus untertan, so wenig es ihm auch scheinen wollte. Sie wußte und gestand sich: „Er ist meine Schwäche.“ Worte fand sie nach wie vor für alles. Sie fand auch jetzt Worte, obgleich ihr das kaum entdeckte Herz schon weh tat und sie das Bedürfnis empfindend, sich zu setzen. „So geht das nicht weiter,“ erkannte sie trübe; „ich muß ihn laufen lassen, oder ich reibe ihn auf.“

„Das ist nun so, wie es ist,“ sagte sie nach minutenlangem Schweigen, das dem Schmied bei ihr wie eine Ewigkeit vorkam. „Ich muß ebenfalls um Verzeihung bitten, wie die Dinge stehen, denn ich habe dich deiner edlen Freiheit weggenommen. Es tut mir sehr leid, edle Freiheit. Wir zu Hause kennen so was. Meine liebe Juste, ich kann nichts mehr vor dir empfinden; mir grauelts. Nicht wahr, mein Sohn? Nicht mehr dran denken. Ich könnte sagen, der Schneider hat seine Hiebe verdient, und warum; aber so niedrig kann ich mir unmöglich einschätzen. Es war schon lange kein Spaß mehr mit deinem ungebildeten Kopf. In Gottes Namen! Ich hab' mein eigenes Geschäft; ein Mädchen wer' ich auch wieder kriegen. Und dann könnte ich noch so vieles sprechen, was dich erschütterte, und es hörte sich sehr schön an; aber wozu. Mein Freund, ich werde immer mit großem Vergnügen an Ihnen denken. Leider sind Sie zu jung für die Guste Pumsan. Wenn der Mensch Pech hat, so hat er Pech; immer ist einer zu jung oder zu alt, oder zu dünne oder zu klug. Ihr Freund war mir zu klug; Friede seiner Asche. Herr Lebaus, ich danke Sie vor alles Gute, das Sie mir in Ihrem Vaterlande erwiesen haben; vergessen Sie das nicht; es wird Ihnen noch angenehm sein. Gehen Sie jetzt zu den hübschen braunweißen Mädchen, die hier so lieblich singen. Aber erzählen Sie keiner wieder, daß Sie wegen ihr jemand um Vergebung gebeten haben; das wer'n se auch hier übel nehmen. Bitte, marschieren Sie ab; ich muß jetzt notwendig alleine sein.“

Georg Lebaus wußte noch manchen Tag nicht, wie er aus der Glättestube gekommen war. Er wußte auch nicht, daß Guste Pumsan nachher eine gute Stunde bei ihrem glühenden Ofen saß und vor Verlassenheit heulte. Sie schwißte auch dazu, weil es so heiß war, und dazwischen plauderte sie mit einem unsichtbaren Anwesenden. „Du kleenet Pudelken, jetzt kriegste bloß so eine gefallene Mutter und keinen Vater uf der weiten, weiten Welt.“

Aber ich rate dir, spuck drauf. Ich hätte sagen können: „Mein lieber Georg, ich bin jesegnet, wir sind in diesem Momang augenblicklich im Begriff, glückliche Eltern zu werden.“ Aber was für einen Zweck hätte es haben sollen? Der Mensch muß seine Freiheit und seinen Stolz besitzen. Immer stramm und praktisch, sachte der olle Willem. Ich kann dir ernähren, und der Herr Paster wird dir taufen. Schluß mit der Liebe; jetzt kommt der Ernst des Lebens.“

Troßdem verfaß sie zunächst noch allerlei bittersüße Stunden bei ihrem Öfchen, weinte, träumte und schwigte, und litt geduldig an dem wohlthätigen Gift, das ihr im Blut spuckte, und das auch die derbste Schwigkur nicht daraus vertreibt. Unvermerkt fing sie dann an, sich damit ihrem Kindchen zuzuwenden, und es konnte die Mildigkeit auch wirklich gut brauchen. Außerdem mußte es mit ihrem Zustand zusammenhängen, daß ihr der Moschusgeruch anfang beschwerlich zu werden; eines Tages warf sie das letzte Fläschchen noch halb voll in den Kehrichtkübel. Von da an nahm ihr Geschäft einen wirklichen Aufschwung; heute macht sie vier Mädchen zu schaffen.

Georg Lebaus unternahm noch ein paar mißglückte Versuche, nach seiner Meinung ein vernünftiges Schlußwort mit ihr zu reden; sie hatte ein neues Mädchen und empfing ihn förmlich. Er dachte: „Sie ist doch kalt,“ und fing an zu begreifen, daß sie mit ihm fertig war. Immer ging ihm die Redensart im Kopf herum: „So schnell schießen die Preußen nicht,“ und bitter stellte er fest: „Und sie schießen ganz verdammt schnell.“ Nach drei Wochen sagte er seinem Meister auf, schrieb seinem Vater in Schoppsheim eine Karte, und schnürte seinen Berliner, um noch eine große Reise zu unternehmen. Er wollte nach Norddeutschland, um sich den Schlag einmal am Ort anzusehen.

Am letzten Tag erschien er noch einmal bei seinem ehemaligen Freund im Krankenhaus, um Abschied zu nehmen. Sie saßen eine halbe Stunde schweigend im Spitalgarten beisammen. In der Linde über ihren Köpfen sang eine Amsel. Wegele zog von Zeit zu Zeit leise schauernd wie Leichenduft den schwachen Moschusgeruch ein, der immer noch aus den Kleidern des Schmieds kam, und beider Gedanken gingen den Weg zurück, der sie miteinander ein Jahr lang einträchtig von einem schönen Sonntag zum andern geführt hatte, ehe der unbegreifliche Irrwisch aus Pommern zwischen sie hineingefahren war. Endlich nahm sich Lebaus zu einer Frage zusammen, die ihn all die Wochen her ruhelos quälte.

„Wegele, magst du mir jetzt nicht sagen, warum du mir damals nicht vergeben wolltest oder konntest? Ich muß es notwendig wissen, sonst komme ich nicht davon weg und werde gewaltthätig.“

Wegele wurde ein wenig blaß, aber er hielt sich diesmal unerbittlich an die Wahrhaftigkeit. „Lebaus, ich habe dir nichts zu vergeben,“ sagte er mit

leiser Stimme und senkte die Augen. „Die Prügel waren verdient, und ich muß noch obendrein dich um Verzeihung bitten.“ Jene Innerlichkeit, die ihm seine frommen Eltern vererbt hatten, war in der Zeit seines Krankenlagers wie eine Blume voll in ihm aufgegangen, und er kümmerte sich nicht mehr darum, daß das, was er sagte, gut zu seinem braunen Schnurrbärtchen stand, sondern sah nur noch darauf, daß es mit seiner innern Stimme harmonierte.

Dem Schmied war damit freilich nicht gedient. „Guste Pumsan sagt dasselbe,“ erwiderte er kopfschüttelnd; „wer soll daraus klug werden! Dann mußt du jetzt aber das Geld für den Ring von mir nehmen.“ Er sah Wegele gespannt an.

Der Schneider lächelte. „Sie hat mir ihn von selber zurückgeschickt.“

„So, hat sie? Hat sie?“ wunderte sich Lebaus und dachte wieder nach, ob das nun gut oder nicht gut sei. Endlich kam er zum Schluß, es sei gut. „Das ist mir lieb,“ fuhr er fort aufzuklären. „Da darf ich dir auch das Uhrchen von meiner Mutter zum Andenken schicken. Verwend's gut. Und dann sag' mir noch eins. Warum wolltest du damals in der gleichen Stunde nicht leiden, daß ich mich selber anzeigte? Du bist doch ein sonderbarer Kerl. hm?“

Diesmal wurde Wegele nicht blaß, sondern rot; aber er blieb Georg die Antwort schuldig, weil er sie auch nicht wußte. Lebaus seufzte, stand auf und gab Kurt die Hand. „So leb' halt wohl und zürne mir nicht. Ich gehe jetzt zu den Preußen und muß scheint's noch viel lernen. Bleib' gesund!“ Langsam und versunken ging er ab, und Kurt zog noch einmal prüfend und vorsichtig den leisen Moschusduft ein, der in einer lauen, fraglichen Wolke hinter ihm herströmte; aber er bekam keine besondere Einsicht davon.

Als Wegele vollends geheilt war, verließ auch er das Städtchen; er zog nach Basel und nahm dort Arbeit. Zugleich schloß er sich der Heilsarmee an, beichtete, wurde rekrutiert und erhielt die Soldatenweihe. Mit der allgemeinen Innerlichkeit waren auch die Worte und Eindrücke lebendig geworden, die er bei jener Osterversammlung durch den General Booth in sein zärtlich verdorbenes Herz empfangen hatte, und so bestätigte er an sich selber die alte Erkenntnis, daß die menschliche Schwäche der wahre Nährboden der göttlichen Schönheit ist. Er machte rasch Karriere. Heute ist er Major und kommandiert in Zürich ein Schweizerbataillon Salutisten. Das Uhrchen hat er einer hübschen Kapitänin geschenkt, die er dann auch unter den blau-roten Fahnen heiratete. Jetzt sieht sie darauf, ob es bald Zeit sei, daß sich wieder ein armer Sünder bekehre; dazu duftet sie ganz leise nach Moschus.

Selbstinventur

von Hermann Bahr

Ginst sollt ich was in ein Stammbuch schreiben. Vor mir hatte sich ein Kandidat eingetragen, mit seinem Wahlspruch: „Immer derselbe!“ Flugs schrieb ich als meinen darunter: „Niemals derselbe!“ Das kam mir damals recht vom Herzen, denn mit Freuden warf ich stets den Gestrigen weit von mir, stets wieder des Morgigen froh gewärtig. Und in dieser schönen Zeit konnte man mich auch gern beteuern hören, daß in den meisten Fragen, gar aber in den entscheidenden, niemals bloß eine Antwort wahr sei, sondern immer ihr Gegenteil auch; und wer also sich um die ganze Wahrheit bemühe, müsse darum bereit sein, Montag, Mittwoch und Freitag das eine, Dienstag, Donnerstag und Samstag das andere, aber Sonntag sowohl das eine als auch das andere zusammen für wahr zu halten. Mit Schrecken vernahmen es die tüchtig Gesinnten und wichen von dem Sophisten. Nun, ich denke heute noch ziemlich ebenso, wenn mir auch längst die Wahrheit keine solche wendische Namsfell mehr scheint. Ihr muß ich abbiten, ich glaube jetzt nicht mehr, daß die Wahrheit mit dem Winde wechselt. Sie steht ganz fest, irgendwo drüben. Wir aber nicht, wir hier herüber. Ich glaube jetzt, daß sie dieselbe bleibt, in Ewigkeit, und nur mir, mir in der Zeit hier, je nach meinem Ort, je nach meiner Entfernung, jedesmal wieder anders erscheint. Je nachdem ich in Salzburg oder in Schellenberg oder in Wals bin, ist der Untersberg anders. Und warum sollt ich denn immer nur in Salzburg sein? Warum soll ich mich nicht bewegen? Warum soll ich mir nicht widersprechen? Solange wir noch in der irdischen Form sind, leben wir vom Widerspruch; er wohnt ihr ein: denn da sie sich erhalten will, zieht sie das Ich immer dichter um uns zusammen, aus dem durchzubrechen sie uns doch immer wieder geheimnisvoll nötigen muß, um uns von ihr (und vielleicht auch sich von uns) zu erlösen. Dies eben macht ja unser Wesen aus: Ewigkeit, in Zeit eingefangen, sind wir. Und nur solange sich in uns Ewigkeit mit Zeit im Gleichgewicht erhält, können wir uns im Irdischen schwebend behaupten. Wird Zeit in uns so dicht und voll, daß unsere Ewigkeit nicht mehr durchleuchten kann, oder Ewigkeit so stark und hell, daß unsere Zeit daran erblindet, in beiden Fällen sind wir zu Ende (dort zum bösen, hier zum guten). Ohne Widerspruch können wir nicht sein, nur am Widerspruch entzündet sich immer das Leben wieder.

Und doch mag ich jenes „Niemals derselbe!“ heute nicht mehr; es genügt mir nicht mehr. Und als ich es neulich aus Gewohnheit wieder einmal hinschrieb, da fuhr die Feder von selbst zu schreiben fort und stand erst still, als noch ein Satz dazu geschrieben war, so daß es jetzt am Ende hieß: Niemals

derselbe und . . . immer derselbe!“ Und so will ichs jetzt, so solls fortan heißen, der Wahrheit zur Ehre, ganz wie ichs bei mir erlebt: „Niemals und immer derselbe!“ Nun ist mir mein Wahlspruch erst komplett, nun erst sagt er mich völlig aus.

Das kam aber nämlich so. Mir war inzwischen eines Tags eingefallen, daß ich nächstes Jahr ja nun auch schon fünfzig werde. Dies sieht einen kurios an, erst will man es gar nicht glauben. So weit soll das schon weg sein, was man doch alles noch so nahe spürt? Und jenes andere schon so nah, das man eben noch ganz fern gemeint? Und dann denkt man zurück. Und in mir wurde da plötzlich gefragt: Was ist dir davon treu geblieben? Und indem ich es nachzurechnen begann, von Kind auf bis zum heutigen Tag, erschrak ich. Ich erschrak, wieviel mir treu geblieben ist: ich hätte nie gedacht. Fast unverändert fand ich das Kind, ich fand mich alle die lange Zeit mir immer gleich, vom Kind durch den Jüngling zum Mann, fast unbewegt in allen Veränderlichkeiten, eigentlich doch, wenn auch stets auf eine neue Art, an jedem Tag immer wieder denselben. Und wenn der Untersberg sich wundert, mich täglich anders zu sehen, kommts auch nur daher, daß er mich einmal im Norden, das andere Mal im Süden erblickt.

Ich habe mich verhört, was jetzt in mir wesentlich ist. Es ergab sich, daß ich alles, was jetzt in mir wesentlich ist, immer schon hatte. Es war mir zu Zeiten unbekannt, daß ich es hatte, doch betrug ich mich stets so, wie sich nur betragen kann, wer es hat. Und ich machte mir immer schon Zeichen davon, aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene, doch zeigen alle dieselbe Hand. Auch ich muß gestehen, daß ich eigentlich in einem fort stets das selbe Buch geschrieben habe, bloß in verschiedenen Sprachen (und manchmal auch von rechts nach links, statt von links nach rechts; worauf es aber im Grunde doch auch nicht ankommt).

Schon als kleines Kind war ich ganz unfähig, irgend etwas zu lassen, wozu ich mich innerlich getrieben fühlte, oder gar irgend etwas zu tun, wozu ich mich nicht innerlich getrieben fühlte. Mein guter Vater wollte mich ja zu nichts zwingen, sondern versuchte stets, meinem Verstand zu beweisen, daß etwas unmöglich, etwas notwendig sei, doch half mir das alles nicht, mein Verstand sah es zwar ein, ich gab es auch zu, blieb aber unfähig, ohne mein eigenes inneres Geheiß etwas zu tun oder zu lassen, geschweige denn dagegen. Drohungen und Strafen änderten mich darin so wenig als Bitten und Versprechungen, ich war unverbesserlich. Auch ich selbst hatte nicht die Macht, mich durch Gründe, Beweise, Vorsätze zu bestimmen; nichts konnte mich bewegen, solange ich mich nicht innerlich angerufen und aufgefordert hörte. Ich habe mich dessen lange selbst sehr geschämt; es kam mir unfrei vor, sich so von seinen eigenen Handlungen überwältigen zu lassen;

ja ganz unmenschlich kam es mir lange vor und ich tröstete mich darüber erst, als ich alle Menschen, die mir irgendwie wert waren, ganz ebenso von einer unbekanntem inneren Macht tyrannisiert fand, der sie sich widersetzen mochten, zuletzt aber doch immer wieder erliegen mußten. Ich weiß freilich heute noch nicht, ob man solche Menschen willenlos nennen soll oder eher willensstark. Aber ich weiß aus meiner Erfahrung, daß schon der bloße Versuch, meinem inneren Gesetz zu widerstehen, mich immer geschwächt, gedemütigt und mit einem Gefühl der Versündigung an mir selbst zurückgelassen hat, während, wenn ich meinem Dämon gehorchte, alle bösen äußeren Folgen, alle Vorwürfe meines eigenen Verstandes, ja selbst das geliebten Menschen dadurch zugefügte Leid mir keinen Augenblick das Glück trüben konnten, das ich, mir selbst zum Trost, empfand, so stark, daß ich mich niemals besonnen hätte, dieselbe von meinem Verstand widerraten, durch ihre schlimmen äußeren Wirkungen widerlegte That, wenn sie mir wieder innerlich anbefohlen würde, gleich wieder zu tun.

Anarchist also? Ich habe mich früher zuweilen, in ruhmredigen Stunden, selbst gern einen genannt, aber ohne Recht darauf, da der Anarchist doch bezichtigt wird, kein Gesetz zu halten, ich aber bin ein ganz beherrschter, durchaus gehorchender Mann und wenn ich mich keiner äußeren Gewalt unterordnen kann, so ist es um meiner inneren Ordnung willen, eben um mein inneres Gesetz zu hüten, das ich als keine Willkür empfinde, sondern als die Stimme der Ewigkeit, als jenseits von mir bestehend, als so fest gesetzt, über mir waltend und meinen eigenen Launen, Wünschen, Trieben entrückt wie der Schlag meines Herzens. So muß ich sein, ich darf nicht anders sein. Mein Verstand kann es nicht begreifen, aber tief in mir weiß ich es gewiß. Mit meinem Verstand vermag ich nichts über mich und was ich durch ihn vermag, bleibt mir fremd, es gehört mir nicht an, es wird nie meine That. Nur die That, zu der ich durch Leidenschaft genötigt bin, die mir von meinem inneren Gesetz diktiert wird, die stärker ist als ich selbst, ist mein und für die will ich, auch wenn mein eigenes Urtheil sie verabscheut, einstehen und will sie mit allen Folgen tragen bis in den Tod. So muß ich sein. Und nur die Menschen, die sind, was sie sein müssen, und tun, was sie tun müssen, aber auch nichts sind als was sie sein müssen, und nichts tun als was sie tun müssen, gelten mir. So hielt es schon das Kind, so will ich es immer halten.

Seit ich mich erinnern kann, hat mich keinen Tag das sichere Gefühl verlassen, von einer unbekanntem Hand nach einem vorbeschlossenen Plan zum Rechten gelenkt zu werden. Auch in der Zeit, da ich mich für ungläubig hielt, blieb ich mir dieser unablässigen stillen Führung stets bewußt. Ich konnte sie nicht begreifen, mir nicht erklären, aber es ging nicht an, den

Augenschein abzuleugnen. Immer wurde mir ohne mein Zutun das Notwendige im rechten Augenblick zuteil, der eine Mensch, der mir eben jetzt helfen, das eine Buch, das mich eben jetzt zurechtweisen, das Abenteuer, das mich erweitern konnte, und dies stets eben dann, wenn ich sonst nicht hätte weiter können. Ich hatte mich daran bald so gewöhnt, daß ich, wieder an eine Wendung meines Schicksals gelangt, gar nicht mehr ängstlich, sondern immer nur neugierig war, wie mir denn, durch welchen Mann, welches Ereignis, welche Begegnung, wohl diesmal wieder herausgeholfen werden würde. Ja dies ging soweit, daß ich manchen Menschen, manche Begebenheit geradezu als nur mir zugebracht empfand, da sie wirklich eigens für mich bestimmt und nur zu meinem Heil in die Welt geschickt zu sein schienen. Ich habe deshalb auch in großen inneren Bedrängnissen eigentlich niemals Verstand, Erfahrung, Willen besonders angestrengt, ich bin dann nur noch wachsammer als sonst gewesen, um es ja gleich zu merken, wenn die Hilfe des Unbekannten kommen würde, die immer kam. Dadurch geriet ich allmählich in ein etwas seltsames Verhältnis zu meinem eigenen Leben. Ich frage nämlich schon längst nicht mehr: Was soll ich da tun? Ich frage nur noch: Was wird da jetzt mit mir geschehen? Und erst wenn sich mir dies dann deutlich angekündigt hat, setzt mein eigener Wille mit seiner Kraft ein, um mitzuhelfen. Es sicht mich darum auch jetzt nicht mehr an, wenn mir was ganz gegen meinen Wunsch geht, denn es hat sich ja später immer noch gezeigt, daß, was ich dafür hielt, gar nicht mein wahrer Wunsch war, den der Unbekannte besser kannte. Der Unbekannte meint es auch besser mit mir als ich selbst, denn während ich mich doch zuweilen verleiten lasse, mir ein kleines gemeines Behagen zu wünschen, weiß er, daß ich mich dessen bald schämen müßte, und während ich ziemlich wehleidig bin, schont er mich nicht und erspart mir nichts, um mich meiner würdig zu machen.

Mein Verstand sagt mir, daß es absurd sei, sich Gott so mit jedem alltäglichen Moment meines winzigen Lebens beschäftigt zu denken. Mein Verstand hat gewiß recht, es ist absurd und vermessen, sich dies vorzustellen. Ich stelle mir aber auch gar nicht vor, daß es so sei. Ich handle nur, als ob es so wäre, weiß aber mit dem Verstand, daß es falsch ist, und weiß freilich mit dem Gefühl doch, daß es für mich richtig ist.

Was soll ich? Was ich muß, aus innerem Drang genötigt; und nichts als was ich so muß. Keine Tat, die zu tun ich nicht innerlich genötigt bin, kommt mir zu.

Aber wie, wenn ich erkenne, daß eine Tat notwendig ist, daß sie schön ist, daß sie recht ist, trotzdem aber mich innerlich dazu nicht genötigt fühle? Dann ist sie nicht meine Tat. Und ich soll nur meine Taten tun.

Es hat mich oft geschmerzt, Taten, die mich, als notwendig, schön und

recht, lockten, nicht tun zu können, weil sie nicht meine Taten gewesen wären, denn sie wurden mir innerlich nicht geheißten. Und ich habe solchen Schmerz um ungetane Taten oft Jahre lang gehegt; ich habe mich gesehnt, sie doch noch tun zu dürfen, ich habe mir heiß gewünscht, daß sie mir doch einmal innerlich befohlen würden. Darüber sind bisweilen Jahre vergangen, schon wars halb vergessen und versunken, dann aber, als ich schon gar nicht mehr daran dachte, siehe, da wurde ich innerlich angerufen, diese Tat zu tun, und nun war sie mein.

Wenn ich erkenne, daß ich etwas soll, aber ohne noch es zu müssen, will ich in Demut warten, bis es mir innerlich befohlen wird. Wird es mir aber nie befohlen, so gehört's nicht zu meinen Taten und ich muß davon lassen. Und wird mir innerlich befohlen, was ich nach meinem eigenen Urteil nicht soll, so muß es von mir getan sein und ich will die Schuld beherzt auf meine Schultern laden. Was uns auferlegt wird, darüber entscheiden nicht wir, das ist Gnade, aber wie wir es tragen, daran können wir uns zeigen; die Verantwortung ist unser.

Mir kommt es darum auch bei anderen gar nicht so sehr darauf an, was einer tut, als vielmehr darauf, was er ist und ob das, was er tut, dem, was er ist, angehört. Es scheint mir eine falsche Verkürzung, einem zu sagen: Tu dies, handle so! Wenn wir schon, um des Gemeinwesens willen, nicht ablassen können, ein bestimmtes Verhalten und bestimmte Handlungen von unseren Mitmenschen zu fordern, so hätte das Gebot zu lauten: Sei so, daß du dies und dies tun mußt, so und so handeln mußt! Ja wir hätten eigentlich Sittlichkeit überhaupt nicht zu gebieten, sondern bloß als Bedingung vorauszusetzen: Wenn du nicht nachweisen kannst, so zu sein, daß du dies und dies tun, dies und dies lassen mußt, aus innerer Nötigung, so nehmen wir dich in unsere Sozietät nicht auf, und wenn sich etwa herausstellen sollte, daß du dich selbst oder uns betrogen hast und nicht von der Menschenart bist, die dies und dies tun, dies und dies lassen muß, aus innerer Nötigung, so schließen wir dich aus unserer Sozietät wieder aus!

Werdet wie die Kinder! heißt's, dann aber treibt man schon den Kindern selbst die Kindlichkeit aus. Kinder sind voll Vertrauen zu sich. Was sie spüren, untersuchen sie gar nicht erst mit dem Verstand, fragen nicht, zweifeln nicht, zaudern nicht, sondern geben sich der unbefonnenen Empfindung hin. Werdet wie die Kinder! Kinder sind auch voll Vertrauen zu den anderen. Sie verschweigen und verstellen sich nicht, stehen jedem offen und zeigen ihm ihren Haß und ihre Liebe. Werdet wie die Kinder! Aber wenn zu uns die Frau Julie auf Besuch kam, nahm mich vorher meine Mutter ins Gebet und schärfte mir ein, artig mit der Frau Julie zu sein. Ich sagte: Ich mag sie aber nicht! Meine Mutter entgegnete: Du mußt sie lieb haben!

Ich wieder: Ich mag aber nicht. Und die Mutter: Sie ist doch immer so gut zu dir, dafür mußt du sie nun doch auch recht lieb haben!

Gott sei Dank, daß ich nicht gehorchte! Es hätte mich zerstört. Wie kann man nur ein Kind auf den Gedanken bringen wollen, daß es auch anders sein kann, als es ist? und daß, wie ich bin, davon abhängen soll, wie jeweils die Menschen mit mir sind? und daß ich ein Gefühl „schuldig“ sein soll, als Gegenleistung, genau zu berechnen und auszumessen an dem Gefühl, das mir der andere angeboten hat?!

Gegen nichts hat meine ganze Natur stets heftiger revoltiert als gegen die häßliche Zumutung, mein Verhalten zu irgendeinem Menschen durch sein Verhalten zu mir bestimmen zu lassen. Ich bin nicht zu kaufen, sagte schon der kleine Bub. Ich soll gegen dich gut sein, weil oder gar damit du gegen mich gut bist? Dann hat es doch gar keinen Wert mehr, wenn mein Gefühl „zu haben“ ist! Und nicht bloß mein ganzes Ehrgefühl empörte sich, sondern es schien mir auch meine Freiheit anzutasten. Man will mir ein Gefühl abzwängen, bloß dadurch, daß man mir eins darbringt? Nein ich handle nicht mit Gefühlen! Behaltet eure nur, sie sind mir ohnedies verdächtig, meine lassen sich nicht kommandieren! Dies verdarb mir in meiner Jugend viel, denn ich wurde vor Argwohn ganz vertrost und wer mir was Liebes tat, bekam nie Dank von mir, entweder weil ich mißtrauisch war, es sei doch eben nur auf dieses „Geschäft“ abgesehen, oder aber, wenn es einer war, der über meinen Verdacht stand, weil ich ihn nicht durch meinen Dank beleidigen wollte: denn für Gutes, das ich getan, von dem, dem ich es getan, wieder Gutes zu empfangen, empfand ich als Kränkung und als ob meine gute Tat, mein Geschenk, dadurch zunichte würde; ich meinte deshalb, auch jeder andere müßte das so empfinden. Und ganz tief in mir meine ich das eigentlich heute noch.

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Das ist mir aus dem Herzen gesprochen, es geht dich ja wirklich nichts an. Aber das Wort gilt auch umgekehrt: Wenn du mich liebst, was geht's mich an? Was hab ich überhaupt mit deinen Gefühlen zu schaffen? Was du mit meinen? Wie können wir unsere Gefühle verrechnen? Deine haben doch nicht die Währung der meinen. Und wenn denn schon von Schuld und Verpflichtung und Dank in Gefühlen überhaupt die Rede sein könnte, so wärst du, wenn du mich liebst, mir Dank schuldig, du mir, für das Gefühl, das ich in dir erregt, ich aber dir nichts, wofür denn?

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Wenn du mich liebst, was geht's mich an? Nur ganz schwache Menschen lassen sich von den Empfindungen anderer anstecken. Wenn ich dich hasse, was geht's dich an? Wenn du mich hassst, was geht's mich an? Mein Gefühl zu dir kommt doch aus mir selbst, nicht aus deinem Gefühl zu mir, sonst wärst du ja mein Herr und ich dein Knecht.

Als Student nahm ich es mit Gesichtern sehr genau und hatte die Gewohnheit, wenn mir eins nicht gefiel, seinen Inhaber vom Trottoir wegzustoßen. Oder ich sagte wenigstens, an milderem Tagen: Trottel! Es gab deshalb manchen Handel, den ich, obwohl kein besonderer Fechter, gern und gut bestand. Wie staunten also meine Kameraden, als ich einst, zur Abwechslung einmal selbst angerempelt, von einem, dem offenbar wieder mein Gesicht nicht gefiel, Miene machte, dies einzustecken und und ruhig meines Wegs weiter zu gehen, so daß sie erst mein studentisches Gefühl anrufen mußten, es wäre mir sonst nicht eingefallen, Genugthuung zu fordern! Da die Kameraden es wünschten, tat ich ihnen ja den Gefallen, aber eigentlich mit einem schlechten Gefühl dabei, denn es ging mir nicht ein, warum ich, ohne an diesem Tage rauflustig zu sein, es nun auf einmal werden sollte, bloß weil ein anderer rauflustig war. Sein Gesicht war mir recht, also gar kein Grund für mich, ihn anzupöbeln. Weil er mich angepöbelt hatte? Das verstand ich nicht. Wieder das ewige: Wie du mir, so ich dir! Ist es ein Grund für mich, mit einem anzubinden, weil er Lust hat, mit mir anzubinden? Nur wenn ich Lust habe, ich, das ist der einzige Grund für mich. Soll ich mir von ihm aufnötigen lassen, wann ich Lust zu haben habe? Wieder schien mir das eines Freien nicht würdig. Und noch heute scheint mir Rache stets ein knechtisches Gefühl.

Gutes durch Gutes zu erwidern, Böses mit Bösem zu vergelten, mein Verhalten also durch das Verhalten anderer zu bedingen, und etwa gar noch Gott selbst herabzumwürdigen, als ob auch er in einem solchen Tauschhandel mit der Menschheit stände, bestechlich in seiner Gerechtigkeit, nicht unempfindlich für ein Trinkgeld zur rechten Zeit, Buch führend und seine Rechnungen bei uns einkassierend — ich habe das nie begriffen, ich werde das nie begreifen. Ich vermag nicht zu begreifen, wie man lieben kann, weil, oder lieben soll, damit. Ich vermag nicht einmal zu begreifen, daß einer einen lieben kann oder auch nicht, je nachdem, daß einer sich zutraut, sein Gefühl durch den Willen zu lenken, daß einer Gefühle auf Lager hat und sich nun das passende, je nachdem, auswählt. Und ich vermag schon gar nicht zu begreifen, was man von einer Liebe haben kann, die man „verdient“; denn dann wächst einem ja durch solche „Liebe“ nichts zu, man erhält nur das eigene Gefühl wieder zurück, man wird nicht reicher, man hat eigentlich nur Mark in Pfund umgewechselt. Ich beneide den Gerechten nicht, der in den Himmel kommt, die Papiere vorlegt, worauf seine Tugenden alle verzeichnet sind, und dafür nun den wohlervorbenen Sitz zur rechten Hand Gottes angewiesen bekommt. Da wäre ich tausendmal lieber noch der Sünder, der ganz in Schmach vor Gottes Thron steht, aber Gottes alles tilgende Liebe zieht ihn zu sich empor.

Ich verstehe darum auch die Menschen nicht, die gut sind, aber nur auf

Gegenseitigkeit, wie das die heute gebräuchliche Art gut zu sein ist: man legt ja bösen Menschen gegenüber seine Güte sogleich ab, vergilt Haß mit Haß, Gewalt mit Gewalt, Mißtrauen mit Mißtrauen, liefert den Dieb ins Gefängnis ein, richtet den Mörder hin und besinnt sich auf seine Güte erst wieder, wenn man ganz sicher ist, unter guten Menschen zu sein. Daran wundere mich zunächst, daß man es kann, daß man sich innerlich wenden lassen kann, daß man in sich zwei Menschen haben kann, einen guten und einen bösen, die man nun je nach Bedarf hervorholt. Ferner muß ich sagen, daß mir da die bösen Menschen doch den guten überlegen scheinen. Die bösen haben die Kraft, auch gegen die guten böse zu bleiben, aber die guten bleiben nur unter den guten gut, angesichts der bösen geht ihrer Güte gleich der Atem aus. Die bösen haben also die Kraft, ihr Wesen nicht bloß selbst zu behaupten, sondern auch noch den guten mitzuteilen, die guten haben diese Kraft nicht. Das Wesen einmal gegeben, gut oder böse, sind also die bösen weit tüchtiger, beharrlicher, echter als die guten, die sich feig verleugnen, gerade wenn es eben darauf ankäme, sich nun erst recht zu beweisen. Gegen einen Menschen, der sich für das Böse entschieden, der sich das Böse gewählt hat und nun auch bis ans Ende böse bleibt und Böses tut, läßt sich im Grunde nichts einwenden. Wer sich aber für das Gute entschieden hat, jedoch nur so lange gut bleibt, als er sich in seiner Güte sicher, ungestört und ungefährdet fühlt, bei der ersten Begegnung mit dem Bösen aber gleich von der Güte weg zum Bösen hinüber desertiert, der ist mir eine ebenso jämmerliche als lächerliche Figur. So viel Mut, Charakter und Standhaftigkeit als die bösen Menschen für ihre bösen Taten müßten die guten schon auch für ihre Güte noch aufbringen können.

Einer stiehlt mir meine Uhr, ich lasse ihn verhaften, er wird eingesperrt. Was ist geschehen? Er hat mich um meine Uhr gebracht, ich ihn um Freiheit und Ehre. Meine Uhr ist dreißig Mark wert, so viel wird seine Freiheit und Ehre ja auch noch wert sein. Ich habe ihm also genau ebensoviel Böses zugefügt als er mir. Weshalb soll seine Tat schlechter als meine sein? Aber er hat angefangen! Nun, daraus, daß irgendwo böse angefangen wurde, zu schließen, es müsse nun in alle Ewigkeit böse fortgefahren werden, scheint mir doch eine rechte Affenlogik. Ein guter Mensch wäre mir nur, wer sich durch Böses, das ihm geschieht, erst recht von neuem herausgefordert fühlte, bloß um desto mehr Güte aufzuwenden, und auf jede böse Tat zwei gute setzte. Wäre ich ein guter Mensch, ich würde den Dieb nicht der Polizei, sondern meiner Güte übergeben. Denn ich müßte doch, als ein guter Mensch, das Vertrauen haben, im Guten wenigstens so stark und fest zu sein als ein kleiner Dieb im Schlechten. Und wären wir der guten Menschen etliche, nur nicht wieder im Klügel beisammen, sondern in die Welt verstreut und immer mit unserer Güte auf der Suche nach bösen Menschen, um an ihnen

unsere Güte auszulassen, dann könnten wir es wagen, uns einmal mit den bösen zu messen: für jede ihrer Lücken sehen wir auf unserer Seite eine Milde, für jeden ihrer Flüche ein Lächeln der Verzeihung, für jede Untat eine Wohltat ein und wollten doch sehen, wer am Ende der Stärkere bliebe! Aber was man heute gut nennt, ist was Schwammiges, Unbeherztes, Abweichendes, das sich nicht verteidigen und das schon gar nicht angreifen kann, drum verkriecht es sich hinter der Polizei. Die guten Menschen müßten doch trachten, es erst einmal im Guten so weit zu bringen wie die bösen im Bösen, es zu einer aggressiven, auf die bösen eindringenden, das Böse verzehrenden Güte zu bringen, und zu solchem eigenen Vertrauen auf die stichfeste Kraft dieser Güte, daß sie's nicht mehr nötig hätten, sie gleich beim ersten Hieb mit der Waffe des Gegners zu vertauschen.

Aber die heutigen Guten sind Menschen, die ja gern gut sein möchten, aber immer erst eine Garantie verlangen, daß es sich auch lohne, gut zu sein. Sie nehmen sich vor, gut zu sein, unter der Bedingung, daß sich alle dazu verpflichten, gut zu sein. Sie nehmen sich aus Kalkül vor, gut zu sein, weil das, jene Bedingung erfüllt, ja wirklich behaglicher wäre, als sich durch unsere gemischte Welt zu schlagen. Im Grunde geht es ihnen darum, daß die anderen gut sein sollen, und um die anderen dazu zu verhalten, sind sie selbst auch dazu bereit. Aus Feigheit also, um der eignen Sicherheit willen, um Ruhe zu haben, aus Schwäche, aus Berechnung wollen sie gut sein, solange die Rechnung stimmt. Da die Rechnung aber nie stimmt, weil sie nicht stimmen kann, weil, jene Bedingung erfüllt und das Böse durch Verabredung aus der Welt getilgt, dadurch auch die Möglichkeit des Guten vernichtet wäre, das doch, um entstehen zu können, das Böse verlangt, das ja nur die Antwort auf das Böse ist, das erst am Bösen erscheinen kann, wie Farben bloß aneinander entstehen und erscheinen, sind die Guten nur intermittierend gut, solange sie nämlich von ihrer Güte keinen Gebrauch zu machen haben; in den Pausen des Lebens sind sie gut, geben es aber gleich auf, sobald das Leben wieder beginnt, das doch immer allein eben in der Kraftprobe zwischen Gut und Böse besteht. Kein wahrhaft Guter hätte je den absurden Wunsch der heutigen Guten, das Böse zu verhindern, denn er braucht ja das Böse, dadurch daß es das Böse gibt, wird es ihm doch erst möglich gut zu sein, am Bösen erst kann Güte funktionieren. Dem wahrhaft Guten wäre jede böse Tat nur ein Signal, dafür seine gute Tat einzusetzen, stark genug, daß sie die böse noch überböte, so daß am Ende, wenn man die Wirkungen der beiden mißt, sich noch ein Überschuß an Güte ergibt. Jede böse Tat vermehrt die Macht des Bösen in der Welt. Wer durch eine gute Tat von derselben Kraft die Macht des Guten um ebensoviel vermehrt, stellt das Gleichgewicht wieder her. Wer gar eine gute Tat von noch größerer Kraft, als jene böse Tat hatte, vermag, drängt die Macht des Bösen in der Welt

zurück. Nun holt diese freilich wieder zu noch stärkeren bösen Thaten aus. Darüber wird sich der wahrhaft Gute nicht wundern, es gehört ja zur Art des Bösen auf gute Thaten durch böse Thaten zu antworten, wie es zur Art des Guten gehört, böse Thaten mit guten Thaten zu erwidern. Der wahrhaft Gute wird sich nicht wundern, seine Güte verkannt, mißbraucht, verlacht zu sehen und Haß, Schimpf und Hohn dafür zu leiden; es gehört dazu, daß Güte dem Guten Haß, Schimpf und Hohn trägt. Die heutigen Guten aber stellen ihre Güte gleich ein, wenn sie ihnen nicht sofort vergütet wird. Sie wollen die gute That, aber bloß unter der Bedingung, daß ihnen die Wirkung der guten That erlassen sei, das Leid, in denen die gute That geboren wird. Sie möchten gern Mutterstreuken ohne Mutterwehen.

Betrachte das Leiden Christi! Und wenn er spricht: Nimm dein Kreuz auf dich, so heißt das: Nimm das Leid deiner That auf dich, das jeder That eingelagerte Leid! Alles Christentum drängt auf freudiges Erleiden der eigenen guten That. Die heutigen Guten aber wären gern Christen, jedoch mit Nachlaß der Thaten: ohne die Folgen zu tragen. Statt in Schmerzen soll die gute That jetzt mit Assistenz der Polizei unter staatlicher Anerkennung geboren werden. Aber der wahrhaft Gute will seiner That ins Auge schaun und ihr Leid in seinen Armen tragen.

Man muß auch die Wirkungen seines Willens wollen. Unsere Zeit aber möchte gern bloß die Rosinen aus dem Gugelhupf zupfen. Darin kommt ich mich nie mit ihr verstehen und kann's noch immer nicht. Will ich eine That, so muß ich auch ihre Wirkungen wollen. Will ich eine Wirkung, so muß ich auch die That wollen. Gleich niedrig scheint es mir, die Wirkungen meiner That von mir abzuwälzen, wie vor der That, deren Wirkungen ich will, zurückzuschauern.

Ich sage nicht: du sollst kein Fleisch essen! Aber ich sage: Wer Fleisch ißt, muß auch die Kraft haben, mit eigener Hand das Tier zu töten. In unserer Zeit fällt man in Ohnmacht, wenn ein Schwein abgestochen wird, und läßt sich dann aber den Braten schmecken.

Ich sage: Du sollst nicht töten! Aber andere sagen, dies gelte für den Mörder nicht; wer einen Menschen getödet hat, soll dafür von Menschenhand getödet werden! Nun, die das sagen, müßten aber die Kraft haben, mit eigener Hand das Todesurteil zu vollstrecken. Wer aber von allen, die heute an einer Hinrichtung mitwirken, nimmt sie als seine That auf sich? Wer verantwortet sie? Wer hat den Mut und die Kraft, sich als den Täter zu bekennen? Der Geschworene nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er sei ja nur gefragt worden, ob der Angeklagte dies begangen. Der Richter auch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen auf den Spruch der Geschworenen aus, der ihn nötige, das Gesetz anzuwenden. Der Monarch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, daß ihm dieser Mörder, dessen

Mord mit allen seinen Umständen er ja gar nicht kenne, nicht zur Begnadigung empfohlen worden sei. Der Henker nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er könne doch nichts dafür, ihm sei's befohlen worden, so leid es ihm tue. Und so wird ein Mensch getötet, aber keiner hat's getan, alle können ruhig schlafen. Ich würde, wenn ihr schon auf der Todesstrafe besteht, ein Gesetz verlangen, daß, wer sie verhängt, sie auch selbst mit eigener Hand vollziehen muß.

Arbeiter werden in Fabriken langsam vergiftet. Wer ist der Mörder? Der Meister nicht, er kann's nicht ändern. Der Direktor kann's auch nicht ändern, denn das würde so viel kosten, daß die Aktie um zehn Prozent sinkt, und er würde von den Aktionären entlassen. Der Aktionär wieder erfährt ja davon überhaupt nichts, er kümmert sich nur um seine Prozente, vom „Technischen“ versteht er nichts und überläßt es dem Direktor. Indessen werden die Arbeiter immer weiter vergiftet. Aber niemand hat die Schuld, Meister und Direktor und Aktionäre können ruhig schlafen, während ein Arbeiter nach dem anderen hinstirbt. Mord um Mord geschieht, aber es ist kein Mörder da, kein Gewissen wird damit beladen. Ich würde, wenn ihr schon die Segnungen des Kapitalismus nicht entbehren könnt, auf ein Gesetz antragen, daß jeder in einer Fabrik vergiftete Arbeiter sterbend die letzte Woche von der Frau eines Aktionärs gepflegt werden muß; sie soll es wenigstens mit ihren Augen sehen, womit ihr Reichtum bezahlt wird, das scheint mir nicht unbillig.

Keine Zeit war je grausamer als unsere. Dabei hatte keine je so schwache Nerven. Ich denke, man könnte von grausamen Menschen wenigstens die dazu gehörenden Nerven verlangen.

Ich habe stets meine Feinde geliebt. Nicht etwa, daß ich mich bemüht hätte, meine Feinde zu lieben, in frommer Absicht. Nein, ich habe mich jahrelang gewehrt, meine Feinde zu lieben, es schien mir Schwäche, Feigheit, Schande. Doch half das alles nichts, ich habe meine Feinde lieben müssen. Wer mir gleich und mit mir meinen Weg ging, langweilte mich und machte mich ungeduldig; wozu noch ein zweites und drittes Exemplar meiner Art? Wer aber anders war und mich befremdete, befehdete, der freute mich. Ich fühlte mich freier, meine Sache zu tun, sobald ich gewiß wurde, daß auch für die Gegenwirkung schon gesorgt war. Je mehr meine Sache bestritten, verneint und angefeindet wurde, desto mehr und immer mehr schien sie mir erst völlig mein zu werden. Meine Freunde könnt ich alle entbehren, meine Feinde nicht. Jene wirken mit mir, aber ich wäre schon auch ohne Hilfe stark genug. Diese wirken gegen mich, und wie soll ich denn wirken können ohne Widerstand? Wer will ins Leere, ins Nichts hinein wirken? Wer kann zustossen, wenn er auf nichts stößt? Ich brauche

meine Feinde. Ich werde, was ich bin, erst durch meine Feinde, dadurch, daß sie gegen mich sind und dies mich zwingt, standzuhalten; ohne meine Feinde wär ich längst zerronnen und verflossen, an ihrer Wehr stauete ich mich zu meiner vollen Kraft. Gebt mir starke Feinde, nichts stärkt mich mehr! Bewahrt mich vor allem, was mir gleicht! Erhaltet mir alles, was gegen mich wirkt! Mit jedem Feind, der mich verläßt, verläßt mich ein Stück meiner eigenen Kraft. Nehmt jenes Rot aus dem Bild und seht, wie das Blau ermattet und verblaßt. Das Blau braucht jenes Rot, an jenem Rot erst leuchtet das Blau völlig auf. Gebt mir Feinde, damit ich an ihnen aufleuchte! In meines Herzens Herzen will ich sie hegen. Was wär ich ohne Feind?

Ich liebe meinen Feind, nicht wie mich selbst, sondern als mich selbst, als ein Stück von mir, als etwas, ohne das ich nicht wäre. Mein Feind begrenzt mich erst und erst die Grenze weist mir mein Eigentum zu, nun kann ich erst verteidigen, was mein ist, und nun kann ich es auch erst erweitern. Um Feinde nur kann ich mich erkennen und nur wenn ich mich erst habe, kann ich dann noch über mich hinaus und verliere mich dennoch nie mehr, solange der Feind droht. Der Feind ist mein bester Feil, mein Feind wacht über mir, ich hüte meinen Feind, wir können nicht voneinander, wir sind füreinander da, damit keiner sich untreu werde. Ich werde nicht ärmer, wenn ihr mir alle meine Freunde nehmt, aber laßt mir meinen Feind!

Grenzen muß ich fühlen, um mich frei zu fühlen. Ich finde das selbst absurd und kann es mir durchaus nicht erklären, aber in mir ist es so. Um mich frei zu fühlen, muß ich mich innerlich auf eigenem Grund und Boden fühlen, dies kann ich erst, wenn mir meine Grenzen angewiesen sind. An meinen Grenzen steht der Feind, daran erkenne ich sie. Nun weiß ich meine Welt erst, und meine Macht. Ohne Feind wär's ein Chaos, kein Ich.

An meinen Grenzen steht der Feind, als Schildwache, mir von Gott hingestellt.

Mir war von je tief eingepreßt, Gott nicht eitel zu nennen, ja auch nicht eitel zu denken. Es genügte mir, Zeugnis für ihn abzulegen, indem ich das Rechte tat, das, was mir innerlich diktiert wurde. Aber albern kam mir vor, Gott zu suchen, der mich ja jederzeit zu finden weiß.

Da begab es sich vor ein paar Jahren, daß ich zur Winterszeit nach Königsberg kam, um dort vorzulesen. Es war ein trüber Tag mit feuchten Winden, ich ging durch die Stadt und ermüdete bald, heimgekehrt lag ich in einem öden Hotelzimmer auf dem Sofa, um die paar Stunden bis zu meinem Vortrag zu verschlafen. Auf einmal fand ich mich emporgeschreckt mitten im Zimmer stehen und hörte mich, während ich verwundert um mich sah, ohne recht zu wissen, wo ich eigentlich sei, mit klarer Stimme laut vor

mich hin sagen, wie man das Ergebnis einer langen Überlegung ausspricht: Entweder ich bin ein Narr oder Gott ist, denn was ich bin, wäre sinnlos ohne Gott, also muß Gott sein!

Dann fing ich zunächst zu lachen an, über die fragwürdige Logik meines Traums. Und dann zog ich mir meinen Frack an und las den Königsbergern vor. Und ich dachte die nächsten Tage geistlich von meinem Traum weg, bis mir unversehens einfiel, wieder einmal die Bergpredigt zu lesen. Indem ich sie las, fiel mir auf, daß darin alles steht, was ich zu meinem Leben brauche. Ich nahm in Kürze mein ganzes Leben durch und was sich mir daraus ergeben hatte, sei es durch eigene Erfahrung, sei es durch fremde Belehrung. Und dies alles, die ganze Wahrheit über das Leben, deren ich durch eigenes Bemühen oder mit fremder Hilfe habhaft geworden, stand dort in der Bergpredigt geschrieben.

Es steht so mit mir: das, was ich bin, verlangt, was in der Bergpredigt enthalten ist, danach läßt sich mir das Leben der Menschen ordnen, dann gibt es einen Sinn; wenn aber die Bergpredigt nicht wahr ist, muß ich an der Wahrheit überhaupt verzweifeln. Aber die Bergpredigt gebietet nichts, sondern sie beschreibt bloß. Sie sagt nicht: Ihr müßt so sein! Sie sagt nur: Wenn ihr so seid, werdet ihr selig sein! Nach dieser Menschenart aber, die sie beschreibt, nach dieser seligen Menschenart steht mein Herz in allen seinen Irrungen von je; und nur so viel ich mir von dieser Menschenart ahnend erschnen kann, nur soviel ist in mir wahres Leben.

Ich bin kein guter Mensch, aber voll Unruhe nach guten Menschen und in ihrer Erwartung, seit ich lebe. Und was ich tue, scheint mir nur soviel wert, als es beiträgt und mithilft, die Kraft zu guten Menschen hervorzubringen, Menschen von einer aktiven, einschreitenden, angreifenden Güte, die unsere in Geld versunkene Zeit wieder zu Gott aufrichten könnte. Denn dies scheint mir das Thema, das dieser Zeit das Schicksal stellt: zwischen Geld und Gott zu wählen. Darüber müssen wir jetzt entscheiden. Und danach gruppieren sich die heutigen Menschen: in Geldesdiener und Gottesdiener.

Ich konnte schon als Kind Geld nicht leiden. Es gab damals noch die großen schweren dicken abgegriffenen alten Vierkreuzerstücke, Bakzen genannt, mir graute, sie zu berühren, weil sie so schmierig waren, mich ekelte, wie vor widerlichen schleimigen Tieren, Kröten oder Würmern, und ich rieb mir immer voll Angst und Haß die Finger von der Besudelung wieder rein. Man lachte mich aus und ich bemühte mich selbst gegen das Gefühl, ich sagte mir selber vor, daß es albern wäre; jetzt weiß ich erst, wie recht das Kind empfand.

Später dann, bei den ersten Blicken ins Leben der Menschen, erkannte ich gleich, daß Taten oder Werke, um des Geldes willen getan, nichtswürdig

sind und daß sich entmenscht, wer etwas um des Geldes willen tut. Doch ließ ich mir damals und lange noch einreden, es müßten Taten oder Werke zu finden sein, die ich um ihretwillen oder um meinerwillen tun könnte und die mir aber dennoch, obwohl also nicht durch Geld hervorgerufen, nebenbei Geld einbringen könnten. Es dauerte lange, bis auch dieser Selbstbetrug durchschaut war und ich sah, daß das Geld auch eine zurückwirkende Kraft hat: es spritzt sein Gift weit ins Vergangene zurück und auch reinen Herzens gewollte, um ihrer selbst willen vollbrachte Taten oder Werke werden entehrt, wenn sie, noch so spät, Geld berührt.

Dies macht unsere Zeit so grauenhaft: wer Brot backt, Recht spricht, Kranke heilt, der Krieger, der Künstler, der König, was immer einer auch ist und tut, keiner meint das, was er ist und tut, sondern er meint das Geld, das es ihm bringt; der Bäcker meint nicht das Brot, der Richter nicht das Recht hat, der Arzt nicht den Kranken, und nicht den Krieg und nicht die Kunst und nicht die Krone, es ist ihnen allen nicht um das zu tun, was sie tun, sondern alles, was sie tun, tun sie bloß um des Geldes willen und was immer sie tun, sie meinen alle damit nur immer das Geld. Das Brot aber, das mit solchen nach Geld ungeduldigen Händen gebacken wird, spürt daß es nicht zum Brot, sondern zum Geld gebacken wird, und so wird das Brot zu Gelde und schmeckt nach Gelde. Und unsere ganze Welt spürt, daß sie bloß zum Geld betrieben wird, und unsere ganze Welt schmeckt überall nach dem Gelde.

Der Bäcker ist wenigstens aufrichtig: er gesteht sich ein, daß er beim Backen nicht das Brot meint, sondern das Geld, daß Geld gebacken wird, nicht Brot. Schlimmer steht's mit dem Richter und mit dem Arzt: die geben nicht zu, daß auch sie nur das Geld meinen und daß das Recht und der Kranke nur Mittel zum Zwecke sind, zum Gelde. Wenn sie aber morgen nicht mehr dafür bezahlt würden, für das Recht, das sie sprechen, für den Kranken, den sie heilen, wieviele von allen blieben noch Richter oder Ärzte? Wenn sie Geld genug hätten, ohne erst Recht sprechen und Kranke heilen zu müssen, wieviele würden dann auch nur noch einen Tag lang fortfahren, Recht zu sprechen und Kranke zu heilen? Aber auch diese, wenn sie gleich von sich sagen dürfen, daß sie nicht um des Geldes willen Recht sprechen und Kranke heilen, bewirken doch heute damit Geld und wenn ihr Tun auch nicht auf Geld zielt, erzielt es doch Geld, ihr Tun geht nicht auf Geld aus, aber auch ihr Tun kommt aufs Geld hinaus; was einer auch beginnen und wie er sich dazu verhalten mag, es wird immer heute nichts als Geld gemacht, es kommt nichts zustande als Geld. Der reinlichste ist heute verhältnismäßig noch der Börsenmensch, der unmittelbar am Gelde selbst handelt; er heuchelt wenigstens sich und den anderen nichts vor.

In meiner Jugend war's mir unerträglich, bezahlt zu werden. Ich

wünschte mir, so viel Geld zu haben, daß ich unentgeltlich arbeiten könnte; dann hätte ich mit Freuden gearbeitet und ich versprach dem Schicksal, gern doppelt so viel zu arbeiten, wenn ich es nicht mehr nötig hätte, um Geld zu arbeiten. Es ist das natürliche Gefühl des unverdorbenen Menschen, daß er nach seiner Kraft leisten, nach seinem Bedürfnis empfangen, aber nicht dafür, daß er leistet, empfangen, nicht um zu empfangen leisten will. Der Gedanke, für eine Tat oder ein Werk entlohnt zu werden, verleidet ihm jede Tat und jedes Werk; der Gedanke, daß er damit bezahlt wird, verleidet ihm, was er empfängt. Deshalb versuchen die Menschen auch immer wieder sich darüber zu betrügen und es sich zu vertuschen. Der Richter kassiert nicht vom Dieb, den er verurteilt hat, seinen Lohn ein, der Krieger liefert nicht den getöteten Feind ab, um ihn in Geld umzutauschen, sie werden nicht stückweise bezahlt, sie verdingen sich lieber im ganzen, ihre Tätigkeit wird pauschaliert, um es ihnen weniger empfindlich zu machen, daß in unserer Zeit alles nur um Geld geschieht. Wir wollen es uns wenigstens nicht merken lassen, so viel Scham ist uns doch noch geblieben. Ich zöge vor, wir trieben es offen und der Reichskanzler müßte nach jedem diplomatischen Sieg, der Pfarrer gleich nach der Predigt, der Dichter, wie der Vorhang fällt, selber mit dem Klingelbeutel absammeln gehen, damit kein Zweifel bliebe, wofür heute gestiegt, gepredigt und gedichtet wird.

Jede Tat, jedes Werk, von wem immer und welcher Art immer, wird heute auf den Markt gebracht und endet in Geld. Nichts bleibt davon als eine Ziffer. Und diese Ziffer bestimmt den Wert der Tat, des Werks, von wem immer und welcher Art immer. Nicht der Täter gilt, noch die Tat gilt, nur was davon zu Geld wird, gilt. Alles Menschenleben besteht am Ende nur noch aus Zahlenreihen. Was hilft's wenn einer sich noch so reinen Willens gelobt, nichts um Geld zu tun? Was er tut, verwandelt sich ihm in der Hand doch immer wieder zu Geld und nichts als Geld bleibt schließlich davon zurück. Hast du kein Geld, so mußt du für Lohn dienen und kannst nicht dein eigen sein, nicht deine Tat tun; hast du Geld, so hat es dich, denn Geld ist ein ungetreuer Knecht und schlägt seinen Herrn, es nimmt dir wieder deine Tat und wieder bist du dein eigen nicht; wie wir uns auch wenden, wir können uns nicht entwinden, Geld erwürgt uns.

Was ich in der Geschichte der Menschheit erblicke, kann ich nur verstehen, wenn ich annehme, daß es Zeichen einer neuen Menschenart sind. Wenn es diese hervorzubringen gilt, hat alles erst einen Sinn. Sonst ist es ein Chaos, wenn ich es nicht auf diese Menschenart beziehe, auf das innere Gesetz der Menschheit, das immer in ihr wirkt, aber in der Bergpredigt zum erstenmal ausgesprochen worden ist. Alles Chaos aber, aller Widerstand gegen das Gesetz, alle der Form der Menschheit widerstrebende Kraft, alle Ungestalt, alle Finsternis ist im Gelde zusammengeballt. Das Geld ist der

Antichrist und solange wir den Fluch des Geldes nicht zerreißen, können wir nicht zu Menschen werden und all unsere Sehnsucht bleibt Wahn. Dies hat mir mein Leben erbracht, anderen mag andere Wahrheit erwachsen, meine bleibt: Entscheide dich und wähle, Geld oder Gott!

Lange Zeit meines Lebens blieb mir der Tod fremd; ich hatte niemals Angst vor ihm, schon als Kind nicht, sein dunkler Name klang mir eher lieb, aber ich begriff seinen Sinn nicht, ich habe kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen können.

Ich war sieben Jahre alt, als sich der Onkel Anastas ertränkte, ein wunderlicher, halb verrückter Hofrat, von Schlaflosigkeit so gepeinigt, daß er, über siebenzig alt, lieber in die Donau sprang; drei Tage trieb er im Wasser, in Wallsee zog man ihn heraus. Das war der erste Tote, den ich sah. Ich empfand eine große Neugier, zugleich aber mit einer gewissen Scheu hinzublicken; ich hatte das Gefühl, daß es jetzt doch noch unnütz wäre, mir den Tod anzusehen, und wünschte mir, bald so weit zu sein, daß ich erkennen könnte, was es damit auf sich hat. Dies hat aber noch dreißig Jahre gedauert. Da stand ich dann an meiner Mutter Sarg. Sie war eine starke stolze Frau gewesen, aber Enttäuschungen und Erbitterungen hatten ihre Kraft und ihren Stolz hineingedrängt, außen hielt sie sich ganz still, mit einer trostigen und höhnischen Verachtung der Menschen zugedeckt, und trug die Lippen fest zusammengepreßt. Als sie aber im Sarge lag, da war der Mund von seinem bösen Troß befreit, Friede lag auf ihrem Gesicht, wie aufatmend vom Drucke des Lebens lag sie da und zum erstenmal sah ich sie recht von Herzen und ohne Argwohn lächeln.

Bald darauf kam Krankheit über mich, ich wurde operiert und hatte zwei Nächte lang den Tod an meinem Bette stehen, ich fühlte seine stille gute Hand. Aber ich war noch nicht in Ordnung, ich erschrak, wie wenn einer seiner Werk abliefern soll und hat es noch nicht fertig. Da wurde mir in den zwei langen Nächten bitterlich bang und ich bat den Tod, mir noch Zeit zu lassen, und er hatte Geduld mit mir. Ein Jahr später aber begab es sich, daß ich auf der Flucht aus einem Sanatorium, wo sie mir angekündigt hatten, nun sei zu sterben, eine Nacht im Inselhotel zu Konstanz, das einst ein Kloster der Dominikaner war und den jungen Ritter Seuse sich in seinen Sünden geißeln sah, vor der vermeintlich letzten Flasche Rheinwein mit einer großen Zigarre saß, um Abschied zu nehmen. In tiefer Winterszeit saß ich da, ganz mit mir allein, und erwartete den Tod und hätte nicht sagen können, ob ich traurig war oder froh. Die Nacht verging und ich wunderte mich, als mich der Morgen noch immer am Leben fand. Über den besonnten See fuhr ich, und durch Tirol ans Meer, mit wiedergewonnener Seele. Aber war das noch ich? Den Tod hatt ich nun bei

mir als lieben Gefährten: in seiner Hut bin ich seitdem. Denn damals entschloß ich mich, alles abzulegen, was ich nicht mit hinübernehmen kann, und fortan stets von Herzen bereitzustehen. Denn daß es mit dem Tod nicht aus ist, war mir stets gewiß, jetzt aber weiß ich, daß es mit dem Tod erst wahrhaft anfängt. Und ich weiß seitdem, daß ich das Leben habe, um mich würdig zu machen für den Tod.

In jener Nacht war mir, als wäre mein Ich ausgewischt. Davon wurde mir so seltsam leicht und licht. Ein inniges Wohlgefühl blies mich auf und ich schien zu schweben. Ich hatte keine Grenzen mehr, ich verging in Unendlichkeit. Aber je mehr ich verlor, desto heller stieg mein anderes Ich empor, das sonst im Dunkel unten gebunden liegt, nun aber schlug es die Schwingen auf. Und seitdem kann mir nichts mehr weh tun. Denn ich weiß jetzt, daß das, was leiden kann, nur mein äußeres Kleid ist; mein Wesen aber bleibt unverfehrt. Und wenn erst mein Kleid ganz zerreißt, erscheint mein ganzes Wesen: der Tod erst bringt mein ewiges Leben an den Tag.

Ich habe den Tod lieb. Nicht als Erlöser; denn ich leide nicht am Leben. Nein, aber als Erfüller. Er wird mir alles bringen, was noch fehlt. Dann geht die Saat meines Lebens erst auf. Er nimmt mir nichts und gibt mir noch so viel. Das weiß ich jetzt und wenn ich jetzt an ihn denke, ist's mit einer banger Freude, wie wir als Kinder das Christkind erwarteten; wir saßen im Finstern, aber durch die Türspalte drang ein Strahl lieben Lichts.

Wandlung

von Hermann Hesse

Da ich ein Jüngling war,
Da meine ersten schüchternen Gänge
In das ersehnte Land der Liebe
Alle mich trostlos und elend wiederbrachten
In den unverstandenen grellen Tag,
Da war es mir einziger Trost,
Tief im Leid mit vollen Händen zu wühlen,
Selbstzerstörend mit wollüstiger Bitterkeit
Jede holde Farbe in Schwarz zu wandeln,
Wild auf brechenden Saiten
Hinzustürmen meiner Entbehrung Qual.
Und am Abend floh ich das Licht,
Floh die geselligen Gärten, um einsam
Tief im Schatten der Buchen hinabwärts
Am unwegsamen Ufer zu schleichen
Dunkel treibenden Wellen nach,
Sehnsucht nach Tod im glühenden Herzen.

Heute aber, da mir ein farger Tag
Ungeföhlt in lose Stunden zerrinnt,
Da meine verschüttete Seele
Tief empor aus Trümmern voreilig gebauter
Lebensschlöffer den Weg zur Hoffnung verlor,
Da mir der Jugend trübste, unseligste Stunde
Noch wie ein Goldschatz aus ferner Tiefe lacht,
Heut hab ich die finsternen Wege
Schwelgerisch hingeflossener Schwermut,
Süßer Klage verlassen.
Abends, wenn mir die stille Stunde kommt,
Zünde ich hell meine Ampel an,
Daß vor dem Fenster die feindliche Nacht versinke.
Zärtlich spann ich die goldensten Saiten,
Die mir geblieben, und gehe
Im bedächtigen Spiel jeder lieblichen Form,
Jeder heiter tröstenden Schönheit nach.
Fern ist der Tod und ferne das Leid meinen Träumen,
Sorgsam leit ich sie, daß ihr verwirrtes Gerank

Nichts als Licht und Trost und glückliche Bilder zeige:
Selige Gärten, Menschen voll kindlicher Lust,
Inniger Liebesgenuß und blumengeschmückte Feste,
Keine erhabene Frauen, Männer voll gütiger Blut,
Dies erschaff ich mir träumend und suche,
Was von zertrümmerten Schätzen mir blieb,
Neu in Wohlklang zu schönen Gebilden zu sammeln.

Einsam so in friedlichen Stunden spielt
Meine Sehnsucht ihr Spiel,
Sieh, und oft vermag ich wunschlos zu lachen,
Überlistend des Lebens sinnlose Grausamkeit
Durch mein sinnvoll träumendes Spiel.
Und das herrlichste Mädchenbild,
Dem ich in heißem Begehren einst,
Frühem Entfagen den Glanz meiner Jugend geopfert,
Wandelt (sie, die längst sich
Weit im Grau alltäglichen Lebens verlor)
Leuchtend, schöner als einst,
Fleckenlos wie eine Blüte des Frühlings,
Über den liebevoll hingebreiteten Teppich
Meiner wohlklingenden Träume.
Wie sie schreitet und ganz zur Göttin ward,
Sinkt meines Lebens Elend ferne dahin
Und es wird meiner Tage
Heimlicher Sinn, der Geliebten
Widerhall und adelnder Spiegel zu sein.

So von frühesten Jugend herauf
Bau ich, wenn meine Stunde kommt,
All meiner Jahre Gedächtnis zum Tempel
Einer Liebe, die kein Begehren mehr,
Keine Enttäuschung kennt.

K u n d s c h a u

Yüan Schi Kai

von Paul Rohrbach

Yüan Schi Kai stammt aus der chinesischen Provinz Honan, die im Südosten an Schantung angrenzt. Als Knabe wurde er wegen schlechter Charaktereigenschaften von seiner Familie verstoßen und von allen Angehörigen als hoffnungslos aufgegeben. Ein Marineoffizier, der später Admiral der Jangtseflotte wurde, Tschang Weng Pia, nahm ihn auf und erzog ihn. Wie seine damaligen Spielgefährten jetzt noch erzählen, zeigte er sich eigensinnig, selbstüchtig und unzuverlässig. Als junger Mensch soll er sich durch seine Begierden und sein lautes Gebaren, aber auch durch Waghalsigkeit ausgezeichnet haben. Als er mit seinen Mitteln am Ende war, borgte er sich Geld von seinen Freunden, die froh waren ihn los zu werden, und ging nach Korea. Dort trat er in das Gefolge der Generals Wu Tschang Tsching ein, der von der chinesischen Regierung mit einigen Truppen in der Hafenstadt Tschemulpo stationiert war. Von nun an arbeitete er sich in die Höhe, denn er besaß Fähigkeiten, namentlich militärische, und Energie. Li Hung Tschang machte ihn zum Handelsdirektor und Chef der chinesischen Diplomatie in Korea. Von Korea ging er bei Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges nach Tientsin, wurde aber von Li Hung Tschang schlecht aufgenommen, denn dieser schrieb seiner Großtuerei gegen die Japaner die Mitschuld am Kriege zu. Von Li Hung Tschang abgewiesen, versuchte er sich bei der Mandschu-Aristokratie in Peking beliebt zu machen und erlangte es, Befehlshaber eines neu gebildeten Truppenkörpers unter dem Mandschu Nung Lu zu werden. Seine nächste Staffel nach dem Fall Li Hung Tschangs war das militärische Kommando in Tientsin. Als dortigen Befehlshaber beriefen ihn 1898 der kurz vorher für mündig erklärte Kaiser Kuang Hsü und dessen Freund Kang Yu Wei nach Peking, um die von ihnen geplanten Reformen gegen die konservative Partei und die alte Regentin zu decken. Yüan Schi Kai ging stattdessen zur Regentin, verriet ihr den Plan und lieferte ihr die Reformers aus — eine Handlungsweise, die politisch begreiflich sein mochte, persönlich aber auf jeden Fall eine Felonie war. Den Lohn bildete die Beförderung auf den Gouverneurposten von Schantung, wo er mit rücksichtsloser Härte die Voreruntzungen niederschlug. Von

Schantung aus wurde Yuan Shi Kai zum Vizekönig von Tschili, mit dem Sitz in Tientsin, ernannt. Ehe er dorthin kam, hatte die provisorische Regierung der Fremden, während der Okkupationszeit, die äußeren Verhältnisse der Stadt sehr verbessert. Diesen Verdienst eignete sich Yuan Shi Kai in geschickter Weise an. Um die Zeit starb der bisherige Vizekönig von Nanking, Liu Kun Yi, der Führer der konservativen Human-Partei innerhalb der Regierung. Yuan Shi Kai rückte an seine Stelle ein und wurde in die Zentralverwaltung nach Peking berufen.

Dies ist der äußere Werdegang des gegenwärtigen Präsidenten der Republik China bis zum Tode des Kaisers Kuang Hsi und der alten Regentin, der Kaiserin Tse Hsi im November 1908. Es ist bekannt, daß der neue Regent, der nunmehr die Staatsgeschäfte übernahm, sich nach chinesischer Anschauung, aus Pietät gegen seinen verstorbenen kaiserlichen Bruder, für verpflichtet hielt, Yuan Shi Kai, der jenen verraten hatte, zu entlassen und nach seiner Heimat in die Verbannung zu schicken. Als dann durch den Aufstand in Wutschang im Oktober 1911 die Regierung in Not geriet, wurde Yuan Shi Kai zurückgerufen, da man sich von seiner militärischen Tüchtigkeit alles versprach. Er kam erst, als ihm nicht nur absolute militärische Vollmachten und der Posten eines Vizekönigs übertragen, sondern auch seine Ernennung zum Vorsitzenden des neuzubildenden Ministerkabinetts in Peking zugestanden wurde. Statt aber zu fechten, schloß er mit den Revolutionären sofort einen Waffenstillstand ab und sandte einen seiner vertrautesten Anhänger, Tang Schao I, nach Wutschang, um in seinem Namen zu verhandeln. Allmählich wurde deutlich, daß er ein Doppelspiel trieb. Sein Vertrauensmann Tang Schao I gab, sogar ohne das „Gesicht“ durch Widerstreben und Zögern zu wahren, soweit nach, daß er sich sogar mit der Einrichtung der Republik einverstanden erklärte, und Yuan Shi Kai, der sich scheinbar über Tang Schao I entrüstete, zog die siegreichen Truppen vom Kriegsschauplatz am Jangtse nach Norden zurück. Hankau, das die Kaiserlichen noch hielten, Hanyang, das sie unter schweren Kämpfen wiedererobert hatten, und Wutschang wurden den Revolutionären kampflos überlassen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Regierungstruppen, die am Jangtse eine überraschende Bravour und Disziplin gezeigt hatten, auch noch weiterer Erfolge gegen die Revolution fähig gewesen wären. Stattdessen verzettelte sie Yuan Shi Kai nunmehr im Norden, wo die Entscheidung auf keinen Fall herbeigeführt werden konnte. Da die Staatskassen leer waren, verlangte er das Privatvermögen der kaiserlichen Familie. Die meisten Prinzen weigerten sich, aber die Kaiserin gab, was sie hatte. Sie und der Prinzregent glaubten immer noch an Yuan Shi Kai, erhoben ihn in den Fürstenstand und „befahlen“ schließlich die Errichtung der Republik. Es scheint, daß Yuan sein Doppelspiel so angelegt hatte, daß die Dynastie

„vorläufig“ auf die Ausübung der Regierung verzichten und ihn als Präsidenten für das Weitere sorgen lassen solle. Als er aber die Kaiserin und die Regenten so weit hatte, ließ er sich den Zopf abschneiden und hißte die fünffarbige Flagge der Republik an seinem Palast.

Gestützt auf die formelle, wenn auf kaum ehrlicher Weise erlangte Willensäußerung der Dynastie, auf seine Truppen und auf eine Anzahl offener und heimlicher Parteigänger, die von ihrem Anschluß an Yuan Shi Kai Vorteile erwarteten, vermochte dieser nun die Vertreter des Südens und den dortigen Revolutionspräsidenten Sun Wen (Sun Yat Sen) dazu, ihn als einzigen Präsidenten anzuerkennen. Wie jetzt behauptet wird, soll sich Sun Wen, der amerikanischer Missionschrist ist, seinen Verzicht mit einer Million Taels von Yuan haben bezahlen lassen. Gleich danach machte Yuan Shi Kai seinen alten Freund Tang Schao J zum Chef des Ministeriums. An dieser Ernennung hat China aber nicht viel Freude erlebt, denn Tang geriet durch sein persönlich wie geschäftlich gleich wenig einwandfreies Benehmen in Mißhelligkeiten mit der europäischen Finanzwelt, und wenn aus den gegenwärtigen Anleiheverhandlungen für China nichts herauskommt, so trifft Tang Scha J daran ebensoviel Schuld, wie seinen Herrn und Meister Yuan Shi Kai. Ohne Geld von den Fremden kann China aus seiner gegenwärtigen Krisis unmöglich herauskommen, vor allen Dingen schon deshalb nicht, weil sonst weder die während der Revolutionszeit von den Provinzen und der Zentrale angeworbenen Truppen (angeblich 800000 Mann), die marodierend im Lande umherziehen, bezahlt und abgedankt werden, noch neue, brauchbare Divisionen aufgestellt werden können. Es ist das schlimmste und gleichzeitig leider das für die Beurteilung der Lage in China entscheidende Moment, daß Yuan samt seiner ganzen Regierung offenbar nicht die Autorität besitzt, diesen Zuständen ein Ende zu machen, und zwar weder Autorität im faktischen noch im moralischen Sinne. In dieser Beziehung hat sich das öffentliche Urteil über ihn in Europa sehr getäuscht, während in China selbst die einsichtigen Elemente, abgesehen natürlich von Yuan's persönlichen Anhängern, bedeutend klarer über ihn urteilen. Ich entnehme einem Privatbrief, der mir kürzlich von einer sehr unterrichteten Persönlichkeit in China zugegangen ist und der sich ausführlich über Yuan Shi Kai äußert, die folgende, für alle Interessenten nützlich zu lesende Charakteristik des Mannes: „Trotz seiner eminenten Klugheit fehlt ihm ein Punkt, der in China womöglich noch wichtiger ist für den Führer der Nation als anderswo — die einfache Größe einer selbstlosen moralischen Persönlichkeit. Dieses Bewußtsein lebt vom Konfuzianismus her noch unauslöschlich als Ideal im ganzen Volk, das sich nicht regieren läßt mit bürokratischen Machenschaften und nicht mit brutaler militärischer Gewalt, sondern nur dadurch, daß der Herrschende das Vertrauen des Volks besitzt und im Einklang steht mit den

tiefften Bedürfnissen der Nation. Ein solches Vertrauen aber läßt sich nur erwerben „dadurch, daß man Ehrfurcht hat vor Gott und seinem Willen“, wie einer meiner chinesischen Freunde es ausgesprochen hat. Yuan Shi Kai dagegen ist den Leuten zu kompliziert und zweideutig. Statt einfacher loyaler Handlungsweise hat er sich zu allen möglichen Kompromissen hergegeben. Er hat, wie derselbe Chinese sagte, die Fahne, die ihm die Mandschu-Dynastie anvertraut hatte und die er hochzuhalten versprochen, weggeworfen mit der Modifizierung, daß auf diese Weise das Fahnentuch erhalten bleibe. So herrscht viel Mißtrauen gegen ihn auf allen Seiten. Die früheren Beamten von denen sich gegenwärtig 60—70 in befinden und mit denen ich häufig Gelegenheit habe, über chinesische Zustände zu sprechen, äußern sich zum Teil in den stärksten Ausdrücken über seine Treulosigkeit. Aber auch die Revolutionäre mißtrauen ihm. Sie haben einen Kompromiß mit ihm geschlossen, weil ihre Stellung nicht stark genug war, weiter zu kämpfen, nachdem er ihnen den Wind aus den Segeln genommen und den Kaiser zur Abdankung veranlaßt hatte. Im Volk ist man erschrocken und ängstlich besorgt. Der Sturz des Kaiserhauses ist für die Massen ein schwerer Schlag, mit dem sie sich keineswegs so ohne weiteres befreunden können. Man muß immer bedenken, daß in China das Kaisertum nicht bloß ein staatlicher, sondern auch ein religiöser Gedanke ist. Auf ihm beruht für das chinesische Volk nicht nur die Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung, sondern auch der Zusammenhalt der ganzen moralischen Beziehungen der Menschen unter einander. Mit dem Kaiser (dem Himmelssohn) ist dem chinesischen Volk der Gott, den es in greifbarer Gestalt verehrte, genommen und es sieht sich gewissermaßen vor das Nichts gestellt, und die Leute auf dem Land sind weit entfernt davon, den Gedanken der Republik, — der Untertanenherrschaft, wie es auf Chinesisch heißt, — zu verstehen; er fällt ihnen ohne weiteres zusammen mit der Anarchie, und ein Bäuerlein erklärte mir neulich sehr naiv: die Leute im großen Westen mögen wohl reif sein für Zustände, wo jeder tun kann, was er will, aber wir hier auf dem Lande sind noch nicht so weit.“

Besonders gefährlich wird die Sachlage dadurch, daß ein großer Mißklang zwischen den Volksanschauungen und den Bestrebungen der Revolutionäre, die jetzt ans Ruder gekommen sind. Diese Leute sind sozusagen fasziniert von europäischen Gesellschaftsgestaltungen und sehen vielfach den Fortschritt als gleichbedeutend an mit Anpassung an Europäisches. Sie sind, wie Ku Hung Ming es ausdrückt, der anglo-amerikanischen Ansteckungsgefahr erlegen, und zwar sind es bedauerlicher Weise nicht die höchsten Züge des englischen und amerikanischen Wesens, die sie kopieren, sondern die minderwertigen Erscheinungen der Salmi-Zivilisation, wie sie immer da entsteht, wo rein geschäftliche Interessen auf der einen Seite und unverstandene Nachahmung auf der anderen Seite sich die Hand reichen.

Sehr bezeichnend hat sich über diese Dinge in den chinesischen „Shanghaier Nachrichten“ ein Autor ausgesprochen, der sich Pao-Kuo-feng (der Narr der das Reich schützen will)* nennt. Er sagt unter anderem: „Alle Leute auf der Straße sehen so anders aus, so finster, — Verzeihung! so zivilisiert — und wenn sie lachen, so lachen sie so frech, pardon, so zivilisiert. Mir ist, als sähe ich sie schon einen langen, langen Zug bilden: lauter richtiges Proletariat, was gestern noch bloß ein harmloses, munteres Kulturvolk war. Wie wird jetzt unser China aufblühen! Denn die Vorbedingung, das Proletariat entwickelt sich rapide! Da kommt eben der alte Wasserkuli, A-Fu, das Haar zwar unmordentlich, aber doch geschnitten — also zivilisiert; der Hut zwar alt gekauft und dreckig, aber ausländisch, also zivilisiert. Er hat es ganz leicht erschwingen können, der A-Fu, denn er hat bloß die neuen Strümpfe, die er eigentlich brauchte, nicht gekauft und die löcherigen von der vorigen Woche noch behalten und seinen zweiten bisher zum Wechseln benützen inneren Anzug (in China statt des Hemds getragen) verkehrt. So kamen die nötigen 70 oder 80 Cent heraus. Künftig wird er im Monat einmal weniger baden, so kommt das Haarschneiden und mit der Zeit vielleicht sogar ein ausländischer Kamm heraus; der Chinesische tut es ja jetzt nicht mehr. Hurrah! Das Proletariat! Und mir ist, als sähe ich ganz in der Ferne die Fabriken in Manchester, die Börse in New York und — ein wenig zappelig — auch die „Warenmusternachempfinder“** in Osaka vor Freude — ganz selbstloser Mitfreude natürlich — wackeln in einem wunschlos begeisterten Glückwunschtanz.“

Diese Ironie des chinesischen Kritikers gegenüber dem verständnislos-radikalen und oberflächlichen Amerikanismus und Japanismus der Sun Wen und Genossen ist ein Zeugnis für den Unwillen, mit dem der konfuzianisch gebildete Chinese vom alten guten Schlag der heutigen Quasi-Reformäre gegenüber steht. Einer der Wortführer dieser keineswegs reformfeindlichen, aber besonnenen Richtung ist der oben genannte Ku Hung Ming, der in seinen neulich auch in Auswahl deutsch erschienenen politischen Aufsätzen*** über die chinesische Reform Nian Shi Kai geradezu erbarmungslos charakterisiert. Ku Hung Ming, der die chinesischen Dinge natürlich als chinesischer Patriot betrachtet, schreibt z. B. „Nian Shi Kai ist der Joseph Chamberlain Chinas. Er gehörte wie jener zur Partei der Masse. Beide vertreten die rohen, unreinen, unedlen Instinkte der Massenbevölkerung ihrer Länder.

* Eine Selbstbezeichnung, die den Forderungen der Bescheidenheit nach dem chinesischen Anstandskodex entspricht.

** Anspielung auf die japanische Unsitte, fremde Warenmuster und Fabrikzeichen unter Umgehung der Markenschutzgesetze nachzuahmen.

*** „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“, Jena 1911. Eugen Diederichs Verlag.

Die Masse in jedem Land ist an sich nicht unmoralisch. Die Masse in China ist gegenwärtig sogar moralischer, als die gebildete Klasse, die Literaten, wenn man unter Moral Ehrbarkeit der Absichten und Fähigkeit zu gewissenhafter Arbeit versteht. Aber die Masse ist nie vornehm. Sie ist nicht vornehm, weil sie nirgends, auch nicht in China, ihren Appetit zu besiegen und bemeistern versteht. Ein Mann, der vornehm sein will, muß zuallererst das Tier in ihm selbst, seine Gier besiegen. Die Masse besitzt Kraft, aber diese Kraft kommt von der Stärke ihres Begehrens und ist daher nicht eine vornehme Kraft. Ferner ist die Masse entsprechend der Art ihrer Beschäftigung roh und ohne Feinheit. Dieser Mangel an Feinheit, vereint mit starken Begierden, macht die große Masse brutal, wo sie in den Besitz der Macht gelangt. Nüan Schi Kai hat die guten sowohl als die schlechten Eigenschaften der Masse, die er repräsentiert. Er ist ein starker Mann, aber seine Stärke kommt wie gesagt von der Stärke der Begierden und ist daher niedrig und brutal. Gleich Chamberlain hat er einen natürlichen Verstand, aber Verstand ohne Feinheit und Zartheit oder wie es die Engländer nennen Common sense, d. h. einen Fuchs-Verstand. Solche Männer wissen, was Jakobiner wie Kang Yu Wei mit ihrem wilden Wunsch nach plötzlicher Verwirklichung des „tausendjährigen Reichs“ nicht so recht wissen, nämlich, daß Ingwer, wenn man ihn in den Mund nimmt, brennt, und daß es ver-rückt ist, gegen sein eigenes Butterbrot zu kämpfen. Denn wenn man sein Butterbrot verliert so hat das durchaus keinen Wert, selbst wenn man das „tausendjährige Reich“ dadurch verwirklichen könnte. Ich sagte, daß es die Niedrigkeit seiner Natur war, die Nüan Schi Kai veranlaßte, seine jakobinischen Freunde im Stich zu lassen. Doch war es nicht etwa Leichtsin, wie bei Luang Fang, was ihn zum Wechsel seiner Politik veranlaßte. Bei ihm und seinesgleichen ist alles kalte Berechnung. Ebenso wie er sich mit Kang Yu Wei und den Seinigen zusammengetan hatte, ohne deren Enthusiasmus zu teilen, sondern einfach weil er zunächst kalkulierte, daß nach Li Hung Tschangs Fall Kang Yu Wei und die Radikalen die besten Karten in den Händen haben müßten, ganz ebenso ließ er sie im Stich, als er sah, wie sie ihre Karten unvorsichtig benutzten und wie ihre Partie verloren ging. Nüan Schi Kai ist ein Mann, der zu Enthusiasmus und edlen Antrieben gänzlich unfähig ist. Seine Unfähigkeit, für den „edlen Wahnsinn“ der Vorerbewegung wenigstens ein sympathisches Verständnis zu haben, veranlaßte Nüan Schi Kai, der damals Gouverneur von Schantung war, in der Bestrafung und Unterdrückung dieser irreführten tollen Vorerburschen mit einer unterschiedslosen und rücksichtslosen Härte vorzugehen, die ihm, so seltsam es ist, seitdem bei gedankenlosen und unedlen Fremden (Europäern) seines Schlags einen guten Namen gemacht hat.“

In diesen Worten Ku Hung Mings spricht der vornehme und gebildete

Konfuzianer. Man braucht seine öfters paradoxen Urteile über politische Persönlichkeiten in Europa, wie z. B. Chamberlain, dem er wie den Engländern überhaupt besonders abgeneigt ist, nicht alle zu unterschreiben; aber seine Gedanken sind überall interessant und es ist erstaunlich, wieviel Belesenheit in englischer, deutscher und französischer Literatur, Philosophen, Politikern und Dichtern, er besitzt. Die Anspielung auf das Millennium, das goldene Zeitalter der Zukunft aus der Offenbarung Johannis, ist ein kleiner Hinweis darauf. Über Nüan Schi Kai schreibt er dann weiter: „Ebenso wie Joseph Chamberlain ist Nüan Schi Kai ein Parvenu. Das Kennzeichen des Parvenu ist Großtuerei, wie sie jeder Fremde sehen kann, der irgend etwas mit den europäisch gedrückten Chinesen zu tun hat, die bei Nüan Schi Kai in Gunst stehen. Alle diese Leute zeigen das Merkmal ihres Chefs: Großtuerei, verschwenderisches Leben, anspruchsvolle Manieren. Vor zwei Jahren ging ich in Peking mit einem Zensor zusammen durch die Straßen. Als er Nüan Schi Kai, eine Zigarette mit goldenem Mundstück rauchend, in seinen neuen europäischen Wagen vorüberfahren sah, mit prahlerisch hinterher reitendem Gefolge, da zitierte er in leidenschaftlicher Erregung einen Vers des Konfuzianischen Liederbuchs:

O blauer Himmel, warum schaust du stumm aus deinen Tiefen?
 Sieh diese Stolzgen und strafe sie!
 Habe Mitleid mit den Leidenden
 und zürne den Ungerechten!“

Daß die Verhältnisse in China mit der Errichtung der jetzigen Republik dauernd zur Ruhe kommen werden, ist ganz und gar unwahrscheinlich — nicht nur, weil die Männer an der Spitze keine genügende moralische und materielle Autorität haben, sondern auch aus dem weiteren obengenannten Grunde: daß die Masse des Volks gar kein Verständnis für den republikanischen Gedanken hat. Die ethisch-politische Gedankenwelt des Konfuzianismus, in die China seit mehr als zwei Jahrtausenden eingetaucht ist, läßt sich nicht mit einem Male auslöschen, weil ein paar Fanatiker des abstrakten Republikanismus mit halbverdauten amerikanischen Ideen es so depretieren. Die Mandschus sind gefallen, weil sie seit dem Tode der alten Regentin Tse Hsi — schon Gordon prägte für sie die Bezeichnung the only man in China — keine Männer mehr hatte und weil die Nation die Schwächlings- und Räubervirtschaft müde war. Die konfuzianische Idee aber ist noch auf lange hinaus die wirklich regierende Macht in China, und gerade sie erscheint, sowohl was die Fundierung des Sittengesetzes als auch was die Staatslehre betrifft, als die schärfste Verneinung des demokratischen Prinzips der „Untertanenherrschaft“, die sich überhaupt denken läßt. Der Konfuzianismus ist, man kann sagen, die chinesische und patriarchalische Umschreibung von Friedrichs des Großen Wort, daß die Könige die ersten

Diener des Staates sind, aber er enthält auch, ins sittlich Erhabene gewendet, den Grundsatz in sich: l'Etat, c'est moi. Ein „heiliger“ Herrscher auf dem Thron, mit absoluter Verantwortlichkeit dem Himmel gegenüber und absoluter Machtfülle auf Erden bekleidet, das ist das Wesen der klassischen Staatsidee in China. Ihr genügt kein Yuan Schi Kai, aber noch viel weniger eine chinesische Republik.

Neues über Stoff und Kraft

von Robert Hessen

In dem schönen Buch von Wilhelm Ostwald über „Große Männer“ finden wir unter anderm auch jene Entdeckung erläutert, die durch Robert Mayer vor nun siebenzig Jahren an Bord des holländischen Schiffes „Java“ gemacht wurde.

Mayer lag im Sommer 1840 als Schiffsarzt auf der Rhede von Surabaja und ließ dort einigen Matrosen zur Ader. Dabei frappierte ihn die helle Farbe des Venenblutes.

Er äußert seine Besorgnis, jedesmal eine Arterie mitangestochen zu haben, zu den Kollegen, die er im Hafen trifft. Die versichern ihn aber: das sei in den Tropen immer so; die Venen führten hier helleres Blut als in Europa.

Mayer hat von Lavoisier gelernt, daß der Körper seine Eigenwärme durch „Verbrennung“ (Oxydation) mittelst Sauerstoffes in seinem Innern erzielt. Helleres Venenblut ist ihm ein Beweis für Vorrat an Sauerstoff (Oxygen), also ein Zeichen geringeren Verbrauches. Was kann den veranlassen?

Sein Grübeln führt ihn auf Umwegen zu dem Gedanken der Einheit von Wärme und Arbeit; was wir heute das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder Energie nennen. Das erlebte Phänomen des helleren Venenblutes begründet er sich so: die Außentemperatur ist in diesen Breiten zu hoch; der Körper hat keine rechte Gelegenheit zur Wärmeabgabe; er braucht also keine besondern (Oxydations-)Anstrengungen zu machen, um seine Eigenwärme zu erhalten.

Hier stock ich schon. Wäre die Begründung jenes Phänomens richtig, so müßte sich das hellere Venenblut auch in Deutschland während der Hundstage vorfinden. Wir haben oft wochenlang eine Außentemperatur, die unsere Wärmeabgabe nicht herausfordert, unser Venenblut bleibt aber, was es stets gewesen ist: dunkel.

Daher muß eine andere Begründung gesucht werden; vielleicht können die folgenden Gedankengänge dazu beitragen, sie zu finden.

Erstens ist es überhaupt unrichtig, für helleres Venenblut nur den Sauerstoff zu bemühen. Das Arterienblut hat seine kirschrote Farbe nicht sowohl vom Sauerstoff, der an sich gar nichts färben kann, als vom Hämoglobin, dem Farbstoff, den die Blutkörperchen führen. Das Venenblut würde vermöge seines Hämoglobins ziemlich so aussehen wie das Arterienblut, wenn es nicht durch einen positiven Faktor, nämlich die Überladung mit Kohlensäure, daran verhindert würde. Venen und Arterien, beide befördern sowohl Kohlensäure wie Sauerstoff, und zwar beide die Kohlensäure in größeren Mengen. Doch während in den Venen fast um das Fünffache, überwiegt in den Arterien die Kohlensäure den Sauerstoff nur um das Doppelte. Dieses Mißverhältnis ist es, was unser Venenblut mit einem Stich ins Blauschwarze verdunkelt und vom Arterienblut in der Farbe so sehr unterscheidet.

Wo diese Verfärbung ausbleibt, müßte also die erste Frage lauten: „Was kann die Aufhebung jenes Mißverhältnisses verursacht haben?“ Denn die Menge des Sauerstoffes brauchte an sich in den Venen gar nicht vermehrt sein; zur helleren Färbung des Venenbluts genügte eine Unterbilanz der Kohlensäure. Und statt an einen ganz unerwiesenen und sicher auch nicht vorhandenen Sauerstoffüberschuß über die Kohlensäure, wäre logischerweise weit eher doch an die Möglichkeit von deren beschleunigter Weiterbeförderung aus den Lungen zu denken gewesen.

Es liegt ja nun sehr nahe, den tropischen Gesamtstoffwechsel verantwortlich zu machen. Die Tropen haben einen im Vergleich mit unseren Breiten enorm entwickelten Pflanzenwuchs. Pflanzen sind Kohlensäureesser; sie leben von CO_2 . Es werden also der Luft in den Tropen ganz andere Mengen von Kohlensäure entzogen, wodurch sozusagen die Nachfrage wächst und eine weit verbreitete Anziehung für Kohlensäure entsteht. Wie bei niedrigem Grundwasser und normalen Bodenverhältnissen der Regen schnell in die Erde verschwindet, so kann die Tropenluft nicht genug Kohlensäure heranholen, um den Bedarf ihrer Urwälder und Riesenzypressen zu decken, die auf der Smaragdinsel Java das ganze Jahr hindurch Blätter haben und atmen. Da nun die tierischen Geschöpfe die Hauptlieferanten für Kohlensäure sind, so wäre es denkbar, daß sie selbige leichter an diese stets nach CO_2 hungernde Luft loswürden. Doch leider auch die Tropen wimmeln von „Cyanotischen“; sie sind berüchtigt wegen der blutunterlaufenen Augen, der blauen Lippen der Europäer, die dort zum Aufenthalt gezwungen wurden. Zwar spielt hier das große Geheimnis unsers Körpers, die Leber, eine fatale Rolle. Allein man hat eben bisher wenig davon gehört, daß Herzkranke sich in den Tropen wohler fühlen, oder daß gesunden Europäern das Atmen tatsächlich dort leichter würde. —

Mit der laut Robert Mayer geringeren Veranlassung zur Wärmeabgabe in den Tropen stimmt es ebenfalls nicht. Die Erfahrung lehrt etwas anderes, nämlich, daß unser Körper die Tendenz hat, sich unter allen Umständen mit seiner Wärmeabgabe auf einer mittleren Linie zu halten. Dort, wo in kalten Gegenden zu ausgiebige Wärmeverluste drohen, bekleiden wir uns dementsprechend, und auch unsere Haut „stellt sich ein“, um weniger Wärme herauszulassen. In den Tropen wieder werden von europäischen Reisenden Unmengen kalter Getränke konsumiert, um an sie vorhandene Stauungs-gluten abzugeben; im übrigen weiß die Haut sich durch stärkere Verdunstung von Schweiß zu helfen. Und wer in den Tropen arbeitet, erzielt natürlich dadurch in seinem Innern genau so viel oxydationsfähigen Umsatz wie überall sonst in der Welt. Daß vollends unsere großen Drüsen, die mit dem „Abbau“ beschäftigt sind, in den Tropen weniger Sauerstoff zu denselben Leistungen verbrauchen sollten als in Europa, ist gar nicht diskutabel.

Lavoisier hat freilich die Entdeckung des Sauerstoffs im Jahre 1774 in genialer Weise für das Verarbeiten der Nahrung durch den Körper ausgenutzt. Dieses Verschwären von Stoff „bei langsamem Feuer“, obwohl es ja gar kein Feuer ist, war so einleuchtend, daß man auf die Suche nach andern Wärmequellen des Leibes gar nicht mehr ging. Max Rubner zwar in seiner Monographie über „Kraft und Stoff im Haushalte der Natur“ (Leipzig, 1909, bei der Akademischen Verlagsgesellschaft erschienen) erwähnt beiläufig Strömungen in den Zellen, Blutbewegung, Muskelkontraktionen, Quellung und Entquellung, auch elektrische Kräfte und chemische Spannkraft, macht aber von dieser Kunde keinen wesentlichen Gebrauch. Er denkt noch wie 1894, als er von seinen kalorimetrischen Versuchen an Hunden in der „Biologischen Zeitschrift“ (Band XXX) Rechenschaft ablegte und sich dahin resümierte, „die Vielheit der in den tierischen Organismen gefundenen Wärmequellen zusammenzufassen und auf eine einzige Ursache, auf die Umwandlung der Bestandteile unserer Nahrung, zurückzuführen“.

Der Gedankengang ist klar. Auch das Herz des Embryo wächst vom zuströmenden Mutterblut, das mit Nährmaterial beladen herankommt. Ist es entwickelt genug, um die ersten Schläge zu tun, so zehrt seine Kraft immer noch von den Kranzarterien, die die Herzmuskulatur mit Ersatzstoffen versorgen. Die Kette ist also scheinbar geschlossen. Die Frage nach dem Ursprung des Pulses, vor aller Nahrung, führt zurück zum Beginn des organischen Lebens überhaupt, zur Sonnenstrahlung, oder hinter ihr zum Anstoß des primus motus, über den wir nichts wissen und niemals etwas erfahren werden.

Rubners Buch steht natürlich auf der Höhe der Zeit. Was es über „Dissimilation“ — d. h. Ernährung unter qualitativer Änderung der

Substanzen —, was es über die energetischen Prozesse beim Wachstum vorbringt und noch vieles andere ist hochinteressant. Aber in jenem einen Punkt sollten wir vielleicht auf Robert Mayer zurückgreifen, der in seiner Abhandlung über das Fieber ausführt: „Noch verdient die aus der Herztätigkeit resultierende Wärmeentwicklung Erwähnung. Es ist klar, daß die vom Herzen gelieferte mechanische Arbeit, welche zur Überwindung der Widerstände, die das Blut auf seinem Wege findet, verwendet wird, sich im Organismus in Wärme umsetzt, und es läßt sich die Quantität dieser Reibungswärme, wenn man die Größe der Herzkraft kennt, mit Hilfe des mechanischen Äquivalentes der Wärme leicht bestimmen.“ Bierordt hat das ja versucht und die Leistung einer Kontraktion des linken Ventrikels (oder des Herzens minus der beiden Vorhöfe und des rechten Ventrikels) auf 0,24 Kilogrammometer festgesetzt.

Also wenn eine Größe so differenziert und selbständig arbeitet wie die Herzaktion, sollte man sie, statt sie ins allgemeine Pauschquantum zu überweisen, doch vielleicht besser gesondert buchen. Denn der unmittelbare Zusammenhang zwischen einer hohen Herzleistung und der Nahrungszufuhr leuchtet keineswegs immer ein. Es kann ein Individuum von kerniger, zäher, schwer verbrauchbarer Faser infolge guter Abkunft und gesunder Aufzucht sehr wohl seine hohen Leistungen vom Kapital bestreiten, während zu ihnen die gleichzeitig aufgenommene Nahrung in gar keinem Verhältnis steht.

Ebenso gehört der zur Erzeugung von Körperwärme höchst wichtige Faktor der eingeatmeten Luft nicht eigentlich in das Nahrungskonto.

Auch Mayer unterschätzte wohl den Anteil des Herzens, das er nur bei ruhendem Körper in Betracht gezogen zu haben scheint. Aber Rubner will bei dem Versuch, die in unserem Leib entwickelte Energie zu bestimmen, überhaupt „keine anderen Energieformen in meßbaren Größen“ anerkennen (S. 27/28), als nur die Verbrennungswärme der Nahrung. Und doch leistet das Dynamo Herz, das in unsern Brustkorb eingeseßt ist, mit jedem Pulsschlag mindestens 0,3 Kilogrammometer, also etwa 30000 Kilogrammometer oder 70 Wärmeeinheiten (Kalorien) am Tag; wahrscheinlich aber, und sicher bei Aufregung der Aktion, das Mehrfache.

Nachdem Liebig in den Spuren Lavoisiers die Nahrung als Feuerungs-material erläutert hatte, kam es der Forschung freilich nur noch darauf an, den Nachweis zu liefern, daß die den Körper verlassende Wärme das Äquivalent zur eingeführten Nahrung darstelle. Doch während sich die experimentelle Wärmemessung seither tatsächlich in dieser Richtung bewegte, hat sie erstens noch keinen Schnellläufer mit ihren Meßapparaten begleiten können, weshalb auch die Versuche von Atwater mit „Arbeitenden“ nicht alles besagen; und sie hat zweitens der aus dem Körper gehenden Wärme die wahre Herkunft niemals abzufühlen vermocht. Sie begnügte sich in dieser letzten

Hinsicht mit der stillschweigenden Annahme: „alle Wärme, die den Körper verläßt, stammt aus Nahrung. Damit basta.“

Daß dieser Grundsatz uns vor Irrtümern kaum noch sicher stellt, liegt nach dem oben Gesagten auf der Hand. Wieviele Kalorien auch immer ein Säugling von zehn Pfund in sich bergen mag, niemand wird bestreiten, daß ein Erwachsener von zwei Zentnern das Zwanzigfache darstellt. Woher stammt nun dieses Plus, wenn doch alle durch Nahrung erzielte Wärme den Körper von Anbeginn „restlos“ verlassen hat?

Wie oft kommt es andrerseits vor, daß Säuglinge einen halben Tag oder noch länger Brust und Flasche verweigern. Man hat aber noch nie bemerkt, daß, obgleich die „Feuerung“ fehlte, die Körpertemperatur in solcher Karenz nennenswert herunterging. Ebenso wenig würde ein Erwachsener, dem man eines Morgens statt des Frühstückes ein Abführmittel reichte, um ihn dann zwei Tage hungern zu lassen, eine Temperatur wesentlich unterhalb der durchschnittlichen 37°C . aufweisen. Allein schlagkräftiger noch ist folgendes Experiment.

Weckt man einen gesunden corpulenten Bergsteiger eines Morgens um drei Uhr und läßt ihn, ohne zu frühstücken, fünf Stunden bergauf gehen, so wird er „kochend“, wie der Volksmund sagt, oben ankommen, wird sehr wahrscheinlich mehr als 37°C . messen, vielleicht 38° , vielleicht gar $38\frac{1}{2}^{\circ}$, und, falls er bei Beginn der Partie hundert Kilo gewogen hatte, mindestens um zwei Kilo erleichtert sein. Und zwar hat er diese sichtbarlich durch Schweiß verloren, auf Kosten seiner Blutflüssigkeit und seines Fettpolsters. Die Zunge klebt ihm am Gaumen, sein Gesicht ist weniger gedunsen, sein Bauch geringer als vorher.

Alles dies soll nun rein durch vermehrte Oxydation, infolge von beschleunigter Anfuhr von Sauerstoff an die Gewebe erzielt worden sein? Ich will bei dem Orymoron „zu Wasser verbrennen“ nicht erst verweilen, obwohl ich es für unglücklich halte. Fett im körperlichen Haushalt bleibt zwar flüchtig, sitzt nur lose, speichert sich aber trotzdem gerne an. Und wie das Speisefett nicht sowohl gespalten, als vielmehr mit der Galle verschüttelt, „emulgiert“ wird, ohne seine Struktur zu verändern, und zahllose allerfeinste Fettröpfchen, wie sie sind, sich in den Bindegewebsmaschen des Fettpolsters ablagern, so schnell zerfallen sie beim corpulenten Bergsteiger und geben ihr Wasser her, ohne daß man gezwungen wäre, diesen Vorgang durchaus auf Kosten einer „Verbrennung“ zu setzen.

Es war besonders Prof. Hertel, der uns in seiner Entfettungskur an die nahe Verwandtschaft zwischen Wasser und Fett erinnerte. Viel Flüssigkeit in der Nahrung setzt Fett an. Fett ist in solchen Fällen ein Zeichen schlaffen Stoffwechsels, vorschreitender Zellenverschlämmung. Man findet selbige am häufigsten bei überfütterten Säuglingen und bei Biersäufern.

Der Stoff, den ein unkräftiges Innenleben nicht bewältigen kann, wird in der Peripherie des Leibes als Fett abgesetzt. Wie es ganz falsch ist, fette Babys zu prämiieren, weil ihre Dicke meistens nur ihr schwächliches Herz beweist, so pflegen magere Leute durch ein starkes Herz für Strapazen jeder Art, wie für den Lebenskampf im allgemeinen besser ausgerüstet zu sein. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß beim „Erhitzten“, der transpiriert, Druckverhältnisse die Hauptrolle spielen, ist um so weniger von der Hand zu weisen, weil die beim Bergsteigen angespornte Herzaktion einen erhöhten Blutdruck hervorruft. Dieser wiederum bewirkt eine verstärkte Reibung der Blutgewebe, teils an den Wänden, zumal der engen Kapillargefäße, teils untereinander, wodurch sich eben auch an der Wärmeerzeugung außer der Drydation ein Faktor beteiligt, der ganz besonders dann unterschätzt wird, wenn man ihn überhaupt gar nicht verrechnet.

Die stets mißlingenden Versuche mit Sauerstoffinhalation bei Herzkranken haben es ja zur Evidenz gebracht, daß stärkere Zufuhr von Sauerstoff nur da zum wirklichen Verbrauch führt, wo der Körper vorgearbeitet und abbaufähiges Zellenmaterial zur Drydierung bereitgestellt hatte. Fehlt diese muskulöse Vorarbeit, wie das bei stillsitzenden Herzkranken der Fall ist, so geht weiteres Oxygen in den Körper gar nicht hinein, das Blut nimmt keines an, der Patient exhaliert denselben Sauerstoff, den er inhaliert hatte, ungetröstet.

Läßt man nun neben dem korpulenten Bergsteiger einen hageren schreiten, so ist die von beiden zu leistende Muskelarbeit die gleiche. Nehmen wir an, beide sind kräftig, aber der dicke Städter um zwanzig Kilo schwerer als der hagere Führer, so wird freilich das Herz des Korpulenten sein Blut durch ein ausgedehnteres Kapillarsystem zu treiben, doch sich vermutlich dieser Aufgabe durch eine gelinde Hypertrophie längst angepaßt haben. Dafür wird bei dem Hageren der Stoffwechsel an sich viel schärfer sein und alltäglich von ihm ein viel größeres Zellenmaterial eingerissen, ab- und wieder aufgebaut werden; er wird also an sich eine größere Menge Sauerstoff aufarbeiten. Hierdurch dürfte sich, da beide die nämliche Luft einatmen, ihr Sauerstoffbedarf annähernd ausgleichen. Über den Bedarf hinaus aber kann auch bei dem Korpulenten, trotz noch so vielen tiefen Atemzügen, kein Sauerstoff in Aktion treten. Wenn er gleichwohl in eine viel ärgere Hitze gerät als der abtranierte Führer, so liegt das also hauptsächlich an der beschleunigten Pulsfrequenz und der durch diese vermehrten Reibungswärme, nicht an einer unnatürlich gesteigerten Drydation, sondern an übermäßigem Blutdruck. Von der Stirne, desgleichen aus den Achseln und der Magengrube rinnt es beim Steigen dem Ärmsten in Strömen. Die plausibelste Erklärung für diesen ganzen Zustand lautet: ein Prozeß, der beim hochenden Bierfäuser mechanisch, ohne Drydation, zu reichlichen Depositen von Fett geführt hatte, wird

auf mechanische Weise rückgängig. Das Blut ersetzt seine Feuchtigkeitsverluste direkt aus dem Fettpolster, dessen Tröpfchen es ansaugt, um ihnen Wasser zu entziehen. Die Verbindung des bei solcher Auflösung von Fett restierenden Kohlenstoffs mit Sauerstoff braucht ebensowenig die Körpertemperatur zu erhöhen, wie bei einem im Gefängnis Hungernden und Durstenden, der von seinem Fettpolster zehrt.

Ein andres Beispiel bieten solche Warmblüter, die den sogenannten „Winterschlaf“ halten. Die Körpertemperatur der Murmeltiere sinkt bei diesem Schlaf bis auf $1,6^{\circ}\text{C}$. Bären sind aus naheliegenden Gründen in solchem Zustande noch nicht in der Achsel gemessen worden. Aber wenn ein Bär, der Monate hindurch geschlafen hat und aufgestört wird, den Kampf mit seinen Angreifern so feurig aufnimmt wie in seinen besten Tagen, so kann die Ursache dieser Lebenswärme unmöglich an der Nahrung liegen, da er ja seit Monaten keine zu sich nahm, sondern in erster Linie an der aufgefrischten Herzkraft, die sein Blut aufs neue unter starkem Druck der gewohnten Reibung aussekt.

Desgleichen versteht jeder Leichtbekleidete, den es friert, sich ohne Nahrung zu helfen, indem er tausend Schritte Dauerlauf macht, wo die Situation das erlaubt. Tausend Schritte erledigen sich in sechs bis sieben Minuten, während welcher von einer fulminanten Verbrennung keine Rede sein kann. Trotzdem ist jetzt der ganze Körper durchwärmt und gibt reichlich Wärme ab. Ebenso hat die momentan wärmende Wirkung scharfen Alkohols nichts mit Drydation zu tun, sondern beruht auf Anregung des Herzens, das mit gesteigertem Druck mehr Blut als vorher nach der Peripherie schafft.

Daß die Fische Nahrung zu sich nehmen, sie spalten, ausnutzen, das Abbaumaterial oxydieren und gleichwohl kaltes Blut haben, beweist von einer andern Seite her, daß tierische Wärme wesentlich von der Schnelligkeit des Blutstromes und seinen Widerständen abhängt.

Jede Köchin kennt es, daß man einen Hecht oder Lachs bei lebendigem Leibe mitten durchschneiden kann, ohne sich mit Blut zu besudeln, weil er eben keine spritzenden Arterien hat. Die geringe Wärme der Kaltblüter wird also in erster Linie durch geringen Blutdruck verursacht.

Wie hoch der Blutdruck bei sich erhitzenden Arbeitern steigt, weiß trotz Atwater niemand genau. Doch läßt sich die Vermutung schwer abweisen, daß am Zustandekommen der tierischen Wärme schlechthin ein konstanterer Faktor als die Drydation mithilft, weil die Natur es ablehnte, das innere Dauerklima, dessen wir zum Lebensprozeß bedürfen, von einer Zufälligkeit, wie sie die unregelmäßige Nahrung im Urzustande dargestellt hat, allein abhängig zu machen.

Bücher der Liebe

von Felix Poppenberg

Von der Vermessenheit, des Lebens ungeheure Fülle, das Hin- und Widerspiel von Millionen Kräften im „hohlen Spiegel einer Formel einzufangen“ handelt die Eingangsgeschichte des neuen Novellenreigens Arthur Schnitzlers*.

Und er selbst gleicht jenem unersättlichen Sternenleser, der in der bösen Lust des Wissens, eine Seele in unbegrenzte Weiten heßt, um alle ihre Möglichkeiten zu erkunden. Des Dichters Observatorium aber steht höher als die Warte des Magiers Erasmus. Er spiegelt, doch er formuliert nicht. Er läßt die Masken und Wunder seiner Lebens- und Schicksalsstücke in ihrer eigenen Zunge reden, und auch über dem Unerhörtesten schwebt ein ruhevoll gelassener Blick, der ebensogut große Überlegenheit wie erfahrungsschwere Demut sein kann.

Man glaubt dabei weniger Erzählungen mit der Illusion des Geschehenseins zu lesen, als die Aufzeichnungen eines psychologischen Alchemisten über seine experimentell geschaffenen Abenteuer mit Menschenseelen; man hat die Vorstellung von imaginären Begebenheiten aus dem Laboratorium des Paracelsus. Und wenn es auch alles sehr sonderliche Fälle sind, pendelnd zwischen ungewöhnlichem Leben und seltsamem Tod, Berichte über Gedankenvergiftung, Marionettenspiele des Gefühls, Transsubstantiationen der Einbildungskraft, Durcheinander von Wahrheit und Lüge bis zum Mord, so hat man doch nicht den Eindruck, daß es hier dem Dichter darauf ankam, das Rare des merkwürdigen Geschehnisses besonderer Individuen vorzuführen, sondern es scheint immer, als ob eine helllichtige Prophetie Ausblicke in das Land der Seele gibt von allgemeinerer Gültigkeit, Ausblicke in Möglichkeiten, die jeden Tag zwischen entsprechend gearteten Wesenheiten sich erfüllen können.

Hierin, in dieser reifen Fernsicht, die das Sonderliche unbeirrt und unverwirrt in den Zusammenhang und in die Gebundenheit des Typischen einordnet, möchte ich die geistige Bedeutung dieser Novellen sehen. Und ihre künstlerische darin, daß sie dies Verkündigende nicht absichtsvoll mit Rednergebärde und Sprechergewicht zur Schau tragen, sondern scheinbar nur gut und fesselnd erzählen wollen. Wer aber hellhörig zugehört hat, weiß dann nicht nur was diesen Ärzten, Dichtern, Kaufleuten, lebendigen und toten Verliebten begegnet ist, er weiß vor allem mehr von sich selbst.

Solche Bereicherung bringt auch die sichere und unerschrockene Aussprache des Buches eines jungen Elfäfers, Otto Gläses „Schritt für Schritt“. Von

* Arthur Schnitzler, Masken und Wunder. Berlin, C. Fischer, Verlag.

der Lust und Unlust der Körper wird hier gehandelt, und das Hauptexperimentier-Objekt ist ein erfahrener Mann und eine Novize.

Ein scharfer Denker, gestützt durch Takt und Gerechtigkeit, unternimmt die heikle Aufgabe, das Erotische bei den Sinnen und Nerven beginnen zu lassen und die Gemüts- und Gefühlsvorgänge als sekundäre Folgen zu betrachten.

Ihn interessiert der „Kontakt zweier Epidermis“ als Steigerungsfaktor für Wesenserfahrung und Lebensstärkung und er behandelt alle die Fragen, die wohl im vertrautem Gespräch, aber seltener in Büchern — Frank Wedekinds Rabbi Esra ist eins der wenigen Beispiele — erörtert wurden.

Jene Fragen, warum Menschen, die eine Sehnsucht zueinander hatten, in der letzten Vereinigung keine Erfüllung fanden, warum eine Liebesnacht, bei der ein Mann seine äußersten Kräfte hingegen, am Vendemain statt der Schwächung ein groß eratmendendes Freudigkeitsgefühl bringt, während eine Vereinigungsstunde ohne Vergeudung Abspannung und Depression bewirken kann. Von den großen Erlösungen und den kleinen mäßigen Erleichterungen wird gesprochen, und davon, wie der gleiche, in seiner auch bei wechselnden Techniken immer gleiche äußere Vorgang so verschiedene innere Reaktionen hervorzurufen vermag. Und die Erkenntnis, die die Frauen eigentlich nicht erfahren dürften, wird verraten, daß die Fähigkeits- und Befriedigungsmöglichkeiten des Mannes durchaus von dem Grad des erregungschaffenden weiblichen Fluidums abhängig sind.

Demonstrierend wird das dargelegt durch Situationen und durch die Après-Reflexionen. Und dazu bildet sich Flake als geeigneten Träger seiner Handlung einen sinnlichen, durch ein starkes, erotisches Erlebnis verwöhnten Mann, der aber zugleich ein bohrender die Dinge zerdenkender Analytiker ist. Und ihn verwickelt er in die Beziehung zu einem noch uneroberten Mädchen. Das werden nun Versuche und Hindernisse, und die Schwierigkeit und das Problem beginnt eigentlich erst — darin liegt ein kluges Wissen — als das Mädchen sich ihm, aus Angst, ihn zu verlieren, hingibt.

Sie wird nicht erweckt, sie geht nicht schrankenlos auf. Zuviel Scheu und Eingewickeltheit umhemmt sie, ihr fehlt in dem Duett alles Anfeuernde und Beflügelnde, und der Erfolg ist Enttäuschung.

Da der Mann kein Abenteuerer und Bummeler des Vergnügens ist, sondern auch seinen Genuß ernst nimmt, plagt ihn das Pflichtgefühl und der Ehrgeiz seine Mission ganz zu vollenden; in seiner monologischen Prozeßführung der Sache muß er sich sagen, daß die Lastende mit dem Erfahrenen und seinen unausgesprochenen Forderungen nicht Schritt halten kann und daß Geduld sich vielleicht belohnt. Und nun werden die wechselnden Kurven dieses merkwürdigen, erotisch-pädagogischen Verhältnisses verzeichnet, in dem die Sinne des Mannes sich langweilen, von dem aber sein Gehirn nicht loskommt.

Schließlich senkt sich die Kurve zu einem solchen Überdrußniveau, daß man stumm und peinlich auseinandergeht. Den Mann schleppt der Führer der Begebnisse in das „wilde Leben“ und beweist dabei, wie das, was der Bürger „Aussschweifung“ nennt, dem Nerven- und Phantasiemenschen durch die bunte Fülle und die Begabung der Partnerin, nach vegetarisch frugaler Zeit für eine Weile Erfrischung und Erquickung sein kann. Ilse bleibt aber dabei nicht stehen. Das überwiegend Denkerische seiner Anlage zwingt ihn die vielen interessanten Epigramme zur Psychophysik der Liebe, die im Grunde den Roman bilden, entwicklungsmäßig zu ründen. Und so erzeugt er durch konstruktive Weichenstellung eine Sinnesumwandlung in dem Mann, so daß er auf weiter Reise das Bild der Verlassenen wiedererwachen fühlt, und, bestärkt durch die Schwester, sich mit ihr verlobt, um in einer neuen bindenden Gemeinsamkeit, wirksam lebensfähig zueinander zu reisen.

Man versteht wohl den Willen des Verfassers, der seine Geschöpfe „von der Übertreibung der Wichtigkeit des eigenen Schicksals“ zum Allgemeinen führen will und ihnen als Mittel, das Leben sich klar zu machen, vorschreibt, „sich nicht unaufhörlich mit sich selbst zu beschäftigen“. Aber zwingend ist die Beweisführung nicht, und an die Rückkehr Ralphs zu Ilse vermögen gerade die, die für die erste Hälfte des Buches die besten Leser waren, am wenigsten zu glauben, denn sie wissen, und Ilse selbst weiß es gewiß auch, daß, so unvergeßbar uns die Frau bleibt, die in unseren Sinnen und unserem Blut gesungen, ebenso fremd und fatal uns die Erinnerung an die ist, aus der wir nicht das letzte Feuer hinreißend und hingerrissen herauschlügen.

Doch vieles bleibt uns trotzdem an diesem Buch der Menschlichkeiten, zu dem man sich bekennt und in dem man sich begegnet. Diese Auffassung von der Erregung als der beschwingenden Erhöhung über der Täglichkeit, oder wie es der Bildhauer ungeschminkt ausspricht: „ein großer Künstler braucht mit seinen Liebchaften nicht mehr als ein Schwein zu sein, und doch ist alles nichts als ein Zweck um stärker zu fühlen und alles ist gut, wenn das wüßte Leben die Kraft nicht bricht, sondern steigert.“

Und dann der Wunsch nach der heiteren Unbefangenheit sinnlichen Zusammenklangs, in dem jeder Partner dem anderen freudig und freiwillig dient zu gegenseitiger Beglückung, ohne belastend die Schwerfälligkeiten des gegenseitigen Lebens einander aufzuhalsen, jene Auffassung der Liebe als einer Isola bella neben dem Leben, die der Frau mit ihrem Wunsch nach Teilung, nach dem Legitimen, nach der offiziellen Zweisamkeit immer als eine Art Entfugung erscheint, und die doch gerade durch das Losgelöste von dem Täglichen und Häuslichen, eine längere Illusionierungskraft verbürgt.

Nicht das alte Wikinger-Ideal des Frauenraubs und der Überrumpelung regiert hier, sondern das Bekennen zu einem weiteren menschlichen Frauen-

recht, der moralische Respekt vor dem fröhlichen Mut des Mädchens, das seinen Schritt wagt, ohne den Mann durch das „Nicht doch“ und die Tränen abzukühlen. Je besser der Mann geartet, um so mehr wird ihn die Freiwilligkeit ohne falsche Scham entzücken, und das schnelle Ergeben wird ihm nicht niedrig dünken.

Flake spricht diese Männergedanken aus, er versteht sich aber auch einsichtig in die Verfassung der Mädchen, in ihre Schwierigkeiten und Hemmungen. Seine Charakteristik der Ilse, die durch die Aufregungen der Phantasie gegangen, nach der schon manche Begehrlichkeit gelangt, und die doch immer vor dem letzten zurückschreckte, bis sich mit Ralph ihr Maß erfüllt, ist sehr aufschlußreich. Und die Moral davon ist, daß wohl niemals ein Mann eine Virginität allein bezwingt, daß dazu immer Schrittmacher gehören, Vorläufer, die den Boden bereiten; und eines Tages, wenn sie reif, fällt sie dem in den Schoß, der vorübergeht, und der ist meist sehr stolz, und ahnt nicht, daß er nur den Schlupfwinkel zu einem schon lange wallenden Rhythmus setzt.

Diese Geschichte der Erregungen hat in ihrem Betrachten und Darstellen ein intellektuelles Klima, eine kühle Distanz. Das Stendhalsche Chaudfroid, von heißen Dingen temperiert zu reden, steckt darin.

Ein anderes Buch des Genießens ist schmeichlerischer, voll weiblicher knisternder Nervenvibrationen; mehr Frissons schwingen darin als daß formulierte Beobachtungsgedanken über das Auf und Ab der Liebeskurven verzeichnet werden und doch gibt es indirekt durch die flirrende Spiegelung eines sensibeln erotischen Temperamentes eine Education sentimentale.

Das ist der für mich so außerordentlich lockende Roman Bernards Versuchung von dem Schweizer Dichter Alexander Castell (München, Albert Langen), dessen künstlerische Fingerspitzen in der Behandlung der Bijour indiscrets sich kenntlich und verführerisch schon in einigen feinen Novellen erwiesen.

Aus Schnitzlers „Weitem Land“ kann man das Motto für den hier behandelten Bezirk des Daseins nehmen und es heißt: „Ihr, Ihr“ . . .

Ein junger Mensch — er hat keinen anderen Beruf als sich zu erleben und der Ort der Tat ist Paris — sieht die Frauen an, ihrer zu begehren, und er ist dabei kein Verführungsprofessional, kein Sportsmann mit dem Ehrgeiz der möglichst großen Strecke, sondern ein Zärtlicher, von jeder Frauenatmosphäre leicht Umstrickter und in jeder Situation Neuer. Einer von denen, die bei aller Virtuosität das Knabenhafte behalten, und zu dem die Frauen so gern my boy sagen.

Freilich untreu und wechselnden Launen des Notre Coeur folgend, in vielseitiger gleichzeitiger Neigung, aber ohne Trug und ohne kalte Schau-

spielerei stets situationsecht. Und er hat die sicher verbürgten Instinkte, daß er durch viele Verwandlungen und gelegentlich auch durch die Niederungen des „Schlammpfades“ gehend, keinen Schaden an seiner Seele nimmt und sein Zartgefühl behält und seine leise weiche Hand. Und er, den der weibliche Spießer vielleicht einen „Schuft“ nennen darf, bringt als Vertrauter der Frau eine empfänglichere verstehendere Resonanz entgegen als der monogame Bonhomme.

Musikalisch klingt dies Buch und mit Worten weiß es die unendliche Melodie sehnsüchtiger Spannungen, die erlösenden Harmonien starker Erfüllungen und die dunklen wie schwere Tropfen fallenden Tristitien — il plue dans mon coeur — trostloser Stunden der Unwiderbringlichkeit in unser Gefühl zu bringen.

Es weiß um den leiseften Hauch der Erotik wie um die derbste Umarmung mit klammernden Organen, wenn es gilt die Seele durch die Sinne zu heilen oder wenigstens zu betäuben und still zu machen.

Es weiß um die überrieselnden Schauer kaum merkbarer Annäherung im Dunkel einerloge, — und auf der Bühne spielt die unerbittliche „Amoureuse“ des Porto-Riche — um die vibrierende Erwartung, die aus zwei nebeneinander liegenden Händen spricht, um die Nervenmagie der doigts libertins, wenn das „Entzücken den Arm hinaufkriecht“, bis zu dem vielgeliebten dunklen Schatten der Achsel, den schwarzen Chrysanthemem; es weiß um das stärkste Entzücken des Mannes, ein sonst kühl und spöttisch überlegenes Frauenauge in flirrendem Glanze schwimmen und unsäglich brechen zu sehen.

Vom Leidenmachen und vom Leiden handelt das Buch, von dem beglückenden Aufschwung und von dem Absturz ins Leere. Der unbekümmerte Genießer, der die Frauen feiert, wie sie fallen, erlebt seine wunderbarsten Erschütterungen an einer Frau, die durch die ewige Unsicherheit des Besitzens seine schmerzlichste Qual wird.

Oft Erlebtes, oft Geschildertes bekommt hier eine solche Intensität der Bergegenwärtigung, eine solch leidenschaftlich wehe Übertragungsfähigkeit, daß Situation und Zustand, ebenso wie immer wieder im Leben, neu und unerhört werden und dem Empfänglichen das Echo eigener Erinnerung wecken, Furcht und Mitleid. Alles klingt hier wieder: das Tiefbedrängte, Formüde, Abgehärmte leerer Tage der Entfernung ohne Nachricht; das peinigende Gefühl rettungsloser Fremdheit, wenn die Geliebte unter Menschen, in der Gesellschaft plötzlich unerreichbar scheint und man an dem Besitz und der schrankenlosen Vertraulichkeit der Körper irre wird; das fast Schmerzhaftes des Genießens nach dem Entbehren, wenn die verquälten Nerven sich nicht sogleich zur Freude aufschwingen können.

Und endlich der Ausgang, da alles unhaltbar den Händen entgleitet, da der

Kopf sagt: gut, daß es vorbei, und das ganze Wesen doch mit allen Fasern nach den Entzückungen der Einen fiebert.

Unsentimental schreitet die Geschichte; sie kennt die Erneuerungen, sie weiß, daß auf dem durch die Passion aufgewühlten Boden am dankbarsten neue Neigung keimt, daß von Rosalinde zur Julia nur ein Schritt. Und so gestaltet sie mit gleicher Tragkraft den Aufschwung der neuen Götter und der neuen Liebe und wie ein Virtuoso verwandelt wird und mit zärtlicher Ehrfurcht und mit der Scheu vor dem Unglaublichen ein mit den Hüllen der Scham und der Bangnis umschleiertes Frauenbild gewinnt, bis ihm Erfahrung auch dies zerpflückt.

Castell hat nicht wie Flake den Ehrgeiz, seinen Roman in einen fest abschließenden Rahmen zu sperren und seinen Bernard durch die Lehrjahre der Liebe zu einem deutlich markierten Entwicklungsziel zu führen.

Indirekt aber — und darin liegt die Education sentimentale — bringt er ihn doch ganz organisch vom Genießerischen zum Nachdenklichen. Durch Mit-Leiden wird er wissender und verstehender, skeptischer vielleicht für sich, aber doch dankbar für jeden starken Augenblick, der ihm geschenkt ward — es sei wie es wolle —. Und als ein Merkzeichen dafür steht die letzte Szene, die Bernard in diesem Buch mit einer Frau hat, und diese Frau ist seine Mutter, die ruhelose Weltreisende, die nicht altern will und nicht abdanken und nicht verzichten. Bernard, dem sie eine Fremde geblieben, sieht sie jetzt, da sie in Paris auftaucht, mit seiner durch Leiden und Lust getränkten Erfahrung in einem andern Licht, er weiß es jetzt — und wieder denkt man an Schnitzler, an den unvergeßlichen einsamen Weg — daß Mütter auch Frauen sind.

Ohne daß es zwischen ihnen zu einer Aussprache kommt, verstehen sie sich beide zum erstemal und Bernard sagt stockend: „Mama, wir müssen jetzt beide sehr gut zueinander sein.“ Und in Variierung des oftgebrauchten Spruches kann man als Schluß noch setzen: Wer viel geliebt hat, der kann viel vergeben. . .

Liebe, Liebe, nichts als Liebe . . .

Irene Forbes-Mosse hat ein neues Buch geschrieben, „Der kleine Tod“ genannt nach dem toskanischen Volkslied von dem armen Seelchen, das singt vorrei morir di morte piccinina (S. Fischer, Verlag). Keine Liebes-situation ist darin, und doch schwingt hier alles Fühlen, Sehen und Lauschen in Saiten, die zu solcher Empfänglichkeit nur durch die Liebe gestimmt sein können.

Im Hintergrund dieses Buches, das als Tagebuch einer Frau in selbst-gewählter Verbannung anzusehen ist, — einer Verbannung, die noch nicht Verzicht, mehr ungelöstes Harren — zittert Neigung und Sehnsucht nach

dem Einem und das in seiner Unterwerfung stolze Gefühl: ich weiß, du könntest auch ohne mich leben. Was tuts, wenn nur ich nicht ohne dich leben kann. . .

Von diesem Entfernten und von dieser Liebe wird mit Worten hier nur selten gesprochen. Aber wie ein Element wogt sie unter diesem mit Träumen, Gesichtern, Bildern und Klängen beladenen Nachen, voll Meerleuchten und dem dunklen Glanz der Tiefe, und Sonne, Mond und Sterne, Tier und Menschen und jedes Ding der bunten Welt spiegelt sich bereicherter in ihr.

Tausend flimmernde Nerven erleben hier leidenschaftlich die Umwelt, und hellhörige Glieder spürt man, die alles aufnehmen mit allen Wurzeln und ein Erinnerungsgarten duftet mit kleinen Wiesenkräutern und den Wunderblumen der Ferne.

Und immer muß man bei diesem Frauenwesen an Bettina denken, wenn sie von den Kindertagen erzählt, wo sie mehr auf dem Schrank und unter dem Tisch zu finden war als am Tisch, wenn sie das Klingende und Blumige jüdischer Mädchennamen schmeckt, wenn ihr ein goldenes durch die Luft segelndes Ahornblatt zum Märchen wird.

Verschwifert fühlt sie alles. Die Tiere sind ihr vertraut, die Eulen weiß, silbrig und braun gefleckt mit großen verschleierte Augen, der Turmuhr im Sternendunst ähnlich, die Kröten, die Schahhüter, und ihr ganzer Anhang, die Unken und Irschen, die Padden und Poggen, bei deren Namen man ordentlich die „breiten nassen Füßchen die Treppe heraufspatschen hört“, Grillen und Zikaden und vor allem die Katzen. Und gleich Bettinen sind die Augen der Irene Forbes-Mosse humorhaft und ihr sprachlicher Ausdruck voll freudig strotzender Sinnfälligkeit. So entdeckt sie in der Katerphysiognomie die Ähnlichkeit mit dem Stiefmütterchen, und die schieferblauen trippelnden Kapuzinertauben erscheinen ihr wie kleine ordentliche Damen in Umschlagtüchern. Und die Bäume liebt sie, das niederrieselnde Gold des Ginster, die Würze des sonnendurchglühten Tymian, die in der Akropolis-Erinnerung duftet.

Die Seele der Dinge spricht zu ihr, gotische Steinbilder im Schnee am blasfrofigen Winternachmittag, wenn die Kerzen brennen und die Drachen und steinernen Rosen lebendig werden im Spiel der Schatten; das Durcheinander der Docks mit Schiffgerippen und den schiefgestürzten Schiffen, die wie hilflose Tiere auf der Seite liegen. Der Phantasieblick schweift über das Alltägliche und Unbedeutende und spiegelt es neu und besonders.

Die „moosgrünen Steinbrüche des Gorgonzola“ entdeckt sie sich, und die Messingwalze der Spieluhr mit den unzähligen winzigen Stacheln ist ihr wie ein kleiner goldener Igel am Spieß.

Aus den Wörtern lauscht sie sich ursprunghafte Lebensfülle. So ruft sie in drei Sprachen den Frühling an. „Spring“, das englische „frisch wie ein

kleiner David, der die Schleuder spannt, mit dem Lachen in den Augenwinkeln. Primavera hat eine Schleppe und wandelt durch Laubengänge; und Frühling? ja, da gehen die Leute schon vor den Toren spazieren und die Kinder pflücken Himmelschlüssel" . . .

Naturfromm, singend und klingend, schwebt hier eine Seele durch die Landschaft; die Landschaft ist Toskana, und die Seele ist der Liebe voll.

So wird uns Irene zu einer Schwester des heiligen Franziskus. . .

Von der neuen französischen Lyrik*

von Franz Element

Wenn man nur etwas Verblüffendes sagen wollte, dürfte man behaupten, in Frankreich habe es bis auf wenige Ausnahmen vor dreißig Jahren überhaupt keine Lyrik gegeben. Es sind deren gerade heute so viele, die glauben, ein feiner Kopf dürfe nur radikale Synthesen aufstellen. Wem es aber um die Dinge zu tun ist, der sucht gerade nach anderem, der hält es überhaupt für unmöglich, daß Frankreichs Dichtung je einmal ganz unlyrisch gewesen sei, der geht mit Entfagung bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinauf den vereinzelt Lyrismen nach. Dann sieht er den Lauf eines ganz hellen, sprudelnden, stets kreisenden Stromes, an dessen Quelle der Flußgott Willon sitzt. Der lyrische Strom floß selten an der Oberfläche; er lief unter dem Boden hin, aber seine Wasser haben gerade deshalb so nährend gewirkt. Die regelmäßigen, fein gezielten Gärten der französischen Dramatik, die in vornehmer Langeweile daliegenden Hecken französischer Versepit, die saftig spießenden vereinzelt Büsche, die die früh reif gewordene gallische Romantik in die präziös zugeschnittene Dichtungslandschaft hineinfegte, sogen mit ihren feinsten Würzelchen die unterirdische Nahrung aus dem nie versiegenden lyrischen Flusse. Da geschah zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts etwas Unerwartetes; zwei Quellensucher, der Bürger Jean Jacques Rousseau und der Edle Chateaubriand gruben dem Fluß ein neues oberirdisches Bett. Der schäumte zunächst ganz rasend auf, warf Blasen, kreiste und kreiste, wuchs an, erhielt Zuflüsse und läuft jetzt durch die satte Landschaft französischer Kultur, trägt Schiffe, spiegelt Bäume, Städte und manche schöne Frau.

Überblickt man die französische Romantik, die erste Epoche der französischen

* Otto und Erna Grantoff: Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich. Eine Auswahl. Jena, Eugen Diederichs 1911.

Lyrik, so weiß man nicht recht, wie hoch man ihren eigentlichen Lyrismus einschätzen soll. War Viktor Hugo nicht vor allem eine mit der Faust schreibende, machvolle epische Individualität? Und darf man den pessimistischen Stoiker, den reinen Ideemenschen Alfred de Vigny eigentlich mitrechnen? Dann bleibt nur mehr der allzu schwächliche, aber ganz leidenschaftliche Alfred de Musset, und dem Elegiker Lamartine muß man dann noch ganz anderes gerecht werden, als man es bis dahin versucht hat. Wie scheint uns heute die Orgie des Lyrismus, als die die Zünftigen wie Brunetier und Jaguet die französische Romantik hinstellen wollten, so unlyrisch, so fern von unmittelbarem Drauflosdichten. Sie ist vielleicht nur eine Renaissance des Verses und hatte als Endergebnis in der parnassischen Schule die eigensüchtige Kultur des Verses.

Ganz sicher ist Baudelaire der allererste, der stolz auf sein Nuchlyrikertum alles durchbrach, was die Konvention gegen die eigenmächtige lyrische Selbstbehauptung aufrichtete. Sein Schaffen und seine Persönlichkeit sind eher Symbol, eher Wegeweiser als Erfüllung; er war ganz originell, aber nicht groß genug. Daher sein Einfluß: von ihm, dem vielfältig Beschränkten konnte man lernen, mehr als von einem Vollenderen. Und man lernte vor allem den Troß gegen das alte vermessene Vorurteil, daß die allem Lyrischen zugrunde liegende restlose Aufrichtigkeit etwas Unreinliches und Verderbliches sei. Die Bahn war frei für Rimbaud, Verlaine und Jules Laforgue. Der ganz kindliche, der Natur am nächsten stehende Verlaine mußte ein Meister werden, weil er so verzweifelt tief empfand und durchaus inneres und äußeres Singen war. Die Periode der reinen Lyrik hub an; wie töricht war es, sie die Periode des Symbolismus zu nennen und man sieht ungerne, wie gründliche Deutsche sich mit diesem Kampfbegriff noch redlich abquälen, nachdem die klugen Franzosen von heute auf eine kritische Ergründung des gleichzeitig viel- und nichtsagenden Wortes verzichtet haben.

Wenn man für den Symbolismus als Schule etwas Bestimmtes retten will, so mag es die Durchbrechung des klassischen, des parnassischen Verses sein, vielleicht auch noch die freie Geltung des Vers libre. Aber das ist alles, wenn nicht schon viel zu viel: das Hauptding waren die sicher auftretenden, durch nichts zu beirrenden zahlreichen lyrischen Individualitäten. Es gab bald nichts Gemeinsames mehr als den Kampf gegen die parnassische Blutleere; der war bald ausgefochten und gewonnen und überall zeigte sich das Fremde. Verlaine starb und verdarb, Rimbaud wurde Kaufmann. Laforgue siechte dahin. Jean Moreas, der Grieche, der einstige Fanatiker des ganz freien Verses, kam zum Volkslied und endlich zur klassisch gerundeten, tadellos gearbeiteten Stanze. Charles Guerin (den Grautoff nicht vergessen sollte, trotzdem er tot ist,) wurde ein reiner, jungfräulicher Dichter des erotischen Liedes und Samain, von dem ich hier schon sprach, ein ganz

schwächiger, aber prachtvoll farbiger Naturlyriker. Das war die erste Reihe, wenn man überhaupt von Reihen sprechen kann. Wir wären damit in der Gegenwart, zunächst bei denen, die Grautoff zusammenfassend die Meister der Jugend nennt: Emile Verhaeren, Henri de Regnier, Vielé Griffin, Francis Jammes und Paul Fort. Wenn man von Verhaeren und Paul Fort einigermaßen absieht, so sind diese fünf überhaupt insofern keine Meister, als sie keine Schüler, keine ergebenen, unter ihrem Schuß, Schirm und Einfluß dachtenden Jünger haben. Nur Verhaeren und Paul Fort haben für die Inspirationsquellen, die synthetische Art und einige Ausdrucksnoten der Unanimistenschule behutsam anzudeutende Wirkung gehabt. Es täte mir aus Liebe zur reichblühenden französischen Gegenwartslyrik leid, wenn es anders wäre; ich habe sie so gern, ich sehe in ihr etwas so Köstliches und für Frankreichs kulturelle Genialität so Bezeichnendes, weil man nur mit zarter Hand, mit vorsichtigster Skeptik in ihr Gruppierungen umreißen kann, weil auf einmal so viel eigentümliches, naturnotwendiges Singen und Sagen in unnachahmlicher Weise aufsprößt.

Wir haben vor allen zuerst Verhaeren verstehen, lieben und genießen gelernt. Das kommt daher, daß er Blame ist, einer mit spanischem Einschlag, ein Unentwegter, ein gewaltiger Synthetiker. Vor kurzem erst sagte mir dieser Meister, er finde es so vielverheißend, daß die neue Lyrik in allen Ländern sich vorzugsweise zyklisch äußere. Dieser bewußte Wille zur Allumfassung ist das Geheimnis seiner faszinierenden Wirkung. Er verschmäht die lyrischen Kleinigkeiten, er hat die Shakespearische Lust und Kraft, aus der Hölle heraus durch die Erde hindurch in die Himmel hineinzuwachsen; er ist der ganz große Gegenwartsdichter, weil er sich selbst und sein Fühlen nur insofern für interessant und offenbarungswürdig hält, als sie ein brausendes Echo für die ganze laute und leise Welt bilden. Merkt man jetzt, wie nahe er bei Viktor Hugo steht?

Man darf sich über die Stellung Verhaerens in Frankreich keine Illusionen machen. Die Kulturfranzosen reinsten Wassers nehmen ihn noch immer nicht für voll. Es ist zuviel Belgiertum in ihm, daneben stoßen manchmal betäubende Sprachunreinheiten auf; er ist ein Muster und ein Meister der Traditionslosigkeit. Sein Widerpart ist Henri de Regnier, ein leiser, unaufdringlicher, vom Griechentum angegriffener Lyriker, der einen ganz klangvollen, metallisch blanken Vers schreibt und ohne wirkliche Inspirationsfülle etwas wie ein großer Dichter der reinen Innenkämpfe geworden ist. Und wie voll von südfranzösischer Tradition ist Francis Jammes, der mit einem gewaltigen Aufwand von Raffinement wunderliche und entzückende Naivitäten des Lebens und der Kunst hinzusetzen vermochte. Er hat die impressio-nistische Technik in der neufranzösischen Lyrik begründet und gleich so ausgebildet, daß er auf all denen, welche in ihm Inspiration suchen, wie eine

Bürde lastet. Mit Worten, die wie gesprochen aussehen, hat er an das Geheimnisvollste gerührt und eine heidnische Frömmigkeit verbreitet, welche Leute des Nordens nie verstehen können. Für die Deutschen wird Francis Jammes auf ewig unerreichbar sein.

Nicht so Francis Vielé-Griffin und Paul Fort. Am wenigsten der letztere; es ist zum Weinen, wenn man sieht, wie viele schale Dinge nur aus Frankreich zu kommen brauchen, um auf dem deutschen Literaturmarkt Anklang zu finden und dieser umfassende, für deutsches Genießen so durchaus geschaffene, vollständige Dichter, der mit ebenso starkem Willen und größerer Kühnheit auf die Ganzheit des spezifisch modernen Lebens ausgeht und sie bezwingt, in Deutschland noch so gut wie unbekannt ist. Er tut sein Werk in einer neuen Form, die er wie Prosa schreibt; in dieser Prosa liegen aber einige der stolzesten Verse, die in der französischen Wortkunst sind. Dieser Berauschte, Fruchtbare hat etwas von einer stürmenden Naturkraft an sich. Als ein fünfter Meister gilt der stärker bestrittene, mehr in die Seelen als in die eigentliche Produktion hineinwirkende Francis Vielé-Griffin. Er ist ein ganz Freier im Vers, aber das eigentümliche, diskrete Glänzen seiner etwas verwachsenen Dichtung ist so altklassisch im besten Sinne, daß man schließlich mit ihm weder aus noch ein weiß. Sind das nun alle Lehrer? Sind das alle fruchtbaren Älteren, an deren Namen die neuen Erlebens- und Formerrungenschaften hängen? Man ist versucht, nein zu sagen, denn unter den Jüngsten stoßen einem Meister auf, deren Schaffen eine größere gruppenbildende Kraft zu haben scheint, als das der Lyriker mit ergrauender Stirnlocke. Wie groß sind endlich die Einflüsse von literarischen Individualitäten, die im Grunde mit Lyrik nichts zu tun haben. Der Barrefismus ist heute beinahe ganz überwunden; über André Gides Einfluß auf die junge Generation wird man hingegen einmal ein großes gründliches Buch schreiben können. Wer wüßte zu sagen, was an ihm so packend ist? Vielleicht tut das vor allem seine Unfähigkeit zu irgendwelchen Konzessionen an Philister, Snobs und Poseure; vielleicht ist seine spartanisch ästhetische Strenge, die nur ab und zu wohlthätig wirkte, vor allem andern daran schuld. Er hat Paul Claudel zur Anerkennung verholfen. Und nun wirkt dieser Mystiker, dem Charles Peguy bald manieristisch, bald unbescheiden genialisch nachstrebt, stärker als der Dichter des „Immoraliste“. Ich glaube, daß Claudel trotz seiner barbarischen Zeitgröße der erste ist, der zum Heil der jungen Lyrik überwunden werden muß!

Die Jüngsten hielten es für nötig, eine Fahne auszuhängen: sie verlangten, von der Mitwelt „Unanimisten“ geheißen zu werden. Sie erfanden ein Programm und überließen es ihrem heimlichen König Jules Romains und einigen Theoretikern der Nouvelle Revue Française es so unpräzis wie nur möglich auseinanderzusetzen. Man sah von vornherein, daß es für

sie, allen eckig jungen Gebärden zum Troß, Nebensache war und vor ganz kurzer Zeit sagte François Mauriac, einer ihrer Vertrauten, daß sie nur in irgendeiner Weise Klarheit über die Richtung ihres Schaffens empfinden, das wäre ihr Gegensatz zum barrefistischnen Culte du moi, der eine letzte Steigerung und gleichzeitig eine Auflösung des symbolistischen Egotismus bedeutete. Sie wollen mit Leidenschaft das Heraufkommen eines neuen Weltgefühls, sie sind von der Bedeutung der Verhaerenschen Dichtungswerte durchdrungen, sie möchten ganz Unmittelbare sein, aber mehr unmittelbar im Ausdruck dessen, was von allen Seiten her auf sie zuschwingt, als dessen, was in ihrer vom All losgelösten Persönlichkeit sich regt. Aber die Form wollen sie nicht durchbrechen; sie wollen bändigen; ihr Ideal ist un paroxysme tempéré.

Was kümmern wir uns im Grunde um diese Wünsche und Theorienstorfos? Was interessiert es uns, ob sie in ihrem Arbeiten mehr den Walt Whitman als den Paul Fort vor sich sehen? Eines wissen wir, daß starke, vollgültige, eigenartige Former unter ihnen sind. Otto und Erna Grautoff hielten darauf, vollständig zu sein; ich möchte meine Vorliebschaften betonen, Vor allen liebe ich Jules Romains, Charles Vildrac, Henri Franck, André Spire und Georges Duhamel; ich habe mehr übrig für Marie Dauguet, die Grautoff nicht nennt, als für die vielschreibende Lucie Delarue-Mardrus; ich könnte noch einige nennen, aber ich verweise auf Grautoffs Buch, vor dem ich einen großen Respekt habe, weil neben ihm alles andere, was seit Jahren an Zusammenfassendem über französische Lyrik erschien, durchaus verblaßt.

Jules Romains hat viel über seine eigene Lyrik gesprochen und geschrieben; er tat es ganz mit Unrecht; er soll die Besten unter den Genießern ruhig gewähren lassen, weil sie ohne Fehl zu ihm kommen müssen. Denn er ist der glückliche Dichter der seelischen Komplexe, die so lange unauffindbar schienen. Er hat recht viel vom Dehmel der „Zwei Menschen“, nur ist der Deutsche klarer als der Franzose, weil dieser sehr viel jünger ist. Er hat noch wenig Sinnlichkeit, weil er zu viel zu bewältigen hatte; seine dionysische Anteilnahme ließ ihn noch nicht zur genießerischen Beschaulichkeit kommen. Charles Vildrac steht nach dieser Seite weit über ihm; er hat viel Zeit verträumt, denn alle starken Sinnlichen sind Träumer; er hat formen gelernt und ist dazu bestimmt, den Abseitsstehenden als erster zu zeigen, was in der vielverheißenden Gruppe der Jüngsten an entzückenden Möglichkeiten vorhanden ist. Er ist eigenmächtiger, viel reiner schöpferisch als Georges Duhamel, der reflektierendste aller „Unanimisten“, der in den paar Monaten, seit er im „Mercure de France“ Pierre Quillards Stellung als Lyrikkritiker einnimmt, bewiesen hat, daß er alle Überlegenheit dazu besitzt, um der theoretische Wortführer seiner Freunde zu werden. Henri Franck ist tot, er

war Katholik und ein sehr tiefer ernster Mensch, der in bezug auf reine Bildhaftigkeit ein gutes Duzend unvergeßlicher Strophen schrieb.

So blüht recht viel. Es blüht unbescheiden, denn der Frühling ist anmaßend aus Kraft. Man wird noch manches vergessen lernen, aber es ist heute schon wahr, daß wir uns aus der jungen französischen Lyrik zu wenig machen, weil wir von ihr nichts wissen. Man hat in Deutschland eben zu viel mit Kofstand und Robert de Flers zu tun.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Raymond Poincaré gilt heute vielen Franzosen als einer ihrer besten Männer, als einer der wenigen, die durch Beschäftigung mit Politik nicht bemakelt, nicht um den ursprünglichen Adel ihres Geistes gebracht wurden. Als er daher, der schon vor achtzehn Jahren als Zweiunddreißigjähriger der jüngste Minister der Republik war, zur Bildung eines Kabinetts berufen wurde, atmete man auf. Wieder war ein Moment eingetreten, wo die Republik ihre geistigen Reserven heranziehen mußte, um die unabreißbare Kette innerer Schwierigkeiten zu überwinden. Männer wie Waldeck-Rousseau, Rouvier, Clemenceau, Briand hatten sich in den letzten zwei Jahrzehnten schützend vor die Republik gestellt, um die verbündeten Mächte von Feudalismus und Klerikalismus in Heer und Verwaltung niederzuringen und später die anarchischen Gelüste des gefährlichen Syndikalismus zu ersticken; sie haben tüchtige Arbeit getan, und um die Trennung von Kirche und Staat, bei deren Durchführung sich Briand die Sporen verdient hat, beneidet die Intelligenz von ganz Europa den ehemals allerchristlichsten Staat. Aber sonst ist die innere Lage verworren, der Parlamentarismus entwertet, die republikanische Staatsform ohne werbende Kraft, die Politikerzunft bei Gebildeten und vom arbeitenden Volk unsagbar verachtet. Man ist des ewigen Froschmäusekrieges der parlamentarischen Cliques müde; die Theaterei der Parlamentstribüne zeigt nicht eben abwechselnde Bilder; das Pathos der kleinen Ehrgeizigen, die mit ihren quinze mille das Palais Bourbon bevölkern, ist monoton geworden und bietet für den Mangel an großen Zielen keinen Ersatz. Das Land seufzt nach einer Neugeburt des Parlamentarismus, einer Modernisierung der Verwaltung und einer Vereinfachung des Parteiwesens, dessen Zersplitterung eher ein Produkt der Zuchtlosigkeit der Parlamentarier als das Zeichen stark individualisierter Gruppenwünsche ist. Das sind Forderungen weniger des Proletariats, das besondere Sorgen drücken, als der bürgerlichen Gesellschaft, die im Rahmen der republikanischen

Staatsform die Gewähr für Erwerbstätigkeit und ruhigen Lebensgenuß ungestört sucht; und es wäre schwerlich ein Mann zu finden gewesen, dem solche Aufgaben mit größerem Vertrauen aufzubürden sind, als Raymond Poincaré, der Senator des Departements de la Meuse.

Poincarés Leistungen als Politiker traten allerdings bisher nicht außer Reich und Glied. Als Deputierter fiel er durch eine ungewöhnliche Beherrschung des Budgetwesens auf; die Klarheit seiner Darlegungen war unübertrefflich; aber als man in Erwartung einschneidender Reformen das Finanzministerium seiner Leitung unterstellte, enttäuschte er. Er schien ein ordnender, kein schöpferischer Kopf; auch ein genießender, eher der Beschaulichkeit und den Musen hingeebener, als ein von politischer Leidenschaft auf die Bahn der Reformen getriebener Staatsmann. Die Parteipolitik ekelte ihn an; er hielt sich, der berühmteste Zivilanwalt Frankreichs seit des schweigsamen Waldeck-Roussseau Tode, vornehm abseits, den politischen Jammer mit bissiger Ironie und eis-kalter Kritik glossierend. Ab und zu gingen solche abschätzige Worte Poincarés von Mund zu Mund, und die „hungrigen Politiker“, die „Kondottieri der Presse“, „die zur Disposition gestellten Aufrührer“, die er geißelte, gelobten im stillen gelegentliche Heimzahlung an den juristischen Schöngeist, der inzwischen unter die Unsterblichen der Akademie aufgenommen worden war. Doch war Poincarés Geist zu ernst und realistisch, um in Schöngeisterei und Salongenuß aufzugehen; und durch all die Jahre, in denen er seine Zeit abwartend privatisierte, vertrat er mit Nachdruck den Gedanken, daß die Qualität der Parlamentarier erhöht und diese Qualitätserhöhung durch Einführung der Verhältniswahl gesichert werden müsse.

Der erste Gesetzesentwurf, den er als Ministerpräsident vor die Kammer brachte, betraf daher die Vertretung der Minderheiten; er mutet also den Hunderten von Abgeordneten, die vom Mandatschwacher und dem Widersinn einer mechanischen Mehrheitsvertretung leben und als Leibeigene ihrer Wähler deren Geschäfte in Paris besorgen: er mutet ihnen politischen Selbstmord zu, da sie wissen dürfen, wie wenige von ihnen einer nach den Grundsätzen des Poincaréschen Entwurfs zusammengesetzten Kammer angehören werden. Poincarés Bundesgenossen sind die öffentliche Meinung, die äußerste Linke und die äußerste Rechte: eine gefährliche Bundesgenossenschaft für einen Mann der republikanischen Mitte und der demokratischen Besonnenheit. Daß die öffentliche Meinung fast restlos der Minderheitsvertretung gewonnen werden konnte, ist das besondere Verdienst jener versteckten und offenen Nationalisten, die, von so starken Köpfen wie Charles Benoist geführt, sich von der Minderheitsvertretung eine wirksamere Organisation der konservativen Elemente erhoffen. Gleichwohl: da auch die Sozialisten eifrig für die Reform des Wahlrechts eintreten, aus Vernunft und Berechnung, so durfte Poincaré glauben, auch den Widerstand der mit allen

Mitteln der parlamentarischen Intrige entgegenarbeitenden Radikalen und Radikalsozialisten zu besiegen und die neue Krisis des französischen Parlamentarismus zum Segen der dritten Republik zu überwinden. Aber nur langsam gingen die Beratungen in der Kommission vorwärts; und da der Ministerpräsident darauf besteht, seinen Entwurf als Gesetz nur aus den Händen einer rein republikanischen Mehrheit entgegenzunehmen, so weiß heute kein Mensch, wie sich das Plenum nach den Ferien stellen und das Geschick dieses neuen Staatsretters gestalten wird.

Inzwischen aber hat Poincaré, vom stolzen „Condé“ über die Meere getragen, den Zarenhof besucht und in Petersburg mit dem glorreich Verbündeten die Weltlage besprochen, ein paar Tage nach der Kaiserbegegnung in Baltischport. Seit mehr als einem Säkulum arbeiten die Jakobiner- sproßlinge (im einzelnen prachtvolle Kerle, Idealisten und Fanatiker des guten Willens) an der Errichtung einer sozialen Republik: und ihr Brüder- und Gleichheitsstaat ist bisher eine Chimäre geblieben, unendlich profaischer und krähwinkliger als er sich in den zukunftsstrunkenen Vorherrenkündigungen etwa Michelets ausnimmt, der doch schließlich auch nur den bürgerlichen Rechtsstaat wollte; aber mit ungebrochener Kraft lebt noch die napoleonische Gewaltorganisation fort — oder lebt, unter dem Triumvirat dreier Rechtsanwälte (Poincaré, Millerand, Briand), wieder auf. Wie Kriegsminister Millerand das Heer betreut, erfreut jedes Soldatenherz. Die Offiziere in den Festungen an der Ostgrenze (Belfort, Toul, Verdun und Epinal) sprechen mit Begeisterung von seinem Sachwillen und seiner Hingabe; er füllt nach einem geistreichen Verfahren die Kadres auf und regelt das bedenklich stockende Aufrücken der Offiziere; und vor seinem sozialistisch-republikanischen Wahlauschuß rühmt sich dieser Roturier seiner Strenge gegen die Antimilitaristen, die Antipatrioten und die (in die afrikanischen Strafbataillonen verschickten) Apachen so nachdrücklich und mit so entschiedener Distanzierung der Revolutionäre, daß selbst der anspruchsvolle Nationalismus der Staatsvergötterer sich beruhigt fühlen darf. Wenn er je in Frankreich geschlafen hat, so ist er jetzt sehr gründlich erwacht und gestärkt. Auch im Schoße dieser Jakobiner haben der Nationalismus und Imperialismus ein warmes Lager. — Was hat Poincaré in Petersburg erstrebt, was erreicht? Ich werde demnächst auf den Zusammenhang der Bündnisse und Ententen und Militär- und Marinekonventionen näher eingehen, wenn nicht bis dahin Schlagwetterkatastrophen auf dem Balkan sämtliche diplomatische Konzepte verschoben und zerlöchert haben werden. Die staatenbildenden Elementarkräfte sind, trotz Sozialismus und Demokratie, heute fast noch die gleichen wie vor Jahrhunderten; nur die Grimassen vor der Öffentlichkeit und die Methoden, durch leere Gemeinplätze lallende Communiqués die souveränen Bürgerchaften scheinbar

zu Mitspielern zu machen, nur sie haben sich geändert. Es ist erbärmlich, daß man uns zumutet, wir möchten diese Änderung als demokratischen Fortschritt begrüßen.

Woodrow Wilson, der aussichtsreichste Anwärter auf die Präsidentschaft, hat seine Kandidatenrede gehalten und Wallstreet atmet wieder auf. Sie war aber auch reichlich zahm und matt und gar nicht auf Angstlichmachen durch große Worte angelegt; diese Spezialität überläßt Wilson dem großen Theodoros. Der Demokrat will offenbar die besitzenden und gebildeten Wähler beruhigen und auch die konservativeren Elemente des Landes in sein Netz locken, jene Stützen der Gesellschaft, die durch Roosevelts revolutionär klingende Phraseologie nervös gemacht wurden. Wir werden sehen, was Wilson tun wird, um die ausfaugerische Praxis der großen Privatmonopole zu brechen: das einzige Mittel dazu ist eine merkliche Herabsetzung des Zolltarifs, sind Handelsverträge und Tarifbindungen mit dem Ausland. Die Verbraucher in den Städten, die Getreide- und Vieherzeuger im Norden und Westen, die Baumwoll- und Tabakerzeuger im Süden wissen es und wünschen es dringend; die weitere Demokratisierung des Verfassungslebens (Referendum, Initiative, Recall) sind ihnen als Idealgebilde zunächst sehr gleichgültig. In Sachen des Imperialismus wird auch unter einem demokratischen Präsidenten alles beim Alten bleiben, — genau so wie im Frankreich der Jakobiner die koloniale Expansion ein ungeheures Ereignis geworden ist, und in dem von Radikalen regierten England der britische Imperialismus üppig gedeiht. Der Panamerikanismus ist der stärkste Hebel der in der Union so mächtig wühlenden Wirtschaftsenergie und die Panamabill, dieser Händlerhohn auf alle völkerrechtliche Loyalität, ist sein wundervoll symbolischer Ausdruck. Der Kanal soll (und wird) die ganze Westküste Südamerikas in den Versorgungskreis des nordamerikanischen Wirtschaftsgebietes herüberziehen: nicht Menschen — es sind meist farbige, den Nordamerikaner inbrünstig hassende —: Märkte sollen erobert werden. Nach Kuba, dessen Produktion (Tabak, Zucker) und Bedarf durch Vorzugszölle an die Union gebunden wurde (wodurch unserem Zucker der Markt in ihrem Norden entzogen wurde), kommt Mexiko an die Reihe; und die südamerikanischen Republiken werden allmählich folgen. (Wie das Panama-Gelände gepachtet und mit J. P. Morgans Überzeugungsmitteln die republikanischen Herrlichkeiten von Nicaragua und Honduras aufgekauft wurden, ist eine weltgeschichtliche Farce von symbolischer Bedeutung.) Unsere Energie lebt in Technik und Wirtschaft; überall darf die Politik ihr dienen; nur soll in Deutschland böser Wille sein, was in anderen Staaten als legitime Übung kapitalistischer Notwendigkeiten erlaubt ist . .

Nun haben wir auch einen Bund liberaler Arbeiter. Das klingt wie aus der Urzeit Ferne. Aber er ist wirklich konstituiert worden, er existiert also wirklich; hat wenigstens einen Namen, ein Programm, einen Verwaltungsausschuß. Aber auch eine Zukunft? Es wird schwer, daran zu glauben, trotz der Jubelhymnen, die hier und da in den Zirkeln des papiernen Liberalismus angestimmt wurden. Es gibt sicherlich zahlreiche Arbeiter, die unter dem Terrorismus der sozialdemokratischen Verbände leiden und die unsagbare Torheit so manches Streikgebots heimlich beseufzen; es gibt solche, die mit jener Harmonie von Kapital und Arbeit zufrieden sind, welche täglich neu zusammengeslickt werden muß. Das sind die ganz Klugen oder ganz Stumpfen; die Wenigen, die die Kraft zum Aufstieg in sich spüren und denen irgendwo oder irgendwie das Glück einer bescheidenen Emanzipation lächelt, oder die hoffnungslos Blöden, die unfähig sind, sich materiell und geistig durch das Solidaritätsgefühl der Klasse über die eigene Ohnmacht und Enge emportragen zu lassen. Aber das sind Anomalien, mit denen der Politiker nicht rechnen darf. Arbeiterliberalismus als Massenerscheinung ist bei der heutigen Wirtschaftskonstellation eine starke Unwahrscheinlichkeit. Der Liberalismus, er mag noch so demokratisiert und sozialisiert sein und mit der Forderung des Fabrikkonstitutionalismus Ernst zu machen suchen, kann sich schließlich doch nicht bis zum Aufgeben seines Ur- und Grundcharakters mausern; und er gibt sich auf, wenn er dem dispositiven Geist des Kapitalverwalters alle Vorrechte nimmt und den Glauben bekennet, es ließen sich durch Gesetzgebung und Verwaltung Zustände herbeiführen, in denen Kapital und Arbeit identische Interessen und Menschengruppen mit gleichen Zielen vertreten. Der natürliche Ort des Arbeiters ist der Gewerksverein; da atmet er die Luft, an die er gewöhnt ist; da finden seine (noch nicht weit über die nackte Tierheit hinausgreifenden) Idealismen die Bestätigung durch Abertausende Gleichgesinnter und Gleichgestimmter; und da findet er, trotz aller Irrtümer der Gewerkschaftsleitung, heute alle Kräfte konzentriert, die er im Kampfe um bessere Lebensbedingungen braucht. Es ist ein Wahn, ein dummer sogar und durch alle Erfahrung des letzten Jahrhunderts verurteilter, den Liberalismus für so elastisch zu halten, daß er auch als legitime Vertretung der Arbeiter wird gelten können, weil seine Geschichte mit der Verkündigung abstrakter Rechtsgleichheit glorreich anhebt und weil er die fatale Verschwisterung mit den Interessen des Tauschhandels und des mobilen Kapitals endlich überwunden zu haben scheint.

Anmerkungen

Als ob

Fritz Mauthner, der die deutsche Sprache leidenschaftlich liebt, hat bei der Arbeit an seinem großen Sprachwerke die „grauevolle“ Entdeckung gemacht, daß die Sprache und — was so ziemlich daselbe sei — der Intellekt uns nur foppen, indem sie uns, statt ein Abbild der Wirklichkeit zu vermitteln, nur Trugbilder vorgaukeln. Sein Grauen würde sich mildern, wenn er sich zu der Ansicht bequeme, die Hans Bahinger in seiner „Philosophie des Als Ob“ (Berlin, Reuther und Reichard 1911) entwickelt. Der menschliche Intellekt hat nicht die Aufgabe, die Wahrheit zu erkennen; Wahrheit pflegen wir den Irrtum zu nennen, der uns am wenigsten schadet oder am meisten nützt. Sprache und Vorstellung sollen und können die Wirklichkeit nicht abbilden, denn diese ist uns unzugänglich; das einzige Stück Wirklichkeit, das wir kennen, ist unsre Empfindung. Der Intellekt hat lediglich die Aufgabe, Hilfsmittel zu konstruieren, mit denen wir uns im Leben zurechtfinden, Kollisionen vermeiden, die Wirkungen unsrer Handlungen vorausberechnen, und das Dasein erträglich machen können. Er verfährt dabei nach derselben Methode wie der Mathematiker, der die imaginären Zahlen und das Unendlichkleine, die beide unwirklich, ein Nichts sind, als etwas Seiendes behandelt und damit zu richtigen Resultaten gelangt (Entstehung, Sinn und Methode der Infinitesimalrechnung werden bei dieser Gelegenheit sehr schön klar gemacht). So operiert der Jurist mit seinen Fiktionen, so der Durchschnittsmensch, der sein Ich, die Dinge, Gott, die Freiheit als Realitäten

behandelt, während alle diese Gedankengebilde nur wie das *i* der Mathematiker Fiktionen sind. Auch die, andern Zwecken dienenden, mythischen und poetischen Fiktionen sind nur besondere Fälle dieser das gesamte Geistesleben beherrschenden Methode. Neben den echten Fiktionen wendet das logische Vermögen auch Halbfiktionen an, wie gewisse Abstraktionen. Solche sind das System Linnés, das zur Einteilung der Pflanzen, von allen übrigen Merkmalen absehend, nur ein einziges, wenig in die Augen fallendes, benutzt, und die Annahme Adam Smiths, der Mensch werde beim wirtschaftlichen Handeln nur von dem einen Motiv der Selbstsucht bestimmt. Verschieden von der Fiktion ist das Hilfsmittel der Hypothese. Fiktionen sind für den Wissenden nützliche Unwahrheiten, die er als Kunstgriffe zur Verwirklichung praktischer Zwecke benutzt, ohne dabei in den schädlichen Irrtum zu verfallen, daß sie Realitäten seien. Die Hypothese dagegen dient der Theorie; sie soll das Begreifen ermöglichen. Dieses in der Aufdeckung von Kausalreihen bestehende Begreifen ist zwar nur ein scheinbares Begreifen, aber die Einbildung, daß man begriffen habe, erzeugt ein Lustgefühl, während das Verborgensein der Zusammenhänge und die Unsicherheit darüber peinigen. Goethes Urpflanze und Urtier sind Fiktionen, die heuristischen Wert hatten; die Urzelle der darwinischen Deszendenztheorie ist eine Hypothese, die durch Forschungsergebnisse bestätigt zu werden erwarten darf. Die Hypothese will bestätigt, die Fiktion durch den Nutzen, den sie gewährt, gerechtfertigt werden. In einem Rückblick auf die Geschichte der Philosophie wird die allmähliche

Ausbildung dieser Methode dargestellt (ihrer bewußten Anwendung ist die unbewußte vorangegangen, in welcher der Urnensch nicht allein Mythen geschaffen, sondern auch die logischen Kategorien ausgebildet hat), und durch eine hundert Seiten lange Zusammenstellung von Aussprüchen Kants bewiesen, daß dieser der eigentliche Begründer der Theorie des Als Ob gewesen sei: wir müßten denken, als ob es ein Ich, Objekte, Kräfte gäbe, müßten handeln, als ob wir frei und durch die Gebote eines Gottes verpflichtet wären. Sehr interessant ist ein dabei hervortretender Unterschied zwischen Kant und den Rationalisten. Diese verachteten und verspotteten die christlichen Dogmen und Legenden als Aberglauben und unwürdige Anthropomorphismen; Kant dagegen rechtfertigte die christlichen Dogmen einschließlich der Jungfrauengeburt und der Himmelfahrt Jesu als für ihre Zeit unentbehrlich und als nützliche Vorbereitungen der wahren, der Vernunftreligion. Es könne darum, meint er, nichts fruchten, die biblischen Erzählungen jetzt zu bestreiten, da die Vernunftreligion ja nun erschienen sei, „die zu ihrer Zeit durch solche Hilfsmittel introduziert zu werden bedurfte; ja wir können auch die Hülle noch ehren, welche gedient hat, die (vorbereitende) Lehre in Gang zu bringen.“

Jedermann sieht auf den ersten Blick, wie fruchtbar Bahningers Grundgedanke ist, und wer im einzelnen verfolgt, welche überraschenden Anwendungen auf alle Gebiete des Geisteslebens dieser Gedanke zuläßt, wird sich dem Autor für reiche Anregung und für die Aufhellung aller philosophischen Disziplinen zu Dank verpflichtet fühlen. Auch ist zuzugeben, daß sein Begriff der Fiktion auf die Wahlfreiheit und auf manche der religiös-mythologischen Vorstellungen paßt, die ins Gebäude der christlichen Glaubenslehre eingezogen und heute noch unzähligen Menschenherzen unentbehrlich sind. Doch der Ausdehnung des Begriffes der Fiktion auf die Gottesidee und auf die Kategorien vermag ich nicht beizupflichten. Es ist

richtig, daß die einzige Wirklichkeit, die wir aus Erfahrung genau kennen, unsre Empfindung ist. Aber ich halte mich für berechtigt, nach dem Vorgange des altmodischen Kartesius zu sagen: *sentio ergo sum*. Empfindungen ohne einen Empfindenden, das Dasein ein Traum ohne einen Träumenden, eine Illusion ohne einen Betrogenen ist eine Absurdität. Und da ich weiter erfahre, daß viele meiner Empfindungen und Wahrnehmungen nicht aus mir selbst stammen, sondern ohne meinen Willen, zum Teil gegen meinen Willen, von außen verursacht werden, so halte ich die Leugnung eines meinem substantiellen Ich gegenüberstehenden substantiellen Objekts, das gleich mir ein Subjekt sein kann, für ebenso absurd. Eine kräftige Ohrfeige ist ein Argument, das auch den hartnäckigsten Solipsisten bekehrt. Wodurch unterscheidet sich denn die erkenntnistheoretische Auffassung der Wirklichkeit von der naiv realistischen? Nur durch zwei Einsichten. Erstens, daß die sekundären Qualitäten nicht an den Dingen haften, sondern Zustände unsers Bewußtseins sind; zweitens, daß die Materie ein höchst mysteriöses Ding ist, dessen Existenz unsre jüngsten Physiker leugnen, während es die älteren als ein System qualitätsloser punktueller Atome denken, von denen Wirkungen ausgehen, so daß man sie als Kraftzentren bezeichnen darf, wobei das Wort Kraft eben nur der Name für die unbekanntere Ursache bekannter Wirkungen ist. Diese beiden Einsichten hindern jedoch durchaus nicht, anzuerkennen, daß der naive Realismus im Grunde genommen recht hat. Allerdings scheint mir persönlich diese Anerkennung nur auf dem Boden des Theismus möglich. Der erkenntnistheoretisch und naturwissenschaftlich durchgebildete Atheist dagegen sieht sich in den allertollsten Widerspruch verstrickt, aus dem es für ihn keinen Ausweg gibt. Dinge, die weder selbst sehen, hören, riechen, schmecken, Taft- und Wärmeempfindung haben, noch von irgendeinem bewußten Wesen gesehen, gehört, gerochen,

geschmeckt, als hart oder weich, glatt oder rauh, warm oder kalt wahrgenommen werden, sind offenbar absolute Nichtse, sind nicht vorhanden, woraus folgt, daß es ohne bewußte Wesen keine Körperwelt geben kann. Andererseits aber wissen wir, daß der Erdball vor Millionen Jahren dagewesen ist, ehe das erste Würmlein einem Erdenklößchen, das von ihm als Widerstand oder Ruhelager empfunden wurde, ein armseliges bißchen Wirklichkeit verlieh. Auf der Grundlage, die Leibniz und Locke darbieten, kann man den Widerspruch lösen. —

Also weder die Sinne täuschen (im großen und ganzen nämlich; einzelne Sinnestäuschungen kommen ja oft genug vor), noch dürfen jene Kategorien, mit deren Hilfe wir unsre Sinneswahrnehmungen ordnen und verknüpfen, ganz allgemein Fiktionen genannt werden, obwohl es an falschen Einordnungen und Verknüpfungen nicht fehlt und genug logische Schnitzer gemacht werden. Zu den Selbsttäuschungen des wissenschaftlich tätigen Geistes gehört, die Einbildung mancher Naturforscher, sie hätten die Natur begriffen, die physikalischen, die biologischen Vorgänge erklärt, wofern nämlich diese Worte in dem Sinne genommen werden, in welchem die Herren sie nehmen, ohne es ausdrücklich zu sagen. Sie meinen nämlich die Natur so begriffen zu haben, daß sie deren Werke nachmachen können. Von einem Freunde Haeckels ist mir die Behauptung sehr übel genommen worden, der Mensch begreife nur das, was er machen kann. Wer eine Maschine begriffen hat, der kann, Handfertigkeit und den Besitz der Materialien und Werkzeuge vorausgesetzt, sie auch bauen. So, meinen die Herrn, hätten sie das Univerſum, hätten sie das organische Leben begriffen. Beweis, daß sie es so meinen: das Triumphgefühl, das ihnen die künstliche Herstellung einiger organischer Stoffe erregt hat; der einst wird der Homunkulus kein poetischer Scherz mehr sein, und ließe sich nur die Förderung: δὲ μολ, πῶ σῶ εἶναι erfüllen,

dann würden wir ein Sonnensystem bauen. Also von dieser Art Begreifen kann keine Rede sein; wie es der Schöpfer anfängt, Seelen zu konstruieren, in denen er durch den Apparat der Körperwelt Wahrnehmungen zu erzeugen vermag, wie er das Gravitieren der Weltkörper, wie er die chemischen Affinitäten, wie er die Organismen zustande bringt, das werden wir niemals herausbekommen. Was wir vermögen, ist: daß wir immer genauer und vollständiger erkennen, wie die ohne unser Zutun geschaffenen Dinge und Seelen zusammenhängen, nach welchen Gesetzen sie aufeinander wirken, daß wir sie hierdurch einigermaßen in unsre Gewalt bekommen, ihre Veränderungen und Wechselwirkungen vorausberechnen und unsern Zwecken dienstbar machen können. Darüber hinaus ist alles Sein und Wirken absolutes Mysterium.

Carl Jentsch

Ferdinand Lassalle

Wodurch lebt er? Nicht durch sein Werk, wie Karl Marx; nicht durch die Monumentalität von Forschung und Prophetie, von Gedankenmacht und Ideengläubigkeit. Lassalle war kleiner und größer, menschlicher und unmittlbarer, beweglicher und vielseitiger; und darum ist es unendlich schwer, sich in diesem unruhigen Zentrum genialer Aktivität und ihrer Nachwirkung aus heutiger Entfernung zurechtzufinden. Er kam allzufrüh in die Hände gewisser Literaten; aber die haben das „dankbare“ Thema entstellt und entzaubert, indem sie es unter die Perspektive der Feuilletonpsychologie rückten. So irt Lassalles Bild in schwankenden Umrissen durch die Geschichte, als Summe von allerhand Halb- und Viertelheiten: als Rhetor und Agitator, wissenschaftlicher Dilettant (Heraclit; System der erworbenen Rechte) und von politischem Ehrgeiz gestachelter Scharlatan; und selbst die ihm am unbedingtesten huldigen, die Sozialisten, erniedern ihn zum Bösen einer Einsei-

tigkeit. Ich empfehle daher, als Labsal in dieser Wüste, mit besonderem Nachdruck den eben in zweiter Auflage bei Frommann, Stuttgart, erschienenen Cassalle von Professor Hermann Duden. Der sieht in seinem Helden eine Zentralgestalt deutscher Entwicklung, einen ihrer stärksten Erwecker und Befruchter, und führt zu den letzten Quellen dieses Reichthums mit der sicheren Hand des Überzeugten. Das ist die erste Cassalle-Biographie großen Stils; ein Werk nicht bloß der Forschung sondern der Einfühlung und des Verstehenswillens. Duden wollte sich frei machen vom dem vergiftenden Gegensatz zwischen bürgerlicher und proletarischer Geschichtsbetrachtung, die anfängt lästiger Starrsinn oder stereotype Gedankenlosigkeit zu sein. Der Reichthum der weiterherkommenden und sich kreuzenden geistigen Entwicklungen, sagt Duden, in deren Schnittpunkt eine in der deutschen Geschichte so seltene Gestalt wie Cassalle steht, ist von der Art, daß sein Leben fast zu einem Mikrokosmos der politischen Strömungen eines Menschenalters wird. Ein schönes Programm, dessen Ausführung man lesen sollte. Die Parteiklapper schweigt. Welche Erholung!

S. Saenger

Das letzte Weinen

Junge Offiziere, am Waldrand um die Reste eines Lagerfeuers gelagert — („das Mondlicht sickerte durch das dichte Sieb von Tannennadeln ohne Unterlaß durch und machte die geraden, kräftigen Stämme hell, daß sie anzusehen waren wie eine streng geordnete Reihe in den Boden gesteckter Lanzen . .“) — erzählen einander, wann sie zum letzten Male geweint haben. Die Nüchternheit der Uniformen verschwimmt, romantische Lichter zucken über die wetterfressenen Gesichter und der warme, schlichte Bericht eines jungen Menschen über die heftigste Episode seiner Pubertätsjahre verschmilzt mit den un-

wirklichen Stimmen nächtlicher Waldung, in ernstgewordenen Augen spiegeln sich die Sterne wie im späten Herüberscheinen kindhafter Verwirrungen. Dann fällt in das unimilitärische Nachsinnen hinein ein Marmtschuß. Das Lager wird abgebrochen Schattenhafte Kriegerentsteigen den flachen Zelten, „und geflüsterte Kommandos lenkten uns gegen den dunklen Wald“.

Diese Verquickung einer in der landläufigen Literatur bloß leidig-sentimental oder platt-ironisch behandelten Realität mit rein menschlichem Gefühlsleben würde genügen, um Robert Michels* Standpunkt gegenüber den andern in Österreich schreibenden Offizieren abzustechen. Was ihm jedoch unter den heutigen Prosaisten eine besondere Stellung zurweist, ist jene merkwürdige Mischung von Sachlichkeit, an Naivität grenzender Unbefangenheit, Pathoslosigkeit und starkem Kunstwillen, die seine Schriften bald aufreizend kunstlos und doch irgendwie geheimnisvoll fesselnd, dann wieder höchst raffiniert und einer kühl berechneten Wirkung zusteuern erscheinen läßt. So ließe sich gegen das stärkste Stück der Novellensammlung, gegen die pantomimische Handlung der „dunklen Nacht“ leicht einwenden, daß der Dichter hier deutlich auf ein kräftiges Herausbringen der Schlußpointe hinarbeite. Aber schon der Durchschnittsleser muß bemerken, wie hier die drastische Schlußwendung nur das letzte Glied einer Kette von außerordentlichen Bemerkungen, Begebnissen, Handlungen ist, die vom geschmeidigen Fluß knapper Sätze zwar nicht überspült, doch auch nicht unangenehm emporgehoben wurden. Die einigermaßen zutreffende Formel für Michels Wesen wäre: Gerechtigkeit. Als ein rechter Erzähler gönnt er den Menschen, Gefühlen und Dingen ihre natürliche Stellung im Weltgeschehen. Er berichtet, ohne Licht und Schatten zu verteilen; wer Augen hat, wird schon das Richtige erkennen. In

* „Das letzte Weinen“. Novellen. Deutsch-Österreichischer Verlag, Wien 1912.

seinem vorigen Buche waren es Insekten, über deren Schicksalen er menschlicher An- gelegenheiten nicht vergaß. In der großen Novelle „der Jäger“ des neuen Bändchens bietet er ein Forstidyll, geschmackvoll und natürlich, als der bedeutende Landschafts- schilderer, der er ist. Aber im lieblichsten Frieden ist nahender Aufruhr wirkend, psy- chologische Rätsel harren der Lösung. Un- beschaulich und herb gestaltet sich das Idyll. Schicksalswind segt durch die Försterstube; dann, nach Überwindung der Katastrophe, ist der Gerechtigkeit Genüge getan und friedlich schließt sich der Kreis. Innerlich wie äußerlich findet bei Michel immer wieder ein Ausgleich statt. Was im Stoff belanglos erschien, wird durch irgendeine mächtigere Stelle gerechtfertigt; und den ratlos vor einer unbekümmerten Direktheit des Ausdrucks Zurückweichenden zwingt un- mittelbar darauf die sprachliche Schönheit eines Absatzes zu fruchtbringendem Ver- weilen. All dies Gegenfäßliche ist aber so stark mit Michels Wesen verknüpft, daß es organisch notwendig erscheint und der Sprache seiner Novellen eine sympathisch- nüchterne Färbung verleiht.

Offizier und Dichter arbeiten einander in die Hände. Dem geschulten Auge des Soldaten entgeht kein noch so unbedeuten- des Detail und der Dichter tritt unverzüg- lich in sein Recht, wenn es belebend und deutend zu wirken gilt. Michels Bedeu- tung ruht in der Sicherheit, mit welcher er die Fäden der Handlung wie straffe Zügel zusammenhält. Wie er einen Einzel- fall ins Typische zu erheben weiß, wie er ihm dabei doch einiges von der Regel Ab- weichende anhaften läßt, um die reizvolle Wirkung zu erhöhen, das erkennt man an den knappen Novellen „Oberst Günzel“, „Ein Grab“ und nicht minder in jener Episode aus dem Leben der Militärzöglinge, die wie ein Abschnitt aus dem öster- reichischen Offiziersroman erscheint, den uns Michel hoffentlich bald schenken wird.

Otto Pick

Ein Buch über Peter Altenberg

Es vollzieht sich gegenwärtig ganz im stillen, ganz unbeachtet beinahe in der Seele des deutschen Volkes eine Entwick- lung von höchster Bedeutung. Das Wort „Entwicklung“ ist vielleicht zu sachlich blaß, um das Richtige zu sagen. Denn, was ich meine ist ein langer, schwerer Kampf, der eben in unsern Tagen anfängt zum Siege zu führen, ein Kampf, der sein Schlachtfeld in der Brust jedes Einzelnen aufgeschlagen hat und dort allein entschieden wird: ein Kampf der positiven Kräfte mit den negativen, ein Kampf freudiger Lebens- bejahung mit der alten Lebensverneinung, die in den letzten Jahrzehnten uns beengte und beschwerte. Um mich deutlicher aus- zudrücken: wir sind daran, die graue Da- seinsfurcht, die uns das materialistische Zeitalter der Maschinen, Lokomotiven und Millionenstädte um die Schläfen spannte, zu überwinden. Diese unerbittliche, schein- bar grausam-seelenlose Welt erschreckt uns nicht mehr wie zuerst, da sie über uns her- einbrach, wir wagen, sie sicher ins Auge zu fassen, und erkennen allmählich beglückt: daß auch sie Raum hat für neue große Ideale, für einen neuen starken Daseins- glauben, durch den es eine Lust zu leben ist.

Dies ist augenblicklich das wichtigste innere Erlebnis unserer Nation. Jeder leidet und genest daran; die einen holen zum Gewinnen aus, die andern sind noch tief im Ringen — einige Wenige eilen schon ins ungewisse Morgenrot voraus, mutig und früh, zu ungeduldig, um der Sonne Aufgang zu erwarten, stürmen sie ihr entgegen und erreichen sie nicht. Aber sie tragen auf ihren Dämmerwegen einen Abglanz vom kommenden Tage in sich.

Zu diesen Vorläufern gehört, so merk- würdig es klingen mag, an seinem Teile auch der Wiener Peter Altenberg. Das tut Egon Friedell in seiner weitausholenden Studie („Ecce Poeta. S. Fischer, Verlag, Berlin 1912) überzeugend dar, indem er seinen Dichter einstellt in den Rahmen

des gesamten Werdens, indem er seine Betrachtungen über den Einen ausdehnt zu Erwägungen über Zeit und Zukunft und so den Einzelnen aus dem Ganzen heraus als ein wohlgeordnetes Glied erklärt. Man kann dabei finden, daß er besonders eingangs zu umständlich verfährt und bei mancherlei, was nicht auf's Thema deutet, zu gerne stehen bleibt, wodurch er gegen seine eigene Lehre sündigt, daß „Knappheit und Kürze die erste Forderung sei, die das moderne Buch erfüllen müsse“. Man kann auch an vielen Punkten ganz entgegengesetzter Meinung sein wie er und vor allem bezweifeln, ob seine etwas summarischen Geschichtsbetrachtungen immer das Richtige treffen. Man wird ihm sogar hin und wieder einen ernsteren Vorwurf nicht ersparen, nämlich den, daß er manche Dinge zu geistreich formuliere und dadurch der Wahrheit, um sie gefällig zu machen, Gewalt antue. Er wirkt bei aller lebendigen, anregenden Vielseitigkeit und Beweglichkeit doch öfters „nicht befruchtend, sondern befremdend“, um eines seiner Worte zu gebrauchen, das er auf Wedekind anwendet, und das ganz den eben gezeichneten Charakter trägt.

Aber das alles sind, wenn man den Zweck seiner Schrift bedenkt, doch nur Nebensächlichkeiten. Die Hauptsache bleibt, daß Fridell, der eine gegenwärtige Erscheinung betrachtet, den Geist des tagenden Jahrhunderts mutig ahnt; frei und entschlossen stellt er sich festlos auf den Boden unseres Jetzt und findet sich bereitwillig mit dem Wesen dieses Bodens ab: er ist modern im besten Sinne des Wortes und darum löst er auch seine Aufgabe, einen modernen Dichter zu verstehen. Er weiß genau: die landläufige Meinung hat recht, wenn sie behauptet: Altenberg „ist kein Umfassender und überhaupt in keiner Richtung Vollkommener; er ist kein Gestalter weithinleuchtender Typen, aber auch das Individualisieren versteht er nicht; . . . seine Gedanken sind barock, sein Stil ist salopp, seine Pathetik ist überheizt, und im Leben ist er ein Narr.“ Doch er weiß auch, daß der Wiener

Sonderling neben alledem nichts mehr und nichts weniger als der Pionier einer kommenden Zeit ist, ein Aufklärer, der auf seine seltne und eigentümliche Weise sich um das Werden verdient gemacht. Peter Altenberg, der in seinen kurzen, ganz dem eignen Erfahren nachgestammelten Skizzen die Welt der Nachtcafés und Straßen Wiens idealisiert, der die Frauen als ewig enttäuschte Träumerinnen sieht, der alles, was er berührt, zarter und geistiger werden läßt, dieser Peter Altenberg hat eine wichtige neue Entdeckung gemacht, die in verheißungsvoller Zukunft deutet: er hat das Märchen in der Wirklichkeit gefunden. Er hat gefühlt, daß das Leben, wie es uns umgibt, romantischer ist als alle Dichtung, daß es Wunder berge, die keine Phantasie ersinnen kann. Von dieser seiner Entdeckung legen all' seine kleinen künstlerischen Momentaufnahmen Zeugnis ab, von ihr besonders handelt auch sein theoretisches Buch „Prodromos“, das er selber „einen ersten Versuch einer physiologischen Romantik“ nannte. Hier erklärt er ausdrücklich die scheinbar natürlichen Vorgänge als Wunder.

Durch diese ganze von Fridell äußerst geschickt hervorgehobene Entdeckung, die wohl so mancher schon gedacht, niemand vorher aber so klar und ausschließlich gelebt hat wie der Dichter Altenberg, ist eine Lat für alle getan. Beim Lichte allgemeiner Fragen besehen, ist sie ein siegreicher Vorstoß in dem Kampf, von dem wir anfangs sprachen, ist sie ein Baustein zum Tempel des neuen starken Daseinsglaubens unseres neuen Jahrhunderts.

Friedrich Stieve

Panorama

Hat niemand mehr Lust, mit mir in ein Panorama zu gehn? Diese Vergnügung, obwohl sie ja dem Namen nach alles, rundweg alles, was man nur sehn kann, darzubieten verheißt, gehört keineswegs zu den heutigen und irgendwie be-

günstigten, sie ist eine ruhige, altmodische Vergnügung und kann als solche dem Tempo unseres Zeitalters natürlich nicht mehr nachkommen. Das Panorama wird bald die symbolische Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen mit unserer Zeit sein, wird ein dunkles melancholisches Vergnügen mit viel Bitterkeit auf dem Grund, bekommt — wie alles, wo solche Schwächlingsopposition sich einnistet — einen Beiglanz von Poesie, von verlорner Kindheit, von süßer und höchst angenehmer Faulenzerei, von all den lieben Dingen, welche der starke, und wie man zu sagen pflegt, gesunde Hauch der Neuzeit etwas angegriffen hat; wir werden ja sehn, was ihnen nachkommt. Weniger träumerisch ausgedrückt: Die Panoramen gehen halt ein. Billigerweise muß eine harmlose Einrichtung, die auf einem so ganz einfachen physikalischen Kunststückel, wie das Körperlichsehn ist, beruht, dem neuen und kompliziert-technischen Hervorzauberer beweglicher Landschaften und gar lebendiger Wesen das Feld räumen. Hermes Panorama, Vergnügung unserer Großeltern, Überbleibsel der Biedermeierzeit: jetzt erregt unsere Nerven der Kinematograph.

Wie dem auch sei, wir treten ein. Das Gefühl, daß es heute vielleicht zum letztenmal ist, lassen wir vorläufig gar nicht erst aufkommen. Aber während wir uns an dem höflichen, unsagbar freundlichen und dabei gar nicht hübschen Billettfraulein vorbeibewegen, durch geraffte, staubigrote Portieren in den Raum treten, der die große Holztrommel mit den Weltbildern faßt, — müssen wir doch dem allerdings gefährlichen Gedanken nachgehn, daß niemand auf der ganzen Erde sich so feinfühlig und gütig benimmt wie Kaufleute, denen es geschäftlich nicht gut geht, am besten: die vor dem Konkurs stehn. Scheint es nicht, als ob alle Menschlichkeit und gute Erziehung, Selbstbeherrschung und Demut in solchen lebenswürdigst zusammenträfen? Als ob ihre gar nicht mehr erzwungen klingende Aufmerksamkeit gegen die Kunden, ihr Wigzig-

sein, ihre vorbildliche Heiterkeit im Geschäftsgespräch sie selbst für ihre peinliche Lage reichlich entschädigen müßten. Ich kannte einen solchen, einen Photographen, den die Konkurrenz verbesserter Apparate ruinierte; in der kritischen Zeit glich er einem zarten shakespeareischen Edelmann, so gewählt waren seine stets vernünftigen Worte, so fein sein Anstand. Nun, ein solcher Schimmer von Selbstlosigkeit und Moral breitet sich auch über ganze niedergehende Unternehmungszyweige aus, niedergehende Unternehmungen haben etwas Aristokratisches und selbst ihre Ungestellten, wiewohl gegen monatliches Fixum verpflichtet, gewinnen Anteil an diesem ein wenig verweichelichten Altjungfernhimmel der Gerechten. Doch genug davon, sonst werde ich noch ganz und gar traurig. — Dieses Zimmer ist von einer heillosen sprachlosen Wehmut, in seiner Dunkelheit, die nur von der Decke her ein wenig rückstrahlendes Licht beregnet, es wird einem wirklich ganz feucht um den Hals, und dazu funkeln paarweise die Fensterchen wie winzige Kabinenlufen eines fernen Dampfers. Doch jetzt erhebt sich ein Laut, ein allgemeiner, durch den ganzen Raum fortschütternder, wie ein im Schläfe gelalltes Wort, ein halbgelähmtes Aufatmen, die einzige Lebensäußerung dieses Kosmos, rüttelnd an seinem ganzen Bau — es ist nichts, nur die Bilder sind weiter gerückt und ein Glöckchen hat das Zeichen dazu gegeben. Ruhe ist wieder eingetreten, zum Weinen tiefe Ruhe . . . Begraben wir uns also schnell bis an die Ohren in die Schaumuscheln und flüchten wir — dazu ist ja das Panorama da — aus der Masse heimatlicher Lebensbedingungen in fremde, schon durch ihre Entlegenheit oder gar durch bessere Sonnen gewärmte Gegenden, frischen wir vergangene Geographieschulstunden auf, sei es durch eine Reise über das Weltmeer, sei es in Florenz. Ich sah neulich Bitlis, die Hauptstadt von Kurdistan, ich fand es gemächlich, dort zu wohnen am Fuß einer

uralten Festung, die Hauptstraße herunterzubummeln, welche auf der einen Seite den aus harter Steppenerde gegrabenen Wall hat, auf der andern einen schmalen schnellen Fluß mit einem Halbmondbrüchchen aus Stein darüber. Ich war auch einmal in Ceylon, sah fremdartige wie aus Hanf gewebte Schiffchen an der Küste eines Landes, ihre Ankerseile gespannt zum Greifen. Ein Mädchen, vielleicht eine junge Frau, lächelte mich an in der Nähe von Kapstadt, angefichts des Tafelberges lächelte sie aus guten starken weißen Zähnen. — Doch damit die Illusion nicht zu ergreifend werde, sind die Bilder handcoloriert wie schlechtere Ansichtskarten. Da gibt es spaßige Bäume aus Grünspan, der Boden ist zitronengelb und mit drei immer wiederkehrenden Nuancen müssen sich alle die bunten Trachten eines sizilischen Volksfestes zufriedustellen. Dann dieser Himmel, er ist glasig grünblau, sehr transparent und milde, auch die heftigsten Wolken bewahren das Durchsichtige, etwa wie schmutzige Wände eines Tintenfasscs, und werden niemals regnen. In diesem Glasgrund der Diapositive finde ich die schöne heitere Stilisierung, die Erdferne der Panoramawelt. Zu Glas vereist das hurtige Bächlein mit seinen Schatten unter den dichten Waldbäumen, Glas zeigt sich unterbrechend in dem allzu wahren Gesicht eines Bettlers, und nicht nur Kirchenfenster sind glitzrig, auch ihre Reflere auf dem Estrich haben etwas seltsam Materielles, man glaubt sie unter den Schritten der Pilger knistern zu hören. — Nun wieder etwas Trauriges: ich habe einmal, durch unziemliche Neugierde verleitet, den Vorhang zu meinen Füßen, der rings um das Polygon gespannt war, gehoben, um in das Innere dieser oft so lebensvollen weiten Gegenden zu gelangen, und ich dachte nichts anderes, als nun

ganz bestimmt in ein wärmeres Klima, nach Italien oder zwischen fahnen- und segelartige Firmen einer japanischen Gasse zu kriechen. Aber als ich mich bückte, sah ich nichts als einen leeren Raum, diesen grell beleuchtet von einem in der Mitte an einer Eisenstange hochempor-gereckten nackten Glühstrumpf, dumpfige Luft, den schmutzigen Boden mit drei oder vier ausgebrannten Zündhölzchen, und gar nichts von Farbe, denn ich hatte den Kopf schon hinter dem Gürtel der überraschend winzigen Bildchen, der von einem Zahnrad getrieben ruckweise vorging. So starrte ich erschrocken in ein hellstrahlendes, ganz kahles Geheimnis und ich besaß den Leichtsinn, einen Augenblick zu denken, auch unsere Welt, die uns so raffiniert betrieben dünkt, könnte in ihrer Mitte so eine leere schweigsame einfache gleichgültige Hauptsache haben. Doch lehnen wir das ab, es ist unwissenschaftlich, laben wir uns dagegen an den historischen Toiletten, die mit der ganzen Unbefangenheit des damaligen Modernseins auf diesen Bildern getragen werden, vor Europäern wie vor Eingeborenen, an den Hütcchen, culs de Paris, den Ballonärmeln, die man schön fand, als in Wien die Rotunde neu war. Ja diese Bilderserien reisen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wie sie auch von Stadt zu Stadt reisen, ihre Figuren haben daher das Unbewußt-Hilflose, das Komische von allem, was nicht mehr ist und nicht bei uns ist. Mit verhaltenem Mitleid kommen wir ihnen am besten entgegen; und doch waren sie, die Stutzer, auf allen Bildern wiederkehrend, waren die damals höchst gegenwärtige Reisegesellschaft des Stereographen oder seine mächtige einflußreiche Gemahlin, die bald auf zertrümmerten Säulen einer schottischen Abtei sitzt, bald vor einem Zulkraal mit zugekniffenen Augen der Sonne trotzt.

Max Brod

BINDING SECT. JUL 7 - 1961

AP Neue Rundschau
30
N5
1912
Bd.2
Heft 7-9

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
